







Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870–71.

Erster Band.

Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870–71.

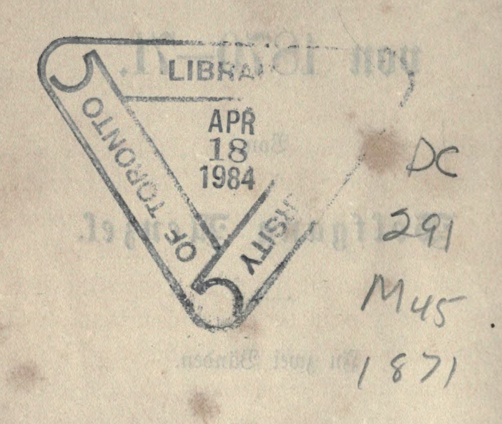
Von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.



DC
291
M45
1871

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Der blutige Krieg, dessen Gemälde wir hier aufrollen, ist von der größten welthistorischen Bedeutung, ja er bezeichnet den wichtigsten Wendepunkt der neueren Zeit, weil er die seit Jahrhunderten zerstückelte und uneinige deutsche Nation zum erstenmal wieder vereinigt und in der Mitte Europa's die gewaltige Macht der germanischen Race zwischen der romanischen und slavischen wiederhergestellt hat. Von nun an ist die romanische Race nicht mehr im Stande, das freventliche Spiel fortzusetzen, welches sie seit mehreren Jahrhunderten mit uns Deutschen gespielt hat.

Der romanische Angriff erfolgte plötzlich und heimtückisch, ohne daß wir dazu irgend eine Veranlassung gegeben hatten, und war darauf berechnet, uns für lange Jahrhunderte hinaus noch mehr als je vorher zu berauben, zu schwächen, zu entehren und uns Deutsche gänzlich der romanischen Habgier und Willkür preiszugeben. Und zwar ging dieser Angriff von einer doppelten Operationsbasis aus, nicht blos von einer politischen in Paris, sondern auch von einer kirchlichen in Rom. Was auf dem letzten Concil in Rom geschah, stand im engsten Zusammenhange mit dem napoleonischen Plan der Unterjochung Deutschlands. Wenn der französische Imperator gesiegt hätte, würde er uns nicht nur das linke Rheinufer entrissen und den Rest

von Deutschland zu einem neuen, ihm vasallenpflichtigen Rheinbund gemacht, sondern auch höchst wahrscheinlich mit Oesterreich im Bunde und unter dem Segen des Papstes ein sowohl weltliches als geistliches Reactionssystem in Scene gesetzt haben, vor dem keine deutsche Freiheit, keine deutsche Wissenschaft mehr hätte bestehen können, wozu die Urheber des Concils schon alles vorbereitet hatten.

Aber „deutsche Hiebe" haben mit unerhörter Wucht und Schneide das Netz, das uns umstricken sollte, zerrissen. Den übermüthigen Erbfeind, der uns seit Jahrhunderten keine Ruhe ließ, haben wir endlich in ununterbrochenen Schlachten überwunden und bis in sein innerstes Herz hinein getroffen, in seinem neuen Babylon=Paris. Nie gab es für uns einen schönern und ehrenvollern Krieg. Es war kein unsinniger und sündhafter Krieg mehr, in welchem sich Deutsche gegenseitig zerfleischt hätten, sondern ein gerechter und gesunder Nationalkrieg, in Abwehr frechen Angriffs. Zugleich übertraf dieser Kampf in der Großartigkeit und Correctheit unserer militärischen Leistungen alles, was die Kriegsgeschichte kennt. Was nie dagewesen, trat in überraschender Wirklichkeit vor unsere Augen. Ein Kaiser mit einer Armee von 80,000 Mann zu Sedan an einem Tage gefangen, Metz, eine nie eroberte Festung, doch jetzt erobert und darin 175,000 Mann an einem Tage gefangen. Paris, eine Riesenstadt von 2 Millionen Einwohnern und von 22 Forts umgeben, die größte Festung der Welt, fiel in unsere Hände, nachdem wir sie, die wir als modernes Babel hätten zerstören können, monatelang großmüthig geschont hatten, und als die übermüthigen Einwohner durch Hunger endlich zur Vernunft gebracht waren und sich ergaben, hatten wir bereits gesorgt, daß ihr Hunger gestillt werden konnte.

Ueberhaupt gereicht unsern deutschen Heeren die Großmuth und Menschlichkeit zur Ehre, mit der sie den Krieg geführt haben.

Die vortreffliche Einrichtung der Ambulanzen und Sanitätszüge, sowie der Proviantirung hat es möglich gemacht, daß nicht nur für die deutschen Krieger mit größter Pünktlichkeit gesorgt wurde, sondern daß wir dieselbe Sorgfalt auch französischen Verwundeten, Kranken und Hungernden widmen konnten. Und wir übten diese Samariterpflicht unermüdlich und mit Aufopferung, obgleich unsere Feinde, die Franzosen, es uns nicht verdankten, sondern oft mit äußerster Bosheit das Gegentheil thaten, in einer Menge von constatirten Fällen die Genfer Convention nicht achteten, auf Aerzte und Verwundete, auf Parlamentäre schossen, Grausamkeiten an Verwundeten und Gefangenen verübten, und gewöhnlich bei ihren wiederholten Rückzügen Tausende ihrer eigenen Verwundeten liegen ließen, ohne für sie zu sorgen.

Der letzte Krieg war, wie ein edler Schweizer gesagt hat, ein Sieg der Bildung über die Barbarei, der Sittlichkeit über die Corruption, der Freiheit über die halb Europa durch Cäsarismus und Infallibilität doppelt drohende Knechtschaft. Die Hauptsache aber ist, dieser Krieg hat uns Deutsche einig gemacht. Welche Begeisterung war es, welche den schönen jungen Wittelsbacher vermochte, der schwarzen Schaar das undeutsche Banner aus der Hand zu schlagen und mit eigener Hand die Fahne des ehrwürdigen deutschen Reichs allen Genossen desselben voranzutragen? Es war die Begeisterung, mit der seine getreuen Krieger die Turcos auf den Schlachtfeldern zermalmten. Hier ist Deutschland, hier stehen seine stolzen Söhne!

In trüber Zeit schrieb ich vor zweiundzwanzig Jahren in den Neujahrbetrachtungen meines Literaturblatts von 1849: „Sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er nicht in der Paulskirche, sondern auf dem Schlachtfelde gemacht werden. Das Reich der Worte und des Geschwätzes dürfte bald aufgehört haben; unwiderstehlich drängt es die Welt zum Handeln, zu Thaten der Entscheidung, zu Neuem, was die Professoren noch

nicht wissen, und zu Werken des Kriegs, wie ungern die jetzt noch allein herrschenden Juristen die Krieger aufkommen sehen. Die allzu klug geschulte und abgeschwächte Menschheit gewinnt auf einmal die alte romantische Kraft, sie hat gelernt, gelesen, beschrieben und wieder beschrieben, was vor ihr gethan worden ist. Sie will nun wieder selber etwas thun. Zu diesem großen Styl der neuen Thatsachen paßt die alte Kleinmeisterei nicht mehr. Man fühlt, die ängstlich gehüteten Sonderinteressen und Bequemlichkeiten werden doch dem allgewaltigen Sturme des Zeitgeistes weichen müssen, aber dieser Zeitgeist selbst, er ist nicht das Schemen des Schema's von Schulbegriffen, nicht das Zeitungsgeschwätz, nicht das Klappern von parlamentarischen Windmühlen, sondern der lebendige Odem Gottes, wie er aus winterlicher Dürre die Fülle der Natur neu hervorruft, die Wonne neuer Jugend und Heldenlust. Das ungeheuere Wortgefecht in Deutschland war nur das Aufwirbeln des Staubes vor dem Gewitter. Die bis zu völliger Rathlosigkeit gediehene Confusion wird nur die Folie seyn von Thaten der Entscheidung, denn noch hat jeder gordische Knoten sein Alexanderschwert gefunden. Blücher's schönes Wort, die Federn sollen nicht verderben, was die Schwerter gut gemacht, wird sich in einem neuen Sinn erfüllen. Die Schwerter werden wieder gut machen, was die Federn verdorben haben. Im Geist unserer Heere liegt eine große Zukunft." Habe ich damals nicht wahr gesagt? Die große Zukunft, sie ist da.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Die Veranlassung zum Kriege.

Seit vielen Jahrhunderten ist Deutschland von den Franzosen immer wiederholt, ohne irgend von uns beleidigt worden zu seyn, übermüthig und raubgierig angegriffen worden. Sie haben uns Burgund, einen Theil der Niederlande, Elsaß und Lothringen geraubt. Dazu haben sie arglistig zu jeder Zeit Zwietracht unter uns gesäet, um uns gegen einander selber zu hetzen und durch Vielstaaterei unsere Nationalkraft zu schwächen. Sie waren einig und bildeten einen starken offensiven Staat, wir sollten nie einig werden und uns immer nur defensiv verhalten. Sie duldeten nie, daß wir uns in ihre Angelegenheiten mischten, maßten sich aber jederzeit an, sich in die unsern zu mischen. Unter dem großen Napoleon haben sie dem alten ehrwürdigen deutschen Reich förmlich ein Ende gemacht. Wir haben sie zwar hinterdrein noch einmal geschlagen, ihnen aber doch ihren alten Raub von Deutschland gelassen und unser großes Reich nicht wieder hergestellt. Da sind sie wieder übermüthig geworden, drohten uns schon mehrmals wieder mit Krieg und es sind erst elf Jahre her, seitdem sie Oesterreich angriffen und beraubten. Kurz wir sollten sie endlich kennen und uns nicht immer von neuem wundern, wenn sie uns ohne alles Recht und ohne allen Grund räuberisch anfallen.

Aber wir sind immer noch die unschuldige, gutmüthige und ver-

geßliche Nation und wundern uns heute wieder und beschweren uns, als ob ein ganz neues Unrecht an uns begangen würde.

Diesmal sind wir Deutschen aber nicht allein die Verwunderten. Ganz Europa wurde im Sommer 1870 durch Frankreichs Kriegserklärung an Preußen überrascht. Man hatte nicht geglaubt, daß Napoleon III. in seiner isolirten Stellung ohne Alliirte einen so gefährlichen Schritt wagen würde. Er selbst hatte ja öffentlich immer das Kaiserreich den Frieden genannt und wiederholt aller Welt Friedensversicherungen gegeben. Seitdem Ollivier an die Spitze des Ministeriums getreten war, zweifelte man noch viel weniger an der Aufrichtigkeit der Friedensliebe in den Tuilerien. Denn Ollivier hatte am 19. Januar 1867 gesagt: „Ich betrachte die deutsche Einheit als eine unwiderrufliche, vom Schicksal verhängte Thatsache, welche Frankreich ohne Gefahr hinnehmen kann. Alles, was man gegen Preußen unternimmt, wird sein Werk erleichtern. Der Friede ohne jeden Rückgedanken ist die einzige Politik, der ich mich anschließen kann.“ Und am 15. März desselben Jahres: „Weder Belgien, noch die Rheinprovinz wollen französisch werden. Soll Frankreich sich durch den Neid auf die wachsende Größe der Andern bestimmen lassen? Schlechte Politik das, die, Frankreich suprematив auf die Zersplitterung der übrigen Völker bauend, diesem Uebergewicht ein unausbleiblich nahes Ende bereitet.“ Bei einer andern Gelegenheit betonte Ollivier im gesetzgebenden Körper, wie nothwendig es sey, daß Frankreich mit Deutschland zusammenhalte, weil ihre gegenseitige Schwächung nur dem russischen Koloß zu gute kommen würde. Ollivier galt als der wärmste Freund gemäßigter Freiheit und mit ihm nahm Napoleon III. ein System an, welches Frankreich constitutionelle Bürgschaften sicherte. Endlich ließ er sich durch ein neues Plebiscit das Vertrauen der französischen Nation bestätigen und so glaubte man denn, er denke, da er ohnehin schon bejahrt war, nur noch an die Erhaltung seiner Dynastie, indem er Frankreich auf lange Dauer Frieden, Wohlstand und Freiheit sicherte.

Im Jahre 1866 war er wohl von den mit Preußen kriegführenden Staaten um Hülfe angegangen worden, hatte ihnen aber nicht beigestanden. Nach dem Kriege verkündete die preußenfeindliche Presse unaufhörlich, ein kriegerisches Bündniß Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen stehe nahe bevor. Aber Napoleon III. schien keine Notiz davon zu nehmen und machte keine Miene, den Frieden Europas stören zu wollen.

Und doch versteckten sich hinter diesem äußern Scheine des Friedens die feindseligsten Absichten und Vorbereitungen zum Kriege. Kaiser Napoleon III. hatte, indem er den französischen Thron bestieg, die traditionelle Politik Frankreichs gegen Deutschland und insbesondere die ruhmvollen Erinnerungen seines großen Oheims geerbt, aber die Geschichte Frankreichs seit der Revolution hatte ihn auch belehrt, daß nichts unsicherer sey, als der Besitz des französischen Thrones. Zweimal war sein Oheim, zweimal waren die Bourbons älterer Linie, einmal die der jüngern Linie von diesem Thron herabgestoßen, zweimal der Thron selbst durch die Republik zertrümmert worden. Und das alles seit noch nicht drei vollen Menschenaltern. Wie sollte er nun selber den Thron behaupten und auf seinen Sohn vererben können? Er hatte sich, wovon man nach der Hand die Gewißheit erhielt, zur fixen Idee gemacht, die unruhigen, nie zufriedenen Franzosen würden sich seine Dynastie nur dann länger gefallen lassen, wenn er ihren Lieblingswunsch, den Erwerb der Rheingrenze und Belgiens, erfüllen könne. Nach diesem Ziele nun trachtete er unablässig.

Daß er damit Deutschlands Recht und Ehre zu nahe trete, daran dachte er nicht. Er hatte keine Achtung vor der deutschen Nation. Und wie hätte er sie auch haben können, da sich ja die Deutschen selber immer alles von ihrem übermüthigen Nachbarn hatten gefallen lassen! Selbst nach ihren glänzenden Siegen über seinen großen Oheim hatten sie sich auf dem Wiener Congreß durch die Arglist des Auslands und durch den Verrath eigener Fürsten um

alle Vortheile des Sieges betrügen, hatten sich gefallen lassen, daß Straßburg und Metz bei Frankreich bleiben und Deutschland ferner bedrohen durften. Gegen eine solche schafmäßige Nation glaubte Napoleon III. mit Recht, ohne achtungsvolle Rücksicht verfahren zu dürfen. Wenn wir Deutschen nicht immer so blöd gewesen wären, hätten auch die Franzosen schwerlich je so schlecht an uns gehandelt. Wir haben sie eigentlich erst schlecht gemacht. Genug, Napoleon III. behandelte das deutsche Sprachgebiet, weil kein Nationalbewußtseyn darin herrschte, als einen Ländercomplex, aus dem sich jeder, dem es beliebte und der die Macht dazu hatte, eine Portion herausschneiden dürfe.

Da es immerhin ein Wagniß war, das starke Preußen anzugreifen, hatte Napoleon III. lange schon getrachtet, nicht sowohl durch Krieg, als durch Tausch zum Besitz des linken Rheinufers und Belgiens zu gelangen. Er wünschte sich darüber mit Preußen zu verständigen, beide sollten bei dem Tausche gewinnen. So war es ihm ja mit Victor Emanuel gelungen. Er hatte von demselben Savoyen und Nizza im Tausch erhalten und ihn dafür mit Neapel, Florenz, der Lombardei 2c. entschädigt.

Die Anträge, die er zu diesem Behufe Preußen machte, datiren von länger her. Seit König Wilhelm die Oberleitung seines Ministeriums dem Grafen Bismarck übertrug und der letztere einigemal in französischen Bädern mit Napoleon III. zusammentraf, gingen Gerüchte um, die ihn beschuldigten, er wolle im Dienst des Königs Wilhelm dieselbe Rolle spielen, wie Graf Cavour im Dienst des Königs von Italien, d. h. Preußen auf Kosten Deutschlands vergrößern. Wem ist nicht noch erinnerlich, wie Graf Bismarck als deutscher Cavour von der Presse angeklagt und verleumdet und wegen Verrathes an Deutschland mit Schmähungen überhäuft wurde, während es ihm doch niemals eingefallen ist, der französischen Verführung nachzugeben und Frankreich auch nur ein Dorf von Deutschland abtreten zu wollen. König Wilhelm würde einen Cavour nicht um

sich geduldet haben. Dieses großherzigen Königs Politik war von Anfang an immer nur die nationale, deutsche. Aber eben deshalb streuten seine boshaftesten Feinde und Neider die Verleumdung aus, er traktire heimlich mit Napoleon III. Es hat unbegreiflich lange gebraucht, bis die Verleumder endlich verstummten und die Zeitungsleser inne wurden, wie makellos und correkt König Wilhelm und Graf Bismarck echt deutsche Politik getrieben und allen napoleonischen Verführungskünsten widerstanden haben.

Bevor Napoleon III. durch ein Bündniß mit Preußen zu seinem Zweck zu kommen suchte, hatte er einen andern Plan verfolgt, nämlich den, sich die Hegemonie in allen Ländern romanischer Race anzueignen und in einer großartigen Weise dieser Race wieder in der neuen wie in der alten Welt das Uebergewicht über die germanische zu verschaffen. Seine Finger spielten wie auf den Tasten eines Klaviers in der ganzen weiten Ausdehnung des romanischen Racengebietes herum, brachten jedoch keine Harmonie zu stande, sondern griffen nur Mißtöne oder empfingen elektrische Rückschläge. Es gelang ihm zwar, den neuen König von Italien zu seinem Vasallen zu machen, aber nicht die Volksstimmung in Italien zu gewinnen. Es gelang ihm, die Moldau und Walachei unter dem Fürsten Couza, seiner Creatur, zu einem rumänischen Reiche zu vereinigen, aber Couza wurde vertrieben und ein Prinz von Hohenzollern zum Fürsten erhoben. Als der Bürgerkrieg in Nordamerika ausbrach, beeilte sich Napoleon III. sich in die mexikanischen Händel einzumischen und eine Armee nach Mexiko zu schicken, um, wie er öffentlich verkündete, die romanische Race auch in der neuen Welt wieder in den ihr gebührenden Rang einzusetzen. Aber die germanische Race siegte im Norden Amerikas und ein einziges Wort ihres Präsidenten genügte, die französischen Truppen über den atlantischen Ocean zurückzuschrecken. Auch über die romanische Race im spanischen Mutterlande glaubte Napoleon III. verfügen zu sollen, indem er den sog. iberischen Plan verfolgte, welcher bezweckte, unter dem jungen, mit dem

italienischen Königshause verschwägerten König von Portugal, Spanien und Portugal zu einem Reiche und zwar wie Italien unter französischem Protectorate zu vereinigen. Allein der Ausführung dieses Plans setzten sich nicht nur in Spanien, sondern auch in Portugal selbst die größten Schwierigkeiten entgegen.

Noch ist zu bemerken, daß, so lange die mexikanische Expedition im Gange war, Napoleon III. mit derselben seine Spekulation auf Belgien zu verbinden suchte. Seinem Wunsche gemäß hätte, wenn der kinderlose Kaiser Max in Mexiko gestorben wäre, dessen belgische Gemahlin die Krone von Mexiko unter französischem Schutz an die belgische Dynastie bringen und diese dafür Belgien an Frankreich abtreten sollen.

Da nun alle diese romanischen Pläne zu Wasser wurden, schien es dem in Entwürfen unermüdlichen Napoleoniden am Ende das räthlichste, mit Preußen als der ersten germanischen Macht in Europa, ein enges Bündniß einzugehen und mit dessen Hülfe die Rheingrenze und Belgien zu gewinnen, wofür Preußen durch Siege über Oesterreich und Annectirung der Mittel- und Kleinstaaten diesseits des Rheins entschädigt werden sollte. Es schien ihm unmöglich, daß Preußen ein so vortheilhaftes Anerbieten ausschlagen sollte. Er begriff eben nicht, daß man in Preußen das Nationalitätenprinzip ernst nahm und nicht blos wie er damit kokettirte und spielte. Er scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß König Wilhelm ein Herz und einen Kopf für Gesammtdeutschland hatte. Man sagt, dieser habe einmal dem zudringlichen französischen Verführer geantwortet: Ich trete keinen Schornstein von Deutschland ab! Und doch schlich sich der Verführer immer wieder an ihn heran.

Im Frühjahr 1866 bereitete sich der verhängnißvolle Krieg zwischen Oesterreich und Preußen vor. Oesterreich schürte ihn. Oesterreich brach den Gasteiner Vertrag und wollte nach dem dänischen Kriege die gemäßigten, völlig berechtigten und den Schutz der deutschen Küsten allein bezweckenden Forderungen Preußens nicht

bewilligen. Oesterreich hezte nicht nur die Preußen beneidenden Mittelstaaten, sondern auch die große liberale Partei gegen das als absolutistisch verleumdete Ministerium Bismarck auf und provocirte die Kriegserklärung gegen Preußen. Hinter dieser Kühnheit Oesterreichs, wie hinter der Renommisterei der Südstaaten war französischer Einfluß versteckt. Napoleons III. Agenten in der Presse, wie in der Diplomatie arbeiteten damals gegen Preußen, und die Cabinette von Wien, München, Dresden, Hannover, Stuttgart, Cassel und Darmstadt ließen sich wirklich bethören, Frankreich werde ihnen zum sichern Rückhalt gegen Preußen dienen.

Napoleon III. wollte aber mit allen diesen antipreußischen Manövern nur einen Druck auf Preußen ausüben, um den König Wilhelm zu bewegen, sich in die nach ihm ausgebreiteten Arme Frankreichs zu werfen. Napoleon dachte so wenig daran, Oesterreich und den Mittelstaaten helfen zu wollen, daß er sie im Gegentheil grade damals an Preußen verrieth und Preußen zum Opfer bringen wollte. Denn im Mai 1866 trug er Preußen ein Bündniß gegen Oesterreich an und wollte ihm 300,000 Mann gegen Oesterreich zu Hülfe schicken, unter der Bedingung, daß nach glücklicher Beendigung dieses Krieges das linke Rheinufer an Frankreich, die süddeutschen Staaten an Preußen und Venetien an Italien fallen solle. Der Antrag wurde von Preußen abgelehnt, Preußen allein bestand den Feldzug von 1866 und schlug seine Feinde aus eigener Kraft, ohne fremde Hülfe. Napoleon III. wurde nochmals dringend von Oesterreich und den Mittelstaaten angegangen, ihnen zu Hülfe zu kommen, aber er hätte es schon deßwegen nicht thun können, weil er gegen die furchtbare Heeresmacht Preußens damals noch allzuschlecht gerüstet war. Er benutzte also die Situation nur wieder, um seine Allianzanträge an Preußen nachdrücklich zu wiederholen. Da Oesterreich besiegt war, stand einer solchen Allianz kaum mehr etwas im Wege. War Frankreich mit dem starken Preußen verbunden, so waren beide vereint allen Mächten Europas überlegen und konnten rechts und

links annektiren, wie es ihnen beliebte. Daher der französische Gesandte, Graf Benedetti, bei den Friedensunterhandlungen Preußens mit Oesterreich zu Nikolsburg am 5. August ganz insgeheim und ohne daß es außerhalb der unmittelbar Verhandelnden Jemand erfahren konnte, die Theilungsanträge Napoleons an Preußen erneuerte.

Benedetti war so unvorsichtig, den von seiner eigenen Hand geschriebenen Vertragsentwurf, enthaltend die gegenseitigen Zugeständnisse, welche Frankreich und Preußen einander in Bezug auf die ihnen erwünschten Annektirungen machen sollten, in den Händen des Grafen Bismarck zurückzulassen. Diese Handschrift befindet sich noch im preußischen Staatsarchive und Graf Bismarck konnte sich auf sie berufen, als die ganze Sache nach vier Jahren durch eine Enthüllung der englischen Times bekannt wurde und der auswärtige Minister Frankreichs, Herzog von Gramont, den Vorgang leugnen wollte. Da es sich nun nicht mehr leugnen ließ, hatte Gramont die Stirn zu behaupten, Benedetti habe sich den Vertragsentwurf nur von Bismarck dictiren lassen. Von besonderm Interesse war eine weitere Enthüllung vom 8. August 1870 aus Berlin, die in die Kölner Zeitung überging. Hier heißt es, Benedetti habe damals zu Nikolsburg den Grafen Bismarck dringend gebeten, die französischen Anträge anzunehmen, weil für Napoleon III. alles daran liege. „Thatsächlich war der Vorgang folgender: Einen oder zwei Tage vor dem 5. August verlangte Benedetti vom Grafen Bismarck die förmliche Zusage obiger Zugeständnisse, und fügte hinzu, wenn sie abgeschlagen würden, so sey Krieg die Losung, alors c'est la guerre, waren seine Worte. Worauf Bismarck erwiederte: alors c'est la guerre. Der preußische Premier setzte hinzu: Er könne nicht denken, daß Frankreich diese Drohung ernst meine und die Absicht habe, solche unmögliche Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Aber Benedetti antwortete: er sey auf dem Sprung, nach Paris zu reisen und, weit entfernt, dem Kaiser abzurathen, werde er ihn in diesen Zumuthungen bestärken, denn ihm liege vor allem nichts so sehr am Herzen,

als die Erhaltung der Dynastie. Diese aber, die Dynastie, sey verloren (das waren seine ipsissima verba), wenn sie jene Kompensationen nicht durchsetze. — So wahr ist es, daß der heutige Krieg nur die endliche Erfüllung einer fixen Idee ist, welche zur Hälfte dem Empire und zur anderen Hälfte den Franzosen überhaupt angehört." Diese Enthüllung wirft ein helles Schlaglicht in das Tuilerienkabinet und auf das geheimste Motiv des Krieges von 1870.

Da sich der König von Preußen auf den ihm so dringend nahe gelegten Vertheilungsvertrag auch dießmal nicht einließ und der Kaiser der Franzosen nicht gerüstet war, um seines Botschafters albernen Kriegsdrohungen Nachdruck zu geben, blieb dem Verführer nichts weiter übrig, als gleich einem abgewiesenen Freier zu seufzen, Geduld zu haben und die Sache anders anzufangen, um am Ende doch noch zu seinem Zwecke zu kommen. Vor allen Dingen mußte Frankreich sich rüsten, um eine Armee in's Feld stellen zu können, welche der preußischen ebenbürtig, ja womöglich überlegen seyn sollte. Das zu bewerkstelligen, übernahm der talentvolle Kriegsminister Marschall Niel, dem Napoleon III. den großen Sieg bei Solferino verdankte. Zugleich wurde der Chauvinismus in der Presse und in den französischen Kammerreden in Scene gesetzt und der Kaiser, der immer Frieden predigte, sah es doch nicht ungern, wenn man ihm Vorwürfe machte, er bleibe zu unthätig, er versäume das Interesse Frankreichs, er verscherze sogar die Ehre Frankreichs, sofern er dulde, daß Preußen so mächtig erstarke und eine Vereinigung aller deutschen Stämme erstrebe, welche zu einer für Frankreich furchtbaren Macht heranwachsen werde, wenn Frankreich zaudere, in Deutschland zu interveniren und im Bunde mit Oesterreich, den Mittelstaaten und Dänemark, Preußen niederzukämpfen. Während seine Minister immer Mäßigung und Frieden predigten, war es doch Napoleon III. selbst, der chauvinistische Blätter, die immerfort in die Kriegstrompete stießen, bezahlte, auch die chauvinistische Presse in Deutschland unterstützte und durch seine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in

Salzburg die Hoffnungen aller Preußenfeinde nährte. Die Hoffnung, durch ihn restaurirt zu werden, erhitzte insbesondere die depossedirten Fürsten von Hannover und Hessen zu einer Kriegswuth, die fast noch die der Pariser Blätter übertraf. Diese verblendeten Depossedirten ließen es sich Millionen kosten, um in Zeitungen und Flugschriften den Krieg gegen Preußen zu predigen. Der König von Hannover besoldete sogar in Frankreich eine eigene hannöversche Legion zum Kampf mit den Franzosen gegen Deutschland.

Aber alle diese deutschen Preußenfresser wurden von Napoleon III. getäuscht. Es war ihm gar nicht ernst, mit Preußen Krieg anzufangen. Das Gehetze gegen Preußen sollte ihm nur dienen, Preußen ein wenig mürbe zu machen. Der deutsche Liberalismus gab sich damals in seiner kaum begreiflichen Kopflosigkeit dem Wahne hin, König Wilhelm und Graf Bismarck trieben nur eine russische, reactionäre Politik, weshalb man sie auf's äußerste bekämpfen müsse. Sogar der sog. deutsche Nationalverein theilte diesen Wahn und gesellte sich den übrigen Feinden Preußens zu, um Bismarck zu stürzen. Das alles, meinte nun Napoleon III., würde wohl endlich den König Wilhelm von Preußen dahin bringen zu überlegen, ob er nicht mehr dabei gewinnen würde, wenn er die ihm so oft schon angebotene Allianz mit Frankreich einginge. Daher sein Zaudern, das Schwert gegen Preußen zu ziehen, worauf alle Feinde Preußens schon lange in zitternder Begierde warteten.

Er hatte noch eine Schraube bereit, um sie anzusetzen, wenn Preußen fortwährend hartnäckig bliebe. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er die Intrigue, die wir nun darlegen wollen, selber angezettelt hat, es scheint vielmehr, daß sie ihm von klerikaler Seite her nahe gelegt wurde. Er selber war als Neffe seines Onkels, als echter Napoleonide, nichts weniger als bigott. Religion und Kirche hatten für ihn kein Interesse, außer sofern ihnen eine Macht innewohnte, die er sich zu seinen eigenen Zwecken dienstbar machen wollte. Der katholischen Landbevölkerung Frankreichs wegen, durch deren Stimmen-

mehr bei den Plebisciten er auf den Thron gekommen und bisher darauf erhalten worden war, mußte er, lediglich aus Nützlichkeitsgründen, den Papst in Rom, nachdem er ihm schon den größten Theil des Kirchenstaats hatte wegnehmen lassen, doch im Reste desselben noch schützen, während er andererseits den König Victor Emanuel, der den Raub an Rom begangen, protegirte und mit dem Liberalismus kokettirte. Begreiflicherweise suchte die überall in Europa zerstreute und durch den Zeitgeist mehr oder weniger bedrohte ultramontane Partei ihrer Sache wieder eine mächtige Stütze in einer weltlichen Macht zu verschaffen. Oesterreich bot ihr trotz des Concordats seit seinen Niederlagen und seitdem es ein liberales System hatte adoptiren müssen, immer weniger Aussicht. Spanien schien ganz für sie verloren zu seyn. Nur der Kaiser der Franzosen konnte ihr möglicherweise noch helfen. Es verstand sich von selbst, daß er das nur aus Nützlichkeitsgründen thun würde, und deshalb kam es der ultramontanen Partei darauf an, ihm nützlich zu werden.

In dieser Beziehung scheint seine Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, die Vermittlung übernommen zu haben. Sie war bekanntlich sehr fromm und dem Papst ergeben, wie die spanische Isabella und wie auch ein frommer Damenzirkel ersten Rangs in Wien. In diesen Kreisen wurde der Gedanke verfolgt, der bisher mißlungenen romanischen Hegemonie nachzuhelfen mittelst des Papstthums und einer neuen katholischen Begeisterung in allen romanischen Ländern, welche bekanntlich fast ausnahmslos katholisch sind. Die Vermittlung mit dem Papste übernahm der Jesuitenorden.

Die Königin Isabella von Spanien war damals in große Verlegenheit gerathen. Ihr Lebenswandel, ihre Verschwendungen gaben immer mehr Anstoß. Schon hatte sie sich müssen einen großen Abzug an ihren Einkünften gefallen lassen. Ihre zur Schau getragene Frömmigkeit schützte sie nicht mehr, man machte vielmehr dem Beichtvater, der sie zur Sittlichkeit hätte ermahnen sollen, und dem Papste, der ihr „zum Lohne ihrer Tugend“ die goldene Rose übersandte,

diese unverantwortliche Sanctionirung offener Sünde und Schande zum schweren Vorwurf. Die Unzufriedenheit im Volke nahm zu. Die Aufstände mehrten sich, welche die Königin nur noch mit Mühe unterdrücken konnte. In der Voraussicht, daß ihr noch größere Gefahren drohten, warf sie sich nun ganz dem Kaiser der Franzosen in die Arme und fand eine warme Freundin und Beschützerin an der Kaiserin Eugenie. Aus diesem Verkehr des spanischen mit dem französischen Hofe gingen nun Verabredungen hervor, die sich auf die Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Krieges gegen Preußen bezogen. Falls dieser Krieg ausbreche, sollte nämlich Napoleon III. seine Truppen aus Rom zurückziehen, um sie in Deutschland verwenden zu können, dieselben sollten aber durch 40,000 Spanier abgelöst werden, welche die Königin Isabella nach Rom schicken wollte, um den Schutz des Papstes zu übernehmen und zugleich den republikanischen Anhang Mazzinis und Garibaldis zu überwachen.

Damit hing nun noch ein weiterer großer Plan zusammen, welcher durch die Einberufung eines Concils in Rom gefördert werden sollte. Dasselbe wurde durch allerlei, die Welt überraschende Akte vorbereitet, durch mehrmalige Einberufung der Bischöfe nach Rom, um ein neues Dogma (von der unbefleckten Empfängniß) zu fabriciren und um Heiligsprechungen vorzunehmen, ferner durch die famose Proclamirung der Encyclica und des Syllabus, worin der Papst ungemessene Rechte in Anspruch nahm. Noch blieb es ein Geheimniß, daß das Concil zu keinem andern Zweck zusammenberufen werden sollte, als um die Unfehlbarkeit des Papstes zu einem Dogma zu machen. Aber alle Vorbereitungen zum Concil wiesen darauf hin, daß ein großer Aufschwung in die katholische Welt kommen und der römischen Kirche ein neues und großes Uebergewicht über alle andern Kirchen verschafft werden solle.

Mit Recht wurde die Welt dadurch überrascht. Niemand wäre auf eine solche Anmaßung der römischen Curie gefallen, der Papst selber wohl am wenigsten, da er bekanntlich in den Anfängen seiner

Regierung den Ruhm darin gesucht hatte, den National-Liberalen Italiens zu gefallen. Der Plan des Concils ging nicht aus dem Herzen des Papstes, noch viel weniger aus dem Bedürfniß der katholischen Welt, sondern allein aus dem Boudoir bigotter Damen unter dem Beirath von Jesuiten hervor, welche die alte Politik der französischen und spanischen Könige und deren enges Bündniß mit dem Papst und mit dem Hause Habsburg erneuern zu können hofften. Denn in ihren Augen bedeutete eine Allianz Napoleons III. mit dem heutigen Oesterreich unter dem Segen des Papstes und ihr gemeinschaftlicher Sieg über Preußen soviel als ein Sieg des Katholicismus über den Protestantismus, des romanischen Südens über den germanischen Norden.

Ueber den Jesuitenplan enthielt die A. A. Zeitung einen guten Artikel: „Die gegen Deutschland erfundenen Chassepots waren bei Mentana an italienischen Leibern probirt worden, und siehe da! sie hatten Wunder gethan. Die Jesuiten athmeten auf, als sie Napoleon wieder auf dem Wege der Reaction, wieder im Labyrinth des klerikalen Rom verfangen wußten, während auch Bismarck mit Lächeln den Bonaparte'schen Minotaurus dort festgebunden sah. Flugs wurden große Weltplane von den Jesuiten ausgesponnen. Die allgemeine Reaction und Katholisirung, die neue päpstliche Weltordnung unter Decretalen und Syllabus sollte jetzt vor sich gehen. Die erschütterte Kaisergewalt Napoleons sollte sich neu aufrichten, sich neu centralisiren, um mit dem geistlichen Cäsarismus des Papstthums einen Bund zu schließen. Der Krieg gegen das protestantische Preußen, gegen dieses durch Denken und Wissenschaft corrumpirte Deutschland stand obenauf im Programm der großen Männer der Civiltà Cattolica. Mit Bannbullen und Censuren sollte der infallibel gemachte Papst, mit Chassepots und Mitrailleusen der infallibel gemachte Cäsar diesen Vernichtungskrieg gegen das deutsche Säculum führen. Aus dem unbezweifelbaren Siege folgte selbstverständlich der Zerfall Italiens in seine Atome und die Wieder-

herstellung des Kirchenstaats wie zu Consalvi's Zeit. Dem gallischen Cäsar, dem ältesten Sohn und Advocaten der Kirche, würde dann der Papst die Krone Karls des Großen im Sanct Peter gereicht haben. Um die beiden heiligen Metropole der Welt würde sich dann die beruhigte Menschheit wie um ihre Achsen gedreht haben: um Paris, den Sitz der feinsten menschlichen Civilisations-Despotie, um Rom, die infallible Quelle göttlicher, im Jesuitismus geoffenbarter Wahrheit. — Das Ende dieser Pläne liegt in folgenden Worten: Am 5. September 1870 erwachte der große Kaiser Napoleon III. als der armseligste aller Gefangenen in einem deutschen Schlosse bei Kassel und er erkannte, daß die große Scene des Plebiscits und die Eroberung Deutschlands ein Traum war. So berichten die nüchternen und prosaischen Zeitungen. Ach! La vida es sueno!

Dieselben Zeitungen berichten, daß der Papst am 15. September seufzend auf der Orakelhöhe im einsamen Vatikan erwachte und die schwarzen Wolken des Verderbens näher und näher heranziehen sah. Waren nicht das Concil und seine Infallibilität auch nur ein Traum? Ach! La vida es sueno!"

Genug, die Einberufung des Concils wurde so berechnet, daß, wenn es im Dezember 1869 zusammentrat, bis dahin im Laufe eben dieses Jahres die französischen und die mit ihnen verbündeten österreichischen und süddeutschen Waffen Preußen besiegt haben könnten. Dieser Sieg würde dann durch das Concil die Weihe eines Sieges des Katholicismus über den Protestantismus empfangen haben. Darauf war nun auch das große Echauffement der preußenfeindlichen Presse im Jahre 1868 berechnet. Insbesondere erhitzte sich die ultramontane Presse in Bayern und Schwaben bis zu einer Art wahnsinnigen Tobens. Auf eine so ungewöhnliche, unbillige und verlogene Art, daß man leicht errathen konnte, diese Presse sey bezahlt, bestellt, und diene nur dem damals von Rom und den Jesuiten aus so eifrig betriebenen Plane, der es Napoleon III. möglich machen sollte, sein liberales Parlament abzuschütteln, dann das

Concordat in Oesterreich wieder befestigen und eine politisch-kirchliche Reaction wie zur Zeit des Restitutionsedikts durchführen sollte.

Da fuhren aber unerwartet die spanischen Generale dazwischen, erhoben die Fahne der Revolution, siegten und jagten die Königin Isabella aus dem Lande. Ohne Zweifel hatten sie Witterung von dem, was Isabella mit der Kaiserin Eugenie geplant hatte, und kamen ihr zuvor. Der Ausfall Spaniens aus dem projectirten Bunde der drei romanischen Reiche änderte die ganze Sachlage, weshalb auch die dadurch sehr geärgerte Presse den Grafen Bismarck beschuldigte, er habe die spanische Revolution mit Geld unterstützt und eigentlich provocirt. In diesem Gerücht verrieth sich das böse Gewissen derer, die am besten wußten, was alles vorbereitet worden war, um Preußen wo möglich zu vernichten.

Napoleon III. hatte sich niemals abmerken lassen, ob er das Treiben in Rom billige oder nicht. Er hinderte es nur nicht und konnte nachher immer noch thun, was er wollte, ohne sich compromittirt zu haben. In keinem Falle wollte er den Jesuiten zum Werkzeuge dienen, wenn sie auch ihm dienten. Gewiß ist, daß er seit dem Zwischenfall der spanischen Revolution wieder die liberale Seite vorkehrte, die Parole gab, „das Kaiserthum ist die Freiheit" und Ollivier an die Spitze des Ministeriums stellte. Auch blieb sein Augenmerk immer auf Preußen gerichtet, dem er auch, ganz abgesehen von Rom, durch andere Mittel beizukommen suchte. Es entsprach ganz der zur Schau getragenen Friedenspolitik Olliviers, daß er Preußen den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Abrüstung machte. Hatte Napoleon III. heimlich doch noch zum Kriege Lust, so kam es ihm sehr zu statten, wenn Preußen abrüstete. Preußen aber traute nicht, und ging auf den Antrag nicht ein.

Die Ungeduld des Tuilerienkabinets ließ Preußen keinen Augenblick Ruhe. Sie zettelte eine Intrigue in Belgien an, die eine entfernte Kriegsdrohung enthielt. Es wurde nämlich heimlich von französischer Seite ein Ankauf der belgischen Haupteisenbahn abgekartet, so daß

diese Bahn unmittelbar unter französische Controle kommen und im Kriegsfall den französischen Truppen den Weg durch Holland frei machen sollte. Aber diese Intrigue scheiterte an der Wachsamkeit und Energie der belgischen Regierung. Napoleon III. tastete immer ungeduldiger in Versuchen herum, auf diese oder jene Art seinem Zwecke näher zu kommen. Nachdem ihm der mit der Königin Isabella eingeleitete Plan in Spanien mißlungen war, mußte der von ihm inspirirte alte Saldanha in Lissabon eine Revolution machen, um den iberischen Plan wieder aufzunehmen. Mittlerweile aber schloß der Norddeutsche Bund mit der Schweiz und Italien den Vertrag über die Gotthardbahn ab, welcher eine unmittelbare Verkehrsverbindung mit Deutschland über die Alpen außerhalb des österreichischen und französischen Gebiets ermöglichte. Das Zustandekommen dieser Bahn machte dem französischen Kaiser, nachdem er seine eigene Absicht auf die belgische Bahn verfehlt hatte, tiefen Aerger. Als nun vollends die Regierung in Spanien unter voraussichtlicher Zustimmung der Cortesmehrheit einem Prinzen von Hohenzollern die Krone anbot, wodurch der letzte Plan Napoleons auf Spanien auch wieder vereitelt wurde, kam der Groll bei ihm zum Durchbruch.

Er erfuhr, die provisorische Regierung in Spanien, insbesondere Prim, habe heimlich den Prinzen Leopold von Hohenzollern fragen lassen, ob derselbe nicht geneigt wäre, die spanische Krone anzunehmen. Ohne Zweifel erfuhr es Napoleon III. durch seinen Gesandten in Madrid, der persönlich der Cortessitzung anwohnte, in welcher diese Candidatur ziemlich unverblümt angedeutet war. Der Kaiser verhehlte aber, daß er es wisse, um Preußen eine Falle zu stellen und hinterdrein vorzugeben, nicht Spanien habe den Candidaten aufgefordert, sondern Preußen habe ihn den Spaniern aufdringen wollen.

Am 4. Juli 1870 wurde die Welt plötzlich von Paris aus allarmirt durch die Nachricht, General Prim habe mit dem Grafen Bismarck verabredet, einen Hohenzollern auf den spanischen Thron

zu bringen. Diese sehr geheim betriebene Sache sey dadurch entdeckt worden, daß öfter chiffrirte Telegramme zwischen Madrid und Deutschland gewechselt worden seyen, was unterwegs in Frankreich Verdacht erregt und worauf man hier jene Telegramme entziffert habe. Die chauvinistische Presse in Paris schlug sofort einen ungeheuern Lärm auf und auch im gesetzgebenden Körper, im Ministerium und in den Tuilerien verriethen sich Ueberraschung und Zorn. In der ersten Hitze dachte man an nichts anderes, als an ein großes Complot, durch welches das Haus Hohenzollern zum Besitze Spaniens gelangen wolle, um Frankreich von zwei Seiten her zu bedrohen, wie es einst das Haus Habsburg unter Kaiser Karl V. gethan habe. Diese Besorgniß wurde offen von der Presse ausgesprochen. Der ministerielle Constitutionel drückte noch insbesondere seinen Ingrimm darüber aus, daß Prim Frankreich bei der Nase herumgeführt habe. Man muß dabei erwägen, wie eifrig Napoleon III. den iberischen Plan verfolgt hatte und daß ihm die Durchkreuzung desselben durch Prim's hohenzollern'schen Plan sehr verdrießlich seyn mußte. Nun hätte Frankreich aber Preußen nicht zum Vorwurf machen sollen, daß es für eine spanische Königswahl intriguire, da Napoleon III. dasselbe gethan und wiederholt in Portugal den iberischen Plan noch zuletzt mit Hülfe Saldanhas durchzusetzen versucht hatte. Seitdem dieser iberische Plan als unausführbar erkannt war, blieb es kein Geheimniß, daß die Kaiserin Eugenie sich sehr lebhaft für die Candidatur des Prinzen Alphons, des Sohnes ihrer Freundin Isabella, interessirt habe, womit auch die kürzlich erst erfolgte Abdankung Isabellas zu Gunsten ihres Sohnes zusammenhing.

In der spanischen Thronfrage war Preußen ganz unschuldig. Die Angst, die in Paris vor Bismarck herrschte, war so lächerlich gewesen, daß man schon 1868 fabelte, Graf Bismarck habe auf einem preußischen Schiffe Millionen nach Cadix geschickt, um die Septemberrevolution der spanischen Generale zu unterstützen und den Herzog von Montpensier auf den spanischen Thron zu bringen.

Eine alberne Erfindung, da Preußen für so abenteuerliche Pläne kein Geld übrig und ebensowenig ein Interesse hatte, sich Montpensiers anzunehmen. Zudem würde jeder fremde Prinz, den endlich die Cortes zum König wählen wollten, mit den größten Schwierigkeiten, mit dem hartnäckigsten Widerstande der Republikaner, der Isabellisten und Carlisten zu kämpfen haben. Ein Hohenzollern auf dem spanischen Thron würde dem preußischen Interesse nichts nützen können und Preußen, wenn es sich seiner annehmen wollte, nur eine große Sorge übernehmen. Es ist einfältig, dem klugen und praktischen Grafen Bismarck zuzutrauen, daß er Preußen jemals eine solche Sorge hat aufbürden wollen. Preußen war dem ganzen spanischen Thronhandel fremd.

Wie die spanische Regierung auf den Gedanken kommen konnte, den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zur Throncandidatur vorzuschlagen, hat Salazar, welcher im Namen nicht bloß Prims sondern auch Serranos und des ganzen spanischen Ministeriums mit dem gedachten Prinzen unterhandelte, klar und wahr auseinandergesetzt: „Haben wir uns zuerst an einen preußischen Prinzen gewandt, um die Krone anzubieten? Was hat nicht die ganze französische Presse gesagt, weil Spanien in Lissabon, in Cintra, in Florenz und in Harrow Zurückweisungen erfahren hatte? Wenn wir nun in jenen Versuchen kein Glück gehabt haben und es bekannt ist, daß auf dem Herzog von Montpensier und der Republik ebenfalls das Veto Napoleons ruht: soll deshalb die September-Errungenschaft zu einer steten Unfertigkeit verurtheilt seyn? Was kann Frankreich von einem preußischen Prinzen fürchten, der auf dem Throne Spaniens sitzt? Erstens gehört Don Leopoldo dem katholischen Zweige Preußens an, der schon seit Jahrhunderten von dem evangelischen, welcher jetzt in Berlin herrscht, weit getrennt ist; und es verdient hier Erwähnung, daß der amtliche Candidat Spaniens heute der Erbe der Krone Preußens wäre, wenn seine Altvordern, welche das Erstgeburtsrecht besaßen, die katholische Religion für die prote-

stantische abgeschworen hätten. Zweitens, kann denn ein parlamentarischer König sein Land in einen auswärtigen Krieg verwickeln? Hängt von Portugal Brasilien ab, weil auf den beiden Thronen Mitglieder derselben Familie sitzen? Was hat im Jahre 1866 dem entthronten Könige von Hannover seine Verwandtschaft mit der Königin Viktoria genutzt? Desgleichen zeigte sich Philipp V. nicht sonderlich dankbar gegen Frankreich, welches sich so sehr angestrengt hatte, um ihm die Krone Karls II. auf's Haupt zu setzen; und es ist überflüssig, an Bernadotte, den Thronfolger von Schweden, oder an den neapolitanischen Murat zu erinnern, die im Jahre 1814 gegen ihren alten Herrn und Beschützer Napoleon I. kämpften. Dank ist in der Politik ein leeres Wort; und von der anderen Seite betrachtet: was würde denn der Prinz Leopold Preußen zu verdanken haben? Nichts, gar nichts; alles hätte er dem Willen der spanischen Cortes zu verdanken. Die preußische Regierung hat sich in diese Unterhandlung nicht eingemischt, und der König von Preußen war überrascht, als ihm der Prinz, welcher volljährig ist, nach Ems seinen endgiltigen Entschluß mittheilte, als eine Sache der Höflichkeit. Was des Prinzen eigene Ansichten über jenen Punkt betrifft, so kann ich einen sehr bedeutsamen Ausspruch von ihm anführen, wozu ich ermächtigt bin. Mehr als einmal hat er sich, mit mir im Gespräche über unsere Angelegenheiten, folgender Aeußerung bedient: ‚Ich weiß nicht, wie man in Spanien darüber denkt, aber hier in Deutschland glauben alle, die sich mit auswärtiger Politik beschäftigen, daß die iberische Halbinsel wegen ihrer geographischen Lage und ihrer besonderen Beschaffenheit nichts gewinnen, wohl aber viel verlieren kann, wenn sie an europäischen Verwicklungen Theil nimmt. Der Leitstern ihrer Politik muß eine strenge Neutralität seyn.‘ Don Leopoldo würde daher ein spanischer König seyn, der weder durch sein Auftreten, noch durch seine Neigungen unserem mächtigen Nachbar Besorgniß einflößen könnte. Laßt uns eine kurze Weile Thatkraft beweisen, und die Vernunft wird uns dazu helfen, daß bald alle

Gefahren entschwinden. Die Heiraten von 1846 legen beredtes Zeugniß von den Verlusten ab, die ein Volk erleiden kann, wenn es nicht im gegebenen Augenblicke auf der Höhe der Lage steht. Spanien fühlte sich heute vielleicht glücklich unter der Herrschaft Isabellens II., wenn eine kindische Furcht Englands nicht die Vermählung der Königin mit dem Herzoge von Montpensier verhindert hätte. Was soll ich auf die andern Gemeinplätze erwiedern, die gegen den Prinzen Leopold ausgesprengt werden? Man höhnt ihn als einen Bettler, ihn, den Erstgeborenen eines der reichsten Häuser Europas; man verspottet ihn als einen Ultramontanen (neo) und er ist ein Katholik aus der Schule der deutschen Bischöfe; man beschuldigt ihn, daß er die Protestanten begünstige, während in seinem heimischen Staate die Katholiken zu den Nichtkatholiken in dem Verhältnisse von 62 zu 1 stehen; man wirft ihm vor, die Verfassung nicht gelesen zu haben, und er könnte sie in einer Akademie erklären. In einem Worte: Thorheiten aller Art werden erfunden, um einen Kandidaten herabzuwürdigen, der in echter Weise die September-Revolution darstellen kann, welche unter dem Rufe: ‚Nieder mit den Bourbonen!‘ erhoben wurde. Denn unter den katholischen Prinzen ist er der einzige in dessen Adern kein Bourbonenblut fließt, und er ist überdieß mit einer Infantin von Portugal vermählt. Ich habe die Befriedigung, daß meine beiden Lösungen von der Regierung und von der Mehrheit der Cortes günstig aufgenommen worden sind.“

Auch Sagasta, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Madrid, bestätigte in einem Umlaufschreiben an die spanischen Gesandten, die Regierung habe die Wahl auf den Prinzen Leopold nur im Interesse der spanischen Nation gelenkt, weil er großjährig, unumschränkter Herr seiner Handlungen und mit der Mehrheit der regierenden Häuser Europas verwandt sey, und seine Candidatur in nichts die freundschaftlichen Beziehungen Spaniens zu den übrigen Mächten beeinträchtige.

Man wollte wissen, Damen hätten die Hand im Spiele gehabt.

Man wies auf die Prinzessin Antonie, Gemahlin des Prinzen Leopold von Hohenzollern und Schwester des Königs Luiz von Portugal, als auf eine kluge und ehrgeizige Dame hin, wie auch auf Marie, Leopolds Schwester und Gemahlin des Grafen von Flandern (Bruder des Königs Leopold von Belgien), welche thätig gewesen seyn sollen, den Plan der Kaiserin Eugenie zu durchkreuzen. Indessen kam es wohl nicht auf die Damen an, sondern auf die Interessen Spaniens und auf das Interesse, welches Napoleon III. hatte, einen Krieg vom Zaune zu brechen. Die Wahl Leopolds konnte nicht durch Damen bestimmt werden und man wurde zu ihr nur durch die Erwägung hingeleitet, daß in der That kein passenderer Candidat für den spanischen Thron gefunden werden konnte. Er eignete sich dafür ungleich besser als alle bisher durchgefallenen Candidaten, denn er war katholisch, gehörte einem der ersten Geschlechter Europas an, war körperlich und geistig befähigt, reich, bereits Vater von drei Söhnen, so daß die Nachfolge gesichert war, und stand allen bisherigen Intriguen und Parteien Spaniens fern. Es hätte ihm in spezieller Beziehung zum Nachbarlande Frankreich können zu statten kommen, daß sein Großvater Karl mit Antoinette Murat, sein Vater Karl Anton mit Josephine, einer Tochter der Großherzogin Stephanie, der Stieftochter Napoleons I., vermählt waren, er also in verwandtschaftlicher Beziehung den Napoleoniden näher stand als dem preußischen Königshause, der jüngern Linie der Hohenzollern, welche schon seit vielen Jahrhunderten von der ältern gänzlich getrennt geblieben war.

Und dennoch sah Napoleon III. in dem ihm so nahe verwandten neuen Kronkandidaten für Spanien einen verhaßten Feind blos, weil er Hohenzollern hieß. Würden die Spanier einen Montpensier oder die Republik vorgezogen haben, so würden diese ohne Zweifel gefährliche Feinde für ihn geworden seyn. Der junge Hohenzollern gewiß nicht, denn als ein Urenkel Napoleons I. hatte er keinen Grund, die bisherigen friedlichen Beziehungen zwischen Spanien und Napo-

leon III. zu stören, und wurde auch durch den König von Preußen nicht im mindesten zu einer solchen Störung aufgefordert, vielmehr hat ihm derselbe sogar abgerathen, die Candidatur anzunehmen. Aber Napoleon III. war nicht nur überhaupt geärgert, daß seine eigenen Absichten auf Spanien scheiterten, sondern er sah vielleicht auch Gespenster. Da er einer Dynastie angehörte, die bekanntlich sehr viel auf Prestige, Stern oder Unstern hält, mußte es ihn in der That frappiren, daß nun schon zum zweitenmal, wie früher in Rumänien so jetzt in Spanien aus dem Ei, welches er in fremde Nester legte, gegen alle Erwartung ein Hohenzollern herauskam.

Genug, Napoleon III. fingirte, Frankreich sey durch Preußen schwer beleidigt und gefährdet, und ließ Ministerium und gesetzgebenden Körper Allarm schlagen. Am 5. Juli interpellirte Cochery im gesetzgebenden Körper das Ministerium und verlangte Auskunft über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern. Der auswärtige Minister Herzog von Gramont antwortete: „Wir haben uns in strenger Neutralität gehalten, aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolks uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt und dadurch zu unserm Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas in Unordnung bringen und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Dieser Fall wird nicht eintreten, dessen sind wir ganz gewiß. Damit er nicht eintrete, zählen wir zugleich auf die Weisheit des deutschen und auf die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders kommen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung, meine Herrn und durch die der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit zu erfüllen haben."

Diese feierlichen Worte glichen dem ersten Wehen des Windes, wenn nach langer Stille der Luft vom fernen Horizont ein schweres Gewitter herandroht. Der gesetzgebende Körper gerieth in große Aufregung. Die Chauvinisten triumphirten und die ganze große

Mehrheit, die von der Regierung abhing, wurde chauvinistisch. Nur die Feinde der herrschenden Dynastie, die Republikaner und Orleanisten, opponirten lebhaft. Arago, Picard, Jules Favre empfahlen Vorsicht und wiesen darauf hin, man solle das Recht der Nationen achten, man solle Spanien nicht ohne Noth beleidigen. Man habe kein Recht, den Spaniern einen König, weder aufzudringen, noch auch zu verbieten. Das hieße ohne allen Grund und ohne alle Noth ein edles Nachbarvolk beleidigen. Die Spanier allein hätten über ihr Schicksal zu entscheiden, Frankreich gehe es nichts an. Der alte Cremieux rief: „Ihr selbst seyd es, die ihr durch euer unüberlegtes Dreinreden die Spanier veranlassen werdet, nun um so gewisser den Prinzen von Hohenzollern zum König auszurufen.“ Der alte Thiers schloß sich ebenfalls der Opposition an. Obgleich er schon 1840 als Minister Ludwig Philipps Deutschland mit Krieg gedroht und während der Regierung Napoleons III. diesem unaufhörlich und bis zum Ekel vorgeworfen hatte, daß er den Muth seines Onkels nicht habe, daß er nicht Rache nehme wegen Waterloo und Sadowa, rieth doch der kleine Schreier diesmal mit seiner affektirten Weisheitsmiene vom Kriege gegen Deutschland ab, weil der Vorwand dazu ungenügend sey und er leicht mißlingen könne. Die Mehrheit des Hauses ärgerte sich über sein seltsames Auftreten, unterbrach ihn und wollte ihn nicht ausreden lassen. Am Abend darauf wurde er in seinem Hotel vom Pöbel insultirt und man schrie: „Nieder mit dem kleinen Preußen!“ Natürlicherweise hatte der alte Intriguant nur die eitle und ehrgeizige Absicht, nach Napoleons voraussichtlicher Niederlage in Paris die Rolle Talleyrands zu spielen, sich zum Friedensvermittler aufzudrängen und wo möglich die Orleans auf den Thron zurückzuführen.

Was Ollivier betrifft, der im vorliegenden Falle mit Thiers die Rolle umgetauscht und blindwüthender Chauvinist geworden war, so hat er sich wahrscheinlich nur von Napoleon mißbrauchen, seine Eitelkeit verführen lassen. Man nannte ihn treffend „einen betro-

genen Betrüger“ und Bamberger nannte ihn „den talentvollen Gimpel des Meisters, der ihn auf seinen Fingern hüpfen und zwitschern läßt.“

Man gab sich der Täuschung hin, Preußen werde sich schrecken lassen, und die chauvinistischen Blätter empfingen die Ordre, schrecklich mit dem Säbel zu rasseln. Man nannte die Redakteure dieser Blätter die Leibmameluken des Kaisers. Unter den am reichsten von ihm bezahlten ragte Granier de Cassagnac hervor, der im Pays höhnisch schrieb: „Das kaudinische Joch ist bereit für die Preußen, sie werden sich darunter beugen und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist.“ Das Mißgeschick wollte, daß dieser jämmerliche Prahler schon zwei Monate später in preußische Gefangenschaft gerieth. — Der Moniteur ließ sich ebenfalls vernehmen: „Nachdem die preußische Regierung mit unserer Geduld und mit der Geduld Europas Mißbrauch getrieben, hat sie nun alle Grenzen überschritten. Wenn unsere Politik Spanien gegenüber eine gemäßigte seyn muß, so stehen wir Preußen gegenüber anders. Diese durch ihre ersten Erfolge in Selbsttäuschung versetzte Macht scheint sich das Uebergewicht und die Herrschaft in Europa anmaßen zu wollen. Es ist Zeit, solchem Anspruch ein Ziel zu setzen. Die Frage muß erweitert werden und heute ist die Entsagung des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron nicht mehr ausreichend. Das Wenigste, was wir verlangen müssen und was uns heute befriedigen kann, wäre die formelle Bekräftigung und die absolute Ausführung des Prager Friedens, d. h. die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, welche zum Süden gehört, das Aufgeben eines jeden militärischen Einflusses und die Regulirung des Artikel 5 mit Dänemark. Wenn man uns diese Garantien nicht gewährt, so können unsere Forderungen noch größer werden.“

In Preußen war man ganz unvorbereitet. König Wilhelm

brauchte das Bad in Ems, Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und General Moltke befanden sich zur Erholung auf ihren Landgütern. Man wußte, der König habe dem Prinzen Leopold, als dieser ihm den spanischen Antrag meldete, von der Annahme desselben abgerathen. Als nun so großer Lärm in Paris gemacht wurde, erklärte der König, Preußen sey der ganzen Angelegenheit fremd und habe auch kein Interesse, irgend einen Einfluß auf Spanien üben zu wollen. Prinz Leopold sey unabhängig und habe ihn nur aus Höflichkeit um seine Zustimmung gebeten, die er ihm nicht habe verweigern können und nur als Familienhaupt, nicht als Staatsoberhaupt gegeben habe. Zugleich erklärte Fürst Karl Anton aus Auftrag seines Sohnes Leopold, derselbe verzichte auf die Candidatur, und auch die spanische Regierung meldete diese Verzichtleistung offiziell an die französische. Damit erklärte sich nun auch Ollivier im gesetzgebenden Körper vollkommen befriedigt und die Sache für erledigt. Frankreich habe nur die Thronbesteigung des Hohenzollern verhindern wollen und keinerlei andern Zweck gehabt, namentlich keine Aenderung des Prager Friedens. Der „Constitutionell" rühmte diesen friedlichen Ausgang der Sache als einen großen Sieg Frankreichs, der keinen Tropfen Blut gekostet habe.

Napoleon III. selbst soll sich beruhigt haben. Preußen hatte nachgegeben, aus der Thronkandidatur des Prinzen Leopold wurde nichts, was wollte Frankreich mehr? Sein Wille war ja geschehen. Somit schien der ganze Handel beigelegt zu seyn, als auf einmal, ganz unerwartet und nach einer nur sehr kurzen Frist, Frankreich schon wieder neue Forderungen an Preußen stellte, die es nicht bewilligen konnte, so daß der Krieg unvermeidlich wurde. Die geheime Geschichte dieser raschen Wendung im Tuilerienkabinet ist noch nicht aufgeklärt, nur Gerüchte und Wahrscheinlichkeitsgründe werfen ein Licht hinein.

Unter den Muthmaßungen, aus welchem Grunde denn Napoleon III. den für ihn so verderblichen Krieg begonnen habe, ist folgende

der Daily News bemerkenswerth. Dieses englische Journal wollte nämlich wissen, der kaiserliche Hof in Paris habe ungeheuer verschwendet, nie Geld genug gehabt und daher vom Kriegsbudget jährlich 50 Millionen weggenommen und für seine Zwecke verbraucht. Natürlicherweise mit Wissen des Kriegsministers, der auch sein Theil nahm. Darunter litt die Armee. Anstatt 2000 Mann, zählte das Regiment nur 1500. Nun fürchtete man, seitdem der Parlamentarismus wieder zu erstarken anfing, würde der gesetzgebende Körper die Betrügereien endlich entdecken, und einem solchen Scandal konnte man am besten durch einen auswärtigen Krieg ausweichen. Das sey auch der Hauptgrund gewesen, warum der Kriegsminister Leboeuf so sehr zum Kriege drängte.

Wachenhusen erklärt ferner die Sorglosigkeit, womit Frankreich in den Krieg eintrat, aus der Leichtgläubigkeit, mit der Napoleon III. die Angaben seines Militärbevollmächtigten Stoffel in Berlin für wahr hielt. Dieser nämlich hatte ihm eine geringe Vorstellung sowohl vom Geist der preußischen Armee, als von der Brauchbarkeit des Zündnadelgewehrs beigebracht und so verließ sich der Kaiser unbedenklich auf den berühmten Elan seiner Truppen und auf seine Chassepots und Mitrailleusen. Man begreift kaum, wie er so leichtsinnig seyn konnte. Mexiko hatte ungeheures Material und Geld verschlungen, was nicht ersetzt worden war. Im Offizierscorps hatte die Corruption des Pariser Lebens den ritterlichen Sinn vergessen gemacht. Zu höhern Stellen wurde man nur noch durch Gunst, besonders der Weiber befördert. Daher verlor auch der gemeine Mann den Respect vor den Offizieren. Strenger Dienst war beiden zur Last und man gewöhnte sich an Bummelei und sinnliche Ausschweifung.

Jener Leboeuf war es, den Napoleon III. später selber beschuldigt hat, er habe ihn verrathen. Der Verrath aber bestand in nichts anderm, als daß er ihn überredete, trotz aller Nachgiebigkeit Preußens den Krieg dennoch zu beginnen. Leboeuf soll

in vorzüglichem Grade bei den Unterschlagungen compromittirt gewesen seyn, ein glücklicher Krieg und in Folge dessen die Beseitigung der parlamentarischen Controle konnte ihn am besten jeder Verantwortung überheben. Auch der Herzog v. Gramont wollte den Krieg. Dieser Diplomat, dessen Vater der ältern Linie des Hauses Bourbon eifrig angehangen, ging undankbar von ihr zu Ludwig Philipp und von diesem wieder zu Napoleon III. über. Als ein Lebemann, der ungeheuer viel Geld brauchte, trachtete er nur der Gunst nach. Als Botschafter in Rom beging er einen schändlichen Verrath an Frankreichs bestem Helden, dem edlen Lamoricière, indem er ihm amtlich versicherte, er habe von den Piemontesen nichts zu besorgen, und ihn grade dadurch diesen in die Hände lieferte. Zum Lohn für diese Schandthat erhielt er den Gesandtschaftsposten in Wien und studirte sich hier auf's gründlichste in den Preußenhaß hinein. Was Wunder, daß er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris in blindem Vertrauen auf diesen Preußenhaß in Oesterreich und Süddeutschland eine Niederwerfung Preußens durch eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich für etwas Leichtes hielt, also auch den Krieg wollte.

Es ist wohl nöthig, daran zu erinnern, daß der Besuch, welchen Kaiser Alexander II. von Rußland beim König von Preußen in Ems machte, in einiger Beziehung zu der lauernden und drohenden Haltung Frankreichs stand. Hatte doch kurz vorher einer der vorragendsten Führer der Czechen, Doctor Rieger, in einem Memorial an den Kaiser Napoleon demselben ein Vorgehen in Deutschland äußerst plausibel gemacht, indem er ihm alle Kräfte der Böhmen zur Verfügung stellte und ihm die strategische Wichtigkeit Böhmens, als eines Keils zwischen Nord- und Süddeutschland empfahl, endlich ihn versicherte, nicht nur Böhmen, sondern ganz Oesterreich sehe in Preußen nur ebenso seinen Feind, wie Frankreich ihn für den seinigen erkenne. Ein bemerkenswerther Artikel der A. A. Zeitung, datirt aus London vom 8. Juni theilt über den Besuch des russischen Kaisers in Ems die Aeußerungen des englischen „Standard" mit und begleitet die-

selben mit eigenen Bemerkungen. Der Standard sagt: Wir glauben, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen kommen zu dem Gefühl der Nothwendigkeit, die frühere Allianz zu erneuern. Der Herzog von Gramont ist ein fanatischer Anhänger eines Bundes Frankreichs mit Oesterreich. Nun entscheidet allerdings Kaiser Napoleon allein und nicht Gramont, aber das bekannte Programm des Fürsten Czartoriski, welches den Polen Hoffnung macht, von Galizien aus das russische Joch zerbrechen zu können, und das Verhalten der österreichischen Regierung zu Galizien mußte die Beherrscher von Rußland und Preußen aufmerksam machen. Erregt man den Polen Hoffnungen, so könnten sie doch nicht durch Oesterreich allein, sondern nur durch einen Bund desselben mit Frankreich in Erfüllung gehen.

Um nun auf Gramont und Leboeuf zurückzukommen, die in alle diese Intriguen eingeweiht waren, so mißbilligten sie, daß sich Frankreich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold von seiner Kandidatur zufrieden geben solle. Nach einer glaubhaften Nachricht hatte sich Napoleon III. bereits befriedigt erklärt und von der Berathung zurückgezogen, als Leboeuf und Gramont noch allein zurückblieben und noch weiter den Fall besprachen. Leboeuf meinte, man müsse um jeden Preis Krieg haben, und kam auf den sinnreichen Gedanken, wie man es anzufangen habe, um auch jetzt noch einen Anlaß dazu vom Zaun zu brechen. Sie gingen nun dem Kaiser nach und trugen ihm den Gedanken vor, der ihm in der That gefiel. Man sollte, das war der Gedanke, vom König von Preußen verlangen, er müsse sich erstens förmlich verpflichten, für alle Zukunft dem hohenzollernschen Prinzen die Annahme einer noch etwa auf ihn fallenden Wahl zum *spanischen Throne zu verbieten* und zweitens, der König müsse einen *entschuldigenden* Brief an den Kaiser Napoleon schreiben. Der Kaiser ging darauf ein, wahrscheinlich weil er sich überreden ließ, Oesterreich und Süddeutschland würden ihm gegen Preußen beistehen, oder er glaubte vielleicht auch, habe Preußen das erstemal nachgegeben, so werde es auch noch einmal nachgeben und wenn es dann

auch nicht zum Kriege käme, wenn sich nur Preußen dazu hergebe, ihm förmlich Abbitte zu leisten, so würde Frankreich den Ruhm davon haben und sein, des Kaisers Ansehen, würde dadurch auf's neue befestigt werden. Auch mag zu seiner Entschließung das zweideutige Verhalten des englischen Gesandten Lord Lyons beigetragen haben, denn es hieß, Gramont habe ihm den sinnreichen Gedanken vertraulich mitgetheilt und Lyons ihn gebilligt. Auch der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Granville, insinuirte dem preußischen Gesandten in London, Grafen Bernstorff, es wäre wünschenswerth, daß sein König nachgäbe, welche Zumuthung Graf Bernstorff ernst zurückwies. Inzwischen wurde der sinnreiche Gedanke in Paris im Tuilerienkabinet festgehalten und von Gramont, dem sich bald auch Ollivier zugesellte, dem preußischen Gesandten in Paris, Freiherrn v. Werther, mündlich insinuirt mit dem Ersuchen, er möge ihn seinem König und Herrn mittheilen. Freiherr v. Werther lehnte das mit vieler Ruhe von sich ab und wies die Herren an den französischen Gesandten am preußischen Hofe, Grafen Benedetti, der möge seinem Könige bestellen, was sie ihm auftrügen. Als er die Herren frug, ob sie denn wirklich mit Krieg drohten, bejahte es Ollivier, falls der König von Preußen der französischen Forderung nicht nachkommen würde.

Benedetti erhielt nun den Auftrag, dem König von Preußen im Bade Ems die Forderung des Kaisers zu eröffnen. Dies geschah am 13. Juli. Natürlicherweise gab der König eine verneinende Antwort, „er habe dem Prinzen die Annahme nicht befohlen und könne ihm die Nichtannahme ebensowenig befehlen.“ *) Damit be-

*) In dem Vertrage zwischen Preußen und den hohenzollern'schen Fürsten vom 7. Dezember 1849 ist zwar im Artikel 15 vom Erbfolgerecht jener Fürsten nach dem möglichen Erlöschen des Mannsstamms des königlichen Hauses die Rede. Diese beziehen sich aber nur auf die Erbfolge in der Grafschaft Geyer in Franken und in den lehnbaren Theilen der Grafschaft Limburg, welche kleine Gebietstheile sich nicht mehr im Besitze der Krone

gnügte sich aber der französische Botschafter nicht, sondern drängt sich nicht nur auf eine unanständige Art dem Könige auf der Promenade auf, obgleich ihm derselbe sagte, es sey hier zu Verhandlungen nicht der Ort, sondern lief ihm auch noch in seine Wohnung nach und wollte ihn nochmals sprechen, worauf ihm der König durch seinen Generaladjutanten sagen ließ, er habe ihm nichts mehr mitzutheilen. Doch suchte sich Benedetti noch einmal auf dem Perron an seine Person zu drängen.

Dieser Vorgang wurde nun in Paris so aufgefaßt, als habe der König dem französischen Botschafter die Thür gewiesen, und schon am 15. erklärte Gramont im gesetzgebenden Körper, der Kriegsfall sey gegeben. Die Zurückweisung Benedetti's sey ein „Affront", eine Beleidigung Frankreichs. Ueberdies habe der König von Preußen in einer Note an seine Gesandten soeben bestätigt, daß er sich nicht für alle Zukunft verpflichten wolle, dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. Ollivier benahm sich bei diesem Anlaß wieder ziemlich ungeschickt, denn er weigerte sich, die angebliche Note des Königs von Preußen vorzulegen. Diese Note existirte auch gar nicht. Die Opposition war höchst erbittert, die Mehrheit aber ließ sie kaum zu Worte kommen. Ein böses Omen für die kriegslustige Regierung war der Protest des alten Thiers, jenes Intriganten, der schon unter Ludwig Philipp Frankreich gegen Deutschland zu hetzen suchte und dem zweiten Kaiserreich zum hundertstenmal zum Vorwurf gemacht hatte, daß es für Waterloo noch keine Rache genommen habe, und der jetzt dringend vor dem Kriege warnte. Er sagte: „Die hauptsächlichste Forderung (die Verzichtleistung des Prinzen Leopold)

Preußen befinden. Laut der, wie längst bekannt ist, dem preußischen Landtage vorgelegten amtlichen Denkschrift. Auch ist nach Artikel 13 obigen Vertrages von 1849 die fürstlich hohenzollern'sche Hausverfassung in Kraft geblieben und demnach nicht der König von Preußen, sondern der Fürst Karl Anton Chef des fürstlichen Hauses.

ist erfüllt. Ist es wahr oder nicht, daß Sie nur wegen einer Frage der Empfindlichkeit gebrochen haben und nun für diese Formfrage Ströme Blutes vergießen wollen? Möge Jeder von uns die Bedeutung seines Votums vor Augen haben! Was mich betrifft, so werde ich aus Sorge für mein Andenken die Verantwortlichkeit für einen solchen Entschluß nicht übernehmen. Ich verlange Angesichts des Landes, daß man uns die Depeschen mittheile, in Folge deren man diese Kriegserklärung beschlossen hat. Wäre ich am Ruder gewesen, so hätte ich es für meine Pflicht gehalten, dem Lande einige Augenblicke der Ueberlegung zu gönnen. Ich halte diesen Krieg für sehr unklug; die Ereignisse von 1866 gingen mir mehr als irgendwem zu Herzen, aber die Gelegenheit, das Uebel wieder gut zu machen, ist ganz kläglich gewählt. Man hat Ihnen eine Genugthuung zugestanden; Preußen war in seinem Unrecht und Europa zwang es, uns Genugthuung zu geben. (Anhaltender Lärm.) Ich bin gewiß, daß Sie eines Tages diese Ueberstürzung bereuen werden." (Tumult.)

Die Mehrheit stimmte der Regierung zu. Die Kriegskosten von 440 Millionen für das Heer und 16 für die Marine wurden bewilligt, die Armee mobilisirt. Am 17. ging General Wimpfen von Paris mit der förmlichen Kriegserklärung nach Berlin ab. In Paris ließ man Studenten und Pöbel jubeln. Ungünstig lauteten dagegen die Nachrichten aus den französischen Provinzen, wo man gern den Frieden erhalten gesehen hätte. Unter den Zeitungen sprachen sich der Temps und das Journal des Debats offen für den Frieden aus und machten dem zweiten Kaiserthum bittere Vorwürfe.

Der Krieg wurde um so leichtsinniger unternommen, als Frankreich wahrlich nicht nöthig hatte, die Last seiner Staatsschulden noch zu vermehren. Der Staatsanzeiger berichtete darüber: „Die Staatseinnahmen sind im ordentlichen Budget für das Jahr 1870 auf 1,736,667,393 Fr. veranschlagt. Die Hauptposten dieses Betrages bilden: Direkte Steuern 332,821,000 Fr., Domainen 14,078,816 Fr., Wälder 10,552,617 Fr., Einregistrirung und Stempel 446,474,000 Fr.,

Zölle und Salz 144,002,000 Fr., Consumtionssteuern 610,380,000 Fr., Posten 89,344,000 Fr., Universitätsgebühren 3,749,598 Fr., Revenuen Algiers 16,500,000 Fr., Pensionsbeiträge 14,736,000 Fr., verschiedene andere Einnahmen 54,027,962 Fr. — Diesen Einnahmen stehen an Staats-Ausgaben im ordentlichen Budget im Ganzen 1,650,060,248 Fr. gegenüber, nämlich: öffentliche Schuld und Dotationen 539,713,097 Fr., Staats-Ministerium 3,042,400 Fr., Justiz-Ministerium 33,343,025 Fr., Ministerium des Cultus 48,997,081 Fr., Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 13,161,200 Fr., Ministerium des Innern 59,414,345 Fr., Finanz-Ministerium 18,433,610 Fr., Ministerium des Kriegs 373,001,182 Fr., dasselbe für Algier 14,616,000 Fr., Ministerium der Marine und der Colonien 162,845,022 Fr., Ministerium des öffentlichen Unterrichts 24,283,321 Fr., Ministerium der Landwirthschaft, des Handels und der öffentlichen Angelegenheiten 97,506,153 Fr., Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste 12,151,600 Fr., Regie- und Erhebungskosten 237,341,712 Fr., Rückzahlungen non-valeurs ꝛc. 12,216,000 Fr.

Nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen ergibt sich ein Ueberschuß von 86,607,145 Fr., der mit verschiedenen zufälligen oder vorübergehenden Einnahmen eine Gesammtsumme von 123,863,811 Fr. ausmacht. Dieser letztere Betrag bildet die Einnahme des außerordentlichen Budgets und wird zur Bestreitung der Ausgaben dieses Budgets verwendet; es sollen davon nämlich erhalten: Cultus 5,300,000 Fr., Ministerium des Innern für Wege, Telegraphen und Gefängnisse 13,633,000 Fr., Finanz-Ministerium für Pulver- und Tabak-Fabriken 1,325,000 Fr., Kriegs-Ministerium für die Artillerie und das Geniewesen 2,975,000 Fr., Marine 10,500,000 Fr., öffentlicher Unterricht 1,546,195 Fr., schöne Künste 4,960,000 Fr., Algerien 8,249,000 Fr., Ministerium der öffentlichen Arbeiten für den Bau von Brücken, Chausseen und Eisenbahnen 38,591,000 Frcs. Außer diesen 38,591,000 Frcs., welche aus den Ueberschüssen des

ordentlichen Budgets gedeckt werden, wird das Ministerium der öffentlichen Arbeiten noch dotirt mit 8,500,000 Fr. Ueberschuß aus 1867 und 6,860,000 Fr. Ueberschuß aus 1868. Dazu kommen noch 6,000,000 Fr. für Hafenbauten und 23,882,150 Fr., die im ordentlichen Budgets für Eisenbahnen ausgeworfen sind, so wie einige andere Ausgaben.

Da die oben gedachten 86,607,145 Fr. (Ueberschuß des ordentlichen Budgets) zwei Mal in den Einnahmen erscheinen, so ergibt die Zusammenstellung der Ausgaben den besten Ueberblick über die Budgetfrage; es betragen nämlich die ordentlichen Staats-Ausgaben 1,650,060,248 Fr., die außerordentlichen Staats-Ausgaben 122,606,811 Frcs. und die Ausgaben der Amortisationskasse 77,722,000 Fr., zusammen 1,850,389,059 Fr.

Zu erwähnen ist noch, daß es noch sieben besondere Kassen gibt, die unter Staatsaufsicht stehen, zusammen etwa 92 Millionen Fr. einnehmen und eben so viel ausgeben, aber doch nichts mit den Steuern zu thun haben; es sind dies: die Staatsdruckerei (4,640,000 Fr.), die Consularkasse (1,800,000 Fr.), das Münzen- und Medaillenamt (1,861,700 Fr.), die Militärdotationskasse (früher 65,600,000 Fr., seit 1868 aber in Liquidation begriffen), die Marine-Invalidenkasse 17,173,000 Fr.), die Centralschule der Künste und Gewerbe (453,980 Fr.), die Ehrenlegion (18,115,759 Fr.).

Schließlich ist noch das „Budget sur ressources spéciales“ zu erwähnen, welches indeß mit den Staats-Einnahmen und Ausgaben in keiner Verbindung steht. Es ist für 1870 auf 280,298,910 Fr. veranschlagt, enthält sämmtliche Departemental-Einnahmen und Ausgaben, einen Theil der Gemeinde- nebst einigen anderen minder bedeutenden Einnahmen. Die Einnahmen sind aber Pauschalzahlen, denen eine gleiche Ziffer als Ausgabe gegenübersteht, weshalb sie auch in keiner Hinsicht in's Staatsbudget gehören.

Was die Staatsschuld betrifft, so betrug das Kapital der consolidirten Schuld nach der Generalrechnung 1870 im Ganzen

11,710,971,173 Fr. Aber die consolidirte Schuld ist nicht die einzige. Einschließlich der Zahlungen für Kanäle, verschiedene öffentliche Arbeiten, für Cautionen und für die schwebende Schuld, welche ungefähr eine Milliarde beträgt, an Renten, Pensionen 2c. beträgt die Staatsschuld 12,923,718,073 Fr. und erfordert zur Verzinsung jährlich 490,622,297 Fr. Dieser bedeutenden Schuldenlast gegenüber sind aber auch die reichen Hilfsquellen, welche Frankreich namentlich in seinem Ackerbau, seiner Industrie und seinem Handel besitzt, in Anschlag zu bringen. Nach den Annales du commerce extérieur belief sich im Jahre 1867 die dem Ackerbau gewidmete Fläche auf 7,226,825 Hektaren mit 53,005,739 Hektoliter Ertrag, deren Werth auf 2 Milliarden und 113 Millionen Fr. geschätzt wurde. Allerdings gewährte das Jahr 1867 einen reichlichen Ernteertrag, aber selbst in dem schlechten Jahre 1853 wurde der Produktionswerth der französischen Landwirthschaft auf 1 Milliarde und 503 Millionen Fr. geschätzt. Der allgemeine Handel Frankreichs belief sich in 1867 auf 7 Milliarden 965 Millionen Fr., davon 4 Milliarden 31 Millionen Fr. Einfuhr und 3 Milliarden 934 Millionen Fr. Ausfuhr; er ist seit 1859, dem letzten Jahre vor der Handelsreform, um 2 Milliarden 553 Millionen Fr. gestiegen und verhielt sich der auswärtige Handel im Jahre 1867 zu dem im Jahre 1847 wie 350 : 10. Die Umsätze der Bank haben sich von 1853 bis 1867 von 2 Milliarden 843 Millionen auf 5 Milliarden 753 Millionen gehoben, während das Guthaben in den Sparkassen des Landes in demselben Zeitraum sich von 286 Millionen auf 529 Millionen Fr. vermehrt hat. Die französische Zuckerindustrie lieferte 1847: 52 Millionen, 1867: 136,594,000 Kilogr. Zucker, während der Tabaksconsum von 21,509,000 Kilogr. in 1853 auf 31,245,000 Kilogr. in 1867 gestiegen ist. Es wird sich ohne große Schwierigkeit aus diesen Zahlen erkennen lassen, daß der allgemeine Wohlstand in Frankreich während der beiden letzten Decennien zugenommen hat." — — — — — — — — — — — — —

— Nachträglich suchte Gramont das Verfahren Frankreichs durch eine Lüge zu rechtfertigen. Er ließ nämlich eine Depesche veröffentlichen, die er angeblich am 21. Juli geschrieben haben wollte und worin er behauptete „Preußen habe die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern schon lange vorbereitet. Schon im vorigen Jahre habe Graf Benedetti das Berliner Kabinet dahin verständigt, daß Frankreich eine solche Candidatur nicht zulassen könne. Graf Bismarck und Unterstaatssekretär v. Thiele hätten damals erklärt, daß an ein derartiges Projekt nie gedacht werde. Es erschiene gerechtfertigt, daß Frankreich darauf bestehe, daß dießmal die Verpflichtung definitiv sey." Graf Bismarck und der Staatssekretär v. Thiele erklärten sogleich öffentlich, es sey nicht wahr, und zwischen ihnen und Benedetti sey über die spanische Frage niemals auch nur eine Sylbe gewechselt worden. Die Lüge war um so frecher, als Benedetti gewiß jener Besprechung mit Bismarck in Ems, als er den König belästigte, gedacht haben würde, wenn sie irgend einmal stattgefunden hätte.

Nachdem die Times die früheren Allianzanträge, womit Napoleon III. den König von Preußen belästigte, zu enthüllen angefangen hatte, gab auch Graf Bismarck weitere Enthüllungen, namentlich in Betreff des von Frankreich im Mai 1866 Preußen angebotenen Bündnisses gegen Oesterreich, und fügte in seinem Umlaufschreiben vom 29. Juli hinzu: „Ich habe den Eindruck, daß die definitive Ueberzeugung, es sey mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen, den Kaiser zu dem Entschlusse geführt hat, eine solche gegen uns zu erstreben. Ich habe sogar Grund zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht seyn würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen, auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge auf Kosten Belgiens."

Eine andere Enthüllung brachte das englische Saturday Review: „Marschall Prim, der durch seine Verkündigung der hohenzollern'schen Candidatur das Signal zu der zum Kriege führenden Aufregung gegeben, hat jetzt in aller Ruhe die Cortes benachrichtigt, daß sie am 20. nicht zusammenzukommen brauchen, und steht nach einem Zeitungsbericht auf dem Punkte, sich zur Erholung in einen französischen Badeort zu begeben. Gleichzeitig tragen die französische Regierung und ihre Zeitungen große Höflichkeit gegen Spanien zur Schau. Die vorgeschlagene Wahl eines Hohenzollern veranlaßt sie nicht, von Spanien ebenso wie von Preußen das Versprechen zu verlangen, daß die Candidatur nicht erneuert werden soll. Auch Spanien verlangt wegen der in Gramonts Rede enthaltenen Beschimpfung der spanischen Unabhängigkeit weder eine Entschuldigung noch Genugthuung. Es entsteht ein Krieg daraus und doch bleiben Frankreich und Spanien im besten Einvernehmen. Mißtrauische Beobachter erinnern sich, daß Prim schon lange das Vertrauen des Kaisers Napoleon genießt und daß Prinz Leopold unlängst ein begünstigter Gast in den Tuilerien war. Wenn es wahr ist, daß der Herzog v. Gramont sich bei Herrn v. Werther im Voraus die Erwähnung des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen den Familien Sigmaringen und Bonaparte verbat, so konnte dies nur auf der Befürchtung beruhen, daß die Entstehung der Idee, einen deutschen Candidaten zu wählen, dem Kaiser selbst zugeschrieben werden möchte. Man braucht nicht anzunehmen, daß ein solcher Vorschlag in aller Form gemacht worden sey, wohl aber mag Prim veranlaßt worden seyn, zu glauben, daß des Kaisers Verwandter und Gast von der französischen Regierung nicht eben ungern gesehen werden würde. Wenn die Spanier mit dem Antheil, den ihr Premierminister an den jüngsten Verhandlungen gehabt hat, zufrieden sind, so muß ihre nationale Empfindlichkeit außerordentlich stumpf geworden seyn.“ Ob das englische Journal hier in seiner Verdächtigung nicht zu weit gegangen ist, wird sich wohl später einmal aufhellen. —

Zweites Buch.

Die Kriegserklärung.

Preußen behielt seine volle Ruhe bei, denn es hatte keinerlei Anlaß zum Kriege gegeben, fühlte sich aber stark genug, denselben aufzunehmen. Der König kehrte schon am 15. von Ems nach Berlin zurück und wurde überall unterwegs, besonders in Kassel, Göttingen und Magdeburg mit lautem Jubel begrüßt. Als er Abends in Berlin eintraf, war sein Weg mit Tausenden von Menschen bedeckt, die ihm unaufhörlich zujauchzten und Hoch riefen, ja die ganze Nacht vor seinem Palast beisammen geblieben wären, wenn er ihnen nicht hätte sagen lassen, er habe noch viel zu arbeiten und sey der Ruhe bedürftig. Da schwiegen alle und entfernten sich. Auch Graf Bismarck, Roon und Moltke waren eingetroffen und mit Blitzesschnelle wurde alles Nöthige vorgekehrt, Bundesrath und Reichstag einberufen und die ganze Armee auf den Kriegsfuß gesetzt.

Adressen aus allen Landestheilen, von den Magistraten aller größern Städte im Norddeutschen Bunde und sogar aus Wien, beglückwünschten den König. Im Bundesrath war Freiherr v. Friesen der erste, der im Namen Sachsens den Maßnahmen des Bundesoberhauptes zustimmte.

Bereits am 19. Juli eröffnete der König in Person den Reichstag mit einer würdevollen Rede. „Die spanische Thronkandidatur

eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen, und die für den Nordbund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jeder befreundeten Nation daran die Hoffnung knüpfte, für das vielgeprüfte Land die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat der Regierung des Kaisers der Franzosen einen Vorwand gegeben, in einer im diplomatischen Verkehre seit lange unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und nach Beseitigung jenes Vorwands, mit Geringschätzung des Rechts der Völker auf die Segnungen des Friedens, festzuhalten. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen des Rechts und der Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo ein Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr einer erneuten französischen Gewaltthätigkeit. Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, handeln in dem vollen Bewußtseyn, daß Sieg wie Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutsche wie das französische Volk, welche beide die Segnungen der christlichen Gesittung und eines steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießen und begehren, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, ein wohlberechtigtes, aber reizbares Selbstgefühl des großen Nachbarvolkes durch eine berechnete Mißleitung für ihre persönlichen Interessen und Leidenschaften auszubeuten. Jemehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind,

alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes, mit dem Auftrage zur Vertheidigung seiner Ehre, seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, der nur den Frieden Europas dauernd sichern soll, wird Gott mit uns seyn, wie mit unsern Vätern!"

Die Antwortsadresse des Reichstags lautete eben so fest und würdevoll. Zur That schreitend brauchte man keine Worte mehr. Ein Benehmen gleich dem des altrömischen Senats, wenn der Feind vor den Thoren war. Nach wenigen aber kräftigen Worten Bismarcks und des Präsidenten Simson ging der Reichstag auseinander, nachdem er kurz alle Forderungen der Regierung bewilligt hatte. Nun begann ein reges Leben im Reiche. Von allen Seiten strömten die Reservisten zu ihren Regimentern und meldeten sich wie im Jahr 1813 eine Menge Freiwillige zu den Waffen. Alle Städte und Provinzen jubelten der Regierung in loyalen und patriotischen Adressen zu, bereit zu jedem Opfer, am lebhaftesten wieder in Schlesien. Der Großherzog von Oldenburg wollte persönlich mitkämpfen. Desgleichen Prinz Nicolaus von Nassau und sogar der depossedirte Herzog Adolf von Nassau selbst. Hamburg bewilligte zum Kriege statt einer halben eine ganze Million Mark. Auch in den Elbherzogthümern war alles begeistert. Die Kieler Studenten gingen in Masse zum Heer. Auch Heidelberg entleerte sich, die Studenten kehrten heim, um ihrer Wehrpflicht zu genügen, im Universitätsgebäude wurde ein Lazareth eingerichtet.

Derselbe patriotische Feuereifer hatte sich Kurhessens und Han-

novers bemächtigt. Nur weil die Franzosen eine Flotte in Cherbourg ausrüsteten, um mit 50,000 Mann Landungstruppen von der Nordseeküste aus in's Hannöver'sche einzufallen, auch die hannöver'sche Legion in Frankreich wiederhergestellt werden sollte und einige Mitglieder des hannöver'schen Adels die welfische Wühlerei von neuem anfingen, gebot die Vorsicht den preußischen Behörden, diesen an sich ungefährlichen Herrn wenigstens die Spionage und den geheimen Verkehr mit Frankreich niederzulegen. Man erfuhr also von der Verhaftung der Grafen Wedel und Bremer, der Herrn v. Hartwig und v. Issendorf. Ein Herr von Petersdorf, welchen der Großherzog von Meklenburg-Strelitz aus bekanntem Preußenhaß nebst noch andern Hannoveranern in seine Dienste genommen hatte, wurde ebenfalls verhaftet, doch bald wieder entlassen. Desgleichen eine Gräfin Kielmannsegge, deren ultra-welfischer auf Helgoland versteckter Gemahl den Oberbefehlshaber der deutschen Nordseeküsten, General Vogel v. Falkenstein, um ihre Loslassung bat. Der General erfüllte seinen Wunsch, weil man eine Frau nicht dafür strafen könne, daß sie die Gesinnungen ihres Mannes theile. Ihm selber aber rieth er, weit weg zu bleiben, wenn er nicht der deutschen Volksjustiz anheimfallen wollte. Nachträglich mußte noch der ultra-welfische vormalige Minister v. Münchhausen in sichere Haft genommen werden, deßgleichen Advokat Schnell und Doctor Eichholz, Herausgeber der hannöver'schen Landeszeitung. Auch in Schleswig räumte der alte General mit dem Unfug auf, den die bezahlten Dänenfreunde bisher unter dem Schutz der Preßfreiheit hier hatten treiben dürfen, und verwies zwei Zeitungsschreiber des Landes.

Frankreich hatte Deutschland zum Kriege herausgefordert, welcher kostspielige Rüstungen erforderte. Es wurde daher ein deutsches Bundeskriegsanlehen ausgeschrieben, bei dem sich so viele wohlhabende Vaterlandsfreunde betheiligten, daß schon im Anfang des August 80 Millionen Thaler (in Berlin allein 30) gezeichnet waren.

Noch während der kurzen Sitzung des norddeutschen Reichstags

langte die französische Kriegserklärung in Berlin an. Ihr wesentlicher Inhalt war: „Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gefunden, von Seiner Majestät dem Könige von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß eine solche Combination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen könnte. Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zusicherung zu ertheilen, und im Gegentheil dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität, wie für jede andere, die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umstände zu Rathe zu ziehen, so hat die kaiserliche Regierung in dieser Erklärung des Königs einen Frankreich ebenso wie das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen. Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden durch die den Cabinetten zugegangene Anzeige von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen. In Folge dessen &c." wird nunmehr der Krieg erklärt.

An demselben Tage vor sechzig Jahren am 19. Juli war die schöne Königin Louise, Mutter des Heldenkönig Wilhelm gestorben. Diese hohe Frau wurde in Preußen während der sieben Jahre des Unglücks seit 1806 als der gute Engel des Landes angesehen und in jedem Herzen war ein Echo für die Worte des Sängers:

> Louise sey der Schutzgeist unserer Sache,
> Louise sey das Losungswort der Rache.

Als die edle und vielgeprüfte Frau, aus Kummer über die Leiden des Vaterlandes und über die moralischen Mißhandlungen, welche ihr der große Napoleon persönlich in seinen Bulletins zufügte, noch in jungen Jahren starb, hinterließ sie die Worte: „Wenn gleich die

Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen, sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: Aber sie gab Kindern das Daseyn, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." Dieses prophetische Mutterwort ist nun an ihrem Sohne Wilhelm glänzend in Erfüllung gegangen.

Der König schrieb für das ganze Land vor dem Kriege einen Buß- und Bettag am 27. Juli aus.

In Paris trugen zwar die Chauvinisten eine lebhafte Kriegslust zur Schau, aber die warnenden Worte, die der alte Thiers gesprochen hatte, waren von den vernünftigen Leuten nicht überhört worden und die republikanische Partei sah, wenn der Kaiser im Kriege glücklich wäre, nichts anderes voraus, als eine neue Säbelherrschaft, den vollständigen Untergang der Freiheit in Frankreich und jenes liberalen Systems, welches Ollivier eben erst mit so vielem Pathos verkündet hatte. Am 22. Juli las man in der „Marseillaise" einen offenen Protest gegen den Krieg im Namen der Menschheit überhaupt und der Demokratie insbesondere, denn dieser Krieg sey ungerecht, den Interessen der Nationen verderblich, ein nur dynastischer Krieg.

Am folgenden Tage wurde die Proclamation des Kaisers an das französische Volk veröffentlicht, worin lügenhaft alle Schuld des Kriegs auf Preußen geschoben und Preußen als der große Störenfried Europas bezeichnet wurde, während dieser Störenfried doch niemand anders als Frankreich selbst war. „Preußen," heißt es darin, „dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeigt haben, hat unserem guten Willen, unserer Langmüthigkeit keinerlei Rechnung getragen. In die Bahn der gewaltsamen Eingriffe gestürzt, hat es alles Mißtrauen erweckt, überall zu übertriebenen Rüstungen genöthigt und aus Europa ein Lager

gemacht, in welchem Unsicherheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Ein letzter Zwischenfall hat den Unbestand der nationalen Beziehungen enthüllt und den ganzen Ernst der Sachlage gezeigt. Angesichts neuer Ansprüche Preußens ließen sich unsere Beschwerden vernehmen; sie wurden umgangen und es folgte ihnen ein geringschätziges Vorgehen. Unser Land hat darüber eine tiefe Erbitterung empfunden, und alsbald ertönte von einem Ende Frankreichs zum anderen ein Kriegsruf. Es erübrigt uns nichts mehr, als unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen Wünsche, auf daß die Völker, welche die große germanische Nationalität bilden, frei über ihre Geschicke verfügen. Was uns anbelangt, so fordern wir die Begründung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleiste und die Zukunft sichere. Wir wollen einen dauerhaften Frieden, begründet auf den wahren Interessen der Völker, erringen und einen prekären Zustand zum Aufhören bringen, in welchem alle Nationen ihre Hilfsquellen dazu verwenden, um eine gegen die andere zu waffnen. Das glorreiche Banner, welches wir noch einmal vor denjenigen entfalten, die uns herausfordern, ist dasselbe, welches die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution durch Europa trug."

Preußen antwortete auf die Kriegserklärung in einem Cirkular Bismarcks an die norddeutschen Gesandten vom 19. Juli, worin er die Lügen und Unterstellungen, als habe Preußen schon im vorigen Jahre über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern mit Frankreich unterhandelt und als sey diese Candidatur überhaupt von Preußen veranlaßt worden, zurückwies, desgleichen auch die Beschuldigung, die preußische Regierung habe die Mittheilungen Benedettis nicht entgegennehmen wollen. Benedetti habe sich nicht offiziell an die Regierung gewandt, sondern nur privatim den König belästigt. „Frankreich habe keinen Grund zum Kriege gehabt; die Gründe, die es anführe, seyen nur erfundene Vorwände. Der Norddeutsche Bund

und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestiren gegen den nicht provocirten Ueberfall deutschen Landes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren."

Die süddeutschen Regierungen protestirten in der That und blieben den Augustverträgen von 1866 treu, indem sie ihre ganze Kriegsmacht unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten und zwar zur großen Freude sämmtlicher süddeutschen Truppen, deren kriegerische und deutsche Gesinnung auch Bürger und Bauern fast überall theilten. Die badische Regierung hatte ihre patriotische Hingebung nie verleugnet. Dagegen erschien es noch zweifelhaft, ob Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt nicht den diplomatischen Einflüsterungen aus Paris und Wien Gehör geben und unter dem Vorwand, der in den Verträgen vorgesehene casus belli sey für sie noch nicht vorhanden, eine neutrale Stellung einnehmen würden. Das erwartete man in Paris und hoffte sogar, die süddeutschen Staaten würden aus der Neutralität bald zu einem Bündniß mit Frankreich übergehen.

Ohne Zweifel war Napoleon III. berechtigt zu glauben, er werde in Deutschland eine mächtige antipreußische Partei finden und nachdrücklich von ihr unterstützt werden. Die „Schwäbische Volkszeitung" bemerkte mit Recht: „Die Lage Deutschlands schien für Frankreich günstig. Im norddeutschen Bund selbst innere Gegner in Hannover und Frankfurt, in Bayern ein klerikales Abgeordnetenhaus, das in Verbindung mit den Demokraten alles that, um die Schutz- und Trutzbündnisse hinfällig zu machen und das Band mit Norddeutschland zu zerreißen; in Baden eine aufstrebende katholische Volkspartei, welche der Regierung mit aller Kraft auf dem von derselben betretenen deutschen Wege sich entgegenstemmte, in Württemberg eine Kammer, in welcher stets der unvernünftige Haß gegen Preußen, die knirschende Wuth gegen politische Nothwendigkeiten sich einen oft komischen Ausdruck verschaffte. Zu dem allem

kam eine Presse, welche in Bayern mit schamloser Offenheit den Bund mit Frankreich predigte. — In Württemberg stellte man es als eine Forderung des ächten Volksmanns hin, daß der norddeutsche Bund zertrümmert, die Verträge zerrissen, der — wie man mit Vorliebe betonte — auch Frankreich gegenüber im Prager Frieden garantirte Südbund zu Stande komme. Der ‚Beobachter‘ führte es aus, und eine Meute der kleinen Sünder im Lande heulte es nach, daß man Preußen durchaus nicht bedingungslos in einem Krieg mit Frankreich den Sieg zu wünschen habe, er nahm sich in endlosen Wahlartikeln des Mannes an, der zu sagen gewagt hatte: ‚Lieber französisch als preußisch!‘ Das ‚deutsche Volksblatt‘ brachte dieselben Anschauungen in ungeschickterem oder salbungsvollem Tone, und die Spalten der klerikalen Blättchen des Landes glänzten bald wieder von diesen Ergießungen. Die nationale, deutsch gesinnte Presse wurde von jedem Schurken als von Preußen bezahlt denunzirt. — Wenn die französischen Agenten die Zeitungsstimmen zusammenstellten, so gab das eine Harmonie des äußersten, leidenschaftlichsten Preußenhasses; wenn den Franzosen Auszüge aus dem ‚Beobachter‘ aus diesem direkt, oder durch die ‚Frankfurter Zeitung‘ im Blatt des Herrn Zengerle (französisch Seinguerlet vom ‚Temps‘) oder in den offiziellen Zeitungen geboten wurden, so war ganz Frankreich überzeugt, daß Württemberg unter den Allianzverträgen etwa wie Polen unter den Füßen Rußlands sich krümme; die 150,000 Unterschriften gegen das Kriegsdienstgesetz von 1868 wurden vom ‚Beobachter‘, und — wie wir uns selbst überzeugten — von allen französischen Zeitungen als ein Protest gegen die Bündnisse mit Norddeutschland, als ein Schmerzensschrei Süddeutschlands aufgefaßt.“

Indessen war das Volk in Süddeutschland (eben so wenig wie in Hannover und Kurhessen) nicht so sehnsüchtig nach französischer Hülfe, als es Napoleons Agenten in Deutschland, die ihm nur schmeicheln wollten, und als es die preußenfeindliche Presse der

Particularisten, Ultramontanen, Demokraten und Hietzinger glauben machten. Der Wind der Presse hatte nur Staub aufgewirbelt, die Erde drunter blieb fest. Es brauchte nur wenig Wochen, um in der ungeheuern Mehrheit der süddeutschen Bevölkerung denselben Nationalstolz zu wecken, wie in der norddeutschen. Doch bleibt den süddeutschen Regierungen ein großes Verdienst, vor allen der bayrischen, denn sie ging mit einem guten Beispiel voran.

König Ludwig II. von Bayern war mit den Jahren selbständiger geworden und Zeit und System des Ministeriums von der Pfordten lag hinter ihm. Kaum gab es in der gesammten deutschen Nation einen wärmeren Verehrer des Nibelungenliedes und unserer alten großen Vorzeit, deren Heldengestalten und deren getreue Herzen uns jenes wundervolle alte Lied vergegenwärtigt. Ihm scheint es klar gewesen zu seyn, daß Bayern nicht in die Grenzen einer Rheinbundsouveränetät eingeschlossen ist, sondern daß es nach allen Seiten gegen Deutschland offen liegt mit einem kerndeutschen Volke, das sich nicht abschließen darf von seinen edlen deutschen Bruderstämmen. Indem er sich im Juli 1870 aus freiem Willen warm an den König von Preußen anschloß, um Deutschland gegen den übermüthigen Anfall der Franzosen zu vertheidigen und seine tapfern bayrischen Krieger dem Oberbefehl des norddeutschen Bundeshauptes unterordnete, gab er dadurch kund, daß er deutsche Geschichte, deutsches Recht, deutsche Ehre besser verstand als viele seiner Zeitgenossen und daß er sich losgesagt hatte von der undeutschen Auffassung des sog. Vasallenthums.

Seitdem das alte deutsche Reich zerrüttet und der alte deutsche Geist durch die romanische Renaissance, die classischen Studien und das römische Recht verfälscht worden ist, versteht man unter einem Vasallen einen Schwächeren, der sich unter das Gebot eines Stärkern beugen muß, weil er nicht anders kann, wenn er auch anders wollte. Das ist der antike, heidnische Begriff eines Fürsten, der von einem mächtigern besiegt und ihm tributbar geworden ist. Das

ist aber nicht der richtige Begriff eines deutschen Lehnträgers oder Getreuen. Nach deutscher und christlicher Anschauungsweise existirt überhaupt kein selbständiger oder alleingebietender Herr oder Souverän auf Erden, sondern der höchste unter den Fürsten, der Kaiser selbst, verwaltet sein Amt nur im Namen Gottes, das Reich ist ihm von Gott nur anvertraut, nicht zum Eigenthum gegeben, sondern nur auf Lebenszeit verliehen unter der Bedingung, daß er es nach Gottes Gebot ehrlich und treu verwalte. Seinem Recht steht eine strenge Pflicht zur Seite und die Erfüllung der Pflicht allein gewährt ihm das Recht. Die Unterämter des Reichs und die Verwaltung der einzelnen Provinzen empfangen wieder die Reichsfürsten von ihm zu Lehen als seine Getreuen und ihr Recht ist begrenzt durch ihre Pflicht. Das ist der christlich germanische Grundbegriff des Fürstenthums, der Getreuen des Kaisers, wie dieser der Getreue Gottes ist.

Die altdeutsche Treue war eine doppelte, sie entsprang aber aus einer und derselben Quelle, aus der Mannhaftigkeit des freien und bewaffneten Mannes. Derselbe Mann gelobte Treue und Waffenbrüderschaft einerseits seinen Kampfgenossen, seinen Blutbrüdern, andererseits seinem Führer, Herzog oder König, und jeder empfing vom andern dasselbe Gelübde der Treue. Der Gehorsam war ein durchaus freiwilliger. Der Führer konnte kein Recht üben ohne zugleich eine Pflicht gegen die Untergebenen zu erfüllen.

Von dieser uralt germanischen und durch das Christenthum geheiligten Auffassung des Verhältnisses freier deutscher Männer unter einander ist die Neuzeit leider abgewichen, indem sie in ihrer sog. classischen Bildung das bessere deutsche Herkommen vergaß. Sie theilte die Männer in herrschende und gehorchende, ohne die erstern zu verpflichten und ohne den Gehorsam der letztern in freiwilliger Treue zu begründen. Daher überall das Markten um Rechte bei Versäumniß der Pflichten, starres Festhalten am eigenen, oft nur angemaßten Recht und Nichtachtung des Rechtes anderer, ein ewiges

Mißtrauen und Belauern, weil der genossenschaftliche Sinn und die Treue fehlten.

Wie nun der genossenschaftliche Sinn, die waffenbrüderliche Treue wunderbar auf den Schlachtfeldern wieder erwachen sollten und tapfere deutsche Bruderstämme, die man unsinnigerweise gegen einander gehetzt hat, einander sollten lieben und achten lernen, so erwachte auch die alte Treue in Fürstenherzen wieder und vor allen zuerst entsagte König Ludwig II. von Bayern jener undeutschen Voraussetzung eines blos berechtigten und nicht auch verpflichteten Fürstenthums, jenem Souveränetätenschwindel, der die Rheinbundszeit gebrandmarkt hat, und erkannte, das wahre deutsche Fürstenthum dürfe kein eigenlebiger Schmarozer auf der deutschen Eiche seyn, sondern nur ein fester naturwüchsiger Ast unzertrennlich vom Stamme.

Der bayrische Landtag wurde einberufen und Minister Graf Bray erklärte demselben am 18. Juli die Pflicht und die Nothwendigkeit, mit Norddeutschland Hand in Hand zu gehen. Die klerikale Kammermehrheit, der dies Ansinnen sehr zuwider war, wählte eine Commission, um über die von der Regierung geforderte Creditbewilligung von 27 Millionen zu berathen. Absichtlich zog diese Commission ihre Berathungen in die Länge. Da sammelte sich eine ungeheure Volksmenge vor dem Schloß, um dem König für seinen Entschluß, er wolle für Deutschland kämpfen, lauten und stürmischen Dank zu sagen. Der König grüßte, sichtbar gerührt, nach allen Seiten und die Stimmung war so erregt, daß Sigl, der Redakteur eines Schandblattes, welches sich ehrloser Weise „Vaterland“ nannte, sich selber in polizeilichen Gewahrsam stellte, um der Volkswuth zu entrinnen. Dieser Mensch hatte noch am 17. Juli in seinem Blatte drucken lassen: „Vor den siegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen hat, unsere Rache zu übernehmen, da ist der rechte Platz für Kain-Preußen, für die Brudermörder von 1866, aber nicht für uns, deren Brüder sie erschlagen, deren Söhne

sie niedergeschossen haben." — Auch in Nürnberg jubelte das Volk dem Entschluß des Königs zu.

Der bayrische Kriegsminister von Pranckh hielt am 19. Juli in der zweiten Kammer mit ungewöhnlichem Feuer eine durchschlagende Rede, womit er den Antrag der Klerikalen auf bewaffnete Neutralität zurückwies und entschiedenen Anschluß an Preußen verlangte. „Bayern, rief er, das tausendjährige Bayern, wird auch diese neueste Gefahr bestehen, wie so viele frühere, aber nicht getrennt von den andern (deutschen) Ländern, sonst sind wir verloren. Halten wir uns neutral, so werden wir das sehr gelegene, willkommene und ganz bereit stehende Object seyn, über das sich die beiden großen kriegführenden Mächte vereinbaren werden. Wir stehen im Vertrage mit Preußen. Ich gebe zu, daß die Bedingung des Vertrages, daß unsere Armee unter preußischem Commando stehen soll, uns schmerzhaft ist. Aber wenn wir wünschen, daß die deutschen Waffen siegen, so ist die erste Bedingung die Einheit des Commandos." Die Rede des Ministers drang mächtig durch. Die bewaffnete Neutralität wurde abgelehnt. Die Kammer erhob sich, um dem Kriegsminister den Dank für die schleunige Mobilisirung auszudrücken. Für die Kriegskosten wurden wenigstens 18 Millionen bewilligt, mit 101 gegen 47 Stimmen.

König Ludwig II. stellte seine Armee unter das Obercommando des Königs von Preußen und dieser verfügte, die bayrische, wie die übrigen Armeen der Südstaaten sollten, mit Preußen vereinigt, die dritte Hauptarmee bilden, und vom Kronprinzen von Preußen befehligt werden. Unter dem preußischen Thronfolger konnten sie darauf rechnen, daß gut für sie werde gesorgt werden und daß man sie ehren wolle. König Ludwig antwortete dem König Wilhelm: „Ihr Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche

Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns enden!“

Von Seiten der klerikalen Partei zeigte sich viel weniger Renitenz, als man von ihren frühern Prahlereien hätte erwarten sollen. Die Regierung confiscirte unnachsichtlich die frechen Zeitungen, die bisher die Franzosen herbeigewünscht und ihnen zugejauchzt hatten. Eben so energisch verfuhr sie gegenüber den Pfaffen, die ihr geistliches Amt zum Vaterlandsverrath mißbrauchten. Elf Reservisten wollten nicht mit Preußen gegen Frankreich fechten, weil es ihnen ihr Pfarrer bei ihrem Seelenheil verboten habe. Sie wurden sogleich festgenommen und jener unwürdige Pfaffe auch. Dagegen wurde aus Mainz gemeldet, ein Zug bayrischer Soldaten, der hier mit der Eisenbahn angekommen sey, habe den anwesenden Preußen zugejauchzt und beim Aussteigen lebhaft mit ihnen fraternisirt. Auch ging durch die bayrische Armee das Witzwort, sie müsse siegen, denn Christus sey unter ihr. Derjenige junge Bauer nämlich, der eben bei dem berühmten Oberammergauer Passionsspiel den Heiland vorgestellt hatte, war zu seinem Regiment einberufen worden. Der eben aus Rom zurückgekehrte Erzbischof von München erließ eine würdige Mahnung an seine Diöcesanen, nicht im Sinne des sog. bayrischen, sondern des deutschen Patriotismus.

In die bayrische Armee traten ein: Prinz Otto, Bruder des Königs; Prinz Luitpold, Onkel des Königs; die Prinzen Ludwig, Leopold und Arnulf, die Söhne des vorigen, und der Herzog Emmanuel, der Bruder der Kaiserin von Oesterreich, aus der herzoglich bayrischen Familie. Desgleichen auch Prinz Friedrich v. Augustenburg.

An Württemberg war früher schon eine Anfrage aus Paris abgegangen, die in 41 Nummern recht inquisitionsmäßig über alles Auskunft verlangte, was Frankreich, wenn es Deutschland angreife, speziell in Württemberg förderlich oder hinderlich seyn könne? Das Aktenstück wurde in der Berliner Nationalzeitung vom 13. Juli abgedruckt. Ob dieselben umständlichen Fragen auch an die andern

süddeutschen Staaten gestellt worden sind, war nicht bekannt. Der König von Württemberg befand sich grade zu St. Moritz im Engadin, kehrte jedoch rasch zurück, während sein Varnbüler in Wildbad eine Unterredung mit dem russischen Minister Fürst Gortschakof hatte. Das Ergebniß war, daß auch Württemberg wie Bayern den Schutz- und Trutzverträgen getreu zum Norddeutschen Bunde halten zu wollen erklärte, daß beide Staaten die ihnen von Frankreich zugemuthete Neutralität ablehnten und schnell ihre Armeen mobilisirten. In Anerkennung dieser Treue ernannte der Kriegsherr des norddeutschen Bundes seinen Sohn den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, den ruhmgekrönten Sieger von Königgräz, zum Oberbefehlshaber der süddeutschen Armee, mit der sich noch ein beträchtliches preußisches Corps vereinigen sollte.

Die württembergische Kammer bewilligte am 21. Juli alles, was die Regierung zur Kriegsausrüstung forderte, mit allen gegen eine einzige Stimme. Der Dank wurde dem König noch an demselben Nachmittage von einer großen Volksmenge durch Gesang und Hochrufen dargebracht.

Auch Hessen-Darmstadt war zu klein und lag der preußischen Operationsbasis zu nahe, als daß der Minister v. Dalwigk, gegen dessen bisherige Politik sich anklagende Stimmen erhoben, der großen patriotischen Strömung hätte widerstehen können. Er suchte zwar auf Antrieb des französischen Gesandten eine patriotische Demonstration zu hintertreiben, aber ein in Berlin aufgehobener Finger schreckte ihn zurück. Doch schrieb man aus Darmstadt noch am 31. Juli, die Mainzer Zeitung sey wegen eines Artikels, der die ultramontanen Franzosenfreunde in Deutschland brandmarkte, in Untersuchung gezogen und in Erbach sey das Plakat der Norddeutschen Thronrede auf obrigkeitlichen Befehl abgerissen worden. Prinz Ludwig von Hessen übernahm den Oberbefehl über die Darmstädter Division.

Das Großherzogthum Baden hatte längst auf der patriotischen Seite gestanden und durfte sich freuen, daß alle Deutschen hinter

ihm seine Treue jetzt anerkannten. Der Großherzog und sein Schwiegervater, der König von Preußen, wechselten patriotische Telegramme.

Sachsen hielt sich wacker. Der Kronprinz ging nach Berlin, die ganze sächsische Armee wurde mobil gemacht. In Leipzig bedrohte der Zorn des Volks den Redakteur der Sächsischen Zeitung, Obermüller, der den ehrlosesten Vaterlandsverrath offen predigte, und die Polizei nahm ihn in Gewahrsam. Den Oberbefehl über das sächsische Armeecorps übernahm der Kronprinz Albrecht, auch Prinz Georg von Sachsen ging zur Armee.

Dem Kronprinzen von Preußen war ein Töchterlein geboren worden, dem die Könige von Bayern und Württemberg und der Großherzog von Baden zu Pathen standen. Gleich darauf, am 27. Juli, bereiste der Kronprinz die süddeutschen Höfe, um den Fürsten für ihre Treue zu danken und den Oberbefehl über ihre Truppen zu übernehmen. Der König von Preußen konnte seine süddeutschen Bundesgenossen nicht liebenswürdiger behandeln, als indem er die Ehre seines Sohnes mit der ihrigen verknüpfte. Auch wurde der Kronprinz in München, Stuttgart, Carlsruhe und Darmstadt mit lautem Jubel empfangen. Große Freude war bei den Truppen, die da wohl wußten, daß sie einem ruhmvollern Feldzug entgegengingen als 1866. Freude belebte auch die Bevölkerungen. Die Preußenfresser waren verstummt, der künstlich eingeimpfte Stammeshaß in opferfreudiges Nationalgefühl umgewandelt. Man gründete Sanitätsvereine, richtete zahlreiche Lazarethe ein und Tausende von jungen Freiwilligen drängten sich zu den Fahnen.

Am 1. August verließ König Wilhelm von Preußen Berlin unter dem Jubelruf und den Segenswünschen der Bevölkerung, um der Armee zu folgen, ertheilte eine Amnestie für alle politischen Verbrechen und setzte das eiserne Kreuz als Kriegsehrenzeichen wieder ein, wie 1813.

Das französische Volk nahm die Kriegserklärung nicht mit der Ruhe und allgemeinen Zustimmung auf, wie es einer großen Nation

geziemt, wenn sie vernünftig regiert wird und sich im Rechte befindet. Daß die französische Regierung sich diesmal nicht im Recht befand, bewies das übertriebene, größtentheils erkünstelte Echauffement der Chauvinisten, das Kriegsgeschrei eines bezahlten, in den Straßen von Paris herumlungernden Pöbels und auf der andern Seite der Tadel und die tiefe Mißstimmung aller Besonnenen, und solcher, die etwas zu verlieren hatten. Fast aus allen Departements berichteten die Präfecten, das Volk wünsche die Erhaltung des Friedens. Chaudordy, welcher später bei der republikanischen Regierung in Tours das auswärtige Amt vertrat, zählt in seinem Umlaufschreiben, mit welchem er die Unschuld des französischen Volkes an dem Kriege darthun wollte, nicht weniger als 89 gegen 11 Präfecten auf, die nach Paris berichtet haben, die Bevölkerung wünsche den Krieg nicht. „Der erste Eindruck," so schreibt ein Präfect, „war der des Erstaunens und der Ueberraschung." Andere schrieben: „Der Krieg wird für ein solches Uebel gehalten, daß man nicht daran glauben will. — Der heiße Wunsch, den Frieden zu erhalten, gibt sich von allen Seiten kund. — Ich glaube, daß man im Grunde den Krieg befürchtet. — Niemand wünscht den Krieg. — Dieses Land wird den Krieg nur mit Widerwillen annehmen. — Die Bevölkerung will sicherlich nicht den Krieg rc."

Unter den später von Napoleon zurückgelassenen Papieren fand man auch die Berichte der damaligen Präfecten, aus denen wir noch Einiges mittheilen: Der Präfect des Aisne-Departements meint, die Landbevölkerung sey durch die Vorbereitungen der Ernte völlig in Anspruch genommen. Sie würde sich nur sehr langsam mit einem so ernsten Zwischenfalle befreunden; allein so groß auch ihre Friedensliebe seyn möge, so würde sie doch aus Patriotismus der allgemeinen Strömung folgen. Der Präfect der Aube drückt sich mit hochdiplomatischer Vorsicht aus: „Man wünscht den Krieg nicht und fürchtet ihn auch nicht." Noch zurückhaltender ist der Präfect der Hochalpen: „Die Bevölkerung wird ihre Gesinnung, erst wenn von oben herab ein entscheidender Entschluß erfolgt ist, kundgeben."

Der von Doubs spendet Worte des ehrerbietigen Rathes. Man möge, wenn man die Nation hinter sich haben wolle, rasch vorgehen und ihr keine Zeit zum Nachdenken lassen. Die nationale Empfindlichkeit erwache schnell, wie dieß 1867 die Luxemburger Frage gezeigt, allein sehr bald trete, zumal durch Unschlüssigkeit und diplomatische Verschleppung, eine friedliche Reaktion ein.

Der Präfect der Creuse meint schüchtern, das Land werde wohl nicht in diese äußerste Lage gebracht werden; der von der Nièvre umgeht den Kern der Frage, indem er erklärt, das flache Land sey jetzt ausschließlich durch die anhaltende Dürre in Anspruch genommen. Dagegen läßt sich der Präfect der unteren Loire vernehmen: „Da die von dem Kabinete angenommene Haltung als das sicherste Mittel erscheint, zu einer friedlichen Lösung des spanisch-preußischen Konfliktes zu gelangen, so stimmt die öffentliche Meinung rückhaltslos den kategorischen Erklärungen des Ministers des Auswärtigen bei.“ Der brave Präfect stürzt sich also aus reiner Friedensliebe in den Krieg. Der Präfect des Var (Heimat des leichtherzigen E. Ollivier) kann jedoch nicht behaupten, daß in seinem Departement der Krieg populär sey. Allein allbeherrschend sey das Vertrauen in den Kaiser und dessen Regierung; man sey fest entschlossen, überallhin nachzufolgen, wohin der Kaiser das Land führen werde. Der Präfect der Arriège findet, daß diese plötzlich in die tiefe Ruhe hineinfallende Nachricht eine lebhafte Bewegung hervorbringe. Man wünsche, daß alles mögliche zur Aufrechterhaltung des Friedens gethan werde. Der Präfect der Ardèche besitzt sogar den Muth, zu verkünden, der Krieg erscheine allen als eine Landplage gleich der Trauben- und Seidenwürmerkrankheit und der Dürre. In der Somme meint der Präfect, man bedürfe des Friedens, in der Orne will man den Frieden, in der Oise hofft man auf Fortdauer des Friedens. Aus der Moselle, die so schwer vom Kriege heimgesucht wird, berichtet der Präfect, die Bevölkerung sey gegen den Krieg und für den Frieden. Noch weiter geht der von Vauc-

luse: „Man befürchtet den Krieg und besorgt, der Kaiser möge sich zu leicht fortreißen lassen.“ Am glänzendsten zieht sich aber der Präfect des Nord-Departements aus dem Dilemma; er sagt: „Der Kaiser und seine Regierung können thun, was sie wollen. Durch alle seine Interessen ist das Departement für den Frieden, allein wenn es seyn muß, wenn die Ehre und die Sicherheit des Landes es verlangen, so ergibt es sich in den Krieg.“

Sobald der Krieg erklärt war, sanken alle Fonds, stockten Handel und Gewerbe, die großen Fabriken entließen ihre zahlreichen Arbeiter, die nun brodlos umherirrten und, da sie größtentheils der republikanischen Partei angehörten, der kaiserlichen Regierung fluchten. Ein großer Aufstand der Arbeiter in Lyon konnte am 20. und 21. Juli nur mit Gewalt gedämpft werden. Die Arbeiter riefen: Es lebe der Frieden, es lebe Preußen! In Paris selbst führten die Arbeiter eine ähnliche Sprache und warfen die Parole aus: „Wir kennen keine Landesgrenzen.“ D. h.: Wir verdammen den nationalen Ehrgeiz und Uebermuth, der um bloßer Erweiterung der Grenzen willen verheerende Kriege beginnt. Alle Menschen sollen Brüder seyn und in Frieden von ihrer Arbeit leben! Als Herr von Werther, der preußische Gesandte, Paris verlassen mußte, wurde die Nacht vorher sein Hotel von bestelltem Pöbel insultirt, bei seiner Abreise aber umstand ihn das Volk mit entblößtem Haupte. Am meisten widersprach dem Gebrüll des bezahlten Pöbels die Haltung der Pariser mobilen Nationalgarde. Als die ersten Bataillone derselben nämlich von Paris fortgeschafft wurden, um an den Rhein zu gehen, riefen sie ungescheut: Es lebe die Republik! Nieder mit Ollivier! Nach Cayenne mit den Ministern! Dadurch sah sich der Kaiser genöthigt, die übrigen Bataillone, welche hätten nachfolgen sollen, zurückzulassen.

Napoleon selbst war zum Kriege fest entschlossen, wenn er auch ein glückliches Ende desselben nicht voraussah. Man glaubte, er habe wohl gewußt, daß den Franzosen jede Friedensregierung am Ende langweilig wird; er habe fürchten müssen, durch eine Revolution

verjagt zu werden, wie Karl X. und wie Ludwig Philipp. Als Napoleonide habe er die lächerliche Rolle eines gleichsam im Schlafrock fortgejagten Greises nicht spielen wollen, sondern sich auf's Pferd gesetzt und das Schwert gezogen, um entweder durch einen glänzenden Sieg und neuen Ruhm seine Dynastie zu befestigen, oder wenigstens wie ein Held zu fallen. Deswegen ist, was er einem englischen Vermittler gesagt haben soll, durchaus nicht unwahrscheinlich. „Ich will den Krieg!" soll der Kaiser geäußert haben. „Vor meinem Tode will ich den Wunsch meines ganzen Lebens in Erfüllung bringen und die Rheinlande an Frankreich annektiren." Man glaubte auch, die Kaiserin Eugenie habe ihn zu seiner kriegerischen Aufwallung gereizt. Im Salon der Fürstin Metternich, der fanatisch antipreußischen Gemahlin des österreichischen Gesandten in Paris, soll, wie die Kreuzzeitung berichtet, Eugenie in so heftige Reden ausgebrochen seyn, daß der Kaiser selbst sie durch einen Wink zum Stillschweigen bringen mußte. Bei einer andern Dame dann soll Eugenie in Thränen zerflossen seyn, weil ihr junger Sohn mit in's Lager müsse, und als der Kaiser sie beruhigen wollte, soll die Dame so — südländisch geworden seyn, daß ein allgemeines verlegenes Schweigen erfolgte. Uebrigens begab sich die Kaiserin nach Cherbourg, um die nach der Nord- und Ostsee bestimmte französische Kriegsflotte einzuweihen, und benahm sich hier als Heroine des Chauvinismus.

Man brachte damals eine merkwürdige Prophezeihung des berühmten Nostradamus in Erinnerung. In der zu London im Jahre 1672 erschienenen Ausgabe der „Prophéties de Nostradamus" lautet die dreißigste Prophezeihung der zehnten Centurie in der ursprünglichen alterthümlichen Schreibweise:

> Nepveu et sang du St. nouveau venu
> Par le surnom soustient arcs et couvert.
> Seront chassez mis a mort chassez nu
> En rouge et noir convertiront leur vert.

„Der Neffe und das Blut des neugekommenen Heiligen (des

ersten Napoleon) stützt durch den Namen Bogen und Decke (des Gebäudes). Sie werden verjagt, todtgemacht, nackt verjagt werden. In Roth und Schwarz werden sie ihr Grün verwandeln."

Während der größte Theil des französischen Volks die Erhaltung des Friedens wünschte und dem Ausgang eines so muthwillig begonnenen ungerechten Krieges mit Sorgen entgegen sah, bewies die Kriegspartei durch ihre erkünstelte Hitze und lächerliche Prahlerei, wie faul ihre Sache war und wie sie durch Schreien und Lügen den Mangel an wahrer Kraft und Sicherheit zu bemänteln suchte. Da redete man wieder, der Krieg werde ein leichtes Spiel seyn. Es handele sich für die Herrn Offiziere nur um eine Promenade nach Berlin. Ein reicher Franzose wettete 200,000 Franken gegen 100,000, die Franzosen würden schon am 15. August siegreich in Berlin eingezogen seyn. Ein Berliner nahm die Wette auf und erließ dem Pariser auch noch die allzu kurze Frist, indem er die 100,000 Franken auch dann noch zahlen wollte, wenn die Franzosen erst am 31. August in Berlin einzögen. Man verbreitete absichtlich in Frankreich das Gerücht, Napoleon III. habe gesagt, er werde den Frieden erst in Königsberg dictiren. Die „Liberté" entwarf für das französische Publikum den Kriegsplan, wonach der französische Kaiser zuerst Süddeutschland aufrollen, alsdann Hannover befreien, drittens Preußen zum Frieden zwingen und im Frieden Deutschland neu gestalten sollte. Preußen wie Oesterreich sollten dem künftigen Deutschland nicht mehr angehören dürfen. Dieses Programm entsprach ziemlich genau der offiziellen Erklärung der französischen Regierung, worin ausdrücklich zwei Punkte hervorgehoben waren, einmal daß Deutschland, nachdem es vom Joche Bismarcks befreit seyn würde, seine Selbstbestimmung behalten und zweitens, daß Frankreich gegen künftige Anmaßungen von Preußen aus Sicherheit erhalten solle. Das hieß mit andern Worten nichts anderes als, der Neffe wollte den Onkel nachahmen und den alten Rheinbund in seiner ganzen Ausdehnung wieder herstellen.

Man ließ auch das französische Volk in der Meinung, nicht nur die Süddeutschen seyen ganz gegen ihren Willen von Preußen gepreßt, sondern auch in den von Preußen annektirten Ländern sey ein allgemeiner Aufstand im Werk. Die französischen Blätter wimmelten von Lügen, Aachen, Köln, Frankfurt seyen im Aufstande, in Hannover erwarte man die Franzosen mit offenen Armen. Auch im deutschen Elsaß organisirte die Regierung einen Adressensturm. Die Elsäßer mußten darin heilig betheuern, sie seyen niemals Deutsche, sondern immer nur Franzosen gewesen.

Drittes Buch.

Verhalten der Mächte beim Ausbruch des Kriegs.

Die europäischen Mächte, welche dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland nur zusahen, wünschten in ziemlicher Uebereinstimmung, denselben zu lokalisiren und zugleich das sog. europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, so daß, welcher der beiden kriegführenden Staaten auch die Oberhand behalten würde, doch keinem eine Gebietsvergrößerung erlaubt seyn sollte.

Oesterreich war der erklärteste Feind Preußens und würde sich am liebsten mit Frankreich alliirt haben, wenn es nicht durch Ungarn genirt gewesen wäre, welches den Racheplänen für Königgrätz abhold war und Oesterreichs Verlegenheiten nur ausnutzte, um das ungarische Reich möglichst selbständig zu machen. Auch mußte Oesterreich fürchten, wenn es Frankreich beistehen würde, von Rußland angegriffen zu werden. Endlich waren die Deutschösterreicher national gesinnt und wünschten nicht den französischen, sondern den deutschen Waffen den Sieg. Oesterreich mußte also neutral bleiben und Beust vermochte nichts weiter, als auf diplomatischem Wege die übrigen neutralen Mächte so viel als möglich für Frankreich und gegen Preußen zu stimmen.

Rußlands natürliche Politik war, es zu keiner Wiederholung französischer Eroberungen, wie unter Napoleon I. kommen zu lassen.

Besonders würde eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich die Polen zu neuen Revolutionsversuchen veranlaßt haben. Also mußte Rußland diesmal mehr auf der Seite Deutschlands als Frankreichs stehen. Andererseits war aber Rußland Vorfechter des Panslavismus geworden und konnte daher dem Pangermanismus keine allzugroßen Erfolge wünschen.

Italien, welchem Frankreich Savoyen und Nizza entrissen hatte, mußte alles daran liegen, diese Länder wieder zu bekommen und sich von der drückenden und beschimpfenden Bevormundung des Kaisers Napoleon loszureißen. Die Regierung Victor Emanuels aber fürchtete sich vor der republikanischen Partei, hoffte also immer noch, sich allein mit Hülfe Napoleons behaupten zu können, und auch Ministerium und Consorteria von Florenz hatten sich bei der bisherigen lüderlichen Administration so wohl befunden und so vielen Privatvortheil genossen, daß sie es gerne beim Alten ließen. Gelüstete auch dem Florentiner Hofe sehr nach dem Besitz von Rom, so durfte er doch, so lange Frankreich noch mächtig dastand, nichts gegen Rom unternehmen.

England war jeder neuen Vergrößerung Frankreichs entgegen, hauptsächlich aus Rücksicht auf Belgien, welches nicht zum zweitenmal in den Besitz Frankreichs kommen sollte. Es würde aber auch eine Vergrößerung Preußens nicht gern gesehen haben.

Unter diesen Umständen läßt sich leicht erklären, warum Oesterreich die übrigen Mächte nicht überreden konnte, sich zu einer Intervention zu vereinigen. Sie gaben nur zu, daß der Krieg lokalisirt bleibe, d. h. von Deutschland und Frankreich allein geführt werden, daß die übrigen Mächte sich neutral verhalten und daß keine einseitig ohne Einverständniß mit den andern handeln solle. Den österreichischen Vorschlag aber, „materielle Mittel bereit zu halten, um ihren Stimmen Nachdruck zu geben," fand das englische Cabinet „zu positiv". Es kam also nur zu einer sog. Neutralitätsliga. Oesterreich hätte gern losgeschlagen. Die kriegslustige Partei am

Wiener Hofe, besonders die klerikalen und aristokratischen Elemente, konnten kaum die Kriegserklärung gegen Preußen erwarten. Die Hitzigsten wollten sogar Frankreich vorangehen. Man zettelte mit Visconti Venosta, dem auswärtigen Minister Italiens, Intriguen an, die zu einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien führen sollten. Auch das famose Memorial, welches kurz vorher Rieger im Namen der Czechen dem Kaiser der Franzosen zugeschickt hatte, und die demonstrative Rede des Fürsten Czartorisky, der schon eine Wiederherstellung Polens von Galizien aus für möglich hielt, gehörten zu den Vorbereitungen zum Kriege. Man rüstete sogar schon, fing die Ennslinie und den Böhmerwald zu befestigen an, errichtete Schanzen bei Krakau und Eperies, sammelte Truppen in Böhmen und Mähren, wollte die Tiroler Grenze besetzen, während Franzosen vom Oberrhein her sich vielleicht mit dieser österreichischen Vorhut hätten vereinigen sollen, kaufte Pferde auf (von denen im September viele wieder verkauft wurden) ꝛc. Aber die Zurückhaltung Englands und Italiens und bald darauf die Schlacht von Wörth ließen alle diese Veranstaltungen zu keiner vollen Entwicklung kommen. Dem blinden Exkönig von Hannover, der aus Hietzing nach Gmunden übersiedelt war, wurde von Wien aus verboten, Oesterreich ferner durch chauvinistische Agitationen zu compromittiren.

Die Anfangs von Beust vorgeschlagene Tripelallianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien scheiterte nicht blos an dem Widerstand Englands, sondern auch an der Angst, welche die Franzosenfreunde in Wien und Florenz erfaßte, als gleich im Anfang des Krieges das Glück den französischen Waffen den Rücken kehrte. Soviel man von jener projectirten Tripelallianz erfahren konnte, sollte Italien Südtirol und Triest bekommen und Oesterreich dafür durch das preußische Schlesien entschädigt werden. Auf die Neutralität Oesterreichs übte begreiflicherweise auch Ungarn Einfluß. Ungarn wollte für Oesterreich keine neue Gefahr laufen, noch Opfer

bringen. Graf Andrassy erklärte am 28. Juli im ungarischen Reichstag, die Regierung hege keine Absicht, die Zeitumstände benutzen zu wollen, um zum Stande der Dinge vor 1866 zurückzukehren, weil das der Monarchie keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringen würde.

Die Volksstimmung in Deutschösterreich war für Deutschland, denn die armen Deutschen im Kaiserstaate hatten endlich Erfahrung genug gemacht, um sich des Unrechts bewußt zu werden, welches die undeutsche Politik der Regierung an ihnen begangen hatte, und wo alles für seine Nationalität schwärmte, der Italiener, der Ungar, der Czeche, der Pole, da mußte auch endlich der Deutsche an die seinige erinnert werden. Eine Volksversammlung in Klagenfurt äußerte ihre Entrüstung über den Raubanfall Frankreichs und erklärte, ein Zusammengehen Oesterreichs mit Frankreich wäre ein Verrath am deutschen Volk und ein unermeßliches Unglück Oesterreichs. Auch der politische Verein der Deutsch-Böhmen in Pilsen bezeugte seine Sympathien für das Zusammenstehen aller Deutschen. Der Nationalverein in Graz wünschte den deutschen Waffen Glück und ein Weinhändler daselbst schickte den deutschen Armeen neunzig Eimer guten Wein. Auch österreichische Offiziere wollten in Preußen Dienste nehmen und Studenten wollten in Masse diesem Beispiel folgen, wurden aber von der preußischen Gesandschaft erinnert, daß das ein ungesetzlicher Schritt wäre.

Sehr auffallend war das übereinstimmende Verhalten Frankreichs und Oesterreichs gegenüber von Rom und zwar ganz im Geist der beabsichtigten Tripelallianz mit Italien. Nachdem man erwartet hatte, beide katholische Großmächte würden vom Ergebniß des Concils einen Gebrauch machen und durch den infalliblen Papst den katholischen Bevölkerungen in ganz Europa einen Impuls geben lassen, der ihnen im Kampf gegen den gemeinschaftlichen norddeutschen und protestantischen Feind hätte von Nutzen seyn können, sah man diese weltlichen Großmächte plötzlich die bereits so sorg-

fältig zugerichtete geistliche Waffe gleichsam verächtlich wegwerfen. Denn Frankreich zog seine Truppen aus Rom zurück und überließ den Papst dem mehr als zweideutigen Schutz Victor Emanuels, während Oesterreich in denselben Tagen (am 31. Juli) das Concordat für aufgehoben erklärte, also auch seinerseits den Papst im Stiche ließ. Beides läßt sich nur aus dem Interesse erkären, welches beide Staaten hatten, sich der bewaffneten Allianz des Königs von Italien zu versichern, die ihnen im Kriege werthvoller erschien, als päpstliche Bullen. Wir müssen aber Akt davon nehmen, daß Frankreich und Oesterreich sich dadurch mit der ihnen einst so nützlichen Politik des Tridentinums in Widerspruch setzten.

Vom König von Italien konnte man überzeugt seyn, er werde als Vasall Frankreichs handeln, so lange Frankreich selbst mächtig und siegreich bleiben würde, und daß er auch unter so vortheilhaften Bedingungen, wie sie ihm waren angeboten worden, gern die Tripelallianz mit Frankreich und Oesterreich eingegangen wäre. Aber die Vorsicht gebot ihm, den Gang des Krieges abzuwarten und dann erst nach Umständen zu handeln. Er hatte die Nationalpartei Garibaldis und den republikanischen Anhang Mazzinis zu fürchten, die den französischen Kaiser auf's tiefste haßten, und er hatte, wenn Frankreich unterlag, den Wiedergewinn von Savoyen und Nizza zu hoffen. Indem er unentschieden blieb und zauderte, steigerte er zugleich den Preis, den ihm Frankreich und Oesterreich für seine Allianz anboten, und erreichte dadurch wirklich, daß jene Mächte ihm Rom so gut wie preisgaben. Im italienischen Ministerium trat unter so verschiedenen widerstreitenden Ansprüchen eine Spaltung ein, die dem System des Zauderns und Abwartens von Seiten des Königs förderlich war. Visconti Venosta, der Minister des Auswärtigen, stand ganz auf französischer Seite, wurde aber von den Ministern Lanza und Sella zurückgehalten und in seinem Eifer gemäßigt.

Die Volksstimmung in Italien war für Preußen, denn nur

Preußen verdankten die Italiener den Wiedergewinn Venedigs. Bitter schmerzte sie der Verlust Savoyens und Nizzas, welches sie nie oder nur mit Hülfe Deutschlands zurückbekommen konnten. Die hochmüthige Vormundschaft Frankreichs beleidigte ihren Stolz und im Septembervertrag sahen sie das einzige Hinderniß, durch welches ihnen Rom vorenthalten wurde. Sobald der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland drohte, war das italienische Volk allarmirt. In der Hauptstadt Florenz selbst sammelte sich am 16. Juli eine große Volksmenge und rief: Nieder mit Frankreich, hoch lebe Preußen! Aehnliche Demonstrationen erfolgten in Mailand, Turin, Genua, Palermo und andern Städten.

Inzwischen hatte sich das Concil in Rom vertagt und der apst, der von Frankreich und Oesterreich etwas ganz Anderes erwartet hatte, war aufgegeben. Napolean III. gab ihn schon im Beginn des Krieges auf, um sich dadurch die Allianz mit Italien zu erkaufen. Schon am 19. Juli schloß er mit Victor Emanuel einen Vertrag ab, worin er sich verpflichtete, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen, wogegen Victor Emanuel den Schutz des Papstes übernehmen sollte. Auch hieß es, das Königreich Italien solle dem Kaiser der Franzosen 100,000 oder wenigstens 50,000 Mann zu Hülfe schicken. Die französischen Truppen zogen unter General Dumont in den letzten Tagen des Juli aus Rom, Viterbo und Civita Vecchia ab. Gleichzeitig verließen auch die Deutschen und Franzosen, die im päpstlichen Heere dienten, die ewige Stadt, um ihrem resp. Vaterlande zu dienen und der arme Papst sah sich auf einmal blosgestellt. Es schien gewissermaßen, als hätte ihn das Schicksal auf die Probe stellen wollen. War er infallibel, so mußte ja wohl auch die Macht besitzen, sich allein und ohne französischen Schutz zu helfen.

Napoleon III. vergaß alle seine frühere Vorsicht, indem er Rom im Stiche ließ. Die paar Tausend Mann, die er unter Dumont in Rom stehen hatte, konnten seinen Armeen in Frankreich keine er=

hebliche Verstärkung bringen, während sie ihm, wenn er sie in Rom ließ, die Sympathien der Katholiken in Frankreich erhielten. Wenn es auch wahr ist, daß ihn der Papst doch nicht vor den Niederlagen im Kriege hätte schützen können, so mußte er doch darauf bedacht seyn, die katholischen Sympathien seinem jungen Sohn, überhaupt seiner Dynastie zu hinterlassen. Früher oder später konnten solche Sympathien selbst der gestürzten Dynastie wieder aufhelfen. Die Folgen der Zurückziehung der französischen Truppen aus Rom zeigten sich bald in einer tiefen Verstimmung des katholischen Landvolks in Frankreich gegen den Bonapartismus. Das nämliche Landvolk, welchem der Kaiser das Plebiscit verdankt hatte, wurde jetzt von den Geistlichen gegen alle Anhänger des besiegten Kaisers gehetzt. Auch Oesterreich handelte der uralten Politik des Hauses Habsburg zuwider, sofern es das Concordat aufgab und damit das Beispiel Frankreichs befolgte. Ohne Zweifel hätte es diesem altkatholischen Staate eher geziemt, die Schutzherrschaft über Rom, die ihm Frankreich entrissen hatte und die Frankreich jetzt wieder aufgab, zurückzunehmen. Da indeß Napoleon III. sich mit Oesterreich nicht eher in ein förmliches Bündniß einlassen wollte, bis Italien der dritte im Bunde seyn würde, dessen Armee den beiden katholischen Kaisern mehr nützen konnte, als der ohnmächtige Papst, so erklärt sich daraus, warum man auf den letztern wenigstens zunächst so wenig Rücksicht nahm. Später hätte man es wohl wieder gut gemacht.

Auch Italien hätte besser gethan, sich mit dem Papst zu verständigen. Wäre das früher geschehen, so würde wahrscheinlich der extreme Unsinn auf dem Concil vermieden worden seyn. Mit dem Papstthum gibt Italien ein Besitzthum auf, um welches es länger als ein Jahrtausend immer nur beneidet wurde. Wenn der Papst nicht mehr in Rom ist, wird es aussehen wie die leere Einfassung, welche zurückbleibt, wenn der Edelstein ausgebrochen ist. Ueberdem setzt sich Italien in Widerspruch mit seiner Nationalpolitik, wenn es

den Papst aufgibt, denn der Papst war immer nur der concentrirteste romanische Racentypus, erst Italiener, Erbe der alten Römer, und dann erst Christ und Katholik. Die ganze welsche Race des Südens hatte nie einen bessern Vorkämpfer gegen den Germanismus als den Papst. Die in Florenz erscheinende „Opinione", das Organ der durch Dick und Dünn mit Frankreich gehenden Hofpartei, ließ das Gespenst des alten deutschen Kaiserthums, welches in Preußen verjüngt werden solle, vor dem italienischen Publikum aufsteigen und mit allen Schrecken ghibellinischer Ansprüche drohen. Wäre es ihr damit ernst gewesen, so hätte sie sich doch besinnen müssen, daß die alten Guelfen, welche den germanischen Ghibellinen von Italien aus so langen und kräftigen Widerstand leisteten, eben alle nur Anhänger des Papstes waren und ohne den Papst nichts vermocht hätten.

Man kann sich kaum etwas Perfideres denken, als diese italienische Regierungspresse. Die „Italie" z. B. meldete im Beginn des Krieges, als die Franzosen noch keine Niederlage erlitten hatten und noch eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich in Aussicht stand, die Oesterreicher sammelten Truppen in Vorarlberg (wahrscheinlich, um sich mit den vom Oberrhein her erwarteten Franzosen zu vereinigen). Nachdem aber die Franzosen von der deutschen Südarmee geschlagen worden waren, drückte dieselbe italienische Zeitung die Besorgniß aus, Oesterreich könne in Tirol wohl gegen Italien rüsten.

Man darf nicht unbeachtet lassen, daß der Herzog von Gramont, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, derselbe Mann war, der vor zehn Jahren mit gleichem Hohn die Sache des Papstes im Stich gelassen und den unglücklichen General Lamoricière verrathen hatte. Die Gründe, aus welchen Napoleon III. den Papst bei Seite schob, sind nicht hinlänglich ermittelt. Sie lagen wohl in dem Plan einer Allianz Frankreichs nicht nur mit Italien, sondern auch mit Oesterreich. Im Anfang des August fand zwischen den Höfen von Wien, Florenz und Paris

lebhafter Verkehr statt. Von Wien kam Graf Vitzthum (ein Sachse, Verfasser einer fanatisch antipreußischen Schrift über den siebenjährigen Krieg, daher mit dem Grafen Beust nach Wien übergesiedelt) nach Florenz und sollte sodann nach Paris abgehen. Von Florenz kam Graf Arese nach Wien. Eine höchst seltsame Correspondenz der A. A. Z. wollte wissen, Oesterreich könne sich möglicherweise entschließen, sich im Kampf des Germanismus gegen den Romanismus an den erstern anzuschließen und „Deutschland am Mincio zu vertheidigen.“ Damit sollte wohl Italien eingeschüchtert und in die Tripelallianz hineingeschreckt werden. Eben so abenteuerlich und eben so arglistig nur auf die Bethörung der Italiener berechnet war die andere Meinung, welche die Lügenpresse verbreitete, nämlich: Der König von Preußen nehme den Papst in seinen Schutz und habe dem König von Italien bereits mit einer Kriegserklärung gedroht, falls er die römische Grenze überschritte. Alle diese Lügen wurden im schwärzesten Preußenhaß ersonnen und förmlich fabrikmäßig geschmiedet.

Noch ist zu bemerken, daß General Cialdini, der sich so eifrig um ein Bündniß Victor Emanuels mit Napoleon III. bemühte, über die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern grenzenlos erbittert war, weil er früher als außerordentlicher Botschafter Victor Emanuels nach Madrid entsandt, sich geschmeichelt hatte, als Mentor des damals zum Kronkandidaten vorgeschlagenen Prinzen aus dem Hause Savoyen künftig Spanien regieren zu können. Derselbe Cialdini hatte im Einverständniß mit Gramont den edlen Lamoricière verrathen und war dafür vom französischen Marschall Pelissier in einem offenen Briefe, wie man einen Hund wegstößt, mit „dem Absatz seines Stiefels“ im Namen von ganz Frankreich bedroht worden. Welche Stirn, sich nun doch diesem Frankreich wieder aufdrängen zu wollen!

Der Papst hatte es seiner Stellung für angemessen erachtet, zwischen den beiden kriegführenden Mächten eine Vermittlung zu

versuchen, welche von Frankreich schroff, von Preußen höflich abgelehnt wurde. Nun gelangten die Siegesnachrichten nach Rom. Der Flug des preußischen Adlers über Frankreich mußte den Großaugur in hohem Grade frappiren. In dem Augenblick, in welchem die römische Curie von Frankreich und Oesterreich verlassen und von Italien sogar schwer bedroht war, mußte sie sich natürlicherweise zum Gegner der französisch-österreichischen Politik hingezogen fühlen. Es hieß daher, Cardinal Antonelli habe dem König von Preußen offiziell zu seinen Siegen Glück gewünscht. Ein Schreiben aus Rom vom 12. August in der A. A. Zeitung meldete: „Freiherr v. Arnim hatte am Tage seiner Rückkehr von Berlin zwei Audienzen beim Papst und überbrachte ihm ein Handschreiben des Königs Wilhelm, in Bezug auf welches der Papst bemerkte: es komme das Heil der Kirche in größter Gefahr oft von ganz unerwarteter Seite. Arnim conferirte sofort mit Antonelli, dem Minister des Innern und des Kriegs, und mit dem Polizeidirektor. Er überbrachte ermuthigende Zusicherungen und sogar Instruktionen."

In der Schweiz herrschte große Aufregung. Am besten hätten die Schweizer gethan, Frankreich den Krieg zu erklären, wozu sie völlig berechtigt waren, seitdem Napoleon III. die Verträge gebrochen und sie ihres Besatzungsrechtes im nördlichen Theile von Savoyen beraubt hatte. Es lag im Interesse der Schweiz wie Italiens, den bösen, unleidlichen, immer von neuem unverschämt fordernden und raubenden französischen Nachbar unschädlich zu machen. Das konnte sie nur im Bunde mit Deutschland und dann hätte Frankreich der Uebermacht unterliegen müssen. Sie durften nicht zaudern, Deutschland nicht allein kämpfen lassen. Die Schweiz begnügte sich aber, wie Italien und Belgien, mit der bewaffneten Neutralität, besetzte ihre Grenzen und wählte den Obersten Herzog (von Aarau) zum Obergeneral. Ihr Eifer war übertrieben und die Zahl der Milizen, die sie aufbot, viel zu groß für den Zweck, so daß sie nach wenig Wochen wieder zurückgezogen wurden. Aber in jenem Eifer verrieth

sich die Sorge, Frankreich könne abermals rücksichtslos gegen die Schweiz verfahren wollen, oder Deutschland könne sich einmal erinnern, daß die Schweizer Deutsche sind, und daß ihr Land ein Theil des deutschen Reiches gewesen ist.

Man bemerkte daher hin und wieder in der Schweiz eine Stimmung wie in Holland. Man schrieb aus der Schweiz unterm 19. August: „Es war anno 1866 zur Zeit des preußisch-österreichischen Krieges, noch vor der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz, als ein sonst sehr geachtetes Mitglied des schweizerischen Bundesrathes folgende denkwürdige Worte sprach: ‚Sie wissen, daß wir mit Oesterreich nie gerade Freunde waren; aber eine Niederlage wäre den Preußen zu gönnen von unserem Standpunkte aus; denn wenn wir einst die preußischen Pickelhauben sich im Bodensee spiegeln sehen, dann sind wir verloren.‘ Diese Worte finden gerade heutzutage im preußisch-französischen Kriege ein tausenfaches Echo, besonders in den Kreisen der altconservativen Schweiz. Dank der edeln Theilnahme, welche die deutschen Opfer französischer Barbarei bei ihrer Ankunft in der Schweiz jüngst gefunden und noch finden werden; allein die Thatsache kann auch dem unbefangensten Beobachter nicht entgehen, daß die Neutralität der Schweiz so recht eigentlich in das Innerste des Bundespalastes zu Bern gebannt ist, daß ein übergroßes Mehr der schweizerischen Bevölkerung für seinen thurgauischen Landsmann Napoleon außerordentliche Sympathien zeigt und alle seine Schattenseiten, wie sie nun bei der neuaufgehenden Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit zu Tage treten, nach Kräften zu verdecken sucht. Dieses Liebäugeln mit dem Franzosenthum macht sich sowohl im Norden als im Süden der Schweiz, sowohl in der Presse, als im Privatverkehr fühlbar, und mag auch der Bundesrath hundertmal ‚energischen Protest gegen derartige Verdächtigungen der schweizerischen Neutralität einlegen‘, wozu er sich jüngst veranlaßt sah, so werden es ihm die Schweizer selbst am allerwenigsten glauben. Hiefür nur zwei Beispiele. In der Stadt Bern hatten deutsche

Gewerbsleute ihrer freudigen Stimmung über die bisherigen günstigen Erfolge der deutschen Heere in größeren Wirthschaftslokalen Luft gemacht. Sie wurden hiefür nicht nur von der Gesellschaft mit Schmähworten und Drohungen insultirt, sondern ein Korrespondent der Luzerner Zeitung fand sich bemüßigt, in derselben Zeitung ein ‚probates Mittel' zu bezeichnen, um die Deutschen zum Schweigen zu bringen; man entzieht ihnen die Kunden. Mir selbst begegnete ein ähnlicher Fall. Am 20. dies erhielt ich von Freundeshand die telegraphische Depesche über den glänzenden Sieg der Deutschen bei Metz. Voll Freude hierüber ging ich zu meinem Landsmann aus W......ten, um ihm diese Siegesbotschaft mitzutheilen. In seinem Geschäftslokale waren ziemlich viele Schweizer. Aber welcher Lärm, welch allseitiger Widerspruch erhob sich bei Mittheilung dieser Depesche! Nur meine amtliche Stellung diente mir als Schutzwehr gegen diese Mitrailleuse giftiger Zungen.„ Das die Neutralität der schweizerischen Bevölkerung in praxi."

Dagegen verrieth sich wieder der gute deutsche Sinn in dem Wohlwollen, mit welchem die aus Frankreich vertriebenen Deutschen einige Wochen später an den Schweizergrenzen aufgenommen, unterstützt und weiter befördert wurden, und der besonnenere Theil der Eidgenossen hat sich gewiß nie darüber getäuscht, daß der Schweizer Freiheit von Deutschland aus nicht die mindeste Gefahr droht. Wenn auch Deutschland wieder ein einiges Reich und noch so mächtig würde, so läge es durchaus in seinem Interesse, die Schweiz in der Vielgestaltigkeit ihrer kleinen Republiken bestehen zu lassen, weil dieselbe der Spaltung ihrer durch hohe Gebirge getrennten Thäler und eigenthümlichen historischen Entwicklung entspricht, und dem starken Nachbar, zumal dem stammverwandten, ungefährlich ist. Hat doch sogar der erste Napoleon, obgleich er ein Wälscher und ein unumschränkter Despot war, der Schweiz ihre Cantonalverfassung gelassen und soweit sie durch die sog. helvetische Republik gestört war, wieder hergestellt.

Belgien, nach den Enthüllungen der Times durch Frankreich fast noch mehr bedroht als die deutschen Rheinlande, und doch zu schwach, um Frankreich den Krieg erklären zu können, entschloß sich rasch wenigstens zu einer bewaffneten Neutralität, welche die beiden kriegführenden Mächte auch anerkannten. Der französischen Arglist tief mißtrauend, machten die Belgier die Eisenbahn an der französischen Grenze unbrauchbar, besetzten die Grenze mit Truppen und verstärkten die Befestigung von Antwerpen. Auch England hatte ein aufmerksames Auge auf Antwerpen und es hieß, es werde seine Flotten dahin senden.

Holland dagegen verharrte in seinem verknöcherten Deutschenhaß. Es erklärte sich zwar ebenfalls für neutral, rüstete aber seine Armee unter dem Prinzen von Oranien und man bemerkte nicht nur in den oberen, sondern auch in den unteren Regionen mehr Hinneigung zu Frankreich als zu Deutschland, obgleich sie selber ächte Deutsche sind. Eine Unnatur, deren sich die Nachkommen der heutigen Holländer gewiß einmal schämen werden.

Unter den in den Tuilerien gefundenen Papieren fand sich folgender Brief der Königin von Holland an den Kaiser vom 13. Juli 1866, also bald nach der Schlacht von Königgrätz und der Cession Venetiens. Er lautet nach Angabe der „Indépendance“: „Sie machen sich merkwürdige Illusionen! Ihr Prestige hat in den letzten vierzehn Tagen mehr abgenommen, als während der ganzen Dauer Ihrer Regierung. Sie lassen es zu, daß die Schwachen vergewaltigt werden, Sie lassen Brutalität und Frechheit ihres nächsten Nachbars über die Massen wachsen, Sie nehmen ein Geschenk an und gönnen dem, der es Ihnen macht, nicht einmal ein freundliches Wort. Ich bedauere, daß Sie mich in dieser Frage für interessirt halten und daß Sie nicht die verhängnißvolle Gefahr eines mächtigen Deutschlands und eines mächtigen Italiens sehen. Ihre Dynastie ist bedroht und wird die Folgen tragen. Ich sage es, weil es die Wahrheit ist, die Sie zu spät erkennen werden.

Glauben Sie nicht, daß das Unglück, welches mich in dem Mißgeschick meiner Heimath trifft, mich ungerecht oder mißtrauisch mache. Nach Abtretung Venetiens mußten Sie Oesterreich unterstützen, an den Rhein marschiren, Ihre Bedingungen stellen. Oesterreich erwürgen, ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler. Vielleicht ist dies mein letzter Brief, indessen würde ich geglaubt haben, einer alten und aufrichtigen Freundschaft nicht zu entsprechen, wenn ich nicht ein letztes Mal die volle Wahrheit gesagt hätte. Ich glaube nicht, daß sie Gehör finden wird, aber ich will mir eines Tages sagen können, daß ich Alles gethan habe, um dem Zusammensturze dessen vorzubeugen, was mir so viel Zutrauen und Zuneigung eingeflößt hatte." Darin liegt, wäre der Brief auch nur fingirt, der Schlüssel der holländischen Angstpolitik.

Spanien verhielt sich zu den kriegführenden Mächten neutral und proclamirte seine Neutralität offiziell am 27. Juli durch den Minister Sagasta. Seine Sympathien waren für Deutschland, aber seine Mittel reichten nicht aus, um Frankreich den Krieg erklären zu können, da es im eigenen Innern gegen Parteierhebungen gerüstet bleiben mußte und keine Truppen auswärts zu verwenden hatte. Natürlicherweise mußte es sich tief verletzt fühlen durch die Unverschämtheit, mit welcher ihm Frankreich vorschreiben wollte, wen es zum König wählen solle und wen nicht. Diese Stimmung machte sich auch Luft in der feurigen Begeisterung, mit welcher die in Spanien lebenden Deutschen gefeiert wurden, welche nach Deutschland zurückkehrten, um dort ihrer Militärpflicht zu genügen. In Barcelona wehte am 20. Juli die norddeutsche Fahne neben der spanischen, wurde den abreisenden Deutschen ein Fest gegeben und ein spanischer Universitätslehrer hielt eine Rede, worin er sagte: „Der freche französische Nachbar braucht eine tüchtige Züchtigung." Ein republikanisches Journal verleugnete gänzlich den altspanischen Katholicismus und den romanischen Racencharakter, indem es schrieb: „Als Angehörige der lateinischen Race sollten wir den Triumph

der französischen Waffen wünschen, aber als civilisirte Menschen wünschen wir den Sieg des rationalistischen Volkes über das katholische. Als Republikaner wünschen wir die Niederlage Frankreichs, welche den Triumph der Republik in allen lateinischen Ländern bedeutet, und als Spanier wünschen wir, daß die Bonaparte am Rhein nochmals für das unwürdige Attentat von Bayonne büßen."

Admiral Topete hoffte, jetzt wieder für den Herzog von Montpensier wirken zu können, verlangte zu diesem Behuf eine baldige Wiedereinberufung der Cortes, aber er drang nicht durch. Auch die Carlisten rührten sich, wurden jedoch bald wieder unterdrückt. Es kam nur zu einer kleinen Erhebung in Navarra, der carlistische General Diaz aber, der sie leiten sollte, wurde mit mehreren Offizieren und etwa hundert Mann von den Douaniers der französischen Grenze festgenommen.

Der spanische Gesandte in Paris war der bekannte Olizaga, der immer ein gutes Verhältniß mit Frankreich unterhielt und desfalls jeder der in Paris wechselnden Regierungen gefällig war. Eine Correspondenz aus Madrid vom 16. August in der A. A. Zeitung charakterisirte ihn folgendermaßen: „Der maßlos eitle Herr Olizaga, Olliviers Bewunderer und Busenfreund und Eugenias täglicher Gast, hat so sehr seiner Stellung und der Würde Spaniens vergessen, daß er bis zum Ende dem zweiten Kaiserthum die niedrigsten Handlangerdienste leistet. Keine Siegesdepesche aus dem kaiserlichen Hauptquartier ist so verlogen, keine Intrigue des Tuilerienkabinets zur Täuschung der öffentlichen Meinung über angeblich von Preußen bezahlte Umtriebe der Republikaner in Paris so plump erfunden, daß derselbe sie nicht hierher meldete."

Auch Rußland nahm zu dem neuen westeuropäischen Kriege eine neutrale Haltung ein. Die polnische Agitation in Galizien träumte zwar von Siegen Frankreichs, die auch eine Befreiung und Wiederherstellung Polens zur Folge haben würden, und die preußenfeindlichen Organe Oesterreichs malten lügenhaft ein Bündniß Ruß-

lands mit Preußen an die Wand, um damit die Ungarn zu schrecken und für Oesterreich in die Waffen zu rufen. Dadurch erhielt aber Rußland nur den erwünschten Vorwand, an der Grenze von Galizien Truppen aufzustellen, mit denen es auf alle Fälle bei der Hand seyn konnte, wenn ihm die Ereignisse im Westen eine günstige Chance boten, aus der Neutralität herauszutreten. Seine natürliche Politik war, wenn etwa Oesterreich sich mit Frankreich und Italien gegen Deutschland verbinden wolle, Oesterreich anzugreifen, vor allem Galizien wegzunehmen und die österreichischen Slaven gegen die Wiener Regierung aufzureizen. Ohne eine Zertrümmerung Oesterreichs durfte Rußland niemals hoffen, Herr an der untern Donau zu werden.

Es gab indeß auch eine Partei in Rußland, welche lieber Preußen bekriegt hätte. Das war die sog. altrussische Partei, welche durch die Moskauer Zeitung (Kalkow), den Golos und die Petersburger Börsenzeitung vertreten war und auch am Hofe Gönner zählte. Diese Partei hetzte schon lange gegen Preußen, als ob dasselbe die deutschen Ostseeprovinzen von Rußland abreißen wolle, hauptsächlich aber, weil sie einen tiefen Aerger darüber empfand, daß die Einheit der Deutschen zu Stande kommen sollte. Ihrer Meinung nach sollte nur die slavische Race nach politischer Einheit streben dürfen, nicht aber die germanische. Diese Partei aber durfte doch ein Zusammengehen Rußlands mit Frankreich gegen Deutschland nicht beantragen, denn es wäre dem Interesse Rußlands zuwider gelaufen, Frankreich (und damit auch indirekt Oesterreich) zu stärken, weil diese seine Hauptgegner in der orientalischen Frage waren.

Die englische Presse sprach sich anfangs ungünstig über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern aus, weil sie Erhaltung des Friedens wünschte. Als sie aber inne wurde, Preußen sey bei dieser Frage unbetheiligt und Frankreich allein suche Händel, erklärte sie sich alsbald gegen die zum Krieg herausfordernde Unverschämt-

heit der Tuilerien. Der englische Minister des Auswärtigen, Lord Granville, erklärte am 11. Juli im Oberhause, als ihm der französische Gesandte, Marquis von Lavalette, von der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern und von dem Entschluß des französischen Cabinets, sich dieser Candidatur zu widersetzen, Mittheilung gemacht, sey er sehr überrascht gewesen, habe ihm jedoch erwidert, er könne nicht allen seinen Ausführungen beipflichten, müsse seine eigene Ansicht einstweilen zurückhalten, bedauere aber, daß die französische Regierung von Anfang an eine so starke Sprache geführt habe. England bot den zum Kriege vorschreitenden Mächten seine Vermittlung an, die jedoch von Frankreich abgelehnt wurde. Lord Lyons, der englische Gesandte in Paris, sprach mit Gramont und meinte, wenn Prinz Leopold die Candidatur aufgebe, sey die ganze Sache erledigt. „Aber," fährt Lyons fort, „Herr von Gramont sagte, daß dieser Zustand der Dinge (die Zurückziehung der Thronkandidatur) die französische Regierung sehr in Verlegenheit setze. Auf der einen Seite sey die öffentliche Meinung in Frankreich so aufgeregt, daß es zweifelhaft sey, ob das Ministerium nicht morgen gestürzt werde, wenn es nach der Kammer ginge und die Angelegenheit als erledigt ankündigte, ohne eine vollständige Genugthuung von Preußen erlangt zu haben." Was nun Granville betrifft, so drückte dieser gegen Frankreich zwar sein Bedauern aus, daß es sich mit der Entsagung Leopolds nicht begnügen wolle und mehr von Preußen verlange, empfahl aber nichtsdestoweniger am 14. Juli dem Könige von Preußen, seine Zustimmung zum Rücktritt Leopolds mitzutheilen, d. h. also der unberechtigten Forderung Frankreichs nachzugeben. Natürlicherweise wies der König diese Zumuthung von sich. Nun erklärte die englische Regierung zwar, sie werde sich neutral verhalten, duldete aber, daß für Frankreich Kohlen und Pferde in England aufgekauft wurden, wogegen Preußen protestirte. Der Kohlenverkauf wurde nun untersagt, doch nur der Verkauf an Kriegsschiffe.

Das nüchterne Verhalten Englands erlitt eine Unterbrechung. Am 25. Juli brachte die Times einen Plan zum Vorschein, welchen Napoleon III. schon vor vier Jahren während des Luxemburger Handels dem König von Preußen sollte vorgeschlagen, in den letzten Tagen aber erneuert haben. Nach diesem Plan hätte Preußen die Mainlinie überschreiten und Süddeutschland an sich reißen, Frankreich aber Luxemburg und ganz Belgien bekommen sollen. Preußen habe sich jedoch geweigert auf diesen Plan einzugehen. So die Times. Diese Enthüllung machte außerordentliches Aufsehen, so daß es an Interpellationen im Parlament nicht fehlte. Die Minister antworteten, sie wüßten von nichts und man müsse abwarten, wie sich die Höfe von Paris und Berlin darüber erklären würden. Inzwischen war man in England lebhaft aufgeregt und konnte es Frankreich nicht verzeihen, daß es auf so hinterlistige Art durch eine versuchte Bestechung Preußens Belgien und den wichtigen Hafen von Antwerpen habe gewinnen wollen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß schon acht Tage vor den Enthüllungen der Times in ultramontanen Blättern Süddeutschlands der Verdacht geäußert wurde, Preußen meine es nicht gut mit Süddeutschland und werde sich schließlich mit Frankreich dahin verständigen, daß das linke Rheinufer an Frankreich, und Süddeutschland an Preußen falle. Durch diese Ausstreuung wollte die ultramontane Presse die Süddeutschen gegen Preußen hetzen. In England hatte die Enthüllung den entgegengesetzten Zweck, nämlich vor der Arglist Frankreichs zu warnen und die Aufmerksamkeit auf den Schutz Belgiens zu lenken.

Zwei Tage später, am 27. bestätigte die Correspondance de Berlin die Mittheilung der Times und fügte hinzu: Der von Benedetti's Hand geschriebene Vertragsentwurf befindet sich in dem norddeutschen Bundesamte für Auswärtiges. Schon vor dem Kriege von 1866 habe Frankreich Preußen eine Allianz angeboten mit dem Versprechen, ebenfalls an Oesterreich den Krieg zu erklären und mit 300,000 Mann anzugreifen, wenn Preußen verschiedene Gebiets-

abtretungen am linken Rheinufer zugestehen wolle. Im Interesse des Friedens beschränkte sich das Berliner Kabinet mit Zurückweisung der Anerbietungen, ohne davon weitere Kunde zu geben. — Dagegen hatte Gramont die Stirn zu behaupten, die Anträge seyen von Preußen ausgegangen und Benedetti habe sie sich von Bismarck dictiren lassen. So schrieb wenigstens der französische Gesandte Lavalette im Namen Gramonts an Lord Granville, der dies am 29. Juli dem Oberhause anzeigte.

Am 31. Juli veröffentlichte der preußische Staatsanzeiger eine Cirkulardepesche des Grafen Bismarck an die Vertreter des Norddeutschen Bundes bei den neutralen Staaten. Darin führt Graf Bismarck aus, daß das von der „Times“ veröffentlichte Schriftstück keineswegs der einzige in diesem Sinne gemachte Vorschlag sey, und macht darauf aufmerksam, daß der Gedanke der französischen Regierung an die Möglichkeit einer derartigen Transaktion mit einem deutschen Minister, dessen Stellung durch seine Uebereinstimmung mit dem deutschen Nationalgefühl bedingt sey, nur in der Unbekanntschaft der französischen Staatsmänner mit den Grundbedingungen der Existenz anderer Völker seine Erklärung findet. Die Bestrebungen des französischen Gouvernements, seine begehrlichen Absichten auf Belgien und die Rheingrenze mit preußischem Beistande durchzuführen, seyen schon vor dem Jahre 1862, also vor der Uebernahme des auswärtigen Amtes durch den Grafen Bismarck, an ihn herangetreten.

„Durch die äußerliche Einwirkung auf die europäische Politik machten sich die erwähnten Tendenzen der französischen Regierung zunächst in der Haltung erkennbar, welche Frankreich in dem deutsch-dänischen Streit zu unseren Gunsten beobachtete. Frankreich rechnete schon im Jahre 1865 auf den Ausbruch des Krieges zwischen uns und Oesterreich, und näherte sich uns bereitwilligst wieder, als unsere Beziehungen zu Wien sich zu trüben begannen. Vor Ausbruch des österreichischen Krieges im Jahre 1866 sind theils

durch Verwandte des französischen Kaisers, theils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere Transaktionen zum Behufe der beiderseitigen Vergrößerung zu Stande zu bringen. Es handelte sich bald um Luxemburg, bald um die Grenze von 1814 (Landau, Saarlouis), bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sey, nicht ausgeschlossen blieben. Im Mai 1866 nahm die Zumuthung die Gestalt des Vorschlags eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses an, von dessen Grundzügen der folgende Auszug in den Händen des Grafen Bismarck blieb.

1) En cas de congrès poursuivre d'accord la cession de la Vénétie à l'Italie et l'annexion des duchés à la Prusse. 2) Si le congrès n'aboutit pas, alliance offensive et défensive. 3) Le Roi de Prusse commencera les hostilités dans les 10 jours après la séparation du congrès. 4) Si le congrès ne se réunit pas, la Prusse attaquera dans 30 jours après la signature du présent traité. 5) L'empereur des Français déclarera la guerre à l'Autriche dès que les hostilités seront commencées entre l'Autriche et la Prusse (en 30 jours, 300,000). 6) On ne ferait pas de paix séparée avec l'Autriche. Vénétie á l'Italie; à la Prusse le territoire Allemagne ci dessous (7 à 8 millions d'âmes au choix), plus la réforme féderale dans le sens prussien; pour la France le territoire entre Moselle et Rhin sans Coblence ni Mayence, comprenant 500,000 âmes de Prusse et de Bavière. Rive gauche du Rhin: Birkenfeld, Homburg, Darmstadt 213,000 âmes. 8) Convention militaire et maritime entre la France et la Prusse dès la signature. 9) Adhésion du roi d'Italie. Die Stärke des Heeres, mit welchem der Kaiser nach Art. 5 uns beistehen wollte, wurde in den schriftlichen Erläuterungen auf 300,000 Mann angegeben. Die Seelenzahl der Vergrößerung, welche Frankreich erstrebte, belief sich nach den französischen mit der

Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Berechnungen auf 1,800,000 Seelen. Nachdem wir im Juni des Jahres 1866, ungeachtet mehrfacher fast drohender Mahnungen zur Annahme des obigen Allianzprojektes abgelehnt hatten, rechnete die französische Regierung nur auf den Sieg Oesterreichs und auf unsere Ausbeutung für den französischen Beistand nach einer eventuellen Niederlage, mit deren diplomatischer Anbahnung die französische Politik sich nunmehr nach Kräften beschäftigte. Von der Zeit an hat Frankreich nicht aufgehört uns durch Anerbietungen auf Kosten Deutschlands und Belgiens in Versuchung zu führen."

Nachdem die Note ausgeführt hat, warum es dem Grafen Bismarck möglich gewesen, den französischen Staatsmännern, die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, ohne ihnen irgend welche auch nur mündliche Zusage zu machen, fährt die Note fort: „Nachdem die Verhandlung mit dem Könige der Niederlande über den Ankauf Luxemburgs in der bekannten Weise gescheitert war, wiederholten sich mir gegenüber die erweiterten Vorschläge Frankreichs, welche Belgien und Süddeutschland umfaßten. In diese Konjunctur fällt die Mittheilung des Benedetti'schen Manuskripts.

Daß der französische Botschafter ohne Genehmigung des Souveräns mit eigener Hand diese Vorschläge formulirt, sie mir überreicht und unter Modificirung von Textstellen, die ich monirte, verhandelt haben sollte, ist eben so unwahrscheinlich, wie die Behauptung, daß der Kaiser Napoleon der Forderung der Abtretung von Mainz, welche mir im August 1866 unter Androhung des Kriegs im Falle der Weigerung durch Benedetti amtlich gestellt wurde, nicht beigestimmt habe. Zur Zeit der Vorbereitung der belgischen Eisenbahnhändel (März 1868) wurde mir von einer hochstehenden Person, welche den früheren Verhandlungen nicht fremd war, mit Bezugnahme auf die letzteren angedeutet, daß für den Fall einer französischen Occupation Belgiens: ‚Nous trouverions bien notre Belgique ailleurs.' In gleicher Weise wurde mir bei

früheren Gelegenheiten zu erwägen gegeben, daß Frankreich bei der Lösung der orientalischen Frage seine Betheiligung nicht im fernen Osten, sondern nur unmittelbar an seinen Grenzen suchen könne."

Um den Eindruck dieser Enthüllungen einigermaßen abzuschwächen und, wenn sie sich auch vor den europäischen Cabinetten nicht reinigen konnte, doch eine Gegenbeschuldigung gegen Preußen zu improvisiren, steckte sich die schamlose Politik Frankreichs hinter den berüchtigten, zu allem brauchbaren ungarischen Abenteurer, General Türr, welcher ein von ihm verfaßtes Schreiben an den Grafen Bismarck veröffentlichte, worin er demselben vorhielt, er habe ja selbst 1867 gegen ihn geäußert, er sey ganz damit einverstanden, daß Belgien an Frankreich kommen solle. Die beste Widerlegung dieser Türr'schen Lüge ist die Thatsache, daß Belgien nicht an Frankreich gekommen ist, denn wenn Preußen wirklich mit Frankreich einverstanden gewesen wäre, daß letzteres Belgien annectiren dürfe, so wäre es auch annectirt worden und niemand hätte es zu hindern vermocht.

Eine Stimme ertönte damals aus England wie aus dem Himmel, gleich der des zürnenden Jehovah wider den Frevel, welchen die europäische Diplomatie immer noch mit den Völkern zu treiben fortfährt. Der Rev. Stopford Brooks, Kaplan der Königin von England, hielt in der St. James-Kapelle zu London eine Predigt über die französische Kriegserklärung, welche im Druck erschienen ist. „Ein großes Verbrechen gegen die Menschheit und also gegen Gott," so begann der zürnende Redner, „ist begangen worden. Wieder soll der Mensch seinem Mitmenschen als Feind entgegentreten; und zu welchem Zweck? Um die Stellung eines einzelnen Mannes zu sichern und der leidenschaftlichen Eitelkeit einer einzelnen Nation Befriedigung zu verschaffen." Der Prediger führt hier aus, welche Leiden und welches Unheil ein Krieg in seinem Gefolge hat und wie dieses Unheil in unserer gebildeten Zeit lebhafter empfunden wird als früher. „Um so ungeheurer ist die Schuld derer, welche jetzt es unternehmen, das Gebäude der Civilisation, welches die

letzten 60 Jahre errichtet, umzustürzen, indem sie für schändliche Zwecke einen Krieg beginnen. Die Welt kennt keinen zweiten so großen Verbrecher, wie einen Herrscher, der die langsamen und mühevollen Errungenschaften des Friedens in andern Nationen durch sein eigenes Volk in einem Tage wieder zerstört, zu keinem andern Zweck, als seinen elenden Thron zu erhalten und die Gedanken seiner Unterthanen von den Forderungen der nationalen Freiheit abzulenken. Es ist grausam, daß wir in der Mitte von Europa gezwungen seyn sollen, in Gesellschaft einer Nation zu leben, die in Folge langer Unterdrückung und Hemmung ihrer edleren Kräfte das Schwert des Damokles für unsern Welttheil geworden ist, einer Nation, so eitel und reizbar, daß sie zum willenlosen Werkzeuge tief berechnender Menschen wird, so eifersüchtig auf ihre falsche Ehre, daß sie in jedem Augenblick zum Wahnsinn getrieben werden kann, so aufregbar, daß sie ein Kind mit der Kraft eines Mannes darstellt, und dabei doch von so brennendem Gefühl für das Recht, daß keine andere so viel für die Menschheit leisten könnte, wenn sie richtig gelenkt wäre, so reich an schöpferischen Gedanken, daß sie fähig wäre, die Gestalt der Erde umzuwandeln, wenn ihrem Enthusiasmus durch einige Jahre wahrer Freiheit ein gesunder Inhalt gegeben werden könnte, so von der Natur für die Künste des Friedens geschickt, daß sie im Stande wäre, die Gesammtheit der trägeren Völker mit der Liebe zum Schönen zu durchdringen, ohne deshalb das Nützliche zu vergessen . . . Das ist die Nation, welche, kaum für einen Augenblick zu einem edleren Leben geweckt, nun zurückgeworfen wird in die Verübung einer Unthat, deren schlechteste Leidenschaften in Anspruch genommen, deren Thorheiten geweckt, deren Kräfte auf Mord und falschen Ruhm gerichtet und deren Nationalgefühl mit Haß und Neid gegen ein Brudervolk vergiftet wird. Nie hat die Welt ein schwärzeres Verbrechen gesehen. Es ist die Pflicht eines Dieners der Religion Christi, eine solche Unthat dem Abscheu der Menschen vorzuhalten. Mit prophetischem Blicke erkennt

der Priester die traurigen Folgen, die der Krieg für Frankreich selbst haben muß. Es ist fast keine edle Eigenschaft, keine von denen, auf welchen die wahre Ehre einer Nation beruht, die durch einen so ruchlos begonnenen, der Welt mit so flegelhafter Unverschämtheit aufgedrängten Krieg nicht zerstört werden müßte. Dieser Krieg wird Frankreich mehr auf sich selbst zurückwerfen, es mehr isoliren, weniger menschheitlich und mehr französisch machen. Nachdem die erste Aufregung vorbei ist, wird er die Nation in ihren eigenen Augen herabwürdigen und wird dieselbe in ihrer eigenen Schande nur um so hilfloser zu den Füßen ihres Unterdrückers hinstrecken. Denn was Anderes als Schande wird Frankreich fühlen können, wenn es sich decimiren läßt für die Sicherheit eines Verbrechers! ... Für uns selbst aber ist es ein Wendepunkt, daß wir uns einem solchen Verbrechen gegenüber gestellt sehen. Es hätte bei uns bewirken sollen, daß diplomatische Klugheit dem beleidigten sittlichen Gefühle Platz macht. Diejenigen, welche das englische Volk vertreten, hätten ihren gerechten Unwillen, nicht aber ihre Furcht ausdrücken, hätten nüchtern, aber mit Ernst für die Sache des Rechtes, die Sache der beleidigten Menschheit und im Namen des Gewissens der englischen Nation sprechen sollen. Und wir hoffen, daß dies noch geschehen werde. Denn wir halten es nicht für möglich, daß der Sinn für Recht und Wahrheit und der Glaube an einen Gott der Gerechtigkeit in England ausgestorben sey, daß wir keine Stimme mehr haben, unsere Verdammung des Unrechts auszusprechen, und unseren Einfluß gegen den Uebelthäter geltend zu machen. Wir flehen zu Gott, daß er uns Frieden gebe und den Frieden uns erhalte, aber auch, daß unser Friede nicht erkauft werde um den Preis einer Billigung des Bösen. Und wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, wenn die Gerechtigkeit vergebens angerufen wird, wenn der Schrei von Nationen, die der rechtlosen Gewalt erliegen, laut an unser Ohr schlägt, mögen wir dann unsere Pflicht thun, die uns aufruft: für

die Sache Gottes und das Wohl der Menschen in die Schranken zu treten."

Das Volk in England benahm sich nicht so zurückhaltend und kühl wie das Ministerium, englische Blätter führten eine sehr derbe Sprache gegen Frankreich und die Times nannte Napoleons Verfahren geradezu ein Verbrechen. Das Volk las mit Begierde, Staunen und unverhohlener Sympathie die Nachrichten über die rasch auf einander folgenden Siege der Deutschen. Nur die Irländer hielten es aus begreiflichen Ursachen mit den Franzosen.

Die englische Regierung hatte vorzugsweise Belgien im Auge und suchte dessen Unabhängigkeit im bevorstehenden Kriege zu schützen. Belgien war zunächst von Frankreich bedroht. Aus den Enthüllungen der Times ging deutlich hervor, wie lange schon Napoleon III. sich Mühe gegeben hatte, zum Besitz von Belgien zu gelangen. Auch kündigten die Zeitungen schon an, es würden bedeutende französische Truppenmassen auf der Nordbahn vorgeschoben werden, in der Absicht über Holland ins nordwestliche Deutschland einzudringen, an dessen Küsten auch eine französische Flotte entsendet wurde. Ganz Belgien wurde dadurch allarmirt und die Regierung in Brüssel besetzte die Grenze mit Truppen. In Antwerpen machten die Arbeiter eine lebhafte Demonstration und riefen: Hoch lebe Preußen! nieder mit Frankreich! Auch war schon davon die Rede, eine englische Flotte sollte in See gehen, um Antwerpen zu beschützen. Dadurch wurde nun Napoleon III. bewogen, die Neutralität Belgiens eben so unbedingt anzuerkennen, wie Preußen.

Indessen würde man die englische Politik mißverstehen, wenn man glauben wollte, sie hätte nur wegen Belgien vor Frankreich Sorge gehabt. Die kühle Art, wie sie sich gegen den Norddeutschen Bund benahm, und die offenbare Verletzung der Neutralitätsgesetze, deren sie sich schuldig machte, sofern sie fortwährend den Verkauf von Kriegsbedürfnissen (Kohlen, Pferden, Patronen, Lebensmittel in ungeheuern Quantitäten) nach Frankreich zuließ, verriethen deutlich

ihre Mißstimmung gegen Deutschland. Die englische Regierung theilte ohne Zweifel die Besorgniß des niederländischen Cabinets im Haag, wenn Preußen diesmal wieder siege, wie vor vier Jahren, so werde es den Norddeutschen Bund noch mehr erweitern und zu einem großen deutschen Reiche ausdehnen. Dadurch würde aber die Selbständigkeit Belgiens und Hollands gefährdet werden, weil diese Staaten vormals integrirende Theile des deutschen Reichs gewesen seyen und die Neigung entstehen würde, sie früher oder später auch wieder dem neuen deutschen Reiche einzuverleiben. Dies zu verhindern, läßt sich nun England sehr angelegen seyn, denn wenn Belgien und Holland mit dem deutschen Reiche vereinigt werden, würde die deutsche Marine mächtig genug anwachsen, um der englischen eine bedenkliche Concurrenz zu machen.

Es ist nicht das erstemal, daß England solche Scrupel hegt. Schon nach dem Sturze Napoleons I. war es in den beiden Pariser Frieden und auf dem Wiener Congreß auf's eifrigste beflissen, unsere deutschen Niederlande, die dem französischen Reich einverleibt gewesen waren, nicht nur von diesem, sondern auch vom deutschen Bunde, der an die Stelle unseres alten Reiches trat, unabhängig zu machen. Die Nothwendigkeit, den ländergierigen Franzosen an der Maas und Schelde ein stärkeres Bollwerk als früher entgegenzusetzen, wurde nur zum Vorwand genommen, als man die ehemalige Republik Holland, die ehemaligen österreichischen Niederlande und dazu noch das Herzogthum Luxemburg, die Grafschaft Limburg und das Bisthum Lüttich zu dem neuen Königreich der Niederlande verschmolz. Die eigentliche Absicht bei der Schöpfung dieses unnatürlichen niederländischen Staates war die Schwächung des in den Befreiungskriegen unter preußischer Führung mächtig erstarkten Deutschland. Die Schöpfung des neuen gleichfalls über alle Gebühr vergrößerten Königreichs Hannover unter einem englischen Prinzen sollte damals den Einfluß Englands im nordwestlichen Deutschland noch mehr befestigen, und keineswegs blos gegenüber von Frankreich, sondern vorzugsweise auch gegenüber von Deutschland.

Das genügt, um auch wieder die heutige Politik Englands gegen Deutschland richtig zu verstehen.

Die vielen Deutschen, die in England lebten, brachen bei den Erfolgen ihrer Landsleute im französischen Kriege in Jubel aus. Viele junge Deutsche kamen aus England zurück, um in die deutschen Heere einzutreten. So allein achtzig geborene Frankfurter, die in englischen Kaufmannshäusern beschäftigt gewesen waren.

Auch aus Amerika eilten Deutsche herbei. Bancroft, der nordamerikanische Gesandte in Berlin, gab offen seine Sympathien für die deutsche Sache kund und zweifelte nicht, die Vereinigten Staaten werden für ihre deutschen Stammgenossen etwas thun. In St. Louis wurde sogleich eine Million Dollars für die Verwundeten und Waisen der im Franzosenkriege gefallenen deutschen Krieger gezeichnet. In Illinois setzte man 200 Dollars dem deutschen Soldaten aus, der die erste französische Fahnenstange erobern würde. Den Schutz der Deutschen in Frankreich während des Krieges übernahm der nordamerikanische Gesandte in Paris. Bis Ende Juli liefen noch eine Menge dem König von Preußen zujubelnde Adressen von den Deutschen aller nordamerikanischen Staaten ein, auch von St. Francisco.

Viertes Buch.

Die ersten Siege der deutschen Südarmee.

Nachdem der Krieg erklärt war, erließ der Kaiser der Franzosen eine Proclamation, worin er seine Regierung von aller Schuld rein wusch und Preußen allein den Störenfried Europas nannte: „Franzosen!" so lautet die kaiserliche Ansprache, „es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, in welchen die Nationalehre in gewaltiger Erregung sich als unwiderstehliche Macht emporhebt ꝛc. Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt haben, hat unserm guten Willen und unserer Langmuth keine Rechnung getragen. Indem es sich in eine Bahn des gewaltthätigen Angriffs stürzte, hat es überall Mißtrauen erweckt, allen Nachbarn übertriebene Rüstungen aufgenöthigt und aus Europa ein Heerlager gemacht, in welchem die Ungewißheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Den neuen Anmaßungen Preußens gegenüber ließen sich unsere Einsprüche vernehmen. Man hat ihrer gespottet und sie mit Bezeugungen des Hohns beantwortet. Unser Land ist dadurch tief erbittert worden und es bleibt uns nur übrig, die Waffen entscheiden zu lassen. Wir führen den Krieg nicht gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir sind von dem Wunsche beseelt, daß die Völker, welche die große germanische Nationalität ausmachen, frei über ihre Geschicke verfügen

sollen. Was uns betrifft, so verlangen wir nur die Herstellung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichert. Wir wollen einen dauerhaften, auf die wahren Interessen der Völker begründeten Frieden erobern. Die glorreiche Fahne, die wir noch einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, die durch Europa die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution trug."

Lauter Lüge. Frankreich war nicht herausgefordert, sondern forderte heraus. Frankreich sollte angeblich nur gegen Preußen und nicht gegen Deutschland Krieg führen, wurde hier gelogen und doch war nichts gewisser, als daß es nur die deutsche Politik Preußens war, die dem Kaiser der Franzosen so tiefen Groll erweckte. Die Deutschen sollten allein selbst über ihre Geschicke entscheiden, log die Proclamation und doch hatte Napoleon III. wiederholt das linke Rheinufer für sich begehrt und der englische „Observer" wollte aus guter Quelle wissen, Napoleon III. habe bereits seinen Entschluß ausgesprochen, es müsse wie bisher Oesterreich, so auch hinfort Preußen von Deutschland ausgeschlossen werden, der Rest von Deutschland aber einen neuen Rheinbund bilden.

Das officielle Journal kündigte bereits den süddeutschen Staaten an, der Kaiser übernehme ihr Protectorat und werde sie gegen Preußen schützen, wie auch die depossedirten Fürsten wieder herstellen. Der Artikel schließt: „Der Sieg des Kaisers wird ein Sieg der Gerechtigkeit seyn."

Nachdem Napoleon III. während seiner Abwesenheit im Feldlager die Regentschaft feierlich seiner Gemahlin, der Kaiserin Eugenie, übertragen hatte, reiste er am 27. Juli zur Hauptarmee in Metz ab und ließ sich dabei von seinem jungen Sohne begleiten. Er hatte bisher im Schlosse von St. Cloud gewohnt und es fiel auf, daß er nur um Paris herum fuhr und die Stadt selbst nicht betrat. Er fürchtete, Aeußerungen des Mißfallens zu begegnen.

Schon am folgenden Tage erließ er von Metz aus eine Pro-

klamation an die Armee: „Soldaten! Ich stelle mich an eure Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen, aber andere, die eben so tüchtig waren, haben eurer Tapferkeit nicht widerstehen können. Ihr werdet noch einmal beweisen, was eine französische Armee vermag. Welchen Weg wir auch außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und der Civilisation ab."

Und doch lag hinter diesen prahlerischen Worten eine geheime Angst verborgen. Der Kaiser hatte nicht gewagt, sich vor dem Ausmarsch in Paris blicken zu lassen. Er nahm seinen Sohn mit unter dem Vorwand, ihn frühzeitig in die Heldenlaufbahn einzuweihen; aber es geschah doch nur aus Angst, weil er ihn, wenn er ihn in Paris zurückließe, dort nicht für sicher hielt und im Fall großer Niederlagen im Felde ihn von jedem andern Ort in den Provinzen aus leichter nach Belgien und England flüchten lassen konnte. Seine kurze Reise nach Metz hatte etwas Unheimliches. Er kam Abends in dieser Stadt während eines furchtbaren Gewitters an und der Blitz warf einen General und zwei Stabsoffiziere seines Gefolges nahe bei ihm nieder.

Während der Kaiser noch in seinem Manifeste den Süddeutschen Schutz gegen Preußen versprach, als hätten sie ihn darum gebeten, wußte er schon, daß er sie an der Seite der Preußen sich gegenüber finden würde, und der Ingrimm, sich in Bezug auf sie getäuscht zu haben, verrieth sich in den französischen Blättern. Von diesen wurde z. B. die badische Regierung fälschlich beschuldigt, völkerrechtswidrige Sprengkugeln an ihr Fußvolk vertheilt zu haben, und hinzugefügt, Baden solle dafür zur Rache, wie vormals die Pfalz, durch Mord und Brand verheert werden. Auch wurde Baden fälschlich im „Pays" beschuldigt, die Franzosen, welche hier friedlich gelebt oder die Bäder besucht hatten, seyen mißhandelt, geplündert oder über den Rhein

fortgejagt worden. Durch diese Lügen sollten die französischen Soldaten erbittert werden. Den afrikanischen Truppen, die man fortwährend in Algerien warb, hielt man lockend vor, welche reiche Beute sie in Deutschland machen würden, und wenn sie wirklich siegreich hätten in Deutschland vordringen können, so würden sie Greuel begangen haben, von denen wir in Deutschland beim Beginn des Krieges (denn wir lernten die Bestialität dieser Afrikaner erst auf den Schlachtfeldern und in ihrer Gefangenschaft kennen) keine Ahnung hatten. Aber die Pariser Blätter selbst, die auf der Höhe der Civilisation zu stehen sich rühmten, klatschten im Voraus der Soldateska Beifall, die das friedliche Deutschland recht mißhandeln und ausplündern würde. Im „Francois“ war zu lesen, die französischen Soldaten sollten in deutschen Ortschaften die Gärten mit der Gießkanne untersuchen, denn wo das Wasser schnell einsickere, werde man Kostbarkeiten vergraben finden. Alles im Namen der Civilisation und einer zärtlichen Sympathie für Deutschland.

Der Kaiser behielt sich in Metz die Oberleitung des Krieges vor, hatte aber den Kriegsminister Leboeuf als Chef des Generalstabs an seiner Seite. In und um Metz hatte er bereits den Kern der französischen Armee unter dem Namen der Rheinarmee versammelt, in einer Stärke von wenigstens 200,000 Mann, und zwar die besten französischen Nationaltruppen mit der Garde unter General Bourbaki, mit den Marschällen Canrobert und Bazaine. Eine zweite sog. Südarmee unter dem berühmten Mac Mahon, Herzog von Magenta, der sich in der Krim und Afrika rühmlich ausgezeichnet hatte und deren Stärke wenigstens 100,000 Mann betrug, war gegen das Elsaß vorgeschoben worden und dieser Armee waren die Afrikaner einverleibt. Im stehenden Lager von Chalons, wo jährlich große Manöver abgehalten wurden, sollten sich noch Ersatztruppen und Mobilgarden erst sammeln. Außerdem sollte noch eine französische Landungsarmee von 50,000 Mann mit der französischen Flotte aus dem Hafen von Cherbourg auslaufen, um an der

Nordseeküste zu landen und in Hannover einzufallen, dessen Bevölkerung sie durch eine welfische Revolution unterstützen sollte. Die erste Abtheilung der französischen Flotte ging frühzeitig ohne die Landungstruppen ab, wurde an der englischen und dänischen Küste gesehen, fuhr bis in die Ostsee hinein und sollte Kiel, Königsberg und Danzig bedrohen. Die zweite Abtheilung der französischen Flotte sollte mit den Landungstruppen erst nachfolgen. Die Einschiffung der letztern kam aber gar nicht mehr zu Stande. Wahrscheinlich wollte man erst einen Erfolg zu Lande abwarten, ehe man so viele Truppen zur See fortschickte. Auch soll es an Transportschiffen gefehlt haben.

Diese französischen Armeen, die aus regulärem Militär bestanden, mit den noch in Garnisonen zerstreuten Truppen zusammen, berechnete man im Ganzen zu 400,000. Auf dem Papier standen noch eben so viel Mobilgarden, die aber noch gar nicht einberufen, noch nicht exercirt und, wenn auch jetzt ein Theil von ihnen zu den Fahnen gerufen, doch unbrauchbar waren. Man hätte sie früher ausbilden können, aber man wollte ihnen keine Waffen geben, weil ein großer Theil der jungen Männer republikanisch gesinnt war; Andere waren friedlich gestimmt und scheuten den Krieg. Kurz die vielgepriesene Schöpfung des Marschalls Niel, die Reorganisation des französischen Heeres, ließ noch viel zu wünschen übrig und es verhielt sich im Ganzen damit, wie mit den angeblichen 800,000 Mann, mit denen Oesterreich im Jahr 1866 geprahlt, die es aber niemals zusammengebracht hatte.

Von den Mannschaften, die wirklich einexercirt waren, konnte man im Allgemeinen die altgewohnte französische Tapferkeit voraussetzen. Indessen hatte das Einstehersystem, welches man beibehalten, weil sich eine allgemeine Wehrpflicht, wie in Preußen, nach Niels eigenem Geständniß in Frankreich nicht durchführen läßt, neben seinen Vortheilen auch Nachtheile mit sich geführt. Es gereichte dem französischen Heere zum Vortheil, daß es in den Einstehern einen zu etwa 120,000 Mann berechneten Kern von alten und in den Waffen

und der Disciplin geübten Soldaten und Unteroffizieren bewahrte, die den Rekruten zum Halt und zum Muster dienten. Weil aber diese gediente Elite der Armee reichlich bezahlt und auch für ihre Weiber und Kinder Sorge getragen war, zeigten sich in ihr Uebelstände wie unter den altrömischen Prätorianern und unter den türkischen Janitscharen. Um sich die Vortheile ihrer Stellung zu erhalten, wurden die ältern Soldaten im Kampfe vorsichtiger und suchten ihr Leben mehr zu schonen. Auch bemerkte man etwas Aristokratisches an ihnen, was die Rekruten deprimirte, und schließlich durften sie sich außerhalb des Dienstes vielerlei Licenz erlauben, was der sittlichen Disciplin schadete. Der letztern geschah namentlich auch durch die Kameradschaft mit den schwarzen Afrikanern Eintrag, wie überhaupt durch die Afrikanisirung auch eines Theils der europäischen Truppen Frankreichs. Die Zuaven, wenn auch geborene Franzosen von weißer Hautfarbe, waren doch in ihrer Kleidung und Bewaffnung ganz zu Türken gemacht worden.

Auch im Offiziercorps waren ähnliche Veränderungen eingetreten. Die höhern Chargen der Marschälle und Generale waren zwar auch schon früher unverhältnißmäßig reich dotirt gewesen, während die Subalternoffiziere schlecht bezahlt waren. Auch hatten früher, ja schon seit ein paar Jahrhunderten, unter den französischen Offizieren sehr aristokratische Passionen und Licenzen vorgeherrscht; jedoch hielt man früher in Frankreich viel mehr theils auf Ritterlichkeit des Mannes dem Manne gegenüber, theils auf zarte Galanterie dem schönen Geschlecht gegenüber. Diese Auszeichnung ist nun mehr und mehr verloren gegangen und hat einer erstaunlichen Verwilderung des socialen Verkehrs Platz gemacht. Arroganz, Rücksichtslosigkeit haben die altfranzösische Grazie beim männlichen Geschlecht, wie Eigennutz und Schamlosigkeit beim weiblichen verdrängt. Der heutige Pariser Demimonde ist nur die natürliche Ergänzung des Afrikanerthums in der Armee.

Herr von Wickede sagt (in der Kölner Zeitung) von den fran-

zösischen Offizieren: „Manche sind ohne Zweifel Männer von Erziehung und Bildung und benehmen sich anständig, zurückhaltend aber höflich, andere hingegen scheinen recht rohe, ungebildete Gesellen zu seyn, die auch jetzt noch nach gewohnter Weise arrogant und übermüthig auftreten möchten und z. B. kaum danken, wenn die preußischen Offiziere sie zuerst höflich grüßten. Auch wollen sie jetzt noch Ansprüche machen und verlangen hier, wo die Sieger oft sich Entbehrungen auferlegen müssen, noch besondere Berücksichtigungen. Von der Anmaßung einzelner gefangener französischer Offiziere sah ich gestern noch ein rechtes Beispiel. Ein älterer preußischer General mit schon grauem Barte redete zwei gefangene unverwundete französische Offiziere sehr freundlich an. Die Flegel dankten kaum und hielten es nicht für nöthig, von ihren Stühlen nur aufzustehen. Da packte ein sehr großer preußischer Unteroffizier, der zufällig in der Nähe stand, den einen Franzosen, der noch ein junges Bürschlein mit recht frech aussehendem Gesichte war, ohne Weiteres beim Kragen, hob ihn in die Höhe und stieß ihn dann auf den Boden, zornig sagend: ‚Sie Polisson, wenn ein preußischer General Ihnen die Ehre erzeigt, überhaupt nur ein Wort mit Ihnen zu reden, so gehört es sich, daß Sie dabei aufstehen!‘ Wie der Blitz sprang jetzt auch der andre französische Offizier auf. Ueberhaupt die Unverschämtheit der Franzosen wird ihnen sehr gehörig von uns ausgetrieben werden, darauf kann man sich sicher verlassen.“

Der „Univers“ bemerkte: „Die französische Armee, aus Christen zusammengesetzt, ist keine christliche mehr. Es versteht sich, daß es Ausnahmen gibt, um so ehrenwerther, je seltner sie sind. Der französische Soldat kann im Lande der Freiheit seine Religion nicht frei ausüben. Menschliche Rücksichten, Gespött, ein despotischer Druck hindern ihn. Für den armen Soldaten, der aus dem Vaterhause in die Kaserne kommt, geschieht nichts. Hier erfrischt ihn kein religiöser Hauch, seine sittlichen Gefühle werden schwankend, selten widersteht er dem bösen Beispiel, bald ist sein Herz befleckt. Die Unter=

offiziere wissen nicht mehr, was Religion ist. Selber verdorben durch die schlechten Blätter — die Armee liest keine andern — verbreiten sie durch Wort und Beispiel den schlechten Geist und impfen ihn den jungen Soldaten ein."

Zur Abnahme der Ritterlichkeit trugen auch die neuen Erfindungen, die Chassepots und Mitrailleusen, bei. Die Maschine ersetzte mehr und mehr den Menschen. Vor sich einen Kugelhagel glaubte man sich durch diesen geschützt, als brauche man sich persönlich nicht mehr viel anzustrengen. Die einfachen Kanonen wurden früher von den Franzosen besser vertheidigt; von den Kugelspritzen sah man sie dagegen 1870 häufig davon laufen, wenn der Feind trotz des Eisenregens doch die Batterie erstürmte. — Zu den Kennzeichen eines herabgekommenen Heroismus gehörte auch der neu in der französischen Armee eingeführte Gebrauch, nach welchem nur noch jedes Regiment seinen Adler behielt, die Markirfahnen der Bataillone aber weder die französischen Farben, noch sonst ein Abzeichen haben durften, damit sie der Feind, wenn er ihrer habhaft würde, nicht als Trophäe benutzen könne. Dieser neue Gebrauch ist kein Zeichen von Muth und militärischer Gradheit.

Man bemerkte in diesem Kriege, daß die Mehrzahl der französischen Soldaten verhältnißmäßig kleine und schwache Leute waren. Auch ergab sich aus statistischen Uebersichten, daß die Bevölkerung des schönen Frankreich im Abnehmen begriffen sey, daß viel weniger Ehen geschlossen würden als früher, daß viele Kinder in Pensionen systematisch vernachlässigt werden, damit die Eltern sie bald los werden, daß viele Ehen kinderlos bleiben oder nur ein oder zwei Kinder hervorbringen, um die Kosten zu sparen. Das alles beurkundet die große Verdorbenheit der Sitten in Frankreich, wobei auch die Gesundheit der Race leiden muß.*)

---

*) Die berüchtigte Franzosenkrankheit verdient diesen Namen immer noch. Bayrische Blätter berichteten im Herbst 1870: „Von den 4858

Unter den Schreckmitteln, womit man die Deutschen ängstigen zu können hoffte, spielten die Mitrailleusen oder Kugelspritzen eine große Rolle, Hinterlader und Revolver in größerem Maaßstabe, die eine Menge längliche und pfeilartige Kugeln zugleich dem Feind entgegenschleudern. Mit Wohlbehagen wurden die schrecklichen Wirkungen dieser Geschosse erzählt. Da sollte ein ganzes Regiment vor einem einzigen Geschütz wie im Nu verschwinden. Die Uebertreibung lag hier ebenso wie die Bosheit und Grausamkeit im Charakter des mordgierigen Volks. Man bemerkte überhaupt im Charakter der Franzosen eine Verschlimmerung. Die Kriminalprozesse enthüllten schaudervolle Verbrechen. Die Theater, die Romane mußten von Blut und Unzucht triefen, wenn sie die erschlafften Nerven der Pariser noch kitzeln sollten. Schließlich gab es hier eigentlich nur noch eine schöne Literatur für den Demimonde.

Unmittelbar vor dem Kriege von 1870 erschien ein Artikel im Journal des Debats, worin im Hinblick auf die tiefe Corruption des heutigen Frankreich dringend ermahnt wurde, im bevorstehenden Kriege human zu verfahren.

Der verworfenste Bestandtheil der französischen Armee waren die Afrikaner, die der französischen Südarmee eingereiht unter Mac Mahons Führung zuerst in Deutschland einrücken und hier überall Schrecken verbreiten sollten.

Seit vierzig Jahren war Algerien im Besitz der Franzosen und in dieser langen Zeit hätten die französischen Herrscher, wenn sie sich wirklich für berufen hielten, die Welt zu civilisiren, wohlthätig auf die schwarzbraunen und schwarzen Afrikaner einwirken können, um

---

französischen Gefangenen in Ingolstadt sind nahe an 700 mit jener eckelhaften Krankheit behaftet, welche der Pariser „Figaro" so menschenfreundlich war, den Pariser Cocotten als gutes Mittel zur Vergiftung der deutschen Armee anzupreisen. Der Umstand wirft auf die Sanitätspflege im französischen Heere ein grelles Licht. In Ingolstadt werden auf dem Felde draußen zur Unterbringung dieser Patienten jetzt eigene Baracken gebaut."

sie für Christenthum und Civilisation zu gewinnen, sie zu sittigen und ihrer scheuslichen Barbarei ein Ende zu machen. Aber Napoleon III. hat für die französische Colonie in Algerien weniger gethan als seine Vorgänger. Er benutzte sie nur zur Uebung und Abhärtung seiner Truppen und zur Einverleibung der dunkelfarbigen halbwilden Bevölkerung in das französische Heer. Die in Frankreich geborenen Soldaten nahmen viel von der Verwilderung in Afrika an und brachten sogar nach Paris eine vorher kaum erhörte Verthierung und Unzucht mit. Man ist also berechtigt, dem zweiten Kaiserreich in Frankreich vorzuwerfen, daß es, anstatt Afrika zu civilisiren, vielmehr die Barbarei von dort in das civilisirte Europa verpflanzt hat.

Die berüchtigten Afrikaner bestanden aus folgenden Corps. „1) Zuaven, 1832 gestiftet, ursprünglich eingeborene, algierische Infanterie, in maurischer Tracht, wurden, als 1839 die Mauren (Muhamedaner) durch den Emir Abd-el-Kader aus französischem Dienst abgerufen wurden, durch französisches Gesindel kompletirt und rekrutiren sich jetzt meist aus den verlorenen Söhnen von Paris; man hat ein Garde- und zwei Linien-Zuaven-Regimenter, zusammen etwa 11,000 Mann. Der Name kommt von dem tapfersten Kabylenstamm der Zouaouva, der den Franzosen so hartnäckig Widerstand leistete. Die Uniform ist weißer Turban mit rothem Einsatz und gelber Quaste, Jacke dunkelblau mit gelben Schnüren, weite rothe Beinkleider, weiße Gamaschen. 2) Turcos, 1841 gestiftet, sind noch wirklich muhamedanische Mauren; Turco ist ein Spitzname, weil die Türken in Algier als besonders tapfere Krieger gelten; offiziell heißen sie Tirailleurs indigènes, es sind 3 Regimenter, zusammen etwa 10,000 Mann. Die Uniform ist wie bei den Zuaven, nur sind Jacke wie Hose hellblau; sie tragen einen rothen Gürtel um den Leib; nur ihre Lieutenants sind ebenfalls Mauren, vom Hauptmann aufwärts sind es Franzosen. 3) Spahis, gestiftet 1833, sind die Turcos zu Pferde, lauter muhamedanische Mauren. Uni-

form: rothe Jacke, blaue Hose, weißer Shawl als Turban, Burnus. Der Name ist der alten türkischen Feudal-Kavallerie entlehnt. Die Spahis bilden 3 Regimenter, gegen 4000 Mann. 4) Zephyrs, so viel uns bekannt, Spitzname der drei Bataillons leichter afrikanischer Infanterie, die nur in Algier selbst verwendet werden." Die letzteren wurden gewöhnlich aus Sträflingen genommen, lauter Galgengesichter, und diesmal ließ man sie nicht in Afrika, sondern schickte sie mit gegen die Deutschen. Ueberhaupt wurde die Zahl aller dieser Unholde für den Feldzug in Deutschland vermehrt und hatte man in Afrika zu diesem Behufe schon im voraus große Werbungen veranstaltet. Sogar Neger aus dem tiefen Innern des Landes waren herbeigeströmt, da man sie hatte versichern lassen, sie würden in dem reichen Deutschland nach Herzenslust rauben und unermeßliche Beute machen können.

Auch suchte die französische, wie auch die franzosenfreundliche Presse in Deutschland selbst Schrecken und Grauen vor diesen Schwarzen zu erwecken. Selber weibisch und bubenhaft bildeten sich diese Helden der Presse ein, deutsche Männer und Krieger würden sich gleich Weibern und Kindern vor den Unholden der afrikanischen Wüste fürchten. Mit schadenfrohem Behagen malten gewisse Correspondenten die Grausamkeit der Schwarzen aus. In dem beliebten Charivari, einem illustrirten Blatt in Paris, sah man das Bild eines Turco, der einem verwundeten Preußen ein Auge nach dem andern ausschlägt mit der Unterschrift: Das eine ist für Leipzig und das andere für Waterloo. An so etwas hatte das verderbte Pariser Publikum Freude. Derselbe Charivari brachte schon seit Jahren fast nichts als unanständige Nuditäten, wie auch Frivolitäten von Soldaten. Darin spiegelte sich die ganze Unzucht und Verwilderung des Pariser Lebens. Voltaire selbst hatte einmal vom französischen Volk gesagt, es sey halb Tiger, halb Affe. Das gilt wenigstens von den Parisern.

Die afrikanischen Truppen waren meist Raubgesindel, welches man erst eigens für den bevorstehenden Krieg unter den Kabylen

und Negern geworben hatte, indem man ihm eine reiche Beute in Deutschland versprach. Im Lyoner „Progrés" las man, in Algerien laufe jeder Kabyle, der eine Flinte tragen könne, herzu und lasse sich anwerben. Die französische Presse selber verhehlte nicht, daß man mit diesen Halbthieren der afrikanischen Wüste die gutmüthigen Deutschen schrecken wolle. Zugleich log man jenem schwarzen Gesindel vor, jeder von ihnen, den die Deutschen fangen würden, werde auf der Stelle umgebracht werden. Sie sollten also ihr Leben theuer verkaufen, so wild als möglich um sich schlagen, so viel Schrecken als möglich vor sich hergehen lassen. Dafür würden sie dann durch reichliche Beute belohnt werden, die sie nach Afrika mitschleppen dürften.

Ein bayrischer Offizier schrieb nach der Schlacht bei Wörth: „Ich mußte staunen, als ich hörte, daß bei einer Abtheilung von 400 Turcos, welche gefangen genommen worden, die Offiziere vortraten und für ihre Person um Schonung baten. Diesen afrikanischen Truppen nämlich wurde demnach von höherer Stelle bekannt gemacht, daß sie, wenn kriegsgefangen — weil eigentlich in Europa nach Völkerrecht nicht zu verwenden — massakrirt würden. So hörte ich; für die Wahrheit des Vortretens der Offiziere und ihrer Bitte um Schonung kann ich nicht einstehen. Nun stelle man sich vor, was diese Kerle in Feindesland zu thun gedachten?" Schon in Afrika waren sie durch ihre unmenschliche Grausamkeit berüchtigt gewesen. Sie pflegten gefangenen und verwundeten Feinden die Hände abzuschneiden, die Augen auszustechen und noch ärgere Gräuel zu begehen, besonders an den Weibern. Das Erstere thaten sie nun auch Verwundeten im Elsaß an. Am letztern wurden sie nur dadurch verhindert, daß sie von den Deutschen massenhaft erschlagen oder gefangen oder in's Innere Frankreichs zurückgetrieben wurden. Jedenfalls war es eine Ruchlosigkeit vom Kaiser der Franzosen, solche Bestien nach Europa zu bringen und ihnen solche Instructionen für den deutschen Krieg geben zu lassen, während seine Proclamationen

prahlten, seine Truppen marschirten an der Spitze der Civilisation und wollten den Deutschen nur die Freiheit und Civilisation bringen. Man konnte den Hohn nicht weiter treiben und er konnte nur in blutigen Niederlagen der weißen wie der schwarzen Canaille gesühnt werden.

Im „Figaro" las man: „Einer unserer Freunde, der von der Grenze kommt, hat die Turcos im Bivouak über die Preußen sprechen hören und theilt uns einige ihrer pittoresken Ausdrücke mit. Unter anderm ist uns folgende Wendung aufgefallen durch den trefflichen Geist, den sie bezeugt: Wir Kopf abschneiden den Soldaten von Monsieur Micmac (Bismarck) und laden unsere Kanonen mit! Ein weiterer Ausspruch eines Zuaven ist: Wenn ich einen Preußen in seiner Ecke vorkriege, so werde ich ihm seinen Theil geben und ihn dann in den Abtritt werfen — man muß seine Tänzerin immer wieder an ihren Platz zurückführen."

Von den vielen Turcos, die später als Gefangene nach Ingolstadt gebracht wurden, schrieb man von dort: „Sie fielen über das ihnen zugeworfene Brod her wie ausgehungerte Tiger. Einige sprangen vom ersten Stockwerke der Casematte herunter und trotzten der Gefahr, sich beide Beine zu brechen. Es war eine richtige Menagerie-Fütterungsscene. Man mußte Gewalt brauchen, um die Bestien auseinander zu halten; sie hätten sich, unbewaffnet wie sie waren, mit den Zähnen zerfleischt. Die weißen Turcos gehören einer noch gefährlicheren Menschenclasse an. Wer je den Bagno von Toulon besucht hat, kennt den eigenthümlichen Gang der Kettensträflinge, und die fleißige Romanleserin weiß, daß dieser Gang noch nach Jahren den freigelassenen Verbrecher verräth. Nun, ich schauderte, als ich verschiedene Turcos promeniren sah, deren Gangart unzweifelhaft auf im Bagno verlebte Jahre hindeutete. Ich mag nicht daran denken, wie diese Bestien als Sieger bei uns gehaust hätten."

Man glaubte allgemein, weil die Franzosen den Krieg erklärt und früher gerüstet hatten, sie würden auch zuerst angreifen, und man

war eine Zeitlang besorgt, sie würden vom Oberrhein aus einen kräftigen Offensivstoß nach dem südlichen Deutschland zu machen versuchen, welches unmittelbar nach der ganz unerwarteten Kriegserklärung noch gar nicht vorbereitet war. Dies war auch ihre Absicht gewesen. Die Vorhut der französischen Südarmee unter dem General Douay stand dem Oberrhein schon ganz nahe, weshalb auch schon am 22. Juli die Rheinbrücke bei Kehl auf deutscher Seite gesprengt wurde, um den französischen Truppen, wenn sie von Straßburg vorbrächen, das Herüberkommen zu erschweren. Zugleich waren ganz unmerklich im Vorarlberg österreichische Truppen zusammengezogen worden, die nur eines Winks warteten, um am Bodensee vorzudringen und die vom Oberrhein herkommenden Franzosen zu unterstützen. Eine saubere Ueberraschung für Schwaben, wenn es damit ernst geworden wäre. Aber die Franzosen hielten inne und kamen nicht über den Rhein und nun geschah auch von österreichischer Seite nichts mehr.

Eine württembergische Compagnie wurde vom Schwarzwald aus in's Rheinthal geschickt und machte zwischen Breisach und Basel einen gewaltigen Lärm mit Trommeln und Signalhörnern, veränderte mittels der Eisenbahn und rascher Schwenkungen blitzschnell ihre Stellung, lärmte wieder an einem andern Orte und zündete bei Nacht so viele Wachtfeuer an, daß man auf der französischen Seite in der That glaubte, der Schwarzwald und Oberrhein seyen stark mit deutschen Truppen besetzt.

In einer im November d. J. in Brüssel gedruckten Flugschrift „Die Campagne von 1870," für deren Verfasser man Napoleon III. hielt, findet sich die Enthüllung, die französische Südarmee habe vom Oberrhein her in Süddeutschland vorbrechen sollen, nicht nur, um die süddeutschen Staaten zum Abfall von Preußen zu nöthigen, sondern auch um Italien, welches durch dieses Manöver gleichsam von Preußen abgeschnitten wurde, in die Trippelallianz mit Frankreich und Oesterreich hineinzutreiben. Daß eine

solche Absicht gehegt wurde, hat nichts Unwahrscheinliches. Warum aber der Plan nicht ausgeführt wurde, erklärt sich theils aus dem übereinstimmenden und raschen Anschluß der süddeutschen Regierungen an Norddeutschland, theils aus der Besorgniß, die französische Südarmee könne, wenn sie ihre Operationslinie zu weit ausdehne, von Norden her flankirt werden, theils aus der Unentschlossenheit Oesterreichs. Es ist sehr ergötzlich zu lesen, wie in den Blättern der sog. bayrischen Patrioten, d. h. der Nichtpatrioten, der Franzosenfreunde, noch im Herbst des Jahres tief seufzend über Oesterreich geklagt wurde, daß es sich damals zurückgezogen und dadurch erst die bayrische Regierung dahin gebracht habe, die Schutz- und Trutzbündnisse mit den verhaßten Preußen einzuhalten. Der König von Bayern hat ganz selbständig gehandelt und würde sich das Maaß, bis zu welcher Linie er deutsch seyn und handeln dürfe, am wenigsten von Wien aus haben vorzeichnen lassen.

Man erfuhr, im französischen Hauptquartier sey man damals uneins und namentlich Mac Mahon ganz anderer Ansicht gewesen als Leboeuf. Auch Changarnier, der alte Republikaner war seiner militärischen Fähigkeiten wegen nach Metz berufen und mit zu Rathe gezogen worden. Das Ergebniß war, daß man von französischer Seite Mac Mahon's Offensive einstweilen aufgab und daß der Kaiser selbst mit dem Gros der Rheinarmee den ersten Angriff auf Rheinpreußen und die Rheinpfalz machen wollte.

Die Sprengung der Kehler Brücke veranlaßte den Franzosen About zu einer lächerlichen Strafpredigt. Man beschwere sich, schrieb er, in Deutschland über die wilden Afrikaner, die man in einem Kriege unter civilisirten Völkern nicht verwenden solle, aber diese Wilden „seyen unendlich civilisirter", als die bei Kehl lagernden Barbaren, die einen so schönen Brückenbau hätten zerstören können. Dann charakterisirt er diese Barbaren, die bedauernswürdigen Preußen. „Ich höre, daß die Landwehrmänner, diese heulenden Schneider und Schuster, die mit Gewalt hinausgetrieben werden, um Ruhm zu

suchen, sich sehr vor den Bajonetten fürchten. Haben wir Mitleid mit diesen armen Schluckern."

Wir gehen nun zu den deutschen Heeren über, welche sämmtlich unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen standen. Im Alter von 73 Jahren setzte dieser noch überaus kräftige Herr von heroischer Größe noch einmal den Kriegshelm auf, um mitten unter seinen, jetzt nicht mehr blos Preußen, sondern Deutschen, die Gefahren der Schlachten und die Strapazen der Lager zu theilen. An seiner Seite Graf Bismarck, der Kriegsminister Roon, der Generalstabschef Moltke, jene großen Männer, deren zusammenwirkendes Genie bisher alle Hindernisse niedergebrochen hatte, welche sich von so vielen Seiten her der Einigung Deutschlands entgegenstemmten. In diesem Kriege waren die Aussichten für Deutschland viel günstiger als in dem von 1866. Es war kein Bruderkrieg mehr von Deutschen gegen Deutsche, sondern der vom alten Leo in Halle so lang ersehnte „gesunde Krieg" deutscher Ehrlichkeit gegen wälsche Arglist. Und Süddeutschland, welches noch vor vier Jahren gegen Norddeutschland gekämpft, zog jetzt mit diesem vereinigt und in jauchzender Lust gegen die Franzosen zu Felde. Ich habe die Begeisterung erlebt, mit welcher 1813 die preußischen Krieger in den Kampf gegen die Franzosen zogen, die unserm großen deutschen Vaterlande so viel Unglück, so viel Jammer, so viel Schande gebracht haten. In den großen Aufregungen Deutschlands 1830 und 1848 war nichts mehr von solch einer edlen vaterländischen Gesinnung und Opferfreudigkeit zu spüren. Auch 1866 zogen die Preußen ungern gegen ihre deutschen Brüder. Jetzt aber im Sommer 1870 war der Geist von 1813 wieder erwacht, nicht blos in Norddeutschland, auch in Bayern, Schwaben und am Rhein.

Im Anfang des August war die Mobilisirung sämmtlicher deutscher Truppen nahezu vollendet und man berechnete, es stünden unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm von Preußen, als des Feldherrn der gesammten deutschen Kriegsmacht

550,000 Mann norddeutsch-preußische Feldtruppen mit 1200 Feldgeschützen und 53,000 Mann ausmarschirende Cavalleristen, 187,000 Mann norddeutsch-preußische Ersatztruppen mit 234 Geschützen und 18,000 Mann Cavalleristen; 205,000 Mann Landwehr und Besatzungstruppen mit 10,000 Mann Cavallerie, zusammen also 944,000 Mann norddeutsch-preußische Truppen mit 1680 mobilen Geschützen und 193,000 Pferden; ferner 69,000 Mann bayrische Feldtruppen mit 192 Geschützen und 14,800 Pferden, 25,000 Mann bayrische Ergänzungstruppen mit 2400 Pferden, 22,000 Mann bayrische Besatzungstruppen; 22,000 Mann württembergische Feldtruppen mit 54 Geschützen und 6200 Pferden, 6500 Mann württembergische Ergänzungstruppen, 6000 Mann württembergische Besatzungstruppen; 16,000 Mann badische Feldtruppen mit 54 Geschützen, 4000 Mann badische Ersatztruppen, 9600 Mann badische Besatzungstruppen. Alles zusammen ergibt die ungeheure Zahl von 1,124,000 Mann aller Waffengattungen. So lange wir die deutsche Geschichte kennen, hat es niemals auch nur annähernd ein deutsches Nationalheer von gleicher Stärke gegeben.

Dasselbe wurde in drei Armeen eingetheilt. Die erste unter dem alten berühmten General von Steinmetz, sollte auf der rechten Flanke operiren, in der Mitte die Haupt- oder Rhein-Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, bei der sich auch der greise König selbst befand; auf dem linken Flügel die dritte oder Süd-Armee, bestehend theils aus Preußen, theils aus den sämmtlichen süddeutschen Truppen unter dem Befehl des Kronprinzen von Preußen. Alle drei Armeen bewegten sich nach der Rheinpfalz, um nicht zu weit von einander getrennt zu bleiben und weil man erwartete, auch der Feind werde möglichst konzentrirt bleiben. — Eine vierte kleinere Armee unter General Vogel von Falkenstein übernahm die norddeutsche Küstenvertheidigung gegen die französische Flotte.

Jedenfalls hätten die Franzosen, welche schon unmittelbar nach der Kriegserklärung aus dem Lager von Chalons aufbrachen, in die

Rheinpfalz eindringen können, ehe noch die bayrischen und preußischen Truppen hier in hinreichender Zahl versammelt waren. Am meisten war Saarbrücken bedroht, das Thor der Pfalz, eine kleine offene, wohlhabende Stadt schon auf preußischem Gebiete. Hier stand nur ein Bataillon Fußvolk vom Regiment Hohenzollern unter Oberstlieutenant von Pestel und eine Schwadron Reiterei, die aber einen so lebhaften und gewandten Vorpostendienst übten und so viel guten Humor zeigten, daß der Feind sie für viel stärker und gut gedeckt hielt. Der erste Todte war ein französischer Vorposten, den ein Soldat des Regiments Hohenzollern niederschoß. Der Name Hohenzollern sollte überhaupt ominös in diesem Feldzuge durchklingen. Auch eine Handvoll Reiter unter dem Lieutenant Voigt führten einen glücklichen Handstreich aus, indem sie am 24. Juli den von Saargmünd nach Hagenau führenden Eisenbahnviadukt unbrauchbar machten.*)

Am 2. August erschienen auf einmal drei französische Divisionen mit schwerem Geschütz vor Saarbrücken, denen gleichwohl die wenigen Preußen vier Stunden hinter einander widerstanden, 70 Mann und 2 Offiziere verloren, sich aber in guter Ordnung auf einen Berg zurückzogen und hier noch behaupteten. Bei diesem unbedeutenden Gefecht war Napoleon III. selbst anwesend und schämte sich nicht, in einem Schreiben an die Kaiserin und in einer ministeriellen Note sich eines glänzenden Sieges zu rühmen. Da hieß es, die Mitrailleuse habe Wunder gethan und einen ganzen preußischen Schlachthaufen in einem Augenblick vernichtet, die Franzosen aber hätten

*) Gleichzeitig machte vom Rhein aus der württembergische Rittmeister Graf Zeppelin mit drei badischen Offizieren eine kecke Recognoscirung im Elsaß, hielt sich aber zu lange auf und wurde von französischen Reitern überfallen. Er selbst entkam, nachdem er sich eines feindlichen Pferdes bemächtigt hatte. Einer seiner Gefährten Winsloe wurde getödtet, die beiden andern gefangen.

nur 1 Mann und 1 Offizier verloren. Der Kaiser hatte seinen Sohn mitgenommen und erzählte ruhmredig von ihm, derselbe habe mitten im Kugelregen seltene Kaltblütigkeit bewiesen und eine zu seinen Füßen niedergefallene feindliche Kugel aufgehoben und zum Andenken behalten, wobei die Soldaten vor Rührung geweint hätten. Die „France" bemerkte noch dazu: „Der kaiserliche Prinz in Person that den ersten Schuß aus unsern Mitrailleusen, welche die Preußen buchstäblich niedermähten." Dieselbe Zeitung begrüßte „den Erfolg" von Saarbrücken als einen großen Sieg, mit dem eine neue Aera der Geschichte beginne. „Das siegreiche Wiedererscheinen der Tricolore ist nicht allein der Beweis einer glänzenden Waffenthat, es ist vielmehr erlaubt, sie als Zeichen einer neuen Geschichtsperiode zu begrüßen. Alles trifft zusammen, um die Explosion der patriotischen Freude zu rechtfertigen, mit welcher dasselbe in Paris und ganz Frankreich vernommen wurde. Die activen Operationen durch einen Sieg in zwei Stunden fast ohne Verluste eingeleitet zu haben, wird ein doppelter Grund zu Stolz und Hoffnung. Alles beweist hier die scharfsinnige Festigkeit der Führer, den unwiderstehlichen Elan der Soldaten und die unbestreitbare Ueberlegenheit unserer Waffen." Der Kaiser behauptete sich gar nicht einmal in Saarbrücken, sondern zog sich zurück und übte nur noch eine ganz unnütze Grausamkeit aus, indem er schließlich die von den Preußen verlassene und ganz wehrlose Stadt Saarbrücken bombardiren und die schönsten Gebäude derselben einäschern ließ. Man begreift die Malice, da Saarbrücken die einzige preußische Stadt war, welche überhaupt in diesem Kriege in den Besitz der Franzosen kam.

Die Independance belge schrieb aus Chalons: „Die Mobilen beklagten sich über Mangel an Lebensmitteln; sie hätten gestehen sollen, daß sie beim Abmarsch Brod erhalten hatten, welches aber zu den Wagenfenstern hinausgeworfen wurde. Bei jedem Verles fehlen die Leute; alle diese Pariser Kinder haben einen bösen Geist." Der Gaulois schrieb am 4. August: „Marschall Canrobert reitet

mit seinem Generalstabe an den 6 aufmarschirten Bataillonen vorbei: Alles ist in bester Ordnung; nichts rührt sich. Er reitet abermals vorbei; die Reihen sind aufgelöst; ein Ruf läßt sich hören, dann zwei, dann drei, dann zehn Rufe: „Nach Paris!“ Noch öfter! „Ihr denkt nicht daran“, sagt der Marschall, „Ihr könnt jetzt nicht nach Paris zurückkehren, und nicht ein Einziger von Euch würde Lust dazu haben, wenn man ihn beim Worte nähme.“ Einige Stimmen: „O ja!“ Der Marschall Canrobert wird ungeduldig. Die Rufe verdoppeln sich; man singt: „Nach Paris!“ nach der Melodie des Lampions. Diesmal geräth der Marschall wirklich in Zorn und ruft: „Ihr vergeßt, daß ihr der Gehorsam seyd und daß ich die Gewalt bin!“ Ein Offizier des Generalstabes treibt sein Pferd gegen einen Mobilgardisten, der lauter schreit als die andern. Derselbe drückt sich zwischen den Zelten hindurch. Der Marschall, wüthend, will vordringen. Man schreit lauter. Einige Steine werden geworfen. Diesmal entfernt sich die Eskorte und die Ruhe wird hergestellt.“

Anders war der Geist im preußischen Heere. Bei dem Durchmarsch bei Mörzheim in der Pfalz feierte das 3. Bataillon des preußischen Königsregiments noch einmal in erhebender Weise das heilige Abendmahl vor seinem Ausmarsch. Es war am Montag in der Abendstunde, als die große Kirche mit Kriegern sich füllte und es machte einen wahrhaft ergreifenden Anblick, als der Major mit seinen Offizieren am Altare auf die Knie niedersank, um das heilige Mahl zu empfangen, und dann nach und nach alle Soldaten das Gleiche thaten und die männlichen bärtigen Gesichter so ernst und feierlich aufblickten, verklärt von christlichem Heldenmuthe wie von der Todesweihe, da das Königsregiment gewöhnlich die Ehre des Vorganges hat und (wie seitdem in der That geschehen) die stärksten Opfer bringen muß.

Unterdeß hatten die deutschen Heere Zeit gehabt, sich in der Rheinpfalz und nahe bei ihr zu sammeln, denn sie wollten zunächst

einander bleiben, um nach jedem Punkte hin, woher der Angriff kommen würde, stark genug zu seyn. Da sie aber nur auf einen Augenblick bei Saarbrücken angegriffen wurden und sich von der isolirten Stellung Mac Mahons überzeugt hatten, ergriff die deutsche Südarmee unter dem Kronprinzen von Preußen, die sich bei Bruchsal gesammelt hatte, die Offensive und ging über den Rhein, um über die französische Südarmee herzufallen.

Ein Theil der deutschen Südarmee überschritt die französische Grenze bei Weißenburg. Die Weißenburger Linien waren in den früheren Kriegen mit Frankreich immer berühmt gewesen, im Zickzack aufgeworfene Schanzen, längst aber vernachlässigt und erst in jüngster Zeit wieder durch einige neue Schanzen ersetzt. Hier stand nur eine französische Division unter dem tapfern General Douay. Man begriff nicht recht, warum dieser General hier isolirt stand, da es doch der Oberfeldherr der französischen Südarmee, Mac Mahon, der mit seinen andern Divisionen weit rückwärts stand, räthlicher hätte finden sollen, alle seine Streitkräfte zu concentriren, weil er darauf gefaßt seyn mußte, mit vereinzelten Divisionen überall auf eine deutsche Uebermacht zu stoßen. Er rechnete aber wohl darauf, daß sich seine Franzosen in äußerst günstigen Stellungen auf den Bergen des Wasgau (Vogesen) gut halten und den anstürmenden Deutschen schwere Verluste beibringen würden. Im Grunde begann dieser Feldzug im Elsaß wie der böhmische im Jahr 1866. Der Feind warf den Preußen nicht genug Streitkräfte auf einmal entgegen und blieb zu sehr zerstreut. Doch handelten die Franzosen immerhin klüger und energischer, als es die Oesterreicher 1866 gethan hatten. Die Preußen fanden damals die Päße durch die böhmischen Gebirge unbesetzt, während ihnen in denen des Wasgaus die Franzosen in guten Stellungen heftigen Widerstand leisteten.

Douay hatte einen Theil seiner Truppen unten in Weißenburg zurückgelassen, das Gros derselben aber auf dem Gaisberg hinter

der Stadt auf's vortheilhafteste aufgestellt. Am 4. August rückten die Spitzen der deutschen Südarmee heran und einige bayrische Regimenter unter dem General Grafen Bothmer (der im bayrischen Reichsrath rühmlich die deutsche Sache vertreten), hatten die Ehre, den Kampf zu eröffnen. Unaufhaltsam stürmten sie in die ummauerte Stadt hinein, schlugen sich in den Straßen besonders mit dem vielen afrikanischen Gesindel herum und überwältigten endlich nach heftigem Kampfe die ganze Stadt, so daß sie 300 Gefangene machten. Während dieses heißen Kampfes eilten die noch fern zurückgebliebenen Preußen, hauptsächlich Schlesier unter dem General v. Kirchbach so rasch als möglich herbei, indem der General seinen Leuten zurief: „Die Bayern sollen wissen, daß auf Preußen Verlaß sey." Die Franzosen zogen sich nun alle auf den Gaisberg zurück, dessen 200 Fuß hohe steile Anhöhe nunmehr die Preußen mit Sturm nahmen. Oben hatten die Franzosen ein Gehöft und dessen weite Ummauerung mit Batterien versehen und eröffneten ein furchtbares Feuer auf die Preußen, welche jedoch unaufhaltsam den Berg erstiegen und unter schweren Verlusten den Feind überwältigten und in die Flucht schlugen. General Douay, der lieber sterben als fliehen wollte, fiel und starb unmittelbar, nachdem ihm eine Kugel beide Beine abgerissen hatte. Die Preußen machten hier noch 500 Gefangene und eroberten vier französische Geschütze und zwei Adler. Man rechnete auf Seite der Deutschen 6—700 Todte und Verwundete. Der französische Verlust war ebenfalls sehr groß. Am meisten wunderte man sich, daß sie 800 Gefangene und darunter 18 Offiziere zurückgelassen hatten, alle unverwundet. Das schwarze Gesindel aus Afrika war von den Bayern so arg mitgenommen worden, daß seitdem die Turcos keine andern Truppen so sehr fürchteten, wie les bleus. Die scheuslichen affenartigen Afrikaner hatten sich, wenn die Bayern eine Salve gaben, geschwind niedergeworfen, als wären sie todt, wenn aber die Bayern vorbei waren, von hinten nach ihnen geschossen. Desgleichen hatten sie Ver-

wundeten die Hände abgeschnitten und die Augen ausgestochen und alle die Grausamkeiten geübt, die sie von Afrika her gewohnt waren. Sie wurden daher auch, wie sie es verdienten, von den erzürnten Bayern wie Hunde todtgeschlagen. Immerhin waren die Deutschen gutmüthig genug, viele Turcos am Leben zu lassen und als Gefangene so anständig zu behandeln, als wären es Europäer und Christen. —

Am folgenden Tage wurde die Grenzstadt Lauterburg nach kurzem Gefecht von badischen Truppen genommen. In dem wichtigen Straßburg hatte man nicht geglaubt, daß die Deutschen über den Rhein kommen könnten. Man dachte also im Hauptquartier des General Beyer, der die badische Division commandirte und über den Rhein in's Elsaß einrückte, an einen Handstreich gegen die schlechtverwahrte Festung. Der Weg führte über Hagenau. Die Vorhut der Badener drang in die Stadt und die Lieutenants von Schönau und von Freidorf ritten keck vor die Kaserne, wo sich ihnen die überraschten Feinde gefangen gaben, 200 Mann mit vielen Pferden. Eben hatten die badischen Truppen das Telegraphenamt besetzt, als aus Straßburg telegraphisch angefragt wurde, ob alles sicher sey und die Truppen kommen könnten. Sogleich wurde zurücktelegraphirt: oui! und alsbald kamen zwei Eisenbahnzüge mit französischen Truppen in den Bahnhof gefahren und wurden zu ihrem großen Erstaunen alle gefangen. Hierauf zogen die Badener rasch vor Straßburg. Ein Lieutenant Winsloe (Bruder des badischen Offiziers, der bei der kecken Recognoscirung des Grafen Zeppelin den Tod gefunden hatte) ritt des Nachts ganz allein um die Stadt und zerhieb die Telegraphendrähte. Major von Amerungen forderte den Commandanten von Straßburg zur Uebergabe auf, wurde jedoch abgewiesen und hatte nicht die Mittel, den Eingang in die Stadt zu erzwingen. Indessen genügte es, Schrecken in der Stadt zu verbreiten. Zahlreich bevölkert und nur mit einer geringen Besatzung versehen, konnte Straßburg, wo es an Vorräthen fehlte, wenn es

nicht entsetzt wurde, bald ausgehungert werden. Es wurde also vorläufig von allen Seiten cernirt.

Durch die Genfer Convention war das Sanitätspersonal aller kriegführenden Mächte für neutral und unantastbar erklärt worden. Die weiße Binde mit dem rothen Kreuz schützte also vor jeder Feindseligkeit. Das begriffen die Bauern in manchen Elsäßer Dörfern nicht, die vielmehr von boshaften Leuten aufgehetzt, hin und wieder in ihrer Dummheit auf Verwundete und ihre Pfleger schossen. Aengstliche Städtebewohner dagegen legten die weißen Binden mit dem rothen Kreuze an, um auf alle Fälle ihre werthen Personen zu sichern. In der Karlsruher Zeitung las man: „In Hagenau hatte sich beinahe die ganze Bevölkerung, männliche wie weibliche, mit solchen Binden versehen. Gestern kam aber gar von Straßburg her ein ganzer Zug feiner Herren mit Equipagen, alle mit der Binde ausgerüstet und wollten französische Verwundete nach Straßburg hineinholen. Sie hatten sich auch schon welche ausgesucht, meist ganz leicht Verwundete. Man bedeutete ihnen aber, daß in Zukunft Jeder, der nicht eine förmliche Qualifikation zum Transport oder zur Pflege von Verwundeten nachzuweisen im Stande sey, verhaftet und nach Rastatt geschickt werden würde. Für diesmal wolle man ihnen indeß Verwundete mitgeben, nämlich die Turcos; die Franzosen wollen wir selbst verpflegen, da die Herren Straßburger uns gar nicht darnach aussähen, als sey es ihnen sehr um werkthätige Hülfe zu thun. Daraufhin sind sie dann richtig mit ihren Turcos und mit langen Gesichtern abgezogen."

Das Landvolk im Elsaß schoß auf deutsche Soldaten und auf das Sanitätspersonal, hauptsächlich, wie es hieß, durch katholische Geistliche verhetzt, die den dummen Bauern weiß machten, die ketzerischen Preußen kämen, um sie protestantisch zu machen. Dieselbe unsinnige Meinung hatte man im Jahr 1866 den Böhmen und sogar einem Theil des katholischen Landvolks in Bayern beizubringen gesucht. Andererseits überredete man auch die protestantischen Bauern

im Elsaß grade umgekehrt, die Preußen kämen, um sie katholisch zu machen. Ein Zeitungsartikel vom Oberrhein berichtete am 19. August: „In einem Dorfe bei Seltz predigte ein Geistlicher am Sonntag heftig gegen die Deutschen, forderte zur Widerspenstigkeit auf und erklärte, die Preußen wollten die Leute katholisch machen, plünderten, raubten und mordeten. Auf die Anzeige des besser gesinnten und besorgten Maire erhielt dieser Geistliche nun nicht blos 20 Mann Einquartierung, sondern er ward auch unter standrechtlicher Bedrohung gezwungen, am Napoleonstage von der Kanzel zu erklären, daß er Tags zuvor gelogen habe, daß sich alles im Gegentheile verhalte.“

Wenn man bedenkt, daß Elsaß schon seit zwei Jahrhunderten zu Frankreich gehört und daß in dieser langen Zeit bei der Uneinigkeit und Schwäche Deutschlands französischer Geist, französische Sprache, Sitte und Mode fast in ganz Europa dominirten und die Franzosen in mancher Beziehung sogar berechtigt waren, hochmüthig auf unsere deutsche Viel- und Kleinstaaterei herabzusehen, und wenn man weiter erwägt, wie wenig es im Interesse der französischen Regierung und sonderlich des katholischen Klerus in Frankreich lag, Unterricht und Bildung im deutschen Elsaß zu pflegen, so darf man sich über einige Verwilderung des armen Volks nicht wundern und muß sich vielmehr freuen, daß in einem sehr großen Theile der deutschen Bevölkerung sich mit der deutschen Muttersprache auch noch viel von deutscher Gemüthsart und Ehrlichkeit erhalten hat. Die Franzosen heißen bei den Elsäßern, wie bei den Schweizern, heute immer noch die Welschen und werden als ein fremdes Volk angesehen und wegen ihrer Unverschämtheit und Falschheit häufig verwünscht. Ich verweise übrigens auf meine im August 1870 erschienene kleine Schrift „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser“, worin ich Alles zusammengetragen habe, was die Elsäßer entschuldigt.

Am 6. August griff die deutsche Südarmee unter dem unmittelbaren Befehl des Kronprinzen von Preußen die von Mac

Mahon befehligte französische Südarmee bei Wörth an, südwestlich von Weißenburg auf dem halben Wege nach Hagenau, auf zwar deutschem, doch damals noch zu Frankreich gehörigem Boden im nördlichen Elsaß. Hatte man Anfangs erwartet, die Franzosen würden in Deutschland einfallen, weil sie früher gerüstet waren, so mußte man sie jetzt über der französischen Grenze aufsuchen. Sie hatten den Vortheil der Initiative aus der Hand gegeben. Sofern sie sich aber defensiv verhalten wollten, war ihre Stellung bei Wörth nicht unglücklich gewählt. Dieselbe ist gleich der bei Weißenburg, sehr fest. Der Feind ist gezwungen, steile, mit Batterien gespickte Höhen zu erklimmen. Auch knüpfte sich an diesen Ort eine den Franzosen angenehme Erinnerung, denn im Jahr 1793 waren hier Oesterreicher und Preußen gemeinschaftlich unter General Wurmser und dem Herzog von Braunschweig vom Massenaufgebot der jungen französischen Republik unter Houchard und Pichegru zurückgeschlagen worden.

Die Stärke der französischen Südarmee unter Mac Mahon wurde verschieden angegeben; aus der Größe ihrer Verluste läßt sich schließen, daß sie wenigstens 80,000 Mann betragen haben muß.

Nach dem amtlichen Bericht des preußischen Staatsanzeigers war der Verlauf der Schlacht bei Wörth folgender: „Nachdem der Feind am 4. August mit seinen vordersten Linien dem Angriff der deutschen Truppen bei Weißenburg nicht hatte Widerstand leisten können, und nachdem er Tags darauf dem Angriff der badischen Division bei Seltz ausgewichen war, deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß er es versuchen werde, sich in einer bedeutenden Concentration weiter rückwärts den Unsrigen entgegenzustellen. Während es anfangs schien, als ob das Corps Mac Mahons seine Richtung gegen Hagenau nehmen werde, ergaben die Nachrichten, die am 5. August einliefen, daß der Feind das hügelige, zur Vertheidigung überaus günstige Terrain um das Städtchen Wörth für seine Aufstellungen gewählt habe. Wörth selbst, das in deutschen Händen war, liegt am Abhang einer Hügelkette, die sich fast halbkreisförmig vor der

von Sultz herunterkommenden Landstraße ausdehnt. Zahlreiche Weiler und Gehöfte, die das Terrain an vielen Stellen coupiren, ein Wald, der die feindlichen Rückzugslinien schützte, Rebengehänge, die zu demselben hinaufführen, gaben der französischen Armee oberhalb ihrer Linien die stärkste Deckung. Ihr gegenüber waren die deutschen Heere folgendermaßen vertheilt: das zweite bayrische und das fünfte preußische Corps standen bei Lembach und Preuschdorf rechts von der Sultz-Wörther Chaussee; das elfte preußische Corps, das schon im Vormarsch auf Hagenau begriffen war, wandte sich rechts, und nahm seinen Stützpunkt in Hötschloch, links von derselben Straße; das erste bayrische Corps rückte von Lobsann und Lampertsloch vor, und hatte seine Vorposten bis an den Hochwald hinausgeschoben, der diesen Stellungen westlich als Anlehnung dient; hinter diesen Truppen war die Cavallerie bei Schönenberg im Rücken der Stadt Sultz formirt. Von seinem Bivouac in Preuschdorf aus hatte das fünfte Armeecorps am Abend vor der Schlacht seine Vorposten auf die Höhen östlich von Wörth geführt. Mit Tagesanbruch begannen kleinere Vorpostenscharmützel auf dieser Seite, bis man um 8 Uhr starkes Feuer auf der rechten Flanke bei den bayrischen Truppen vernahm. Da die Franzosen gleichzeitig das Feuer gegen Wörth richteten, sah man sich veranlaßt, die gesammte Artillerie des fünften Corps auf den Höhen östlich von diesem Ort zum Gefechte vorzuziehen und die Bayern zu degagiren. Als die Meldung hievon im Hauptquartier anlangte, gab Se. k. Hoh. der Kronprinz den Befehl, das Gefecht auf so lange zu unterbrechen, bis die sämmtlichen Truppen, die für den Angriff bestimmt waren, eingetroffen seyn würden, zumal nach den ursprünglichen Anordnungen der Hauptkampf ohnehin erst für den folgenden Tag (7. August) festgesetzt war. Ehe aber dieser Befehl auf dem Schlachtfeld anlangte, hatte das zweite bayrische Corps Hartmann, und zwar die vierte Division Bothmer, von Lembach aus den Kampf fortgesetzt. Es war ihr gelungen, über Langensulzbach in der Richtung von Wörth vorzudringen. Um halb

11 Uhr aber erhielt sie durch das fünfte Corps fälschlicherweise die Ordre, das Gefecht ebenfalls abzubrechen, und ging auf ihre Position von Langensulzbach zurück. Diese Erleichterung in seiner linken Flanke gab dem Feinde noch einmal die Möglichkeit, seine volle Kraft gegen Wörth zu wenden. Neue Truppensendungen verstärkten während des ganzen Vormittags seine Regimenter. Man konnte bemerken, wie die Eisenbahnen ohne Unterbrechung neue Truppenzüge herbeibrachten: es waren Abtheilungen von den Divisionen Canroberts und Failly's, die, kaum von Châlons, Grenoble und Angoulême angekommen, sogleich an den Schlachtort entsendet wurden. Es war dies der kritische Moment der Schlacht. In dreimal wiederholtem Ansturm versuchte das fünfte Corps vergeblich über Wörth hinaus vorzugehen. In dem Augenblick, wo hier noch auf das heftigste gekämpft wurde, zugleich aber das elfte Armeecorps, das seinen Marsch links auf Gunstett nahm, bereits im Anzuge war, begab sich der Kronprinz mit dem Generallieutenant v. Blumenthal und der Suite zum Commando der gesammten Truppenkörper auf das Schlachtfeld, wo er das Centrum der fechtenden Linien, die Anhöhen unmittelbar vor Wörth, zum Observationspunkt einnahm. Unmittelbar darauf folgten Se. Hoh. der Herzog von Sachsen-Coburg und die übrigen im Lager anwesenden Fürstlichkeiten und Offiziere an den Ort der Entscheidung. Gegen 1 Uhr trafen sie an demselben ein. Nachdem die Wiedereroberung von Wörth forcirt worden war und das Anrücken des elften Corps vor Augen lag, ging das fünfte Armeecorps zum weitern Angriff vor. Um 2 Uhr stand der heißeste Kampf längs der ganzen, auf anderthalb Stunden ausgedehnten Schlachtlinie. Das Ineinandergreifen der gesammten Streitkräfte gestaltete sich nun in folgender Weise. Das erste bayrische Corps war zur Verstärkung des zweiten bei Langensulzbach erschienen und auf Wörth den preußischen Regimentern zu vorgeschritten. Das elfte preußische Corps näherte sich von links und nach Fröschweiler in Angriff; bei Gunstett reihte sich die württembergische Division vom Corps Werder

zur Unterstützung der preußischen Colonne an. Sowohl bei Fröschweiler als auf den benachbarten Höhen entwickelte der Feind einen zähen Widerstand; er unternahm zwischen 2 und 3 Uhr, wieder zum Theil mit frischen Truppen, noch einmal eine mächtige Offensive: namentlich bei Fröschweiler selbst standen sich die beiderseitigen Linien unbeweglich ohne zu wanken gegenüber. Es war ein großartiger, überwältigender Anblick, wie in diesem Augenblick einige Gehöfte in der Nähe von Wörth in Flammen aufgingen und durch das Zünden der Granaten auf der ganzen weiten Flucht der Schlachtaufstellung die Rauchsäulen emporstiegen. Die energische Unterstützung des ersten bayrischen Corps, auf der rechten Seite rechts vom fünften Corps, und der ersten württembergischen Brigade entschieden die Schlacht, der Feind räumte Fröschweiler gegen 4 Uhr und warf sich auf die Rückzugslinien. Da die Cavallerie der sämmtlichen Divisionen zur Verfolgung bereit war, so konnte dieselbe in der energischsten Weise vorgenommen werden. Sie geschah in den Richtungen auf Reichshofen und Bitsch. Wie überstürzt die Eile war, mit welcher die Franzosen die Flucht antraten, erhellt unter anderm daraus, daß Marschall Mac Mahon seinen Stabswagen, der die Papiere seines Bureau's und seine Correspondenz enthielt, zurückließ. Darunter fand sich ein Bericht der von dem Tage von Weißenburg (4. August) als von einer unbedeutenden Affaire sprach, in der man sich gegenüber einem mit überlegener Kraft angreifenden Feinde vorsichtig zurückgezogen habe. Von den Württembergern wurde bei der Verfolgung die Kriegskasse, bestehend in 360,000 Fr., von den Badenern einige Wagenladungen voll Montirungsstücke, Waffen u. s. w., mehr als 100 Pferde erbeutet. Man traf den Feind überhaupt nicht mehr in regulären Massen an. Um so größer ist der Schaden der unter den kleinen Trupps, in welche die französische Armee sich aufgelöst, angerichtet werden konnte. Die Zahl der Gefangenen ist eine außerordentlich bedeutende. Es befinden sich darunter mehr als 2500 französische Verwundete. Die Gesammtziffer erreicht zur Stunde

8000. Die Unsrigen sind bei der Verfolgung bis Saverne vorgedrungen und haben auf dieser sechs Meilen langen Straße (von Wörth aus gerechnet) vom Feinde nichts mehr vorgefunden."

Ein weiterer Bericht der Frankfurter Zeitung lautete: „Ein Blick auf die Höhe vor mir genügt, sich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche die Deutschen zu überwinden hatten und siegreich überwanden. Die Hügel mögen 200 Fuß hoch seyn, sind sehr steil, an den Abhängen größtentheils mit Reben bewachsen, auf den Gipfeln aber bewaldet. Hier nun lag in einem Umkreis von zwei bis drei Stunden die Hauptmacht der Franzosen, deren Truppen auch das davorliegende Thal und Wörth besetzt hielten. Die Deutschen rückten von den viel niedrigeren Höhen zwischen Sultz und Wörth heran, die übrigens theilweise noch vom rechten französischen Flügel besetzt waren. Zwischen 3 und 4 Uhr eröffneten unsere Truppen den Kampf, sie warfen den Feind aus Wörth und zwangen ihn zum Rückzug auf die gegenüberliegenden Höhen. Den die Franzosen durch das Thal verfolgenden Preußen donnerten alsbald die französischen Geschütze entgegen, unter denen sich auch die Kugelspritzen durch ihr eigenthümlich rauschendes Knattern bemerkbar machten. Der blutigste Kampf begann erst am Fuße der Höhen. In den Weinbergen hatten nämlich die Zuaven und Turcos Posto gefaßt, die vor den heranstürmenden Deutschen den doppelten Vortheil hatten, daß sie geschützt waren und sich ihr Ziel wählen konnten, während die Deutschen ungedeckt waren und blind feuern mußten. Zwei-, drei-, ja an einzelnen Stellen sogar viermal wurden die unsern zurückgeworfen. Zweimal eroberten die Franzosen sogar Wörth wieder und warfen die Deutschen in ihre Positionen vom Morgen zurück. Einmal hielten sie den Sieg schon für so gewiß, daß sie zwei Regimenter Cürassiere zur Ausnützung des Sieges vorkommandirten. Es soll ein wunderbarer Anblick gewesen seyn, als dieselben plötzlich aus ihren Verhauen heraus in's Thal sprengten. Aber die preußische Artillerie that ihre Schuldigkeit. Zwei

Salven und die ganze stolze Reiterschaar wälzte sich in einem Knäuel in wüster Flucht in den Wald zurück. Die Verwirrung war so groß, daß die Infanterie mit in die Flucht hinein gerissen und auf die Höhen zurückgetrieben wurde. Neu entbrannte um diese der Kampf, der sich endlich nach 15stündigem Ringen endgültig für die Deutschen entschied. Von diesen standen auf dem linken Flügel und im Centrum neben den meisten Truppen des fünften und elften Armeecorps und einzelnen Regimentern des sechsten preußischen Armeecorps auch Württemberger. Den rechten Flügel bildeten dagegen die Bayern, welche durch ihr rechtzeitiges Eingreifen, namentlich durch eine geschickte Flankenbewegung (nach des Kronprinzen eigenen Worten) viel zur günstigen Entscheidung des Tages beitrugen. Ueber die Tapferkeit aller deutschen Truppen herrscht nur eine Stimme; sie hat sich überall auf's glänzendste bewährt. Die zahlreichen Verluste, die annähernd (ich nehme die niedrige Zahl) auf 6000 Todte und Verwundete geschätzt werden, beweisen auf's deutlichste ihre Todesverachtung. Beim Anblick der eroberten feindlichen Positionen erscheint einem diese schreckliche Zahl fast gering. Der Verlust des Feindes wird auf 12,000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene geschätzt. Die letzteren sah ich vorhin vorüberführen. Es dauerte fast eine halbe Stunde bis der Zug beendet war. Mehr als die Hälfte waren Turcos und Zuaven. Empörung erfaßt einen, wenn man bedenkt, daß diese wilde Horde bestimmt war, den Vormarsch beim Angriff auf unser Vaterland zu bilden. Unsere Soldaten haben eine wahre Wuth darüber, daß sie mit solchen Feinden zu kämpfen haben. Viele Scheußlichkeiten werden von denselben erzählt. Gewiß ist, daß ein Zuave auf einen Krankenträger, der ihn verbunden hatte, einen Schuß abfeuerte. Noch schrecklichere Gräuelthaten werden von einzelnen Bewohnern Wörths und der Umgegend berichtet; ich möchte dieselben gern in das Fabelbuch verweisen, aber leider habe ich mit meinen eigenen Augen den 16jährigen Buben gesehen, welcher einen preußischen Verwundeten beraubt und

ihm dann die Augen ausgestochen hatte. Anderen Scheusalen, die mit dem Frevler, der mit gespaltener Stirn auf einem Karren lag, vorübergeführt wurden, wird nachgesagt, daß sie Verwundeten die Zunge ausgeschnitten hätten. Gewiß ist, daß, als die Deutschen zum zweitenmal aus Wörth zurückgedrängt wurden, ihnen neben dem Triumphgeschrei der Bevölkerung auch mehrere von Civilisten abgefeuerte Kugeln folgten. Wörth ist deshalb ganz als eroberte Stadt behandelt worden. Die Häuser sind größtentheils verwüstet. Mancher Unschuldige mag da mit den Schuldigen gelitten haben. Noch schrecklicher sieht es in Fröschweiler aus, wo sich während des Kampfes eine Zeit lang das französische Hauptquartier befand, und über welches Dorf sich das Rückzugsgefecht hinzog. Bis jetzt habe ich erst einen kleinen Theil des Schlachtfeldes besuchen können. Zu Hunderten liegen in den Weinbergen die Todten umher, meistens Zuaven und Turcos, von denen gewiß die Hälfte aufgerieben ist. Jetzt, vierundzwanzig Stunden nach dem Gefecht, werden noch fortwährend Verwundete von dem Kampfplatze zu den Feldlazarethen getragen. Auch sind im Lauf des heutigen Tages noch mehrere hundert Gefangene gemacht worden, die sich in den Wäldern versteckt hatten. Leider haben die Deutschen bei den verschiedenen Rückzügen, zu denen sie gezwungen waren, auch einige Gefangene, doch kann ihre Zahl nur gering seyn, verloren. General v. Bose, der Commandant des elften Armeecorps, ist schwer, doch nicht gefährlich verwundet, sein Sohn hat eine Wunde im Arm. An Trophäen haben die unseren 2 Adler, an 30 Kanonen und 6 Mitrailleusen erbeutet.

Bei der Erstürmung der Höhen thaten die Preußen Wunder der Tapferkeit. Ein verwundeter Füselier vom 2. niederschlesischen Infanterieregiment Nr. 47 erzählte, im Centrum unter dem Commando des General Bose hätten sie die Franzosen bei Dieffenbach vor sich hergetrieben und nachdem sie mit ausgezognen Stiefeln durch den vom Gewitterregen angeschwollnen Bach gewatet, hätten sie die Anhöhen erstürmt und seyen, vom raschen Laufe athemlos,

durch das Schnellfeuer der Franzosen schrecklich gelichtet und zurückgeworfen worden. „Da wurden wir," fuhr der Verwundete fort, „so blutdürstig, daß wir nochmals angriffen und alles vor uns niedermachten."

Die Ehre, die erste Mitrailleuse genommen zu haben, wurde dem 82. hessischen Infanterieregiment zu Theil. Nachdem alle höheren Offiziere seines Bataillons gefallen waren, erstürmte Lieutenant Höhne mit dem Rest die feindliche Batterie.

Mac Mahon erzählt in seinem Schlachtbericht, wie dem Feinde nicht zu widerstehen gewesen sey, und beklagt am meisten den Verlust seiner tapferen Cavallerie. Schon um 2 Uhr des Mittags hatte sein Fußvolk sich verschossen und jene Cavallerie mußte den Rückzug decken. In den authentischen Details des Moniteur heißt es: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Cürassierregiment entgegen, um deren zernichtenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterien, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde, gelangen sie vor die Front der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hülfe und der Rest unserer Cürassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er gibt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Cürassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind dahin."

Die Mitwirkung der Württemberger am Schluß der Schlacht war sehr ergiebig. Das Fußvolk der Brigade Starkloff erstürmte Fröschweiler, die württembergische Artillerie fuhr im Galopp auf die Höhen von Gunstedt und feuerte vortrefflich unter die Franzosen. Endlich war es die württembergische Reiterei, die mit noch frischer

Kraft den Feind verfolgte und ihm außerordentlich reiche Trophäen entriß. Ein württembergischer Offizier rühmte, in welchen lebhaften Ausdrücken die Württemberger von ihrem preußischen Heerführer v. Obernitz wegen ihrer Tapferkeit gelobt worden seyen. Auch der Kronprinz von Preußen sey herangeritten und habe seine Anerkennung „in mannhaften Worten" ausgedrückt. Ferner schreibt derselbe Offizier: „Ich ließ von den mit Beilen versehenen Leuten den umgeworfenen Stabswagen der 4. französischen Division öffnen und hatte das Glück, 222,000 Franken in Gold dem Generallieutenant v. Obernitz persönlich übergeben zu können. Wir haben bis jetzt circa 4—500,000 Franken abgegeben, 4—500 Beutepferde. Unsere Cavallerie (4. Reiterregiment unter Oberst Graf Normann) hatte das Glück, mit wenigen Verlusten weitere französische Bagagen auf der Flucht abzuschneiden, namentlich eine Mitrailleuse und 3 Kanonen für die württembergische Armee zu erobern."

Ein Ulmer schrieb damals aus Wörth: „Die Verwüstung ist entsetzlich, ein schreckliches Bild des Jammers solch ein Schlachtfeld. Zwei Dörfer brennen hellauf. Vor den Zuaven haben wir keinen sonderlichen Respekt. Sie sind gemein und feig. Nachdem sie sich gefangen gegeben, feuerten sie ihre Gewehre ab, um zu beweisen, daß man nichts mehr von ihnen zu befürchten habe. Heute sind wir vom Schlachtfeld zwei Stunden vorwärts auf Vorposten abmarschirt. An Strapazen fehlt es nicht. Zwölf Stunden auf dem Marsch, in der Nacht bei Regen bivouakiren ist keine Kleinigkeit, das entmuthigt aber nicht. Der Geist unserer Truppen ist vortrefflich." — In einem Briefe vom 8. schreibt derselbe Ulmer: „Wir sind aus dem Bivouak vier Stunden weiter nach Engweiler marschirt. Allenthalben auf der Straße fanden wir die Zeichen einer kläglichen Retirade: im Stich gelassene Munitionskarren, weggeworfene Tornister, Taschen, Gewehre, Patronen in Menge rechts und links im Graben. Wohin es jetzt geht, weiß ich nicht. Jedenfalls heut noch oder morgen tüchtig auf die Franzosen los, die Württemberger wer-

den diesmal hoffentlich die Avantgarde haben. Mit unserem Zündnadelgewehr befreunden wir uns immer mehr. Wohl bietet das Chassepot den Vortheil einer schnelleren Ladung und ist leichter, aber es muß subtiler behandelt werden, wie unser Gewehr, das schon mehr verträgt, auch muß es, wenn einmal geladen, bald abgeschossen werden. Ich werde eins mit heimbringen. Als Kuriosum muß ich noch mittheilen, daß in dem aufgefundenen Koffer eines französischen Offiziers so viel Parfümerien sich fanden, daß er beim ausgiebigsten Bedarf ein ganzes Jahr hätte ausreichen müssen. Er hätte einem Regiment Turkos damit aushelfen können. Auch fand man in der Beute Damenkleider von den feinsten Stoffen, unter anderm sogar Angelruthen. In Deutschland soll es für sie nichts zu fischen geben."

Der Marschall verlor sein ganzes Gepäck, wie auch das der Damen, die ihn begleitet hatten. „Diese waren die Herzogin von Clermont-Tonnere und Madame Latour-Dupin. Das Gepäck des Marschalls, worunter sich auch das dieser Damen befand, wurde von 14 preußischen Husaren erbeutet, welche sich das Vergnügen machten, Krinolinen, Chignons, seidene Kleider und Hüte anzuprobiren."

Auch die vorwitzigen Redakteure zweier Pariser Journale, des Gaulois und Figaro, die vom Thurm von Wörth aus der Schlacht zugesehen hatten, wurden gefangen, aber vom Kronprinzen großmüthig entlassen. Im Ganzen verloren die Franzosen in dieser blutigen Schlacht 5000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 36 Kanonen. Auf deutscher Seite rechnete man 3—4000 Todte und Verwundete. In Fröschweiler wurden 17 Civilisten erschossen, weil sie auf deutsche Soldaten gefeuert hatten.

Die „Times" theilte den Brief eines französischen Offiziers mit, worin es heißt: „Die Verwirrung unseres Rückzugs hat unser Corps aufgelöst. Ueberall plündert man und stiehlt sogar in den Häusern. Die Dörfer werden schlimmer verwüstet, als es die Preußen thun würden. Auch unter einander bestiehlt man sich in der Armee, sogar unter Offizieren. Es ist eine scheußliche Demoralisation.

Unsere Armee hat nicht nur die unfähigsten Generale und die unwissendsten Offiziere, sondern auch die undisciplinirtesten Soldaten. Unsere afrikanischen Truppen sind ein Krebsschaden. Sie haben die Disciplin in der Armee zu Grunde gerichtet."

Am gleichen Tage, 6. August, an welchem der Kronprinz von Preußen die französische Südarmee bei Wörth schlug, erfochten einige Abtheilungen der Armee von Steinmetz (Preußen und Bayern), welche Saarbrücken wieder besetzt hatten und von hier in's französische Gebiet eingedrungen waren, bei Spicheren einen eben so glänzenden, wenn auch kleinern Sieg über die französische Division Frossard, welche hier eine außerordentlich feste Stellung eingenommen hatte. Der preußische Staatsanzeiger berichtete darüber: „Am Vormittag des 6. August stand das 7. Armeecorps mit seiner Avantgarde bei Guichenbach, 3/4 Meilen nordnordwestlich von Saarbrücken, Vorposten an der Saar. Der Feind hatte in der Nacht zum 6. die Stellung am Exercierplatz von Saarbrücken geräumt. Die Cavalleriedivision Rheinbaben passirte am 6. gegen 12 Uhr Mittags die Stadt. Zwei Escadronen bildeten die Avantgarde. Diese erhielten Feuer von den Höhen bei Spicheren, sobald sie über dem Kamm, auf welchem der Exercierplatz liegt, sichtbar wurden. Von diesem Kamm aus hat man in der Richtung von Saarbrücken auf Forbach und Spicheren ein tiefes Thal vor sich, aus welchem sich jenseits die steilen zum Theil bewaldeten Höhen von Spicheren wie eine natürliche Festung zu einer Position erheben, von der man dreist behaupten kann, daß sie einer künstlichen Verstärkung nicht mehr bedurfte, um als fast uneinnehmbar zu gelten. Sie überhöht um Hunderte von Fußen das Thal, welches unsere brave Infanterie unter dem heftigsten Feuer ohne jede Deckung im Terrain zu durcheilen hatte, um bis an den Fuß der fast senkrechten Höhen zu gelangen, auf welchen der Feind sie erwartete. Bastionsartig springen die Berge in's Thal hinein, nach allen Richtungen dasselbe flankirend. Gefangene französische Offiziere sagen es selbst, daß sie gelächelt hätten, als man ihnen in

ihren Bivouacs gesagt: die Preußen greifen an. Daß dieser Angriff zur gänzlichen Niederlage für die preußischen Waffen werden müsse, daran zweifelte im zweiten französischen Corps Niemand. Zwischen 12 und 1 Uhr langte die 14. Division in Saarbrücken an. Schon im Thal zwischen dem Exercierplatz und den Höhen von Spicheren stieß sie auf starke feindliche Streitkräfte. Das Gefecht engagirte sich. General Frossard, mit einem Theil seiner Truppen schon im Abzug begriffen, ließ Front machen, und warf sein ganzes Corps in die eben verlassene Position von Spicheren. Eine Division des dritten Corps Bazaine vereinigte sich mit ihm. Die 14. Division stand anfänglich einem weit überlegenen Feinde gegenüber. Diesen in seiner formidabeln Position nur in der Front anzugreifen, hätte geheißen den Stier bei den Hörnern fassen. Der General v. Kameke versuchte deshalb über Stiering dem Feinde mit 5 Bataillonen in die linke Flanke zu gehen. Dieser Versuch führte bei der Ueberlegenheit des Feindes zu keinem Ergebniß. Zwei Angriffe auf dem linken Flügel wurden ebenfalls abgewiesen. Gegen 3 Uhr waren alle Truppen der 14. Division engagirt. Das Gefecht nahm einen sehr ernsten Charakter an. Indeß auf sämmtliche preußische Truppen, welche den Kanonendonner hören konnten, wirkte derselbe wie ein Magnet. Zunächst wurde die Division Barnekow von demselben angezogen. Mit Aufbietung aller Kräfte erschienen zuerst zwei Batterien ihrer Divisionsartillerie auf dem Gefechtsfelde. Ihnen folgte der Oberst Rex mit dem Regiment 40 und 3 Escadronen vom Husarenregiment Nr. 9. Gleichzeitig wurden die Têten der 5. Division auf dem Winterberg sichtbar. General Stülpnagel, dessen Avantgarde am Morgen in Sulzbach stand, hatte auf Befehl des Generals v. Alvensleben seine ganze Division nach der Richtung des Kanonendonners in Marsch gesetzt. Zwei Batterien gingen in der Eilmarschformation auf der großen Straße vor. Die Infanterie wurde zum Theil per Bahn von Neunkirchen nach Saarbrücken befördert. Gegen 3½ Uhr hatte die Division

Kameke so viel Verstärkung erhalten, daß der inzwischen eingetroffene General v. Goeben, welcher nunmehr das Commando übernahm, den äußerst schwierigen Angriff gegen die mächtige Position des Feindes auszuführen beschloß. Den Hauptstoß richtete er gegen den bewaldeten Theil der steilen Höhe. Das Regiment 40, rechts durch Truppentheile der 14. Division, links durch 4 Bataillone der 5. Division unterstützt, führte denselben aus. Eine Reserve bildete sich nach und nach aus den eintreffenden Bataillonen der 5. und 16. Division. Der Angriff gelang, der Wald wurde genommen, der Feind geworfen, die stürmenden Truppen drangen immer steil bergauf bis zur südlichen Lisière des Waldes vor. Erst hier kam das Gefecht zum Stehen. Mit allen drei Waffen vereinigt versuchte der Feind die verlorne Stellung wieder zu gewinnen. Unsere Infanterie hielt Stand. Da gelang es der Artillerie der 5. Division unter kolossalen Anstrengungen ein Meisterstück zu vollbringen. Zwei Batterien erklommen auf steilem, schmalem Gebirgspfad die Höhe von Spicheren. Ein zweiter Gegenangriff des Feindes wurde wiederum abgewiesen. Einem Flankenangriff, in der Richtung von Alsting und Spicheren gegen unsern linken Flügel geführt, wurde von rückwärts her rechtzeitig durch Bataillone der 5. Division entgegengetreten. Auf beiden Seiten war der Kampf mit äußerster Zähigkeit geführt worden, jetzt erreichte er den Höhepunkt seiner Heftigkeit. Noch einmal raffte der an Zahl überlegene Feind seine ganze Kraft zu einem dritten Gegenangriff zusammen. Indeß auch diese letzte Anstrengung scheiterte an der unerschütterlichen Ruhe und Energie unserer braven Infanterie und Artillerie. Wie an einem Felsen zerschellte des Feindes Kraft, und war nun so gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. 27 preußische Bataillone — nur von ihrer Divisionsartillerie unterstützt — hatten gegen 52 französische Bataillone mit vollzähliger Corps-Artillerie unter den schwierigsten Verhältnissen einen glänzenden Sieg errungen. Der überlegene Feind wurde aus einer Position herausgeworfen, die er selbst für uneinnehmbar ge-

halten hatte. Die Dunkelheit senkte sich auf das Schlachtfeld herab und gewährte dem geschlagenen Feinde Schutz. Zur Deckung des Rückzuges entwickelte er auf dem nächsten Höhenzuge, welcher das Schlachtfeld gegen Süden begrenzt, seine gesammte Artillerie. Sie feuerte noch lange, aber ohne jede Wirkung. Das Terrain bot der Cavallerie zu große Schwierigkeiten, um einen Einfluß auf das Gefecht ausüben zu können. Die Früchte des Sieges haben alle Vermuthung erheblich übertroffen. Das Corps Frossard ist gänzlich aufgelöst und demoralisirt. Der Weg seiner Flucht ist bezeichnet durch zahlreich stehen gebliebene, mit Fourage und Montirungsstücken voll beladene Wagen. Die Wälder sind mit Masse von Marodeurs angefüllt, Material und Vorräthe jeder Art sind uns in reichem Maße zugefallen. Die 13. Division war bei Wehrden über die Saar gegangen, nahm Forbach und erbeutete große Magazine und Montirungskammern, und zwang dadurch das Corps Frossard, zu dessen Aufnahme 2 Divisionen Bazaine's herangerückt waren, den Rückzug in südwestlicher Richtung anzutreten, und die Straße auf St. Avold preiszugeben. Die Verluste in der Schlacht am 6. d. sind beiderseits außerordentlich hoch. Die 5. Division allein hat 239 Todte und etwa 1800 Verwundete, das 12. Regiment hat 32 Offiziere, 800 Mann todt und verwundet, demnächst haben die Regimenter 40, 8, 48, 59, 74 am meisten gelitten. Auch die Batterien haben enorme Verluste. Von der 14. und 16. Division können noch keine Angaben gemacht werden. Der Feind hat an Todten und Verwundeten mindestens dieselben Verluste als wir. An unverwundeten Gefangenen sind bereits über 2000 Mann eingebracht worden, und ihre Zahl vermehrt sich noch stündlich. 40 Pontons und mehrere Zeltlager sind genommen."

Der tapfere, von 1866 her bekannte General Göben *) leitete

*) General v. Goeben wurde 1835, noch sehr jung, preußischer Offizier, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied, ging nach

den Hauptangriff, der die Franzosen von den Bergen vertrieb. Die Preußen eilten hinter den Fliehenden her und machten auf dem Bahnhof von Forbach eine überreiche Beute, viele tausend Säcke Hafer, große Massen von Brod und Mehl, einen ganzen Schuppen voll Champagner, große Haufen Offiziersgepäck, Waffen, Munition. Dazu feine Damengarderoben in Menge, zum Beweise, wie viele Damen des Demi monde die Offiziere begleitet hatten. Glaubte dieses frivole Volk, ganz bequem mit seinen Huren eine Spazierfahrt nach Berlin machen zu können! In der weitern Verfolgung des Feindes gegen Metz hin machten die Preußen noch immer mehr Beute. Unter anderem hinterließ ihnen die Division Frossard noch zehntausend Decken und für eine Million Franken Tabaksvorräthe. Auch in Hagenau wurde ein großer Tabakvorrath und aus dem Rhein- und Moselgebiet eine große Quantität (100,000 Litres) trefflicher Bordeauxwein erbeutet.

Man schrieb damals in Bezug auf die erbeuteten Vorräthe aus Berlin: „So reiche Beute ist wohl, seit Eisenbahnen die Beförderung vermitteln, in keinem Kriege gemacht worden. Von der Kriegskasse mit den 360,000 Francs und den Crinolinen des Mar-

---

Spanien und diente in der karlistischen Armee, wurde verwundet und gefangen, entkam auf dem Marsche, indem er heimlich durch den Ebro schwamm, wurde nochmals verwundet und zum drittenmale so schwer, daß er fünf Monate lang zu Cuenca im Lazareth lag. Wieder genesen war er noch einer der letzten, der unter Cabrera für Don Carlos kämpfte. Im Jahr 1840 kehrte er unter den traurigsten Verhältnissen in die Heimath zurück und brauchte ein volles Jahr, um sich von seinen langen und schweren Strapatzen zu erholen. In Spanien war er bis zum Range eines Oberstlieutenant emporgestiegen. In die preußische Armee konnte er 1842 wieder nur als Secondelieutenant eintreten, kam aber bald in den Generalstab und genoß die persönliche Leitung und Gunst des General Moltke. Im Jahr 1849 machte er den Feldzug in Baden, 1860 mit fünf andern preußischen Offizieren unter O'Donnel den Feldzug in Marokko, 1864 den dänischen mit und zeichnete sich 1866 auf's Glänzendste im Mainfeldzug aus.

schalls Mac Mahon abgesehen, fand sich in Forbach unter Anderem ein Vorrath von Haber, um für sieben dürre Jahre zu entschädigen, wie in den Magazinen des egyptischen Joseph. Auf den meisten der Habersäcke aber — und hieran wird Graf Bismarck nicht den geringsten seiner diplomatischen Schlager knüpfen — fand sich ‚Berlin' als Aufgabeort eingeprägt, woraus erhellt, daß Napoleon seinen Haberbedarf für diesen Krieg aus Preußen bezogen. Wann aber, calculirt man nun, konnte dies geschehen seyn? Es geschah, die hiesige Fruchtbörse hat es bis auf den Tag herausgebracht, im Februar dieses Jahres, an jenem Vormittage, an welchem der Preis des Habers plötzlich von 25 auf 40 hinaufging. Damals hieß es, große Haberankäufe würden für England und Schweden gemacht und die Matadore der Berliner Fruchtbörse zerbrachen sich den Kopf, wozu England und Schweden Haber brauchen. Jetzt haben sie es heraus. Hinter England und Schweden steckte Napoleon, der also schon im Februar wußte, daß es im Juli einen Casus belli zwischen ihm und Deutschland geben werde."

Hans Wachenhusen gab in der Kölner Zeitung noch eine recht malerische Schilderung des Schlachtfeldes auf dem Spichernberge. „Dasselbe war mit Todten übersäet und die pestartige Atmosphäre wirkte schon betäubend. Die rothen Hosen und blauen Röcke der Gefallenen leuchteten auf den Feldern wie Mohn- und Kornblumen aus den Aehren und die oft malerischen Momente, die Gesten, in welchen der Tod die Armen jäh überrascht, wirkten erschütternd. Ich machte eine für die französische Armee nicht schmeichelhafte Beobachtung. Den französischen Todten, welche das Feld in Masse bedeckten, sind vielfach die Finger abgeschnitten. Die eigenen Kameraden beraubten dieselben ihrer Ringe und da das Abziehen von den starren Gliedern zu viele Zeit erforderte, schnitten sie ihnen dieselben von der Hand. Von dem moralischen Werthe dieser französischen Armee zeugten auch die kleinen Gebetbücher der Offiziere, in deren einem ich die obscönsten Bilder aufbewahrt sah."

Schon vor dem Kriege war das Sanitätswesen in allen an dem Kriege betheiligten deutschen Staaten auf's Großartigste organisirt worden und wurden den deutschen Truppen Lebensmittel, Verbandzeug, Aerzte, barmherzige Schwestern, Diakonissinnen und Krankenpfleger massenhaft nachgeschickt. Ueberall wurden Lazarethe errichtet, um die Verwundeten aufzunehmen, denen auch zahlreiche Privatwohnungen angeboten wurden. Das war Hülfe zur rechten Zeit, denn alle vom Mittelrhein herführenden Eisenbahnen brachten in der zweiten Woche des August lange Züge mit vielen tausend Verwundeten von Freund und Feind. Die deutsche Gutmüthigkeit verrieth sich hier wieder in naiver Weise. Auf den Eisenbahnstationen wurden den gefangenen Feinden reichlich Lebensmittel dargebracht und sogar den schmutzigen und eckelhaften Turcos wurden Leckerbissen und Cigarren angeboten, obgleich eines dieser Scheusale dem Arzt, der ihn verband, die Nase, ein Andrer seinem Pfleger den Finger, ein Dritter einem bayrischen Soldaten das Ohr abbiß und die wilden Bestien nicht selten gegen die mitleidigen deutschen Zuschauer die Zungen ausstreckten. Man bemerkte, daß die Franzosen selbst sich ihrer schwarzen Kameraden schämten.

Man schrieb aus Frankfurt unterm 10. August: „Gestern wurde uns die offizielle Bestätigung, daß die Turcos unsere auf dem Schlachtfeld gelegenen Verwundeten in der unmenschlichsten Weise verstümmelt, ja massacrirt haben. Als dies bekannt wurde, bemächtigte sich am Neckarbahnhof der dort versammelten Menge der heftigste Unwille. Wenn auch die gefangenen Turcos noch vor dem Verhungern bewahrt werden, weitere Labung und namentlich Cigarren, auf welche sie so sehr verlegen sind, werden ihnen nicht zu Theil werden. Die gefangenen Franzosen wollen selbst nicht mit diesen Menschen in einem Coupé seyn und baten, sie von denselben zu trennen."

Aus Heidelberg wurde geschrieben: „Beim Herausschaffen aus dem Eisenbahnwagen fand der Arzt einen Turco ganz zugedeckt,

sah beim Aufdecken des Gesichts eine Wunde darin und als er ihn mit freundlichen Worten sanft wieder zudeckte, streckte derselbe die Hand unter der Decke hervor und suchte die des Arztes, um sie zu drücken. Als aber demselben Turco im Lazareth eine junge Dame eine Tasse Kaffee reichte, die ihm nicht schmeckte, schüttete er ihr den Kaffee in's Gesicht. Ein leicht verwundeter Turco mußte wegen seiner Wildheit von 2 badischen Soldaten in das Lazareth begleitet werden. Als er sich noch ungeberdig stellte, da — so erzählt einer von den Soldaten, ein Oberländer — ‚stieß ich ihm mit dem Kolben in den Rückmeißel, daß er genug hatte.‘ Im Lazareth selbst machten sie es noch schlimmer, so daß man sich genöthigt sah, die Nacht über eine Wache von 8 Mann mit geladenen Gewehren im Krankensaal aufzustellen. Da sie sich jetzt ganz ruhig verhielten, ließ man Morgens nur einen Mann im Saal zurück. Und jetzt schlüpften einige Leichtverwundete zu einander in die Betten, in welcher zärtlichen Absicht wurde bald bemerklich und mit Kolbenstößen gehindert. Des Nachmittags sprang Einer aus dem Bett und wie toll im Saal umher, langte auch dem wachhabenden Soldaten nach dem Seitengewehr ꝛc. — Ein verwundeter Turco jammerte in Neumühl ganz trostlos darüber, daß er nach Preußen kommen sollte, denn da zerschneide man sie erst in 24 Theile und tödte sie erst dann, lieber wolle er gleich erschossen seyn! Kein Zuspruch konnte ihn von diesem Wahne abbringen."

Auf einem Eisenbahnzug, der französische Gefangene brachte, befand sich ein Turco, der direct aus Afrika kam. Von Algier zu Schiffe nach Marseille gebracht, war er augenblicklich von hier aus mit der Eisenbahn weiter gefahren worden, Mittags 12 Uhr auf dem Schlachtfeld angekommen, um 1 Uhr gefangen, gleich weiter transportirt worden, frühstückte am andern Morgen in Frankfurt und kam noch an demselben Tage nach Berlin.

In München spazierten zwei Turcos auf der Straße und erregten großes Aufsehen. Es waren aber päpstliche Zuaven, ein

Schlesier und ein Westphale, welche heimkehrten, um in der preußischen Armee zu dienen. Um nicht länger für Turcos gehalten zu werden, erbaten sie sich und erhielten bürgerliche Kleidung. Man konnte übrigens nicht umhin, zu bemerken, daß es sich doch für den Papst nicht schicke, seine Soldaten wie Muhamedaner einzukleiden.

Der Transport fast zahlloser ununterbrochen einander folgender Eisenbahnzüge mit Truppen, Munition, Proviant und zurück mit Verwundeten und Gefangenen war jenseits der französischen Grenze schwierig, aber die musterhafte preußische Verwaltung überwand alle Hindernisse. Das Frankfurter Journal schrieb: „Die französischen Eisenbahnwagen und Lokomotiven sind bekanntlich bedeutend kleiner als die deutschen. Nach dieser Bauart sind auch sämmtliche Viadukte ꝛc. eingerichtet; als nun unsere ersten Maschinen die französische Strecke befuhren, erlitten sie fast durchweg an den Schornsteinen u. s. w. bedeutende Schäden. Während nun auf der französischen Ostbahn Courcelles-Forbach das Schienengeleis die größten Unregelmäßigkeiten zeigte und fast auf der ganzen Strecke der Erhöhung bedurfte, mußte die Bahn Pont à Mousson-Nancy-Hagenau an vielen Stellen vertieft und gleichzeitig eine Aenderung der Maschinen-Schornsteine herbeigeführt werden. Sämmtliche Arbeiten wurden mit einer solchen Schnelligkeit ausgeführt, daß das Publikum davon nicht das Geringste merkte und der Marsch der Armee, sowie die Verproviantirung derselben nicht einen Augenblick darunter zu leiden hatte. Gegenwärtig wird von Frouard aus eine provisorische Bahn um Toul gebaut, deren Vollendung mit allen Kräften beschleunigt wird."

Die deutsche Südarmee hatte der französischen so schreckliche Schläge versetzt, daß die letztere sich nicht wieder zu sammeln vermochte. Es hieß anfangs, Mac Mahon wolle bei Nancy eine feste Stellung nehmen und noch eine Schlacht wagen, aber er war zu schwach. Oesterreichische Blätter spotteten, den Franzosen ginge es in diesem Feldzug noch schlimmer, als es den Oesterreichern im

Jahr 1866 ergangen sey. Die Schlachten von Weissenburg und Wörth glichen denen von Skalitz und Gitschin und bald würden die Franzosen auch ihr Königgräz erleben.

Indem der König von Preußen am 11. August zu Saarbrücken die französische Grenze überschritt, erließ er folgende Proklamation an das französische Volk: „Wir Wilhelm, König von Preußen thun zu wissen den Einwohnern der französischen von der deutschen Armee besetzten Gebietstheile: Nachdem Kaiser Napoleon zu Wasser und zu Lande die deutsche Nation angegriffen, welche mit der französischen in Frieden zu leben gewünscht hat und noch wünscht, habe ich das Commando der deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten, nicht mit Frankreichs Bürgern, diese werden deshalb fortfahren, vollständige Sicherheit für ihre Person und ihre Güter so lange zu genießen, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen deutsche Truppen des Rechtes berauben, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die commandirenden Generale der einzelnen Truppenkörper werden durch besondere Vorschriften Maßregeln festsetzen, welche gegen solche Gemeinden oder einzelne Personen zu ergreifen sind, die sich mit den Kriegsgebräuchen in Widerspruch setzen. Sie werden ebenso Alles regeln, was sich auf Requisitionen bezieht, welche für alle Bedürfnisse der Truppen erforderlich scheinen, wie auch die Differenz zwischen deutscher und französischer Valuta, um den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Einwohnern zu ordnen."

Die drei deutschen Armeen rückten gleichzeitig auf französischem Gebiete vor und konnten sich, da sie keinen Widerstand mehr fanden, jenseits der Mosel concentriren. Das gebirgige Wasgau stand den Deutschen offen, wie vor vier Jahren die Pässe über die böhmischen Gebirge. Wo waren jetzt die vielgerühmten Vogesenjäger, mit denen man bei der Weltausstellung in Paris als mit „französischen Tirolern", so viel renommirt hatte? Kein einziger war zu sehen, kein

einziger Paß vertheidigt. Die kleine Vogesenfeste Lützelstein capitulirte sogleich, als die Württemberger davor erschienen, und nur das daneben befindliche kleine Fort Lichtenberg kanonirte, wurde aber gleich zusammengeschossen. Zabern, der Schlüssel der Vogesen, auch Saarburg waren nicht vertheidigt. In Saargemünd war Proviant im Werth von 1½ Millionen Thalern zusammengehäuft und fiel den Deutschen in die Hände. „Saargemünd ist eine hübsche Stadt von 8000 Einwohnern und das Aeußere ist reinlich und deutet auf Wohlhabenheit. Die Bevölkerung spricht einen pfälzischen mit französischen Worten gemischten Dialekt. Sogleich nach Beschlagnahme der Stadt durch unsere Truppen wurden die Verkehrsanstalten, als Post, Eisenbahn und Telegraph militärisch besetzt. Auf dem Eisenbahnhofe fand man kolossale Vorräthe von englischem Hafer, wenigstens 40,000 Centner, Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback, Schuhen, Käppis, Gamaschen, Vorräthe, die erst vor zwei Tagen aus Paris angekommen waren und nun durch den Intendanten der Armee als preußisches fiskalisches Eigenthum erklärt wurden."

Die deutschen Truppen waren einigermaßen erstaunt, in Lothringen wenigstens bis zur Mosel Alles noch so gut deutsch und bis zur Meurthe (Murte) wenigstens gemischt zu finden. Es gereicht den Deutschen zum Vorwurf, daß sie sich so wenig um die Lothringer bekümmert haben, seitdem dieselben durch Oesterreich an Frankreich verschachert worden sind. Unsere Literatur, unsere Schulen hätten dieser unserer Stammgenossen liebreich gedenken und wenigstens unsere geographischen Lehrbücher und Landkarten hätten die deutschen Namen, die im Lande selbst noch üblich sind, nicht nach dem Beispiel der Franzosen noch verwälschen sollen. Deutsch ist der Name des Wasgau, verwälscht in Vogesen. Deutsch sind die Namen Nanzig (Nancy), Dietenhofen (Thionville), Lunstädt (Luneville), Vierten (Verdun), Tull (Toul), Falkenstein (Faulquemont), Reimersberg (Remiremont), Busenweiler (Bouzonville), Bolchen (Boulay).

Nanzig, die lothringische Hauptstadt, war nicht in Vertheidigungsstand gesetzt worden. Auch Mac Mahon kam hier auf seiner Flucht nur durch, in kothigen Kleidern und sehr verdüstert. Eine Epaulette war ihm abgeschossen und sein Fernrohr zerbrochen. Die ersten Preußen kamen am 12. August in Nanzig an, besetzten die Eisenbahn und erhoben eine kleine Contribution. Ihnen folgte der Kronprinz von Preußen, der sehr gnädig mit den Einwohnern umging, ihnen die Contribution erließ, den Präfekten zur Tafel zog und dem Bischof einen Besuch abstattete.

Nachdem Elsaß und Lothringen von den deutschen Heeren in Besitz genommen war, übernahm der König von Preußen die Verwaltung der beiden Länder und setzte in jedem einen Gouverneur ein, im Elsaß den Grafen von Bismarck-Bohlen, in Lothringen den General v. Bonin. Die Finanzverwaltung übernahm der Geheimerath Ollberg, welcher am 20. August verordnete: „Mit dem heutigen Tage hört die Zollwache an der Grenze gegen Deutschland auf und werden die an derselben bestehenden Zollämter geschlossen. Von den aus Deutschland nach Frankreich übergehenden Waaren wird kein Eingangszoll mehr entrichtet. Zugleich wurde der Detailhandel mit Tabak freigegeben."

Graf Villiers, Regierungspräsident in Coblenz, wurde nach dem Elsaß gerufen, um die Civilverwaltung in den von deutschen Truppen besetzten französischen Landestheilen zu leiten.

Wie furchtbar der Schlag von Wörth das französische Kaiserreich erschütterte, geht aus einem merkwürdigen Artikel seiner Amtszeitung vom 8. August hervor, welcher zwei Tage nach der Schlacht geschrieben wurde. Er wagt noch zu prahlen, aber schon mit zitternder, von der Lüge halb erstickter Stimme. Eigentlich ist es der erste Angstruf des sterbenden Kaiserthums, ein Hülferuf an das Ausland. Der Artikel lautet: „Es gibt im Leben der Völker feierliche und entscheidende Stunden, in welchen Gott ihnen Gelegenheit gibt, zu zeigen, was sie sind, was sie vermögen. Dieser Augenblick ist für

Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerschrocken im Aufschwung und Erfolge, schwer Unglücksfälle ertrug. Was vor uns nun vorgeht, berichtigt diese Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung ist nicht die der Entmuthigung; sie ist die der patriotischen Wuth und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, wo sie ihr Grab finden sollen, werden alle Franzosen sich erheben wie ein Mann. Sie denken an ihre Vorfahren und ihre Abkömmlinge haben Jahrhunderte des Ruhmes hinter sich und eine Zukunft vor sich, die ihr Heroismus frei und mächtig machen soll. Niemals war das Vaterland für den Geist der Ergebenheit und Opferwilligkeit besser vorbereitet; niemals ließ es in imposanterer und großartigerer Weise die Kraft und den Stolz des National-Charakters erblicken. Es schreit mit Enthusiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder sterben ist seine Devise. Während unsere Soldaten den Boden des Vaterlandes heroisch vertheidigen, beunruhigt sich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen würde, wenn sie durch einen endgiltigen Triumph überreizt würde. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, das durch übertriebene Gelüste das allgemeine Gleichgewicht stört, einen Rückschlag gegen seine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen sich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit sich noch einmal durch Thatsachen bewähre. Wer ist demnach an der Wiedererstehung des Kaiserthums in Deutschland interessirt, wer kann denn wünschen, daß die Nordsee und Ostsee preußische Seen werden? Sind es Schweden, Norwegen, Dänemark, die der Triumph Preußens vernichten würde? Ist es Rußland, das mehr als irgend eine andere Macht dabei interessirt ist, das Gleichgewicht im Norden gegen die germanischen Gelüste zu retten? Ist es England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortschritten der preußischen Marine widerstreitet? Ist es das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte

Holland? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen Kaiserthums zum Vortheile des Hauses Hohenzollern der verhängnißvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie seyn. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Cabinet Versprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man den Worten Bismarcks schenken darf. Würde jedwede angebliche Garantie jemals stärker seyn, als die Bande, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten und Verpflichtungen zum Trotze so gewaltthätig zerriß. Der endgiltige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Oesterreich seyn. Ein germanisches Kaiserthum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden ebenso wie im Norden, es würde Venedig und Triest, ebenso wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerirung gefährdet. Wir appelliren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns zu helfen, sey es durch Allianzen, sey es durch Sympathien, um das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen von England zu signalisiren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu vertheidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unsern Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine ungünstige Sprache für die preußische Sache. Diejenigen der Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathien für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben, und führen eine den wahrhaften Interessen Oesterreichs entsprechende

Sprache. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien und ihre Regierungen bezeugen uns mehr und mehr befriedigende Dispositionen. Oesterreich und Italien rüsten thätig. Die Ministerien von Wien und Pesth gehorchen einem gemeinsamen Gedanken und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird nicht minder thätig seyn, als unsere Armee."

Fünftes Buch.

Der große Kampf um Metz.

Nachdem Mac Mahon mit seiner Südarmee geschlagen war, stand Napoleon III. mit der französischen Hauptarmee, die er, obgleich sie nie bis an den Rhein kam, doch immer noch die Rheinarmee nannte, in und um Metz. Niemand zweifelte, er würde die Mosellinie vertheidigen und an der Nied eine Hauptschlacht annehmen. Es hieß aber, General Changarnier, den der Kaiser als eine militärische Autorität jetzt in der Noth, nachdem er ihn als einen Republikaner lange verabschiedet hatte, nach Metz berief, habe den Rath gegeben, die Armee solle sich lieber sogleich nach Chalons zurückziehen, um sich mit den dort im Lager gesammelten Truppen und Mobilgarden zu verstärken und dann erst eine Schlacht annehmen. Bis dahin konnte auch Mac Mahon mit dem Rest seiner Truppen in Chalons seyn.

Unterdeß war aber in Paris der lebhafteste Unwillen über die Niederlagen und ein Sturm gegen den Kaiser ausgebrochen, dem allein und seinem Kriegsminister Marschall Leboeuf man dieselben Schuld gab. Der Straßenlärm, die Presse, die laute Opposition im Gesetzgebenden Körper forderten ein anderes Armeecommando und es war sogar schon von Absetzung des Kaisers die Rede. Unter diesen Umständen mußte das Ministerium Ollivier sich zurückziehen,

an dessen Stelle der alte General Palikao ein neues Ministerium zusammensetzte, welches man, obgleich es wesentlich aus sog. Mamelucken oder Anhängern des Kaisers bestand, sich doch gefallen ließ, weil es die Miene annahm, als wolle es dem Kaiser imponiren und den Volkswillen gegen ihn geltend machen. Wahrscheinlich schrieb man dem Kaiser nach Metz, eine Revolution werde ausbrechen, wenn er nicht nachgebe, und man rieth ihm, sogleich nicht nur den verhaßten Leboeuf aufzugeben, sondern sich auch für seine Person des Commandos zu enthalten. Dadurch allein werde es möglich werden, daß die Kaiserin einstweilen die Regentschaft erhalte und Palikao in ihrem Namen die Regierung fortführen könne. Das ließ sich nun auch der Kaiser gefallen, entfernte Leboeuf, machte, wie es in Paris von ihm verlangt wurde, den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Armee und trat für seine Person vom Commando zurück. Wenn man damals aussprengte, er habe sich noch in den Oberbefehl mischen wollen, Bazaine aber habe ihm barsch zugerufen, er habe nichts mehr zu befehlen, worauf der Kaiser seufzend geantwortet habe: das ist hart! — so ist das wohl eine Fabel, nur ersonnen, um Bazaine bei den tollköpfigen Parisern populär zu machen. Der Kaiser war keineswegs geneigt, dauernd auf den Armeebefehl zu verzichten. Er wußte wohl, die Armee und besonders die meisten Generale und Offiziere würden lieber ihm als einer republikanischen Regierung in Paris, etwa den Herrn Favre und Rochefort dienen. Als er nach wenigen Tagen zur Armee Mac Mahon's abging, betrachtete er sich in der That noch als den Höchstcommandirenden. Auch Bazaine selbst ist ihm in Metz treu geblieben und hat keine andere Regierungsgewalt in Frankreich anerkannt, als die der Kaiserin-Regentin.

Man begreift, welche Unruhe in diesen Tagen im kaiserlichen Hauptquartier zu Metz herrschen mußte. Die Rücksicht auf die Pariser war kaum so wichtig, als die auf die siegreich vorrückenden deutschen Heere. Nachdem Changarnier's Plan angenommen war,

beeilte sich Bazaine, die Mosellinie aufzugeben und sich an die Maaslinie zurückzuziehen, um sich entweder hier zu halten oder sich erst in Chalons mit Mac Mahon zu vereinigen.

Aber das, was Bazaine bezweckte, der sichere Rückzug seiner großen Armee bis dahin, wo er sie mit Mac Mahon's und den neu ausgerüsteten Truppen vereinigen und mit überlegener Macht eine Schlacht annehmen könnte, grade das war es, was der geniale Chef des preußischen Generalstabs verhindern wollte und verhindert hat. Sein Plan war, der Vereinigung der beiden französischen Armeen durch ein möglichst rasches Vorschieben der ersten und zweiten Armee oder des Centrums und des rechten Flügels der deutschen Armeen (Friedrich Karl und Steinmetz) über die Mosel unterhalb Metz vorzubeugen und so viel Streitkräfte zwischen Metz und Verdun zu werfen, daß der französischen Armee unter Bazaine der Rückzugsweg nach Chalons verlegt werden könne. Das gelang wirklich der Vorhut der Armee von Steinmetz, den beiden Corps v. Zastrow und v. Manteuffel, schon am 14. Aber schon hatte Bazaine den Train vorausgeschickt und wollte selber nachfolgen. Steinmetz hatte also die schwierige Aufgabe, ihn so lange aufzuhalten, bis Prinz Friedrich Karl mit der preußischen Hauptarmee gleichfalls auf das linke Moselufer übersetzen und ihn unterstützen konnte. Dazu waren 24 Stunden nöthig und diese hielt der alte Steinmetz mit gewohnter Unerschütterlichkeit im Kampf mit dem weit überlegenen Feinde aus.

Die Tapferkeit der Preußen erschien hier um so bewundernswürdiger, als die Franzosen nicht nur zugleich mehr Streitkräfte, sondern auch eine viel gesichertere Stellung hatten.

Man weiß nicht, ob die Art der Defensive, deren sich die Franzosen während dieses ganzen Krieges bedienten, ihnen nur durch die rasche Offensive der deutschen Armeen aufgenöthigt war, oder ob sie mit Vorbedacht und mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schießwaffen gewählt war. Ohne Zweifel widersprach sie dem Charakter der Franzosen, die in allen früheren Kriegen die Offen=

sive, den lebhaften Angriff, das kühne Vorstürmen vorgezogen und sich in dieser Kampfart auch ausgezeichnet hatten. Diesmal fand man sie immer nur stark verschanzt, womöglich auf schwer ersteiglichen Anhöhen. Sie steckten in schnell aufgeworfenen Gräben, aus denen sie nur mit Kopf und Armen hervorragten, um ihr mörderisches Chassepotfeuer auf die ungeschützt heranstürmenden Deutschen abzugeben. Hinter der aus den Gräben aufgeworfenen Erde standen dann ebenso geschützt die französischen Kanonen und Mitrailleusen, um die Anstürmenden mit einem noch schrecklichern Hagel von Kugeln zu überschütten, und doch half ihnen diese große Vorsicht gar nichts, denn wie bei Weissenburg und Wörth, so stürmten auch bei Metz die deutschen Truppen rasch bergan und wenn auch noch so viele von ihnen fielen, blieben immer noch genug übrig, um hinaufzukommen und die Franzosen todtzuschlagen, wenn diese es nicht vorzogen, was häufig der Fall war, gleich davonzulaufen. Das hat alle Schlachten das Jahres 1870 in Frankreich charakterisirt.

Eine gute Uebersicht der ersten großen Kämpfe und Siege bei Metz gab die ministerielle Berliner Provinzialcorrespondenz: „Die deutschen Armeen waren auf drei Linien an die Mosel gerückt, unsere I. Armee unter General v. Steinmetz nördlich geradezu auf Metz, die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl einige Meilen südlicher auf Pont à Mousson zu, wiederum etwas südlicher, in der Richtung auf Nancy, die III. Armee unter dem Kronprinzen.

Die französische Armee, welche dicht bei Metz stand, war dort durch die Festungswerke und durch die Mosel vor dem unmittelbaren Nachrücken unserer Armee geschützt. Es konnte nur dann gelingen, sie vom beabsichtigten Rückzuge nach der Maas abzuhalten, wenn ihr ein Theil unserer Armee durch eine unbemerkte Umgehung überraschend in die Flanke kommen konnte. Der Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde diese wichtige Aufgabe zu Theil. Derselbe hatte in beschleunigten Märschen Pont à Mousson, drei Meilen südlich von Metz, erreicht, um dort die Mosel zu überschreiten. Noch

im letzten Augenblick machten die Franzosen einen Versuch, diesen Uebergang zu verhindern, indem sie von Metz eine Abtheilung Truppen mit der Eisenbahn dorthin entsandten. Dieselbe zog sich jedoch vor der gleichzeitig eintreffenden preußischen Infanterie schleunigst wieder nach Metz zurück und unsere Armee konnte von dem Mosel-Uebergang ungehindert Besitz nehmen.

Von Pont à Mousson rückte Prinz Friedrich Karl anscheinend nach der Maas auf Verdun zu, sein wirkliches Ziel aber war die nördlich liegende Verbindungsstraße zwischen Metz und Verdun, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Dort galt es, denselben zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen. Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob unser Prinz selbst mit den schleunigsten Märschen dort noch zeitig genug würde eintreffen können, um Bazaine's Marsch zu hindern. Vor dem 16. August konnten auch die vordersten unserer Truppen nicht bis zu jener Linie vordringen; die Franzosen aber schickten sich schon am 14. August an, von Metz aufzubrechen, sie hätten demnach Verdun erreichen können, bevor die deutsche Armee sie auf dem Marsche zu stören vermochte. Alles kam somit darauf an, den Abzug der Franzosen von Metz um ein bis zwei Tage aufzuhalten; das war der Zweck eines Angriffs der Steinmetz'schen Armee vor Metz am 14. August.

Das Gefecht von Pange, östlich von Metz. Am 14. Nachmittags bemerkte die Avantgarde der I. deutschen Armee, daß die bei Metz unter dem Schutze der Festung noch lagernden französischen Corps ihren Abzug begannen. Da ließ General v. Steinmetz zuerst durch Truppen der 13. Division (General v. d. Goltz) vom westphälischen Armeecorps die Arrièregarde des 3. französischen Corps (Decaen) angreifen; sobald diese in das Gefecht verwickelt war, machte das ganze im Abzug begriffene französische Corps und ebenso Abtheilungen des 2. Corps (Frossard) Front. Nunmehr ging auf dem preußischen rechten Flügel das I. Armeecorps (General v. Manteuffel), auf dem linken Flügel auch die 14. Division (General-

Lieutenant v. Kamecke), sowie die 18. Division (General-Lieutenant v. Wrangel), vom 9. Armeecorps (General v. Manstein) vor, im Ganzen fünf Divisionen, während von französischer Seite außer dem 2. und 3. Corps auch noch das 4. Corps (Ladmirault) in's Gefecht trat. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf. Die Franzosen hatten eine durch Schützengräben wohl vorbereitete Stellung, wurden jedoch von den unserigen in blutigem Gefechte von einem Abschnitt zum andern zurückgeworfen. Der Artillerie unserer 1. und 13. Division war es gelungen, an einem leisen Abhange eine günstige Aufstellung zu nehmen, von der aus im Ganzen vierzehn Batterien ein kräftiges Feuer mit gutem Erfolge bis zum sinkenden Tage auf den Feind richteten, welcher schließlich bis zum Fuße des Glacis zurückgewiesen wurde. Gegen Abend versuchte der linke Flügel des Feindes, das Corps Ladmirault, einen nochmaligen Stoß gegen unsern rechten Flügel, General v. Manteuffel trat aber diesem Stoße mit seinen Reserven entgegen, ging mit diesen unter Trommelschlag vor, erstürmte eine Reihe von Abschnitten und warf auch auf diesem Flügel den Feind in die Festung Metz zurück. Sämmtliche preußische Divisionen behaupteten das Schlachtfeld bis 10 Uhr Abends und zogen sich dann wieder in ihre Bivouaks zurück.

Der Hauptzweck, die französischen Corps am Abmarsch zu hindern, sie hier festzuhalten, um auf dem linken Moselufer große Erfolge vorzubereiten, war vollständig erreicht.

Die Schlacht bei Mars la Tour. Prinz Friedrich Karl hatte für seinen Marsch auf die Rückzugslinie der Franzosen einen Tag mehr gewonnen und denselben, wie sich bald zeigen sollte, in weiteren starken Märschen vortrefflich benutzt.

Am 15. brachen die Franzosen von Metz auf, um auf der Straße nach Verdun abzumarschiren, in ihrer Mitte, wie sich aus französischen Berichten ergibt, noch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne. Der Vormarsch scheint jedoch nicht so rasch vor sich gegangen zu seyn, als beabsichtigt war, weil man jeden Augenblick

einen Angriff des deutschen Heeres erwarten zu müssen glaubte. Die Franzosen erzählen von Gefahren, welche dem Kaiser im Nachtquartier zu Longeville in der Nacht vom 15. zum 16. gedroht haben sollen; es scheint jedoch, daß man damit nur den schließlichen Weggang des Kaisers von der Armee begründen wollte. Am 16. früh verließ der Kaiser mit seinem Sohn die Bazaine'sche Armee, welche auf der direkten Straße nach Verdun weiter vorrücken sollte, und begab sich seinerseits auf einem Umwege über Etain nach Verdun und von da schleunigst nach Chalons. Die französische Armee setzte ihren Vormarsch am 16. nur kurze Zeit fort — bei Mars la Tour wurde sie von unseren vom Süden heranrückenden Truppen in der Flanke erreicht und zum Stehen gebracht.

Prinz Friedrich Karl hatte freilich mit den angestrengtesten Märschen durch das bergige Moselland nicht gleich mit einem größern Theile seiner Armee heranzurücken vermocht; nur die Spitzen des Heeres trafen zur rechten Zeit ein, um den Marsch des Feindes zu unterbrechen. Ihnen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, durch heldenmüthigen Kampf die feindliche Uebermacht so lange hinzuhalten, bis größere Theile unserer Armee nachrücken konnten. Zuerst traf die 5. (brandenburgische) Division auf dem Schlachtfelde ein, griff den zehnfach überlegenen Feind mit unglaublicher Bravour an und bestand fast sechs Stunden lang allein den fürchterlichen Kampf, ehe ihr Hülfe kommen konnte. Diese Waffenthat wird den tapfern Brandenburgern (dem 8. und 48., dem 12. und 52. Infanterie-Regiment, dem 2. und 12. Dragoner-Regiment und dem 3. Ulanen-Regiment), zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterstützung derselben war vom Prinzen Friedrich Karl zuerst die Garde-Cavallerie-Division vorausgesandt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angesichts der Feuerschlünde der Artillerie sprengten die Schwadronen dem fast sichern Untergange entgegen, und die Mehrzahl der tapfern Offiziere und

Reiter fand in der That den Heldentod oder schwere Verwundung. Einige der Garde=Cavallerie=Regimenter wurden fast ganz aufgerieben. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen schweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmassen, zunächst die 6. (Brandenburgische) Division, sodann das 10. (Hannover'sche) und Theile des 9. (Schleswig=Holsteinischen und Hessen=Darmstädtischen), sowie des 8. (Rheinischen) Armeecorps herbeirücken und den Feind schließlich aus seinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Am andern Morgen frühzeitig begab sich unser König von Pont à Mousson auf das Schlachtfeld, um seine braven Truppen zu begrüßen. Der Sieg des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour war theuer erkauft, aber der Erfolg war großer schwerer Opfer werth; der kühne Plan unserer Kriegsleitung, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, war gelungen.

Der Marschall Bazaine jedoch wollte sich in das unvermeidliche Geschick noch nicht fügen, er beschloß, noch eine verzweifelte Anstrengung zu machen, um den Rückzug nach Chalons zu erzwingen. Er hatte seine Armee nicht alsbald bis Metz zurückgeführt, sondern nur eine Meile weiter auf Metz zu, wo er in dem gebirgigen Terrain eine neue Stellung genommen hatte. Er berichtete auch nach Paris über den Tag von Mars la Tour wie über eine gewonnene Schlacht und kündigte die Erneuerung des Kampfes nach wenigen Stunden an, er wolle nur seine Munition vervollständigen. Doch brauchte er länger als einige Stunden, um sich zu neuem Kampfe zu rüsten; er benützte den 17. August, wie es scheint, um sich in seiner neuen günstigen Stellung auf jede Weise zu befestigen.

Die Schlacht bei Gravelotte. Unser König traf seinerseits alle Vorbereitungen, um die Früchte des Sieges von Mars la Tour unter allen Umständen zu sichern. Man mußte sich auf einen nochmaligen Versuch Bazaine's, nach Verdun durchzubrechen, gefaßt machen. Derselbe hatte immer noch nahezu 140,000 Mann bei

Metz vereinigt; an der Spitze einer solchen Streitmacht, des besten Theils der französischen Armee, konnte er es für seine Pflicht halten, sich wenn irgend möglich noch den Weg zur Rettung der Hauptstadt zu bahnen.

In solcher Voraussicht ließ König Wilhelm auf die erste Nachricht von der Schlacht bei Mars la Tour alle noch auf dem rechten Moselufer stehenden Corps unsrer Armee über den Fluß rücken, um sich den bereits mit Prinz Friedrich Karl vorangegangenen Corps, dem 3. (brandenburgischen), 9. (schleswig-holsteinischen und hessen-darmstädtischen), 10. (hannover'schen) und der Garde, anzuschließen. Das 12. (königlich-sächsische) Corps, welches soeben erst in Pont à Mousson angekommen war, sowie das 2. (pommer'sche) Corps, dessen Spitzen kaum noch Pont à Mousson berührt hatten, gingen in Eilmärschen auf das linke Moselufer, um auch ihrerseits die Straße zwischen Metz und Verdun zu erreichen. Auch das 7. (westphälische) und das 8. (rheinische) Corps von der Steinmetz'schen Armee, welche bis dahin östlich von Metz standen, gingen etwa eine Meile südlich von der Festung über Pontonbrücken auf das linke Moselufer."

Der König selbst übernahm nun den Oberbefehl über die vereinigten Corps der I. und II. Armee und schlug am 18. den Feind in der Entscheidungsschlacht bei Gravelotte. Ueber diese Schlacht gab der König aus dem Bivouac bei Rezonville vom 18. August, Abends 9 Uhr, an die Königin folgende Siegesnachricht:

„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

Aus den bisherigen weiteren Berichten ergibt sich, daß der Marschall Bazaine mit seiner gesammten Armee eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte eingenommen hatte, mit der Front nach Westen und Süden, Metz im

Rücken. Unser 7. und 8. Corps, mit dem 2. in Reserve, rückten gegen die südliche Front bei Gravelotte an, während das 12. Corps, die Garde und das 9. Corps schon einige Zeit zuvor durch bergige Waldwege links abmarschirten, um dem Feinde durch eine Umgehung bei Verneville in die Flanke zu fallen. Diese kühne Bewegung gelang vollkommen und war schon gegen Mittag so weit vorgeschritten, daß der Angriff des 9. und 10. Corps auf die Stellung bei Verneville erfolgen konnte. Der starke Druck des 12. (königlich sächsischen) Corps auf den rechten französischen Flügel nöthigte den Feind zuerst zum Zurückweichen; am Nachmittage war die französische Position zu beiden Seiten des Dorfes Verneville bereits in unsern Händen. Inzwischen war das 7. und 8. Corps allmählig gegen Gravelotte vorgedrungen und trieben den Feind unter blutigem Ringen von Höhe zu Höhe. Gegen Abend erfolgte der letzte gewaltige Sturm mit dem 2. Corps über Gravelotte hinaus und ein gleichzeitiges Vorgehen auf der ganzen Linie, was den Feind nöthigte, unter dem Schutze der Nacht den Rückzug nach Metz anzutreten. So hat denn der König am 18. August vollendet, was Prinz Friedrich Karl am 16. kräftig begonnen hatte."

Ein Berichterstatter der Daily News gab folgende Schilderung von dem Kampf bei Gravelotte. „Von dem Hügel, auf dem ich stand auf dem Schlachtfelde von vorgestern (16.), übersah man das großartige Schlachtfeld. Links von mir bog, mit Pappeln besetzt, der Weg nach Verdun und Paris mit seinen Dörfern, rechts hinter mir Gorze. Die großen Repräsentanten Preußens standen auf demselben Felde mit mir, der König, Bismarck, Moltke, Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Adalbert und Adjutant Krenski, auch Sheridan.*) Als ich kam, wurden die Franzosen gerade aus dem

*) Dieser aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege berühmte General wollte Zeuge der Kriegführung seyn, wurde im französischen Hauptquartier nicht zugelassen, fand aber im preußischen eine freundliche Aufnahme.

Theil von Gravelotte, der Malmaison heißt, trotz verzweifelter Gegenwehr vertrieben und zogen sich auf eine neue Position jenseits Gravelotte zurück. Die Felder vor dem Dorfe waren von preußischen Reserven gänzlich bedeckt und darüber marschirten unendliche Kolonnen fortwährend vorwärts, verschwanden im Dorfe und erschienen auf der andern Seite mit flammenden Salven. Dieses zweite Schlachtfeld war weniger ausgedehnt und brachte die Combattanten in furchtbar nahes Handgemenge. Seine Eigenthümlichkeit liegt darin, daß es aus zwei Höhen mit einem Einschnitt dazwischen besteht. Diese holzbewachsene Schlucht ist über 100 Fuß tief und oben 6—900 Fuß breit. Die Seite der Schlucht, nach Gravelotte zu, wo die Preußen standen, ist viel niedriger als die andere, welche allmählig hoch anstieg. Von dieser ihrer beherrschenden Höhe aus hatten die Franzosen ihre Feinde bequem unter sich und unterhielten auf sie ein furchtbares Feuer. Ihre Artillerie stand weiter hinten auf der Metzer Chaussee zwischen den Pappeln. Ihr Gebrüll hörte keinen Augenblick auf, und dazwischen klang der seltsam knarrende Laut der Mitrailleusen. Die preußische Artillerie stand nördlich und südlich vom Dorfe; hier ragten die Mündungen der Kanonen eigenthümlich aufwärts. Die Franzosen hielten Stand und starben; die Preußen stürmten vorwärts und starben — beide zu Hunderten, fast zu Tausenden. Die preußischen Verstärkungen kamen auf dem rechten Flügel aus dem Walde des Ognons, in continuirlichem Zuge, 4 Stunden lang. Endlich feuerten die Franzosen zwischen 4 und 5 Uhr mit Granaten auf das Gehölz und von da an kamen die Colonnen weniger dicht aus jener Gegend. Gegen 5 Uhr jedoch kam eine preußische Brigade von derselben Stelle her. Sofort marschirten sie im Sturmschritt dahin, wo ihre Dienste nöthig waren. Sie ließen einen langen dunkeln Streifen zurück — Gefallene! Ich sah den Verwundeten durch's Fernrohr zu, viele liefen vorwärts, um ihre Compagnie wieder zu erreichen, manche fielen nieder, rückwärts kein Einziger! Welche Bewegungen hinter dem Gehölz (hinter mir) gemacht wurden,

weiß ich nicht, aber eine halbe Stunde nachher marschirten gewaltige Truppenmassen über das südliche Schlachtfeld, vermuthlich v. Göben's Mannschaften, die einen weniger gefährlichen Weg suchten. Der Kampf auf dem preußischen linken Flügel war so wild, daß er vor Rauch fast nicht zu übersehen war. Zuweilen verzog sich die Wolke ein wenig und wir sahen die Franzosen dann schwer im Gefecht, aber Stand haltend. Um diesen Theil des Kampfes besser zu sehen, ging ich 10 Minuten vorwärts, es schien mir, daß hier, nahe bei Malmaison, die Franzosen überlegen waren; es kann aber auch seyn, daß sie nur besser sichtbar waren. Doch an dieser nördlichen Stelle kamen jetzt auch neue Streitkräfte und von weit hinter ihnen, wie es schien aus der Richtung von Vionville, kamen gewaltige Bomben, die mit schrecklicher Gewalt in die französischen Linien schlugen. Das waren die Mannschaften und das waren die Geschütze von Steinmetz, der hier und zu dieser Zeit seine Verbindung mit Prinz Friedrich Karl's Armee hergestellt und damit die Einschließung von Metz vollendet hatte. Die Schlacht wüthete hier unbeschreiblich, die Franzosen müssen die Bedeutung dieser Kanonen erkannt oder gewußt haben, daß der Rückzug ihres rechten Flügels ihre Niederlage bedeutete. Doch allmählig ging ihre Artillerie zurück und die Dampfwolke von Norden kam entsprechend näher; aber die letzten Schüsse am Abend fielen an jener Stelle gegen 9 Uhr."

Ueber den Antheil der preußischen Garde an dem großen Sieg bei Gravelotte schreibt die A. A. Zeitung einen ausführlichen Bericht, der besonders hier die Stimmung der preußischen Truppen kennzeichnet. „Die Avantgarde der ersten Garde-Infanteriedivision, unter Führung des Obersten v. Erckert vom Garde-Füsilierregiment, ging, die ersten einschlagenden Granaten mit schallendem Hurrah begrüßend, sofort zum Angriff über, und besetzte in feindlichem Feuer ein bei Habonville gelegenes Wäldchen und das der französischen Stellung nahe gelegene Dorf St. Ail. Die Division folgte dieser Bewegung, indem sie sich in einer Schlucht westlich von St. Ail aufstellte;

gleichzeitig eröffnete die gesammte Corps-Artillerie ein heftiges Feuer auf die außerordentlich starke und verschanzte französische Position von St. Privat. Diese Position überhöht meilenweit das ganze Terrain. Auf ihrer Kuppe befindet sich ein Dorf, das durch große massive Gebäude und zahlreiche steinerne Mauern der Vertheidigung die allerwerthvollsten Hülfsmittel bietet. Deckung während des Angriffs auf diese starke Position, in der sich der Feind vollständig sicher fühlte, war nirgends zu erblicken.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände, besonders aber auch um dem 12. Armeecorps und der 2. Garde-Infanteriedivision Zeit zu geben in das Gefecht einzugreifen, befahl der commandirende General, Prinz August von Württemberg, daß der Kampf zunächst von der Artillerie geführt werde.

Gegen 5 Uhr bemerkte man, daß sich größere feindliche Abtheilungen zwischen St. Privat und Roncourt bewegten. Auf unserm linken Flügel war inzwischen sächsische Artillerie erschienen und hatte, wenn auch zunächst noch auf große Distanz, ihr Feuer eröffnet. Man konnte demnach nun auf das Eingreifen des ganzen 12. Armeecorps rechnen. Dieser Umstand und die Bemerkung, daß größere feindliche Abtheilungen die Stellung bereits zu räumen schienen, sowie die Befürchtung, daß bei längerer Zögerung der Feind seinen Abzug in der Dämmerung ohne bedeutende Verluste bewerkstelligen und uns am nächsten Tage zu neuem Kampf zwingen könnte, bewogen den commandirenden General, etwa um 5 Uhr, den Befehl zu ertheilen, von allen Seiten zum Angriff gegen St. Privat, den Schlüsselpunkt der ganzen feindlichen Position, vorzubrechen.

Die 4. Garde-Infanterie-Brigade (Regimenter Franz und Augusta) erhielt zuerst diesen Befehl; sie entwickelte sich sofort mit musterhafter Geschwindigkeit und Ordnung, und ging auf dem Höhenrande, das Feuer der Artillerie möglichst wenig maskirend, zum Sturme vor.

Die Erwartung, der Feind werde St. Privat ohne bedeutenden

Widerstand räumen, sollte sich indessen keineswegs erfüllen. Unsichtbar für unsere heranstürmenden Grenadiere, eröffnete er im Gegentheil von seiner sichern Stellung hinter Häusern, Mauern und Gräben ein so furchtbares und weit hintragendes Schnellfeuer, daß nach wenigen Minuten bereits unsere Verluste, namentlich an Offizieren, sehr bedeutend waren; aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Regimenter vorwärts.

Die 1. Garde-Infanterie-Division hatte sich inzwischen ebenfalls entwickelt und griff eine Viertelstunde später auf dem linken Flügel der 4. Garde-Infanterie-Brigade in das Gefecht ein, während ihre Avantgarde das im Laufe des Nachmittags bereits eroberte Dorf Ste. Marie-aux-Chênes vorläufig noch besetzt hielt. Das Garde-Füsilier-Regiment wurde jedoch bald noch zur Unterstützung des linken Flügels herangezogen. Die 1. Garde-Infanterie-Brigade unter Befehl des Generalmajors v. Kessel (1. und 3. Garderegiment zu Fuß) und die 1. Garde-Pionier-Compagnie gingen auf dem linken Flügel vor, während rechts daneben, unter Befehl des Generalmajors Freiherrn v. Medem, die ganze 2. Garde-Infanterie-Brigade (2. und 4. Garderegiment zu Fuß) auf St. Privat losstürmte. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere blieben zu Pferd an der Spitze ihrer Truppen, um das Gefecht besser leiten zu können. Aber ihnen sämmtlich war nach kürzester Zeit auch das Pferd unter dem Leib erschossen. Erschrecklich war das massenhafte Feuer, mit dem die Truppen empfangen wurden; bis auf 1500 Schritt war der ganze Umkreis der feindlichen Stellung stundenlang mit Bleigeschossen förmlich übergossen. Das Getöse des Feuers übertönte jedes Commandowort, und der dicke Pulverdampf, sowie die gesicherte Stellung des Feindes, machten es den Unsrigen fast unmöglich, ihre Waffen erfolgreich zu gebrauchen. Musterhaft war die Haltung der Garde in dieser kritischen Lage. Trotzig ging sie vorwärts, furchtbar entschlossen, das Feuer zum Schweigen zu bringen, oder vor ihm zu erliegen. Aber der commandirende General, welcher dem ersten

Theile des Kampfes in der Nähe der Corpsartillerie beigewohnt und sich bei Beginn des Infanterie-Angriffs an der Front der 4. Garde-Infanterie-Brigade entlang, begrüßt von den Zurufen der avancirenden Bataillone, nach dem Westausgange von Ste. Marie begeben hatte, übersah von hier aus schon die Größe des erlittenen Verlustes. Er befahl, daß alles halten und daß das weitere Eingreifen der sächsischen Truppen, welche von Roncourt aus sich jetzt in der Flanke des Feindes zu entwickeln begannen, abgewartet werden solle.

Man sah in diesem kritischen Moment den Divisionscommandeur, General v. Pape, den Stillstand benutzen, um an der ganzen Linie seiner Division entlang zu eilen, um seine tapferen Bataillone zu neuen Anstrengungen aufzumuntern. Der General verlor zwei Pferde unter dem Leibe, ein Adjutant wurde an seiner Seite erschossen, ein zweiter verwundet. Und so war es überall. An jeder Stelle gaben die Führer, vom höchsten General bis zum jüngsten Fähnrich, ein leuchtendes Beispiel, und mit vollster Todesverachtung und gleicher Hingebung folgten ihnen ihre tapfern Untergebenen. Um diese Zeit tränkte Oberst v. Roeder, Commandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, zum Tode getroffen, den fremden Boden mit seinem Blute. Hier fielen die Majore v. Schmeling vom Garde-Füsilier-Regiment, v. Notz vom 3. Garde-Regiment zu Fuß, sowie der aus Mexiko bekannte Major Prinz Salm vom Regiment Augusta. Außerdem wurden noch 2 Brigadecommandeure, 4 Regimentscommandeure und ein großer Theil der übrigen Stabsoffiziere verwundet, und in gleichem Verhältniß stehen die auf diesem verhängnißvollen Boden erlittenen Verluste an Hauptleuten und Subalternoffizieren.

Mit großer Energie setzte inzwischen unsere Artillerie, welche gleichfalls unter harten Verlusten das feindliche Gewehrfeuer aushielt, ihr zerstörendes Werk fort. St. Privat brannte an mehreren Punkten, aber die Franzosen, ihres alten Kriegsruhms eingedenk und würdig, hielten sich mit außerordentlicher Zähigkeit, und unaufhörlich rollte das feindliche Feuer aus den besetzten Ortschaften und

hüllte den ganzen Umkreis wie mit einem Bleimantel ein. Gegen halb 7 Uhr wurde die Erneuerung des Sturmes befohlen. Der nun fast von allen Seiten umringte Feind schlug sich mit verzweifelter Entschlossenheit. Unsere bereits eingedrungenen Bataillone erhielten im Orte noch Granatfeuer, aber sie behaupteten sich, kämpften um jedes einzelne Haus, machten viele Gefangene und waren um 6³/₄ Uhr im Besitze des größten Theils des castellartigen Dorfes. Bald darauf wurde der nördliche Theil von den Sachsen genommen, und die Reste der französischen Besatzung entflohen auf der Straße nach Metz.

Die 3. Grenadier-Infanterie-Brigade hatte indessen, etwa seit 6 Uhr, zur Unterstützung des 9. Armeecorps in der Gegend von Armanvillers gekämpft; sie hatte hier mit großer Uebermacht zu thun; die Franzosen versuchten wiederholt zum Angriff vorzugehen, begegneten aber an dieser Stelle derselben Entschlossenheit wie bei St. Privat. Der Brigadecommandeur Oberst v. Knappe wurde hier schwer verwundet; das Regiment Alexander verlor besonders viele Offiziere und Mannschaften, todt und verwundet. Das Regiment Elisabeth hatte nicht ganz so harte Verluste zu beklagen, am schwersten aber litt auf diesem Flügel das Gardeschützenbataillon. Es ließ außer dem Commandeur Major v. Fabeck 5 Offiziere todt auf dem Kampfplatz, und kein Offizier blieb unverwundet; der Verlust an Mannschaften betrug etwa die Hälfte der ganzen Stärke.

Beim Einbrechen der Dunkelheit nahte von Ste. Marie her die 20. Division (vom 10. Armeecorps), so daß nun die Reste der vom Kampf erschöpften Gardebataillone, denen fast sämmtliche Offiziere fehlten, von den Offizieren des Stabs um ihre Fahnen gesammelt werden konnten. Die Têten-Bataillone der Garde verfolgten zwar den Feind noch eine kurze Strecke, aber Nacht und Ermüdung geboten ihnen Rast, und bald darauf bezogen sie gemeinsam mit Truppen des 10. Armeecorps die Vorposten bei St. Privat.

Der Feind war völlig geschlagen und nach Metz hineingeworfen, jede Verbindung mit Paris ihm von jetzt an abgeschnitten. Und

auf der Straße neben dem Schlachtfelde, auf dem das Gardecorps eine Bivouacnacht erlebt hatte, deren grausig-ernste Eindrücke jedem unvergeßlich bleiben werden, zogen vor Tagesanbruch unaufhörlich lange Züge von Gefangenen vor den Siegern vorüber. Am Abend bereits waren nach ungefährer Schätzung deren mehr als 2000 eingebracht worden, darunter eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl von Offizieren.

Die Flucht des Feindes war eine so überstürzte gewesen, daß er bei Armanvillers ein großes und werthvolles Zeltlager unter Zurücklassung der meisten Effecten, Papiere und Waffen preisgegeben hatte. Die Fleischtöpfe standen vollständig angerichtet vor den erloschenen Feuern, Kleidungsstücke waren in wilder Hast aus den offen zurückgelassenen Koffern gerissen, angefangene Briefe, die in manchen Fällen merkwürdigen Aufschluß über die französische Auffassung des jetzigen Kriegs gaben, lagen auf den Tischen — alles deutete auf eine wilde, kopflose, panische Flucht!

Die Unsrigen bemerkten auch mit einigem Erstaunen, wie bequem der französische Soldat es sich im Felde zu machen pflegt. Während unsere abgehärteten Krieger — so selten als möglich, aber doch immer noch oft genug — unter freiem Himmel auf der kalten Erde zu bivouaciren haben, ein hartes Lager (das aber in den beiden der Schlacht folgenden Nächten sogar der commandirende General mit ihnen getheilt hat) — fand man in den französischen Zelten nicht nur Betten, Stühle und Sessel, sondern hie und da sogar Teppiche und Vorhänge, complicirte Toilettengegenstände, wohlriechende Wasser und Oele, und überhaupt so verschiedenartige Impedimenta, daß dieser Umstand allein erklärte, weshalb sich unsere Armee so ungleich leichter und schneller bewegt als die französische.

Der Tag nach der Schlacht war ein ernster, trauriger Tag. Von 2 Uhr Nachmittags an bis spät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmusiken spielten den alten schönen Choral ‚Jesus meine Zuversicht‘. In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet war,

standen die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die stillen, bittern Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen starken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hause sitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von theuer erkauften Siegen kennt, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchlosen Frevlern, die sie heraufbeschworen!

Gegen 9 Uhr Abends wurde die feierliche Todtenmusik plötzlich durch einen kecken, schnellen Marsch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter rasch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unsere wackern Kampfgenossen, die überall beliebten und gelobten Sachsen. Sie riefen uns einen freundlichen ‚Guten Abend, Kameraden' zu, der herzlich erwiedert wurde. Bald verklang die Musik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: ‚Stille Nacht, heilige Nacht,' und von der andern Seite: ‚Lieb Vaterland, kannst ruhig seyn.'

Der König selbst kam in dieser Schlacht in Gefahr und der Kriegsminister General v. Roon mußte ihn bitten, sich dem Granatfeuer zu entziehen. Ein Bericht gibt folgendes Gemälde: „Der König, der mit seinem Gefolge in ein heftiges feindliches Feuer gerieth auf der Straße nach Gravelotte, saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer diesseits Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Licht erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Dezimalwaage, das andere Ende auf einen krepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhoff. Letzterer hielt zu Pferd in der Nähe. Roon hatte heute

den Helm abgelegt und trug wider seine Gewohnheit die Feldmütze; der König war im Helm. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — er mochte an ganz etwas anderes denken; man war sehr schweigsam, und jeder fühlte mit unserem König, daß das um diese Zeit seinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum König; er ist erhitzt, denn der Tag sah ihn im dichtesten Gewühl. ‚Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!‘ Ein kräftiges Hurrah der Umstehenden antwortete. Jetzt aber dachte man auch an Erquickung; ein nicht fern haltender Marketender wurde herangeschleppt, und die hohen Herrschaften bezogen von ihm den solcher Ehre gewiß ungewohnten schlechten Rothspohn, indem sie ihre Feldflaschen füllen ließen. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute vergnüglich an einem großen Stück Kommißbrot — die Situation war eine so außerordentliche, daß der, seitens eines hohen Herrn, meinem Freunde, dem Schlachtenmaler Otto Günther, gewordene ehrende Auftrag, ein Bild dieses denkwürdigen Augenblicks zu entwerfen, dieselbe dem deutschen Volke zu einer unvergeßlichen machen wird.“

Der Verlust der Franzosen betrug 12,000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene, 4 Adler, 18 Kanonen und 1 Mitrailleuse. Aber auch der Verlust des deutschen Heeres war an Todten und Verwundeten sehr groß, weil die tapfern deutschen Soldaten wohl erkannten, daß an diesem Tage die Hauptentscheidung des ganzen Krieges erfolgen müsse, sie also keine Anstrengung scheuten und muthig und freudig dem Tode entgegengingen. Denn Bazaine befehligte das Hauptheer Frankreichs, und wenn dieses nicht mehr siegreich vordringen konnte, sondern in Metz eingeschlossen blieb, so konnte die zweite, ungleich schwächere französische Armee unter Mac Mahon keinen irgend wirksamen Widerstand mehr leisten. Unter den vielen edlen Opfern dieser ewig denkwürdigen Schlacht befand sich, wie schon erwähnt, der Prinz Salm, der einst der treue Begleiter und

Freund des unglücklichen Kaiser Maximilian in Mexiko gewesen war. Er wurde an der Spitze eines Garderegiments getödtet. *)

Eine malerische, aber grausenerregende Schilderung des Schlachtfeldes von einem Augenzeugen entworfen: „Ein Schlachtfeld ist es, wie es die Ebene von Leipzig nicht aufzuweisen hatte, ein ungeheuer weit und breit gedehntes, wellenförmiges Hochplateau, von dem im Thale liegenden Städtchen Gorze in Schluchten und Engpässen aufsteigend und sich bis an die Chaussee bei Gravelotte erstreckend, wo gestern dem Kampfe auf diesen von Gott so gesegneten Triften ein Ende gemacht werden sollte! Wohin die Unsrigen auf der weiten Ebene vordrangen, hinterließen sie die grauenhaften Spuren der Vernichtung, eigener und fremder. Die Felder sind mit Leichen bedeckt; weithin schimmern die rothen Hosen der Feinde, die weißen Brustlizen der stolzen, zurückgeworfenen kaiserlichen Garden, die Helme der französischen Kürassiere; der Wirbelwind jagt zu Tausenden gleich einem großen Mövenschwarme die weißen Blätter der französischen Intendanturwagen über das Feld; die Waffen blitzen weithin im Sonnenglanze, während die Hände derer, die sie führten, kalt und im Todeskampfe zusammengeballt, daneben ruhen und gebrochene

---

*) Prinz Felix von Salm-Salm war 1828 geboren, diente zuerst in der preußischen Garde, dann in Oesterreich, ging beim Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges nach Washington und bot seinen Degen dem Präsidenten Lincoln an. Nachdem er sich in diesem Kriege ausgezeichnet und zum Obersten vorgerückt war, begab er sich nach Mexiko zum Kaiser Max, kämpfte für diesen ritterlich und bewies ihm in seiner letzten schrecklichen Zeit bis zum Tode des Kaisers aufopfernde Treue. Mit ihm seine Gemahlin, eine Canadierin, die er in Amerika geheirathet hatte. Nach der Katastrophe von Queretaro ging er nach Wien und nachher in seine westphälische Heimath. Aber die Kriegslust ließ ihm keine Ruhe, und indem er dem siegreichen preußischen Adler bis nach Metz folgte, endete er hier als Held auf dem Bette der Ehre. Sein und seiner Gemahlin Tagebuch aus Mexiko erschien im Jahre 1868 unter dem Titel „Queretaro“ im Verlage von Kröner in Stuttgart.

Augen unter der klaffenden Stirn, über der zerfetzten Brust zum Firmament hinaufblicken. Es war wiederum eine lange grauenhafte Promenade, als ich den von Gorze aufwärts führenden Hohlweg hinan stieg und gleich oben auf die ersten Trümmer der Kämpfer stieß. Schrittweise ward hier jede Elle Landes erkämpft, haufenweise lagen die Leichen der Franzosen, dazwischen auch wohl noch einzelne der Unsrigen; zerschmetterte Leiber, Pferdeleichen, zerbrochene Waffen, Tornister, Zeltpflöcke, die blauen Shawls der Fantassins, die Chassepots und die Faschinenmesser. Grauenhaft glozte das Auge der Todten, das keine liebende Hand geschlossen, aus dem wüsten Chaos hervor, hier und da vom Tode zu Gruppen formirt, die einem Wachsfigurenkabinet ähnlich. Es war ein Bild, so entsetzlich, wie es selbst Magenta, Solferino und Sadowa nicht aufgeboten, weil damals die Kämpfenden zur Ehre der Humanität sich noch nicht so entsetzlicher Waffen rühmen konnten, wie sie heute unsere Generation zerfleischen, um die Ueberlegenheit der einen Nation über die andere zu demonstriren. Wie rother Mohn und blaue Kornblumen leuchteten die bunten Farben der gefallenen Feinde auf den geschnittenen Aehrenfeldern, weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler, als eine entsetzliche Garnitur säumten sie die Wege, hier in Haufen hingestreckt, dort einzeln gefallen, wie sie eben der Schnitter dahin gemäht hatte.... Furchtbar hatte der Kampf an der von Metz nach Verdun führenden Chaussee getobt. Alles blau, roth und gelb, dazwischen die grünen Jacken der Jäger, und hier und dort lag ein umgeworfener Intendantur- oder Sanitätswagen, welchen die Feldgensdarmen eben untersuchen zu lassen im Begriffe waren. Niemand kümmerte sich um die Leiche des französischen Generals und des Obersten, die unter den übrigen Todten lagen; nur die einzelnen Gestalten der Soldaten, die man suchend durch das Leichenfeld wandern sah, hielten sich wohl ein wenig länger bei ihnen auf und gingen dann gleichgültig ihres Weges. Es ist ja so wenig, ein Menschenleben unter Tausenden."

Zu den vielen Rücksichtslosigkeiten, deren sich die französische Regierung und insonderheit das Kriegsministerium schuldig gemacht hatte, gehörte auch die Nichtbeachtung der Genfer Convention, obgleich Frankreich dieselbe ausdrücklich unterzeichnet hatte. Trotz so großer Prahlerei, man sey unüberwindlich, war die Armee, wie sich während des Krieges offenbarte, vernachlässigt worden. Nur eine Elite von Einstehern hatte man begünstigt, die übrigen Truppen weder vollzählig gemacht, noch gut verpflegt, noch auch Reserven in hinlänglicher Zahl armirt und exercirt, wie der erbärmliche Zustand der Mobilgarden bewies. Auf dem Papier und in den Ministerreden vor der Kammer war alles in bester Ordnung. Nicht so in der Wirklichkeit. Man konnte in Paris laut reden hören, alle Jahre würden vom Militäretat 100 Millionen gestohlen. Neben dem Motiv der Armeeverwaltung und der Lieferanten, in ihre Privatkasse fließen zu lassen, was der Armee zugute kommen sollte (wie es in Oesterreich und Rußland herkömmlich ist), hatte man in Paris noch ein zweites politisches Motiv. Die Regierung fürchtete sich nämlich, das Volk zu bewaffnen, weil es dadurch die republikanische Partei bewaffnet haben würde. Das war der Hauptgrund, aus welchem man die allgemeine Wehrpflicht und die Einübung eines ganzen Volks in Waffen nicht einzuführen wagte.

Napoleon III. machte Frankreich zum Mittel seines dynastischen Zwecks und gab sich keineswegs dazu her, eine Pflicht für Frankreich gewissenhaft zu erfüllen. Seine patriotischen Phrasen hätten niemand darüber täuschen sollen. Auch seine Vertrauten waren keine guten Patrioten, sondern suchten nur durch seine Gunst emporzukommen und sich zu bereichern. Wenn diese chauvinistische Bande nun Frankreich bestahl, wie hätte sie vollends irgend eine Rücksicht auf die Opfer des Krieges nehmen sollen? Die französische Regierung hatte daher die Genfer Convention zwar unterzeichnet, dachte aber nicht daran, ihr ernstlich nachzuleben. Was kümmerte sie sich um den Jammer in den Lazarethen! Sie hatte nicht einmal die Truppen

mit der Genfer Convention bekannt gemacht. Der „Bund" berichtete: „Als nach der Schlacht bei Wörth die 3. deutsche Armee sich des französischen Lagers bemächtigte, stellte sich zu ihrem großen Erstaunen heraus, daß die französischen Verwundeten und Gefangenen nichts von der Genfer Convention wußten, so daß sogar die französischen Aerzte und die zur Verpflegung der Verwundeten Zurückgelassenen sich als Kriegsgefangene betrachteten. Es ergab sich, daß weder die französische Verpflegungsmannschaft, noch die Aerzte das vertragsmäßige weiße Band mit rothem Kreuze trugen, sondern erst nach der Ankunft der Deutschen einen weißen Lappen mit durch Stecknadeln kreuzweise angehefteten rothen Tuchschnizeln anlegten, und daß die französischen Wagen zum Transport Verwundeter keineswegs das rothe Kreuz im weißen Felde führten. Auf die Frage deutscher Aerzte, warum die durch die Genfer Uebereinkunft gesetzmäßigen internationalen Neutralitätszeichen in der französischen Armee nicht eingeführt seyen, antworteten ihre französischen Kollegen, daß sie dieselben um keinen Preis angelegt hätten, da sie sonst den Hohn und Spott der Offiziere ihrer Armee über die von denselben so genannte Lebensversicherung nicht hätten ertragen können."

Beständig wiederholte sich während des Kriegs von 1870, daß Franzosen auf das Sanitätspersonal, auf Aerzte, Verwundete und Krankenwärter, wie auch auf Parlamentäre schoßen, als ob die vormals kriegerischeste Armee Europas ganz verwildert wäre und allen Kriegsgebrauch verlernt hätte. Bei Gravelotte wurde von ihnen, wie ein hessischer Augenzeuge berichtet, auf Blessirtenträger geschossen und unter Anderen ein mit der Genfer Fahne versehenes Haus, welches als Aufnahmespital für Schwerverwundete diente, in Brand geschossen, wobei mehrere Verwundete den Tod fanden. — Nach einer andern Nachricht wurden bei Gravelotte vom deutschen Sanitätspersonal ein Oberstabsarzt und drei Krankenträger verwundet. Bei Toul erschossen die Franzosen den Trompeter eines Parlamentärs und ebenso bei Verdun. Aus Pont-a-Mousson wurde der Kölner

Zeitung unter dem 21. August geschrieben: „Französische höhere Militärärzte, welche bei ihren Verwundeten bei Metz zurückgeblieben waren, wünschten für dieselben Beistand aus Metz zu holen, was ihnen von den Preußen gern bewilligt wurde. Als aber Oberstlieutenant von Verdy und Hauptmann von Winterfeld mit einer weißen Fahne und einem Trompeter als Parlamentäre vor die Festung ritten, wurden sie aus derselben wiederholt beschossen, mußten umkehren und konnten nur mit Mühe ihren verwundeten Trompeter retten."

Dagegen wurde von Seiten der wenigen nach Metz gekommenen deutschen Verwundeten und Gefangenen gerühmt, sie seyen dort vom französischen Militär human und anständig behandelt worden und nur der Pöbel der Stadt habe sie in den Straßen insultirt. Marschall Bazaine schickte am 25. August sämmtliche in Metz vorhandene deutsche Gefangene, es waren deren 725, in's Hauptquartier der Metz belagernden Armee, um sie gegen ebensoviel französische Gefangene auszutauschen. Man hätte ihm zehn für einen geben können, sämmtliche französische Gefangene waren aber schon auf dem Transport nach Deutschland begriffen und keiner mehr vorhanden. Doch wurde dem Marschall versprochen, man werde ihm die bestimmte Zahl später schicken. Er reclamirte seine Gefangenen natürlich nicht, um die Lebensmittel in der Stadt zu sparen.

Am 26. August machte der Marschall einen neuen Versuch, die Belagerungsarmee zu durchbrechen. Nach einem bloßen Scheinangriff bei Courcelles machte er weiter ostwärts einen Angriff, wurde jedoch zurückgeschlagen. Um diese Zeit mochte eine Botschaft zu ihm durchgedrungen seyn, es werde von Norden her ein Entsatz nahen. Er machte daher am 31. August einen neuen, sehr energischen Ausfall und kämpfte bei Noisseville bis zum 1. September des Mittags, noch einmal einen blutigen Kampf, wurde aber auch diesmal wieder nach Metz zurückgeworfen. Im offiziellen preußischen Berichte hieß es: „Vom Morgen des 31. August bis den 1. September Mittags

hat Marschall Bazaine fast unausgesetzt versucht, mit mehreren Corps aus Metz nach Norden durchzubrechen. Unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl hat General Manteuffel alle diese Versuche in ruhmvollen Kämpfen, die in den Namen ‚Schlacht bei Noisseville‘ zusammenzufassen sind, zurückgeschlagen. Am Gefechte betheiligt waren das 1. Armeecorps, das 9. Armeecorps, die Division Kummer (Linie und Landwehr) und die 28. Infanteriebrigade. Die Hauptgefechte fanden um Servigny, Noisseville und Retonlay statt. Nächtliche Ueberfälle wurden mit ostpreußischen Kolben und Bajonetten zurückgewiesen. Unsere hierfür verhältnißmäßig nicht sehr großen Verluste sind noch nicht zu übersehen, die des Feindes sehr bedeutend.“

Nach der Weserzeitung zeichnete sich ganz besonders die preußische Landwehr aus. „Das Kleingewehrfeuer war weniger zur Geltung gekommen, Kavalleriegefechte haben gar nicht stattgefunden; dagegen hat unsere Landwehr von dem Kolben Gebrauch gemacht. Die Landwehrdivision Kummer hat sich nach dem Urtheile eines höheren fremden Offiziers, welcher sich als Beobachter in unmittelbarer Nähe des Kampfplatzes befand, mit ausgezeichneter Bravour geschlagen und dem alten Ruhm der preußischen Landwehr neuen hinzugefügt.“

Man hat später Bazaine den Vorwurf gemacht, daß er den Kampf bei Noisseville zu matt geführt habe. Da er nämlich immer noch eine Armee von wenigstens 150,000 Mann zu verwenden hatte, so hätte er mit einem Gewaltstoß derselben die Cernirung durchbrechen sollen. Es kam ihm zu statten, daß grade damals das Belagerungsheer vermindert worden war. Der alte General Steinmetz wurde nämlich vom Commando entfernt und zum Gouverneur im Großherzogthum Posen ernannt. *) Seine bisherige Armee aber wurde

---

*) Der Daily News zufolge hatte bei Ausbruch des Krieges der König in seiner hohen Achtung vor der großen militärischen Begabung des Generals gegen die Ansicht des Kriegsrathes ihn zu seinem Commando befördert, weil er einmal den oft gehörten Einwurf, daß der hohe Adel stets bevorzugt werde, in Norddeutschland entwaffnen und in Süddeutschland

getheilt und aus dem größern Theil, verbunden mit andern Truppen, die sog. vierte Armee gebildet, die unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen den Weg nach Paris einschlug. Dieser Zeitpunkt nun wäre für Bazaine am günstigsten gewesen, um mit allen seinen Kräften energisch durchzubrechen. Allein man entgegnete mit Recht, eine Armee von 150,000 Mann habe nicht in einer Colonne und auf einer Straße durchbrechen können. Das Durchbrechen der deutschen Cernirung an irgend einer Stelle konnte noch keine Rettung bringen, weil ein einziges Armeecorps von 30,000 Mann mit Trains, jedoch ohne Fuhrpark-Colonnen, auf einer Straße eine Ausdehnung von wenigstens 4 deutschen Meilen einnimmt. Sollten 5 Armeecorps durchbrechen, so mußten eben so viele Wege nach demselben Operationsziele disponibel seyn, denn eine aufeinander gedrängte, sich meilenweit stauende, der Beweglichkeit entbehrende Soldaten- und Fuhrwerksmasse ist nichts als ein hülfloses Chaos, reines Kanonenfutter. Man vergegenwärtige sich, was aus einer Armee wird, wenn sie in ihren ausgedehnten Marsch-Colonnen von allen Seiten angegriffen und durchbrochen wird. Die französische Armee

---

der Beschwerde zuvorkommen wollte, daß man den Prinzen des königlichen Hauses allen Kriegsruhm aufspare. Die Sache ging gut bis zu den Schlachten vor Metz im August, wo General von Steinmetz auf eigene Verantwortung und ohne Grund gegen die bestimmten Befehle des Oberbefehlshabers auf der Südseite statt nördlich von Metz über die Mosel ging. Hätte er dem Befehle gemäß den Uebergang nördlich veranstaltet, so wären die wiederholten, von schweren Verlusten begleiteten Angriffe des 7. und 8. Armeecorps gegen die französischen Positionen bei Moscou und St. Hubert unnöthig gewesen. Dieselben Daily News theilten später mit, jene Nachricht sey eine falsche gewesen, und rechtfertigten das Verfahren des General v. Steinmetz, weil, falls der Uebergang nicht südlich, sondern nördlich bewerkstelligt worden wäre, die Truppen in große Wälder, überhaupt in ein sehr hügeliges und schwieriges Terrain hineingerathen wären, ganz abgesehen davon, daß die Flanke dem Geschütz der Forts ausgesetzt und das 9. mit dem 3. Corps nicht stark genug gewesen wäre, Bazaine's Vordringen auf Paris zu hindern.

von 150,000 Mann bedurfte aber nicht nur eines genügenden Raumes zur Gefechtsaufstellung, sondern auch den Besitz aller strategisch wichtigen Punkte in der Umgegend von Metz, um die taktischen Bewegungen für den Durchbruch ausführen zu können. Diese Positionen waren indessen durch die Kämpfe am 14., 16. und 18. August den Franzosen entrissen, weshalb es ihnen unmöglich war, aus Metz zu entkommen. Sie wären im Stande gewesen, einzelne Corps durch ein erdrückendes numerisches Uebergewicht zurück zu werfen; aber was hätte selbst dieser Erfolg ihnen für Nutzen gebracht, wenn die deutschen Corps nun in den Flanken und im Rücken die Abziehenden anfielen und zermalmten? Dabei ist auf die Befestigungen der Cernirungslinien nicht einmal Rücksicht genommen. Da aber sämmtliche Defiléen in der Umgegend von Metz noch fortificatorisch gesichert waren, so mußte jede Hoffnung schwinden, den wachsamen und tapferen deutschen Truppen gegenüber wirkliche Erfolge zu erreichen.

Sechstes Buch.

Die Katastrophe von Sedan.

Wir verließen den unglücklichen Kaiser der Franzosen auf seiner Flucht aus Metz. Wie muß es damals in seiner Brust gestürmt haben! Verlassen und verachtet von der eigenen Armee, von den eigenen Ministern, vom Senat, vom gesetzgebenden Körper und Volk! Auf der Flucht vor dem Feinde, den er so gewissenlos und freventlich herausgefordert hatte und der ihm jetzt dicht auf den Fersen war! Mit genauer Noth entkam er den Ulanen von der heranrückenden Armee des General Steinmetz, die in dem nämlichen Gasthof frühstückten, den er eben mit seinem Sohn in höchster Eile verlassen hatte, um auf der Eisenbahn in einem Wagen dritter Klasse zu entkommen. Und das war am 15. August, dem Napoleonstage, den er sonst immer so feierlich begangen hatte.

„Man hat mich verrathen", soll der Kaiser oft schmerzlich ausgerufen und dabei Leboeuf genannt haben, weil, wie man einfältigerweise glaubte, seine Frau eine Preußin sey. Ein Correspondent der Kölner Zeitung schrieb aus Paris: „Ich weiß nicht, was an diesen Gerüchten Wahres ist, über jeden Zweifel erhaben ist jedoch der Umstand, daß dieser Marschall die Gunst, welche ihm den Titel eines Adjutanten des Kaisers, den Rang eines Kriegsministers, eines Marschalls von Frankreich und des Generalstabchefs der Armee ver-

schaffte, der Verwandtschaft einer gewissen Dame aus der Demimonde, Namens Marguérite Belangé verdankt, welche die letzte Geliebte des Staatsoberhaupts gewesen ist." Sind diese Notizen einigermaßen interessant, sofern sie einen Blick in die Sittenlosigkeit des französischen Hofes thun lassen, so erklären sie doch den Vorwurf des Verraths nicht. Darüber gibt nur der oben schon von uns erwähnte Einfluß Leboeufs auf die übereilte Kriegserklärung Aufschluß.

Der Kaiser gelangte mit seinem Sohn glücklich in's Lager von Chalons, wo er Mac Mahon mit den Resten seiner geschlagenen Armee fand. Die Afrikaner waren furchtbar decimirt und entmuthigt, die erst in Chalons zusammenberufenen Mobilgarden zum Theil ohne Waffen und ohne Uniform, noch mehr ohne Disciplin. Das war der Flor der männlichen Jugend von Paris, der schon bei der Abreise von dort vive la république gerufen und in's Feld zu ziehen sich geweigert hatte. Aus allen beglaubigten und wiederholten Nachrichten geht hervor, daß unter ihnen eine große Insubordination geherrscht haben muß. Um sie einigermaßen zu beschwichtigen, hatte man ihnen erlaubt, ihren gewohnten Unterhaltungen nachzuleben, und das Lager wimmelte von lüderlichen Dirnen aus Paris. An Ueppigkeit und Wollust gewöhnt, scheuten diese Pariser Kinder nichts so sehr, als Schlachtfelder. Daily News theilt aus Chalons Folgendes mit: „Am 18. August waren hier 15,000 Mann Mobilgarden in ihren Quartieren consignirt. Man hörte in den Morgenstunden aus der Ferne eine anhaltende Kanonade und unter den nur zum Theil und zwar mit schlechten Waffen ausgerüsteten Mobilen brach ein panischer Schrecken aus. Die Leute sind nur zum geringen Theile einexerzirt und vollständig unbrauchbar, gegen die Preußen verwandt zu werden. Als die Panik um sich zu greifen begann, verlangten sie mit lautem Geschrei, nach Paris zurückgeführt zu werden, und erklärten es für höchst ungerecht, daß man die Pariser Regimenter hülflos als Kanonenfutter dem

herannahenden Feinde überlasse, während die übrigen Bataillone aus andern Departements zur Vertheidigung ihrer eigenen Städte benützt würden. Schließlich drohten sie, wenn man sie nicht nach Paris führe, würden sie von selbst dahin ziehen. Die Offiziere gaben ihnen zur Antwort, wenn sie es versuchen sollten, auszureißen, werde man sie durch Artillerie zurückhalten. Indessen weder Drohung noch Ueberredung richtete bei den Kindern von Paris etwas aus, der Aufruhr wuchs und schließlich gaben die Offiziere nach und vereinigten sich mit ihren Leuten zu dem Gesuch, nach Paris zurückgeschickt zu werden. Mehrere Stunden lang standen die Verhältnisse so, bis endlich ein Stabsoffizier der Mobilgarde mit verhängtem Zügel durch's Lager sprengte, seine Mütze schwenkte und den Mannschaften zurief: ‚Wir marschiren morgen nach dem Lager von St. Maur (bei Paris), wir marschiren morgen!‘ Augenblicklich war das ganze Lager eine Szene des Jubels. Die Mobilen umarmten einander, tanzten und sangen wie eine Heerde losgelassener Schulbuben und giengen dann sofort daran, ihre Tornister zu packen. Mit der letzteren Operation waren sie jedoch kaum fertig, so kam der Befehl, die Tornister zurückzulassen für Mac Mahons Corps, das keine mehr besitze, und die unglückseligen Pariser Kinder sahen sich daher genöthigt, ihre Habe in die Decken zusammenzuschnüren und sie so zu schleppen, so gut es gehen mochte."

Aus dieser allgemeinen Verwirrung in Chalons flüchtete Prinz Napoleon eilig nach dem Süden und versuchte in Florenz das Königreich Italien zu einem Bunde mit Frankreich anzutreiben, was ihm jedoch nicht gelang. — Napoleon III. und Mac Mahon verließen das Lager von Chalons, welches man abbrannte, und zogen am 24. August mit den noch vorhandenen Truppen nach Paris hin ab, um, wie man damals noch glaubte, diese Hauptstadt vertheidigen zu helfen. Die deutsche Hauptarmee war, nachdem sie alle ihre Corps auf dem linken Moselufer vereinigt hatte, stark genug, um nur die Armee von Steinmetz und einen Theil von der Armee unter

Prinz Friedrich Karl mit zahlreichen eben erst aus Deutschland nachgekommenen Landwehren zur Einschließung von Metz zurückzulassen, mit dem Hauptheil aber nach Paris vorzugehen, wohin auch der Kronprinz von Preußen zog, nachdem er das von Mac Mahon verlassene Chalons eingenommen hatte.

Noch ist zu bemerken, daß Napoleon III., obgleich er in Metz sein Commando an Bazaine hatte abgeben müssen, sich doch über Mac Mahons Armee den Oberbefehl vorbehielt, wie zwei Dekrete beweisen, die man später unter seinen Papieren gefunden hat.

Indem sich die deutschen Heere zwischen Metz und Chalons geworfen hatten und die beiden französischen Armeen weit auseinander hielten, säuberten sie das dazwischen liegende Terrain durch ihre blitzschnellen, bald da bald dort erscheinenden und wieder verschwindenden Ulanen und nahmen die kleinern Festungen ein oder cernirten sie wenigstens. So wurden die Städte Toul und Thionville, wie auch die kleine Festung Bitsch cernirt und eine andere kleine Festung Vitry, unfern von Chalons, am 25. August eingenommen. Dieselbe war nicht unwichtig, weil sie die Eisenbahnen beherrscht, die von Besançon und Straßburg nach Paris führen. In der Nähe wurden zwei Bataillone französische Mobilgarden von preußischer Reiterei unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg zersprengt und 850 Mann mit 17 Offizieren gefangen. Sie trugen meist blaue Blousen, sonst alle möglichen bäuerlichen und bürgerlichen Kleider und fielen besonders durch weiße Zipfelkappen auf, durchaus unfertige, regelmäßigen Truppen gegenüber unfähige Leute. Als man sie als Gefangene forttransportirte, hatten die Husaren der Escorte große Mühe, sie mit Gewalt zusammenzuhalten, denn sie wollten in jedem Dorfe, von den Einwohnern unterstützt, davonlaufen. Man sah sich daher veranlaßt, in einer Proclamation an das Volk zu erklären, man könne solche nicht uniformirte Banden auch nicht als echte Soldaten und Kriegsgefangene behandeln, und dieselben wurden mit

den strengsten Strafen bedroht, wenn sie auf deutsche Soldaten schießen würden.

Unterdeß wurde auch die Bergfeste Marsal im Wasgau durch die Bayern eingenommen und 60 Geschütze erbeutet. Noch ungleich ergiebiger war die Einnahme der Stadt Lüneville durch die Südarmee. Man fand hier ungeheure Vorräthe von Mehl, Hafer, Heu und Stroh, welche für die Armee Mac Mahons aufgehäuft worden waren.

Die vortreffliche Armeeverwaltung Preußens fand auch unter den mit ihm verbündeten Staaten mehr oder weniger Nachahmung und insbesondere gedieh das Sanitätswesen in diesem Kriege zu einer Vollkommenheit, wie nie vorher. Große Züge von Sanitätswagen folgten den Truppen bis auf die Schlachtfelder und brachten die Verwundeten, wenigstens die Leichtverwundeten, immer schon in wenigen Tagen bis tief in's Innere Deutschlands, wo sie nach allen Richtungen vertheilt und liebevoll gepflegt wurden. Auch schon unterwegs wurden sie auf jeder Station bewillkommnet und unterstützt. Nur unmittelbar nach den größten Schlachten war es nicht möglich, sogleich für alle Verwundeten sorgen zu können, und die Einspurigkeit der französischen Eisenbahnen, auf denen nicht zwei Züge einander begegnen können, verzögerte die Abfertigung manches Zuges, der warten mußte, bis die Bahn wieder frei war. Die württembergischen Waggons, salonähnlich nach dem Muster der nordamerikanischen gebaut, übertrafen alle andern an Räumlichkeit und Bequemlichkeit, namentlich um Hängematten, eine förmliche Küche 2c. darin anzubringen, und ernteten verdienten Ruhm.

Dagegen mußte auch ein Uebelstand ernst gerügt werden, nämlich die Zudringlichkeit der sogen. Schlachtenbummler. Die Leichtigkeit, mittelst der Eisenbahnen den Kriegsschauplatz zu erreichen und mittelst der weißen roth bekreuzten Binde am Arm sogar freie Fahrt und Kost zu erlangen, verlockte viele Müßiggänger, ihre Neugierde auf den Schlachtfeldern, nachdem der Kampf vorüber war, zu befriedigen

und mitunter auch Reliquien derselben zu sammeln! Man schrieb Ende August aus Nanzig über „den Heuschreckenzug, welcher unter dem Schirm des Genfer Kreuzes das Land verheert. Die Genfer Convention ist einer der zahlreichen Belege, daß mit dem Dilettantismus nirgends in der Welt etwas auszurichten ist. Auf einen der Herren, die etwas leisten, kommen 25, die als Gaffer mitlaufen wollen, dabei alle erdenkliche Ansprüche erheben. Jeder französische Ort von einiger Bedeutung, namentlich aber die anziehende Stadt Nancy, ist angefüllt von Schwärmen solcher Touristen, daß es den Anschein hat, als wäre ein Train de Plaisir aus Deutschland zum niedrigsten Preis im Gange. Die Herren fahren umsonst, quartieren sich von Staatswegen ein, requiriren nach Lust und amüsiren sich d'rauf los. Wenn statt jedes derselben ein Strohsack für einen Kranken da wäre, würde man dem Himmel danken. Der erste Ruf der Verwaltung, wohin man kommt, lautet: ‚Befreien Sie uns von den Kreuzrittern.‘ In der Armee hat man ihnen bereits den Namen ‚Schlachtenbummler‘ gegeben. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie vor einem Nachschub warnen und um Zurückberufung der Entfernten bitten. Von jetzt an ist wenigstens dafür gesorgt, daß diese Herren nicht mehr vom Bürger Wohnung und Kost gratis erhalten, wenn die Armeecommandanten es nicht ausdrücklich befehlen. Wer mildthätig seyn will, soll sich auch selbst verköstigen. Wer den Umfang dieser Bummelei unter dem Schein der Thätigkeit gesehen hat, brennt vor Ungeduld, hier etwas aufgeräumt zu sehen.“

In der Weserzeitung las man: „die Johanniter, in deren Händen wohl fast alle Depots sich befinden, kann man in zwei Klassen theilen. Die darunter befindlichen Landwirthe und Militärs nämlich sind praktische Männer, welche ihrer Stellung gewachsen sind, dagegen verstehen die bloßen Hofleute nichts von ihrer immerhin nicht ganz leichten Aufgabe und machen oft viel Confusion. Die Anzahl der hinter der Armee befindlichen Johanniter überhaupt

ist Legion, so daß jeder dritte Mann, dem man vorgestellt wird, wenn nicht Graf, doch mindestens Baron ist; außerdem haben sich den Johannitern selbst wieder eine Menge Grafen und Barone zur Dienstleistung zur Verfügung gestellt, sie füllen die Schlösser und Gutshöfe."

Mac Mahon hatte seine zerrüttete Armee im Lager von Chalons wieder um vieles verstärkt, so daß man sie wieder zu wenigstens 120,000 Mann berechnete. Er hatte die Corps von Failly, Douay (dem Bruder des gefallenen Generals), die aus Rom unter General Dumont abgezogenen Franzosen und das kleine Corps, welches bisher die spanische Grenze bewacht hatte, schnell errichtete vierte Bataillone, tausend Marinesoldaten und ein Corps Waldhüter an sich gezogen und schien allerdings die Vertheidigung von Paris mächtig unterstützen zu können. Plötzlich aber nahm er mit allen seinen Streitkräften eine andere Richtung, nämlich von Paris abwärts nach Rheims, um sich wo möglich auf einem Umweg nach Metz durchzuschlagen und Bazaine zu entsetzen.

Man erfuhr, Palikao, der in Paris an der Spitze der Regierung stand, habe diesen Plan veranlaßt, weil er es für durchaus gefährlich gehalten habe, daß der Kaiser, welcher sich im Lager Mac Mahons befand, nach Paris zurückkomme. Im günstigsten Falle, wenn Mac Mahon wirklich im Stande wäre, Metz zu entsetzen, würde der Feind genöthigt werden, nach Metz umzukehren, Paris also wieder eine Zeit lang vor ihm sicher seyn und seine Vertheidigung vollkommen organisiren können. Napoleon III. wollte auf den Plan nicht eingehen, es hieß aber, Palikao habe ihm ernstlich gedroht und so habe jener nachgeben müssen. So die damaligen Gerüchte. Gewiß ist nur, daß der arme Kaiser überall als höchst überflüssig, ja als lästig angesehen wurde. Auch Mac Mahon hätte ihn lieber anderswo hingewünscht, als in sein Lager. Der Kaiser hatte nämlich zahlreiche Wagen bei sich, ein übertrieben großes Gefolge und Gepäck. Auch sein junger Sohn, damals allgemein Lulu ge-

nannt, hatte großes Gefolge und wurde mit einer zahlreichen Escorte bald dahin, bald dorthin herumgeführt, weil sein Vater, wie es scheint, noch nicht entschlossen war, wohin er ihn bergen wollte. Der müde und geängstigte Knabe wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Man brachte ihn von Rheims nach Avesnes, aber bald von da wieder weg nach Sedan.

Das kaiserliche und prinzliche Gefolge und Gepäck nun mit sich zu schleppen, war der französischen Armee, die in Eilmärschen vorwärts zu kommen suchte, um so unangenehmer, als es ihr auch an Lebensmitteln gebrach. Als Mac Mahon am 23. August Rheims verließ und sich nach Sedan wandte, fielen 600 seiner Soldaten über die letzten Proviantwagen her und plünderten sie, um ihren Hunger zu stillen. Noch ist zu bemerken, daß Palikao Mac Mahon täuschte, sofern er ihm 100,000 Mann unter General Vinoy versprach, die auf seinem Marsch zur Vereinigung mit Bazaine zu ihm stoßen sollten. Vinoy aber kam zu spät und hatte nur wenige tausend.

Mittlerweile war der König von Preußen gegen Paris vormarschirt und hatte sein Hauptquartier in Bar le Duc, als man erfuhr, Mac Mahon habe sich nicht nach Paris zurückgezogen, sondern nach Rheims und Sedan. Das konnte keinen andern Zweck haben, als ein Durchschleichen im Rücken der deutschen Armeen, um Bazaine zu entsetzen. Wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mittheilt, war die erste sichere Nachricht über den Marsch Mac Mahon's nach dem Norden eine Correspondenz der „Independance belge“ aus Mezières. Die Notiz wurde von Berlin alsbald an das Hauptquartier telegraphirt. Sie gab den Ausschlag für die Dispositionen Moltke's, die zur Gefangennahme der französischen Armee führten. Es war diese Correspondenz daher wohl die folgenreichste, die je in einer Zeitung erschienen ist. Im deutschen Kriegsrath am 25. August, dem auch der Kronprinz von Preußen beiwohnte, wurde sofort beschlossen, mit allen Streitkräften, die man

in der Nähe hatte, den französischen Marschall aufzusuchen und abzufangen, bevor er Metz erreichen könne. Die zahlreichen Verstärkungen, die aus Deutschland nachgerückt waren, erlaubten dem König nicht nur aus der Garde noch zwei Armeecorps und zwei Cavallerie-Divisionen, eine neue vierte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen zu bilden, sondern auch den alten General Steinmetz mit seinem Corps mit in die Operation zu ziehen, da Friedrich Karl mit seinen Verstärkungen ausreichte, Bazaine in Metz eingeschlossen zu halten. Nach der Provinzial-Correspondenz war folgendes der deutsche Angriffsplan: „Nachdem die Vermuthung entstanden war, Mac Mahon suche auf Umwegen an der belgischen Grenze unversehens nach Metz zu marschiren, um die Vereinigung beider französischen Heere zu erzwingen, erfolgte der Marsch unserer Armeen auf drei Linien. Der Kronprinz marschirte von Nancy südlich über Commercy, Bar le Duc, St. Dizier nach Vitry, die vierte Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen etwas nördlicher von Pont à Mousson über die mittlere Maas in der Richtung von Metz nach Chalons. Nördlich führte General Steinmetz seine vor Metz durch andere Truppen ersetzten Corps über Verdun nach Rheims, rechts bis an die belgische Grenze reichend, um eventuell Mac Mahon zu begegnen. So umfaßte unsere Armee bei dem Marsch auf Paris die ganze Linie von der belgischen Grenze längs der Maas bis zur Aube und konnte mit der Zuversicht vorrücken, daß Mac Mahon keinesfalls unbemerkt auf Metz marschiren könne."

Das Hauptquartier des Königs von Preußen wurde von Bar le Duc am 26. August nach Clermont im Argonnerwalde verlegt, dahin wo man Mac Mahon auf dem nächsten Wege entgegenzukommen hoffen durfte. In diesem kleinen Orte fehlte es an Raum. Ein Mitglied des preußischen Generalstabs erzählt davon Folgendes: „In der parterre gelegenen Schulstube hatte das Bureau des großen Generalstabes auf den Schulbänken und dem Katheder sich etablirt.

In der ersten Etage war dem Bundeskanzler sein Arbeitszimmer zugewiesen, das zugleich als Schlafkabinet benutzt wird. Wir haben unser Wohnungs-, Bureau- und Nachtquartier im Schlafsaale der Knaben im zweiten Stock, einem großen aber niedrigen Raume. Hier speist der Minister mit uns und den Geheimeräthen. Die Unordnung ringsum ist malerisch. Offene Koffer und Reisesäcke, Kanzleimappen, am Boden liegende Briefcouverte geben ein buntes Bild. Ein Waschbecken genügt für Alle. Leider hat es einen großen Leck, der um so schlimmer war, als das Wasser bei der Erschöpfung der Brunnen durch die starke Einquartirung ziemlich rar zu werden anfängt. Mit lobenswerthem Geschick verstopfte ein Diener das Loch mit heißem Siegellack. Unser Chef hat es übrigens nicht besser. Gearbeitet wird, namentlich wenn der Telegraph geht, sehr tapfer und angestrengt."

Von dieser Schulstube zu Clermont aus wurden die Fäden zu dem großen Netz ausgespannt, welches Mac Mahon mit seiner ganzen Armee und den Kaiser selbst einfangen sollte. Auch hier wieder wurde Moltke's genialer Plan mit gewohnter Präcision ausgeführt. Sächsische Reiter stießen zuerst auf den Feind und lieferten ihm am 29. August ein kleines Gefecht bei Nouart. Am folgenden Tage griff die vierte Armee unter dem Prinzen Albert von Sachsen (voran die Sachsen und das bayrische Corps unter v. d. Tann) den linken Flügel Mac Mahons unter General Failly an. Gleich im ersten Anlauf wurde ein ganzes französisches Lager überfallen, erbeutet und die Truppen, welche in demselben gelegen, theilweise ohne Waffen in einen nahen Wald gejagt. Das Terrain war wieder der Vertheidigung eben so günstig, als dem Angriff ungünstig; der Kampf mußte sich daher längere Zeit nur auf eine gegenseitige Wirkung der Artillerie beschränken. Das vierte preußische Corps (v. Alvensleben, Magdeburger und Thüringer) mit dem Gardecorps als Reserve, machte einen überaus glänzenden und wirksamen Angriff gegen das Centrum der feindlichen Stellung, mit welchem das

Schicksal des Tages besiegelt wurde. Der König übersah von einer bedeutenden Höhe bei Beaumont das ganze sehr ausgedehnte Schlachtfeld, dessen Begrenzung durch die Ardennen und die zur Maas abfallenden Schluchten demselben einen landschaftlichen Blick von seltener Schönheit gewährte. Bis spät Abends blieb der König auf dem Schlachtfelde.

Eine ergreifende Schilderung dieses Schlachtfeldes gab die A. A. Zeitung: „Wenige Schritte noch und ich stand vor dem ersten Todten, einem französischen Capitän vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen. Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgendarmen nicht auszureichen, diese Greuel zu verhindern: bei Beaumont fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen ‚Hyänen des Schlachtfeldes' mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten, welche von den Armeen mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, welche hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Heer nur mit sich führt, im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, um das nackte Leben zu retten; die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt wie ihre Granaten fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit einge-

schnittenen Rüben, einen Soldaten fand ich, das Stück Fleisch für sein Mittagsmahl in der Linken, das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Die noch unbegraben in beiden Lagern angetroffenen Franzosen schätze ich auf etwa 300 — Verwundete wurden immer noch fortgeschafft — die Preußen auf etwa 40; diese waren meist durch Chassepotschüsse in den Kopf getroffen von den vielleicht 1200 Schritte entfernten Höhen jenseits Beaumont; Bajonett- oder Säbelwunden trafen unsere Aerzte hier nicht an. Die Franzosen hatten auch ihre Offiziere, todt und verwundet, zahlreich liegen lassen, während ich weder hier, noch bei Mouzon, noch bei Sedan, noch irgendwo auf dieser ganzen Fahrt, einen deutschen Offizier von seinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlassen gefunden habe. Einen großen Bestandtheil der eine Wahlstatt bedeckenden Fundsachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, welche aus den aufgerissenen Tornistern und Brusttaschen gefallen, vom Ungefähr zerstreut werden: ich hob sie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagt sie über die blutige Haide! Da schreibt eine alte Dame aus Valence, aus den sonnigen Reben- und Pfirsich-Geländen des goldenen Rhone, an ihren Sohn, den Vicomte de **, Lieutenant im 75. Regiment: sie danke Gott, daß er ihn bei ‚Wißemborge‘ so wunderbar gerettet, der Kaiser müsse ja nun bald Frieden machen, und sie bete alle Tage — der Rest war, von Blut überströmt, unleserlich; um den feinen aristokratischen Mund des Gefallenen aber spielte noch ein Zug bittersten Schmerzes, zwischen Nasenwurzel und Auge war die tödtliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachsen, der so scharf gezielt? Auf der umbrandeten Düne der Nordsee oder auf den grünen Almwiesen der Loisach?

Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fanden wir fünf, in der zweiten sechs Franzosen durch einen Schuß dahingestreckt — die letztere Gruppe war gerade

mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Kniee war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt. Einem zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hinteren Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinwegrasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten — von welchem nur noch der Unterkiefer übrig war.

Seltsamerweise erschütterten mich diese Bilder des Grauens gar nicht. Ich hatte, als ich das rothe Kreuz um den linken Arm schlang, mit festem Vorsatz mich gewappnet wider alles äußere Entsetzen. Aber gegen die weiche Rührung, die von innen das Herz beschleicht, gewährt auch das Erz dreifachen Vorsatzes keinen Schild.

Wenige Schritte von dieser französischen Gruppe trafen wir einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in die linke Seite und mußte, so sagten unsere Aerzte, noch etwa 10 Minuten bei vollem Bewußtseyn gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt, der Blick der noch offenen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag, und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt standen wir eine Weile still, dann lösten wir das Bild aus seiner Hand, constatirten aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle — und einer von uns übernahm es, Bild und Briefe und einen Bericht, wie wir den Todten gefunden, getreulich an das Fräulein zu senden. Auf dem Rückweg, den wir nun beschleunigten, fanden wir noch eine schwere französische Kanone mitten in dem ringsum liegenden Gespann von sechs durch Granaten zerrissenen Pferden.

Französische Militärärzte, die sich gegen unsere Civilärzte höchst unpassend benahmen, wurden über ihren Standpunkt hinreichend aufgeklärt. Einzelne Schüsse in unserer Nähe streckten verwundete Pferde nieder. Beim Sprung über einen Graben sah ich, daß ich über die Leiche eines prachtvollen Pioniers hinweg gesetzt, welcher, in der Rechten noch das wuchtige Beil, die Brust mit dem Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexiko bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel reckte — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des echten Troupier. Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen Unteroffiziers die Beschaffung von Schaufeln (für die Gräber), und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen, da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite, und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein echtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein echtes Pfaffengesicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt: »Oh pour la grâce de Dieu, Monsieur,« hub er an, »j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime, duquel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh par la grâce de Dieu, procurez moi un prêtre de ma religion!«

Mich ekelte des Menschen, der, seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log: denn die preußischen Soldaten waren zur Hand, die ihn gestern zielend mit dem von Schüssen heißen Gewehr ergriffen; aber natürlich versprach ich seinen Wunsch zu erfüllen und schickte ihm einen katholischen Priester, den ich nach vielem Suchen am Ausgang des Städtchens traf.

Groß ist der Frevel dieser Zeloten. Nicht nur haben sie in Elsaß und Lothringen die Bauern dadurch zu fanatisiren versucht, daß sie überall verbreiteten: die Preußen kämen, um sie lutherisch zu machen — ‚ditsch werden wir ja gerne, aber katholisch möchten

wir doch schon bleiben,' jammerten mir die Leute in Reigny la Salle vor — ich habe selbst das Dorf gesehen, in welchem die deutschen Verwundeten von den Schulkindern mißhandelt wurden, und auf erhobene Nachforschung, wer ihnen das eingegeben, antworteten die Knaben und Mädchen: ‚der Schullehrer und der Pfarrer.'"

Ein Bericht der Frankfurter Zeitung besagte: „Die Armee Mac Mahons ist so weit eingeschlossen, daß sie entweder kämpfen oder über die belgische Grenze gehen muß. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen (die Garden, das 12. und 4. Armeecorps) steht im Osten und bildet den rechten Flügel der unter dem Obercommando des Königs vereinigten Armee. Im Centrum steht unter dem Befehl v. d. Tanns das zur Armee des Kronprinzen von Preußen gehörende 1. bayrische Armeecorps, dessen 2. Division sich unmittelbar an die Sachsen (12. Armeecorps) anlehnt, während die 1. Division durch die Württemberger die Fühlung mit dem 11. Armeecorps aufrecht erhält, welches letztere mit dem 5. und 6. Corps nordwestlich marschirt, um Mac Mahon den Weg nach Paris zu verlegen. Wie auf's bestimmteste verlautet, befindet sich der Kaiser bei der vor uns stehenden französischen Armee, die auf etwa 120,000 Mann geschätzt wird. Gelingt es, dieselbe einzuschließen und sie so zum letzten Kampfe zu zwingen, dann kann General Moltke sich rühmen, ein großes strategisches Meisterwerk vollbracht zu haben. Aber man darf dabei auch nicht des Materials vergessen, mit dem der Feldherr operiren kann. Die Märsche, die unsere Truppen in den letzten acht Tagen machen mußten, erforderten die größte Kraft und Ausdauer. Daß unsere Soldaten dazu im Stande waren, ist ein glänzendes Zeugniß deutscher Tüchtigkeit."

Der Kampf um Sedan begann am 31. August und endete erst spät Abends am 1. September. Hier der Hauptbericht des preußischen Staatsanzeigers: „Es war anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, weil es wünschens-

werth schien, den Truppen der sächsischen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märsche vom 30. und 31. einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längeren Unterredung jedoch, die Seine Majestät der König, als er am Nachmittag des 31. zwischen 5 und 6 Uhr auf dem Wege nach Vendresse durch Chémery passirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung des Generals v. Moltke und des Generallieutenant v. Blumenthal abhielt, wurde beschlossen, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sey. In der Nacht auf den 1. September, gegen 1 Uhr, erreichten den Kronprinzen von Sachsen die nöthigen Ordres zum Vorrücken. Um 5 Uhr Morgens sollte das Feuer eröffnet werden.

Unsere Schlachtlinie war in folgender Weise formirt: Den rechten Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachsen. Das 12. Corps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann das Gardecorps, endlich die 4. Cavallerie-Division mit dem Rücken nach Remilly. Soweit diese Truppentheile die Maas noch zu überschreiten hatten, wählten sie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran schloß sich linker Hand das 1. bayrische Corps, vom zweiten gefolgt; es schlug seine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußische Corps hatte während der Nacht seine Pontons 1000 Schritte unterhalb Donchery aufgefahren und zog von hier aus über die Maas; in nächster Entfernung von ihm, auf einer zweiten Brücke, das 5. Corps; noch weiter links, bei dem Dorfe Dom-le-Mesnil, die Württemberger. Das 6. Corps stand zwischen Attigny und Le Chêne in Reserve. Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften die Corps Mac Mahon, Failly, Canrobert, die Reste der ehemals Douay'schen Armee und das erst neuerdings gebildete 12. Corps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan; ihre Flanken erstreckten sich von Givonne auf der Linken, an den Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Festung liegen, entlang bis gegen Mézières, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz verließ Chémery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf der Straße, die nach Donchery führt, unmittelbar vor dem Dorfe Chevenge, standen die Pferde bereit. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Donchery gegen das Maasthal vorspringt, in der Nähe eines kleinen Lustschlosses, Château Donchery, das auf der Waldhöhe weithin sichtbar ist, nahm das Obercommando seine Aufstellung. Man übersah von hier aus nicht nur die ganze Schlachtordnung der deutschen Armee, sondern konnte auch die Entwicklung des Kampfes nach allen Richtungen verfolgen.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erst gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch; es wurde ein schwüler drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte sich bald nach 5 Uhr in Bewegung gesetzt. Um halb 7 Uhr ertönte auf der Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er hier in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte sich der linke Flügel zur Umgehung der französischen Linien rangirt. Das 11. Corps zog sich an den Höhen inmitten der Ebene entlang, das 5. Corps nahm die Wendung, um von den Hochbergen her, die das Thal abschließen, dem Feind in den Rücken zu fallen. Der Schlachtplan basirte darauf, daß diese Corps sich schließlich mi denen des rechten Flügels (Bayern, Sachsen, Garde, 4. Corps) zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeschoben war. Die Württemberger und die ihnen später zugetheilte 4. Cavallerie-Division hatten die Ebene zu schützen, wenn der Feind hieher einen Ausfall machen sollte, was jedoch selbst bei einer für ihn glücklichen Wendung der Schlacht mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, da die Maasübergänge nicht in seiner Hand lagen, theilweise, wie z. B. die Eisenbahnbrücke zwischen Donchery und Sedan, von ihm selbst zerstört worden waren. Um

$9\frac{1}{4}$ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhafteres Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Moments. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffs entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen, mit keinem andern Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Corps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Corps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ seit halb 11 Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Cavallerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique, mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher; schon vor 12 Uhr war die Zahl derer, die ohne Gegenwehr capitulirten, nicht gering. Das fünfte Corps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen mit denjenigen Truppentheilen der fünf französischen Corps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu unseren Gunsten. Es konnte schon um halb 1 Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserve-Artillerie, die der Kaiser gegen das 5. Corps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sey, und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten seyn könnten. Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie

rückwärts geschlossen, concentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes: die Hügelkette die sich durch die Ebene zieht, die Felder die von hier gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ³/₄ auf 1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterien von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front jeden Augenblick den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltsame Vormarsch des Gardecorps dar, der sich theils hinter, theils zur Seite des 12., auf dem linken Flügel entfaltete. Seit 10¹/₄ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte man bemerken, wie fast jede Minute neues Terrain gewonnen wurde.

Wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. bayrische Corps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterien auf einer Wiese links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkt aus wurde Vilette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Corps fanden nun nirgends mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind dieser Festung zueilen. Und während die Flucht noch in vollem Gange war, sah man schon aus dem Gehölz auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saum des Waldes zu größeren Trupps geordnet und nach der Ebene transportirt wurden.

Das Gardecorps war inzwischen so weit vorwärts manövrirt,

daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Corps an den äußersten Waldhöhen zusammentraf. In einer doppelten Parallele umschloßen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung Sedan zurückgeworfen hatte.

Hier und da brannten Dörfer oder Weiler; an mehreren Stellen rangen noch kleinere Heeresabtheilungen; der Donner der großen Geschütze aber war verstummt. Es trat eine Pause ein; man wartete was die Führer der französischen Armee in Sedan beschließen würden, dessen Schicksal unabwendbar war, wenn man sich auf Widerstand einließ. „Großer Sieg!" ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr nach Chémery in das Hauptquartier melden. Gleich darauf begab er sich mit dem Herzog von Coburg, einigen andern Fürsten und den Offizieren vom Dienst zum König, der während des Tags auf einem Berge rechts von den Anhöhen von Donchery gehalten hatte. Da die weiße Fahne des Parlamentärs sich von dem Thurm in Sedan nicht blicken lassen wollte, wurde um 4½ Uhr die Beschießung angeordnet. Bayrische Batterien thaten die ersten Schüsse. Um ¾ auf 5 Uhr zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tief schwarzem Qualm schlug die Flamme empor; ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Unmittelbar darauf eröffnete der Feind die Unterhandlungen. Der Kronprinz verweilte noch bei dem König, als diesseits die erste Nachricht davon eintraf, daß der Kaiser Napoleon sich inmitten der Besatzung von Sedan befinde. Die Thatsache sprach es deutlich aus, daß hier auf den Feldern von Sedan nicht blos der größere Theil der französischen Armee vollständig vernichtet, sondern daß zugleich der siegreiche Ausgang des preußisch-französischen Kriegs hier in einem zwölfstündigen Kampf entschieden worden sey.

Am Abend überbrachte der preußische Parlamentär, Oberstlieutenant v. Bronsart, dem König ein eigenhändiges Schreiben des nunmehr kriegsgefangenen Kaisers der Franzosen. Es enthielt die

wenigen Worte: ‚Comme je n'ai pas pu mourir au milieu de mon armée, je rends mon épée à Votre Majesté.‘ Thatsache ist allerdings, daß Napoleon, als er den Verlauf der Schlacht gewahr wurde, vier Stunden hindurch beim Dorfe Iges im Feuer der Granaten gehalten hat. Der Kaiser blieb die Nacht in Sedan; die Kapitulation wird heute abgeschlossen werden.

An den Fragen der Soldaten, die vom Schlachtfelde heimkamen und über den Ausgang bis in das einzelnste unterrichtet seyn wollten, konnte man merken, daß sie den tiefen Gedanken dieses weltgeschichtlichen Tages vollkommen erfaßt hatten. Das eine Gefühl beseligte alle — der Stolz mitgewirkt zu haben an einem Siege der durch seine tiefe Rückwirkung auf die Weltverhältnisse in der deutschen Geschichte kaum seines gleichen hat.“

Die Schlußscene der großen Schlacht bei Sedan bildete die Gefangennahme des französischen Kaisers mit der ganzen Armee Mac Mahons. Im Namen dieses Marschalls, welcher verwundet war, trug General von Wimpffen die Capitulation an. Der König fand die Vollmacht ungenügend und verlangte, die ganze französische Armee solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Hierauf erschien der französische General-Adjutant Railly um anzukündigen, die französische Armee ergebe sich auf Gnade und Ungnade. Zugleich kam ein Brief des Kaisers an den König an, besagend: da es ihm nicht gelang zu sterben, so lege er seinen Degen in die Hände des Königs. Dieser schrieb am 2. September an seine Gemahlin in Berlin: „Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich bestimmen, nachdem ich ihn selbst gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ Am 4. September, Vormittags 8 Uhr, meldete der König seiner Gemahlin, daß Napoleon III. mit seinem ganzen Stabe in sein Hauptquartier gekommen sey und sich persönlich als Gefangener gestellt

habe: „Welch ein ergreifender Augenblick der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken. Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit 1/28 Uhr hatte ich den 5stündigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück. Gott helfe weiter!"

Graf Bismarck ließ einen ausführlichen Bericht über seine Zusammenkunft mit dem französischen Kaiser im Staatsanzeiger abdrucken. Napoleon III. hatte alle Hoffnung aufgegeben außer der einen, beim König von Preußen die Großmuth zu finden, die ihm die eigene Nation versagte. Das schreckliche, brennende und von Aufruhr erfüllte Sedan hinter sich, kam er in der Frühe des 2. September zu Wagen beim preußischen Heere an und ließ den Grafen Bismarck um eine Unterredung bitten. Dieser eilte zu ihm und erzählte nun: „Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und frug nach den Befehlen Sr. Majestät. Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. königl. Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich 3 Meilen entfernt in Vendresse sey, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle und eventuell, welches meine Meinung darüber sey. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierher gekommen und die Gegend mir deßhalb unbekannt sey, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm das an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige 100 Schritt von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an

und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legislativrath Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sey, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General v. Moltke und dem General v. Wimpffen zu erledigen sey. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen geneigt sey. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sey und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurtheilenden Punktes erkannte ich und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heute wie gestern kein anderes praktisches Moment als das militärische darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Nothwendigkeit, durch die Kapitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern Abend mit dem General v. Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich seyn würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir beide in der Verneinung dieser Frage beharren. Wenn daher der General v. Moltke, der inzwischen aus

der Stadt hinzugekommen war, sich zu Ew. Majestät begab, um Allerhöchstdenselben die Wünsche des Kaisers vorzulegen, so geschah dies, wie Ew. Majestät bekannt, nicht in der Absicht, dieselben zu befürworten. Der Kaiser begab sich demnächst in's Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Se. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht thunlich sey, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General v. Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sey. Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Rekognoscirungen der Offiziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Fresnois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sey. Ich meldete dies Sr. Majestät in der Form, daß ich Fresnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag bringen würde, und deßhalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauses unbequem sey und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging hierauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiser, dem eine Ehreneskorte von Ew. Majestät Leib-Grenadierregiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unsicher gehalten zu werden schien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General Wimpffen, mit welchem in Erwartung der Rückkehr des Generals

v. Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Kapitulationsverhandlungen durch den General v. Podbielski, im Beiseyn des Oberstlieutenants v. Verdy und des Stabschefs des Generals v. Wimpffen, welche beide Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse theilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen v. Nostiz im Auftrage des Generals v. Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation der Armee sehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde. Ich ritt darauf in der Absicht, Ew. Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenselben nach Chechery entgegen, traf unterwegs den General v. Moltke mit dem von Ew. Majestät genehmigten Text der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Fresnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals v. Wimpffen war, ebenso wie das der übrigen Generale in der Nacht vorher, ein sehr würdiges, und konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerz darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen seyn müsse, 48 Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach seiner Uebernahme des Kommandos seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnißvolle Kapitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weiteren Vertheidigung lege ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Dank entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer

Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch militärischen Interessen mit Nothwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hat der General v. Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General v. Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten desselben geführt worden sind. Graf Bismarck."

Ueber das Benehmen Napoleons III. während der Schlacht entspann sich später ein kleiner Federkrieg zwischen den Adjutanten des gefangenen Kaisers und dem General Wimpffen. Einer schob dem andern die Initiative der Kapitulation zu, die man kaum eine schimpfliche nennen kann, weil sie nach tapferer Gegenwehr doch endlich unvermeidlich geworden. Wimpffen versichert, der Kaiser habe seinem Vorschlag, einen Durchbruch in der Richtung auf Carignan zu versuchen, um wenigstens dessen Person zu retten, nicht zugestimmt, und habe ohne Wissen des Generals die weiße Fahne aufhißen und nachher auch nicht herabnehmen lassen trotz des Protestes des General Wimpffen. Der Letztere ließ zum Beweise der Wahrheit den Brief abdrucken, in welchem er dem Kaiser obigen Vorschlag gemacht hatte, und wies zugleich auf den Befehl hin, welchen er dem General Ducrot ertheilt hatte, die Sturmcolonne zu bilden, in deren Mitte der Kaiser gerettet werden sollte.

Durch alle Zeitungen ging damals ein Artikel des Times-Correspondenten Russel, der Alles wissen wollte, was König Wilhelm bei Sedan mit Napoleon III. geredet habe. Beide Monarchen sollen allein und nur der Kronprinz von Preußen vor der Thüre gewesen seyn. Wo hätte da der Engländer Alles hören oder wer hätte ihm Alles sagen sollen? Der Artikel wurde als unrichtig dementirt.

Die Bayern und Sachsen hatten sich bei Sedan wieder bewundernswürdig geschlagen. Graf Bismarck sagte daher, als man

ihm zu dem neuen großen Erfolge Glück wünschte, man solle nur dem König und Moltke danken, denn was ihn selbst betreffe, so habe er kein anderes Verdienst, als daß er die Süddeutschen zu Bundesgenossen gewonnen habe, „denen wir einen großen Theil des Erfolges danken.“ Der König selbst nahm Anlaß, indem er den um ihn versammelten fürstlichen Personen seines Heeres, die eben abgeschlossene Kapitulation von Sedan mittheilte, die Fürsten anzureden: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen k. Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe, mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt.“ Als der König seine Verbündeten erwähnte, richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen Se. Majestät später auch noch die Hand reichte. Man kann sich leicht denken, welche Wirkung diese Worte des Königs in diesem Augenblicke und in dieser Umgebung hervorbrachten. Ein Blick auf das Thal, in welchem Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberger um eine bezwungene feindliche Armee und Festung lagerten, illustrirte sie mehr, als die Beschreibung es vermag. Bald nachher stieg der König zu Pferde und ritt in das Thal hinab, um die Lager der verschiedenen Armeecorps zu besuchen.

Am Ruhetage des 3. September lud der König im Hauptquartier zu Vendresse alle höheren Offiziere zur Tafel und brachte folgende Gesundheit aus: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat." Der edle Minister Roon verlor in diesen Tagen einen Sohn, welcher tödtlich verwundet in unsäglichen Schmerzen starb. Der rührende Brief, worin Minister Roon seine Gemahlin über diesen Verlust als Christ und Soldat tröstete, gereicht ihm zur höchsten Ehre. Auch die beiden andern Söhne des Kriegsministers wurden verwundet. Desgleichen sein Schwiegersohn Wißmann, und dieser schwer.

In der Schlacht bei Sedan verloren die Bayern allein, deren beide Armeecorps hier kämpften, an Todten und Verwundeten 237 Offiziere, 4915 Soldaten, erhielten aber auch von der Kriegsbeute in Sedan: 91 Feldgeschütze, 20 Mitrailleusen, 49 Festungsgeschütze, 345 Fahrzeuge verschiedener Gattung, 15,660 Chassepots, 2850 weitere Feuerwaffen, 730 Cavalleriesäbel, 470 Kürasse, 264 Lanzen, etwa 500 Centner Pulver und außerdem zahlreiche Montur- und Rüstungsgegenstände.

Während des Kampfes bei Sedan mischten sich die Einwohner des Dorfes Bazailles durch hinterlistiges Schießen auf die Deutschen ein, weshalb das Dorf in Brand gesteckt werden mußte. Das wurde nun den bayrischen Soldaten als Barbarei ausgelegt. Voget aber erklärte als Augenzeuge (in der Frankfurter Zeitung), die Häuser des Dorfes hätten den Franzosen als Schutzwehr gedient; Hunderte von Bayern seyen vor einem Hause, das zwei Straßen beherrschte,

niedergestürzt, bis man endlich dies Haus in Brand gesteckt habe. Als die Franzosen aus dem Dorf getrieben gewesen seyen, hätten die Einwohner des Dorfes einen verwundeten Bayern in die Flammen zu werfen versucht, wie er (Voget) selbst gesehen habe, und seyen dann niedergemacht worden; an fünfzig unserer Leute, besonders Blessirtenträger, seyen aus den Schlupfwinkeln getödtet worden; auch Weiber hätten geschossen. Endlich wurde beschlossen, die Schlupfwinkel der Meuchelmörder mit Feuer zu zerstören.

Der offizielle preußische Bericht verkündete: Außer 25,000 in der Schlacht bei Sedan Gefangenen sind durch Kapitulation vom 2. September 83,000 Mann, inklusive Offiziere, in Gefangenschaft gefallen, ferner wurden 14,000 Verwundete vorgefunden. — Ueber 400 Feldgeschütze, einschließlich die Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde; ferner ein überaus zahlreiches Armeematerial befinden sich in unsern Händen.

Die gefangenen Franzosen beschwerten sich, welche Leiden sie auf dem Marsch und nachher in Sedan hatten ausstehen müssen, da es ihnen an Lebensmitteln gefehlt hätte. Das Frankfurter Journal gab eine schauderhafte Schilderung der Stadt, als sie erobert war: „Den Anblick zu beschreiben, den nach der Kapitulation der Stadt deren Inneres bot, sind Worte zu schwach. Schon beim Eintritt in die äußeren Festungswerke fand ich die Atmosphäre mit wahrhaft mephitischem Dunste gefüllt; in Verwesung übergehende Pferdekadaver sah das Auge in jeder Richtung. Als ich über die erste Zugbrücke schritt, sah ich in dem trockenen Wallgraben zahllose, von den Wällen verhungernd herabgestürzte Pferde, untermischt mit von Ratten angenagten menschlichen Leichen; man hätte sich in eine Festung versetzt glauben mögen, die eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten gehabt hätte, anstatt einer zweitägigen Einschließung. Doch die Unmasse der in Sedan kampirt habenden Truppen erklärt Alles. Das Bild, das sich beim Eintritt in die eigentliche recht hübsche Stadt meinen Augen bot, spottet jeder

Beschreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt so in Schlamm und Schmutz gesehen. Vor einem wunderschönen großen Hause, einer Wollfabrik, stand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg nach dem Turenneplatz und kam dadurch mit ihm in's Gespräch. ‚Gott sey ewig gelobt!‘ rief der Mann aus, ‚daß Ihre Truppen uns endlich von diesen Bestien erlöst haben, die uns seit 5 Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, welche die wildeste Phantasie sich erdenken mag, auf kein Kommando mehr hörten, und denen das Wort Disziplin nur noch ein leerer, nichtssagender Begriff war. Als ich die ersten preußischen Soldaten heute früh einrücken sah, da ward es mir sofort klar, warum mit ihnen der Sieg geht Schritt für Schritt; denn schon die Art und Weise, wie die Leute marschirten, nachdem sie aus einer solchen Schlacht kamen, bewies, daß und welche Ordnung und Mannszucht unter den Preußen herrschen.‘ Zunächst hat der preußische Commandant es sich angelegen seyn lassen, die Stadt und Umgebung zu desinficiren und der drohenden Hungersnoth durch Heranziehen von Bedürfnissen aller Art vorzubeugen. Die in den Straßen schwebenden schrecklichen Miasmen sind durch große Feuer mitten in den Straßen verscheucht worden, zu deren Alimentation man alle die brennbaren Reste des Krieges, als Lederzeug, Tschakos, Pickelhauben, Sättel, Pferdegeschirre, Gewehre, Lumpen und Uniformstücke aller Art verwandte. Der fußhohe Schlamm und das faulende Stroh wurden in hohen Haufen zusammengekehrt und alle nur irgend aufzutreibenden Fuhrwerke und Pferde requirirt, um diesen Unrath und die zahllosen Kadaver aus der Stadt zu schaffen. Bei meinem dritten Besuche hatte Sedan schon ein ganz anderes Ansehen. Doch zu haben war im ganzen Orte schlechterdings nichts. Nahezu 100,000 französische ‚Elite‘-Truppen hatten 5 Tage hindurch die Stadt faktisch geplündert. Als ich am Freitag den 2. September zuerst Sedan betrat, fand ich mindestens zwei Drittel der noch in den Straßen sich umhertreibenden, jedoch entwaffneten

französischen Soldaten total betrunken. Ich selbst mußte einen grauhaarigen Artilleristen mit 3 Chevrons, also mehr als 21jähriger Dienstzeit, der sich in seinem viehischen Zustande an mir vergreifen wollte, niederwerfen, um mich von ihm loszumachen. Wie ein Sack fiel der Mensch zur Erde, wo er im Schmutz und Schlamm ruhig und unbekümmert liegen blieb. — Heute Vormittag sah ich Mac Mahon; man zweifelt an seinem Aufkommen. Er liegt in einem Privathause zu Sedan."

Als die Soldaten erfuhren, daß sie sich gefangen geben müßten, tobten sie sehr und viele warfen ihre Gewehre in die Maas. Auch Offiziere zerbrachen ihre Degen. Da sie aber rings umzingelt waren, mußten sie sich in ihr Schicksal ergeben.

Auffallenderweise hieß es von Failly und Mac Mahon, sie seyen gefallen, was in allen Zeitungen wiederholt wurde. Failly aber war in der Schlacht gefangen worden und nicht verwundet. Mac Mahon war verwundet, aber nicht so schwer, daß er nicht hätte geheilt werden können. Er erklärte dem neuen Kriegsminister in Paris von einem belgischen Dorfe aus, wohin man ihn gebracht hatte, er sey kriegsgefangen und werde sich, sobald er transportabel sey, in Deutschland interniren lassen. Uebrigens soll er sich beschwert haben, daß er auf Befehl Palikaos die Schwenkung nach Sedan habe machen müssen, da sowohl er als der Kaiser es vorgezogen haben würden, sich nach Paris zurückzuziehen, um diese Hauptstadt wirksam vertheidigen zu können.

Am Ende September wurde aus Belgien geschrieben, die über die Grenze geflüchteten und entwaffneten Turcos hätten so schamlos den belgischen Landmädchen nachgestellt, daß man sie in der Citadelle von Antwerpen habe einsperren müssen. Im Bahnhof zu Nancy war ein großer Transport der bei Sedan gefangenen Franzosen eingetroffen, darunter etwa 300 Offiziere, die auf ihre Weiterbeförderung warteten. Die Gefangenen erlaubten sich Spottreden und gingen in Tumult über. Zum Glück befand sich eine Abtheilung

württembergischer Soldaten im Bahnhof, durch die eine wirkliche Meuterei verhindert werden konnte. Die französischen Offiziere hatten keine Gewalt mehr über ihre Mannschaften, wurden von diesen verlacht und benahmen sich auch nicht besser als die Soldaten. Plötzlich kam ein Zug mit Preußen an, der sich ebenfalls auf dem Perron aufstellte. Die Franzosen, als sie die deutschen Truppen sahen, begannen die Marseillaise zu singen. Da brauste plötzlich die Melodie der „Wacht am Rhein" durch die weite Bahnhofshalle aus hundert Kehlen der deutschen Soldaten. Preußen und Württemberger umarmten sich angesichts der Franzosen. Die Marseillaise war verstummt und die französischen Offiziere versteckten sich in den Waggons.

Siebentes Buch.

Die Confusion in Paris.

Man hatte sich in Paris in zu große Sicherheit eingewiegt. Nur wenige Stimmen hatten vor dem Kriege gewarnt. Sogar der früher so friedliebende Ollivier war der erste, der dem preußischen Gesandten sagte, Frankreich werde den Krieg erklären. Das ganze Ministerium, der Senat, die große Mehrheit im gesetzgebenden Körper, die große Mehrheit der Pariser Blätter, alle glaubten, es verstehe sich von selbst, daß Frankreich siegen müsse. Man verließ sich auf die ruhmreichen Erinnerungen aus den letzten Kriegen in der Krimm und Lombardei. Man verließ sich auf die Chassepots und Mitrailleusen. Man überschätzte zugleich die Anzahl der französischen Truppen. Zum Ueberfluß bildete man sich in Paris ein, es könne Frankreich an Bundesgenossen gar nicht fehlen, während Preußen isolirt bleiben werde. Die Patrie versicherte, nicht nur alle süddeutschen Staaten würden für Frankreich kämpfen, sondern auch Oesterreich, Dänemark und Schweden würden Preußen in den Rücken fallen. Aus dem kleinen Gefecht bei Saarbrücken machte der Kaiser selbst und machte die Pariser Presse einen großen, den Krieg gewissermaßen schon entscheidenden Sieg. In den nächsten Tagen logen die Blätter, die französischen Truppen stünden schon vor Mainz, ja sie hätten Coblenz schon hinter sich.

Auch dann noch, als Schlag auf Schlag die Niederlagen der französischen Heere erfolgten, wollte man nicht daran glauben. Schon am Abend des 6. August langte die Nachricht von der Niederlage Mac Mahons in Paris an. Der Kaiser selbst meldete sie und berichtete am folgenden Tage in einer weiteren Depesche, die Armee „concentrire sich rückwärts". In Paris aber verschwieg die Regierung die Ankunft dieser Nachrichten. Am Abend des 6. wurde sogar Sieg verkündet. Im Volk, welches alle Straßen füllte, verbreitete ein Mann in einer Uniform und mit einer Fahne an der Spitze eines umherziehenden Trupps von fünfzig Personen die falsche Nachricht eines großen Sieges und las ein Telegramm vor, demzufolge die Preußen geschlagen seyen und fünfzig Geschütze und 25,000 Gefangene verloren hätten, unter denen auch ihr Kronprinz sich befinde; auch sey Landau erobert. Nun tönte es „Sieg! Sieg!" durch alle Straßen und die ersten Sänger und Sängerinnen der Oper mußten auf den Boulevards die Marseillaise singen. Alles war in Freudentaumel. Doch waren einige so vernünftig, beim Ministerium anzufragen, ob die Nachricht auch wahr sey? Da zuckte man im Ministerium die Achsel und gab vor, es sey noch gar keine Nachricht da. Auf der Börse aber wurde verrathen, die Siegesnachricht sey falsch, Mac Mahon sey im Gegentheil total geschlagen. Und was that nun das civilisirte Volk von Paris? Man ärgerte sich und zertrümmerte die Estrade der Wechselagenten. Die Börse mußte geschlossen werden und die Stadtsergeanten stellten die Ordnung her, wurden aber vom Volk „auf die einfältigste Art ausgepfiffen". — Andere Massen des aufgeregten Volks drängten sich um das Ministerium. Ollivier suchte es zu beruhigen und eine Proclamation des Gesammtministeriums beschwor das Volk, „im Namen des Vaterlandes und der heldenmüthigen Armee ruhig und geduldig zu seyn und die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn Unordnung in Paris wäre der Sieg Preußens." Dennoch mußte Paris am 7. August in Belagerungszustand erklärt werden und

wurden die Kammern auf den 11. einberufen. Die Aufregung wurde aber so groß, daß man sie schon am 9. einberief. Die Kaiserin Regentin erließ einen ziemlich kläglichen Aufruf, worin sie die Niederlagen eingestand, vor allem nur um Ordnung bat und übrigens erklärte, sie werde die erste seyn, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen. Das zog ihr einigen Spott zu, denn man mußte unwillkürlich an die Jungfrau von Orleans denken, mit der die vielgeliebte Eugenie einen all zu starken Contrast bildete.

Am 9. kam die Kammer wirklich zusammen, aber in so großer Aufregung, daß Favre es wagte, den Kaiser schlechter Kriegführung anzuklagen und zu verlangen, er solle das Obercommando der Armee niederlegen. Keratry ging noch weiter und verlangte gradezu die Abdankung des Kaisers. Cassagnac drohte, man werde die Linke vor ein Kriegsgericht stellen. Der Tumult war so groß, daß der Präsident Schneider sich bedeckte und die Sitzung unterbrochen wurde. Endlich nahm der gesetzgebende Körper die neuen Bewaffnungsanträge an, erklärte sich aber für Duvernois, als derselbe beantragte, der gesetzgebende Körper werde nur ein Ministerium unterstützen, welches fähig sey, die Landesvertheidigung zu organisiren. Das bisherige Ministerium besaß die nöthige Energie nicht und fühlte selber, daß es das Vertrauen verloren habe. Ollivier kündigte an, es werde seine Entlassung nehmen und Graf Palikao sey mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Die Todten reiten schnell. Der viel bewunderte Ollivier verschwand von der Bühne. Wenn er im Beginn seiner politischen Laufbahn es auch ernst mit der Freiheit gemeint hatte, so war er doch offenbar vom Ehrgeiz verführt und durch die kaiserliche Gunst geblendet worden. Man sagte, er habe die kurze Zeit seines Ministeriums zu Börsenspekulationen benutzt, die ihm drei Millionen Franken sollen eingetragen haben. Er konnte und mußte wissen, daß es dem Kaiser mit dem Parlamentarismus nicht ernst war, daß das persönliche Regiment sich nur hinter der constitutionellen

Form versteckt hatte. Das Plebiscit öffnete ihm jederzeit eine Hinterthür, um jede ihm lästige Verfassung wieder über den Haufen zu werfen. Da man nun jetzt den Krieg im Lande hatte, erprobte sich wieder die Nutzlosigkeit papierner Verfassungen und alles parlamentarischen Geschwätzes. Man mußte sich wehren, man brauchte Waffen. Da war Ollivier sammt seiner Verfassungstreue und seinen parlamentarischen Bürgschaften überflüssig geworden und der Bonapartismus stand jetzt wieder auf seinem natürlichen Boden, der Gewalt, mit der sich allein fremde Gewalt vertreiben läßt. Man brauchte die Phrase, die dynastische Existenzfrage sey mit der nationalen identisch geworden. Deswegen wurde das Advokatenministerium einfach fortgejagt und ein Soldatenministerium eingesetzt, an dessen Spitze Palikao trat, des Kaisers Lieblingsgeneral.

Derselbe war aber in der französischen Armee nicht geachtet. Er hieß früher Montauban und diente in Algerien, wo er sich durch einen Prozeß einen üblen Namen machte. „Ein gewisser Doineau hatte, als Chef eines arabischen Bureaus, verschiedene Araber, worunter einen hochgestellten Häuptling, zur Ermordung eines ihrer vornehmen Landsleute beordert und gezwungen. Der Ermordete war der ungeduldige Gläubiger und Doineau der Untergebene Montauban's. Letzterer hatte sogar die Aufmerksamkeit gehabt, dem in Untersuchung befindlichen Doineau eine geladene Pistole zuzuschicken, mit der Andeutung, er möge im Interesse der Offiziersehre sich eine Kugel vor den Kopf jagen. Dieser zog vor, sich vor Gericht stellen zu lassen, und wurde nach einer an schwer kompromittirenden Enthüllungen reichen Verhandlung nebst seinen arabischen Spießgesellen zu langjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Bald darauf ward er in aller Stille freigelassen und tauchte, nach vielfachen Abenteuern, zuletzt als Spielhausdirektor in Monaco wieder auf. Cousin-Montauban kehrte nach Frankreich zurück, ein allgemein gemiedener Gegenstand des schwersten Verdachtes, und sollte militärisch wenigstens durch den Feldzug in China wieder rehabilitirt werden.“ Hier

machte sich Montauban durch nichts bemerklich als durch einen wohlfeilen Sieg über die feigen Chinesen und durch die brutale Ausplünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking. Dafür wurde er zum Grafen von Palikao ernannt. Die Nationalbelohnung, die ihm Napoleon III. noch zudachte, wurde vom gesetzgebenden Körper in Paris aus Schamgefühl verweigert, aber durch ein kaiserliches Handschreiben erzwungen. Die geheime Ursache, aus welcher er in so hohe Gunst beim zweiten Kaiserthum kam, soll ein Liebesdienst gewesen seyn. Sein Sohn heirathete nämlich die Tochter des Seinepräfekten Hausmann, von der es hieß, ihr wahrer Vater sey Napoleon III.

Die übrigen neuen Minister wurden in der badischen Landeszeitung folgendermaßen charakterisirt. „Duvernois (Handel) ist der Preßmameluk des kaiserlich-demokratischen Blattes le Peuple, den Napoleon vor wenigen Monaten absetzte, weil das Blatt den Minister Ollivier bekämpfte und vom persönlichen Regime nicht lassen wollte; dieser weggeworfene Schwärmer des persönlichen Regimes wird jetzt wieder geholt; Jerome David (Arbeiten) ist Obermameluk; er hatte die Aufgabe in der Kammer, stets den napoleonischen Fanatismus hoch zu halten, und durch seine Schuld wurde vor 3 Wochen die Kriegserklärung beschleunigt, indem er durch Ollivier's Zögern die Ehre Frankreichs verletzt erklärte; Magne (Finanzen) ist der amtliche Geldbeschaffer, der die Gelder der Sparkassen für den öffentlichen Schatz verwendete und dem man in Frankreich stets nacherzählte, daß er die ungeheuren Schulden des kaiserlichen Hofes aus Staatsgeldern bezahle. Politisch gleichgültiger sind die Namen Rigault (Marine) und Latour d'Auvergne (Aeußeres), durch dessen Berufung der Gesandtschaftsposten in Wien frei wird. Bazaine, der Heeroberbefehlshaber, ist als Schatzgräber in Mexiko und Helfer zu Maximilians Opferung bekannt. Das sind die Männer an der Spitze Frankreichs; sie charakterisiren das Ministerium als ein durchaus dynastisches, nicht als ein französisches;

mit diesem Ministerium will Napoleon in erster Reihe nicht Deutschland besiegen, sondern Frankreich. Vielleicht wird es nicht lange dauern, und wir hören, daß auch Baraguay d'Hilliers als Oberbefehlshaber von Paris durch einen Mameluken von Fach ersetzt ist; Se. Majestät der Kaiser brauchen dort einen Mann, der ohne zu zucken, die Boulevards mit Kartätschen fegt, wenn Eugenie mit dem spitzenbesetzten Taschentuch winkt." Weiter erfuhr man: Chevreaux, der neue Minister des Innern, ist der Nachfolger Hausmanns in Paris. Busson, der dem Staatsrath präsidiren sollte, ein Glücksritter und Schwiegersohn des verstorbenen Billault. Grandperret ist der durch seine Servilität und seine Complottsjägerei traurig bekannte General-Prokurator von Paris. Einen würdigeren Nachfolger konnte Emil Ollivier im Justizministerium nicht finden. Jules Brame endlich, der schutzzöllnerische und starr katholische Fabrikant aus Roubaix hat das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts erhalten. Es ist dies eine letzte Lockspeise, welche dem Klerus hingeworfen wird, damit derselbe während einer so verhängnißvollen Krisis in seinem Grimm über das, was dem Papste genommen wurde, nicht vergesse, was er durch Aufstachelung der französischen Landbevölkerung dem Kaiser zu geben habe."

Die ersten Bekanntmachungen der Minister ließen vermuthen, daß man in Metz, wie in Paris den Kopf verloren habe. Leboeuf hatte seine Entlassung gegeben und der von Mexiko her berüchtigte Bazaine das Obercommando über die Armee erhalten. Dieser letztern wurde, obgleich sie kläglich besiegt worden war, als „der um das Vaterland wohlverdienten Armee" der Dank des Hauses votirt. Der Figaro, das berühmte Pariser Witzblatt, rieth der französischen Armee, sie solle nur darnach trachten, den Grafen Bismarck gefangen zu nehmen, um ihn in's französische Kabinet zu berufen, denn dann werde man doch endlich einmal einen Staatsmann haben. Im Correspondant, dem Organ des verstorbenen Grafen Montalembert, schrieb Gaillard: „Die Ueberzahl hat gesiegt,

sagt man uns; wohl, aber auch die Taktik hat gesiegt; und warum war die Taktik nicht bei uns? Die ganze Kunst, Schlachten zu gewinnen, sagte der erste Napoleon, besteht darin, daß man auf dem gegebenen Punkte und im gegebenen Augenblick der Stärkere ist. Warum wird denn diese Lehre jetzt gegen uns angewendet? O Gott, erwecke uns einen Mann!"

Das neue Ministerium und der gesetzgebende Körper riefen alles zu den Waffen auf, aber man war in Frankreich nicht darauf vorbereitet, trotz der vielgerühmten Armeeorganisation des weiland Marschall Niel. Man berief die schon verheiratheten Männer von 30 bis 40 Jahren ein und die Rekruten für das Jahr 1871. Aber jene kamen den preußischen Landwehren nicht gleich und diese waren noch zu jung. Man rief die Nationalgarde wieder in's Leben, die aber nur für den innern Dienst und in Festungen gebraucht werden konnte. Mehr noch hoffte man von der Mobilgarde, die aber bis jetzt nur auf dem Papier stand und erst einexerzirt werden sollte. Man erlaubte die Errichtung von Freicorps, sog. Franctireurs, die zwar fanatische und grausame Elemente der Bevölkerung in sich aufnehmen konnten, aber noch weniger uniformirt und disciplinirt waren, wie die Mobilgarden, und denen das Recht, als Soldaten behandelt zu werden, um so mehr abgesprochen werden mußte, als sie selbst keine Kriegssitte achteten.

Alle diese militärischen Organisationen kamen jetzt zu spät und blieben ungenügend. Mit Recht schrieb die „Cloche": „Seit zwanzig Jahren verschlingt das Budget des Kriegsministeriums Gott weiß wie viele Milliarden und am Tage der Entscheidung sind die Kassen leer, die Arsenale ohne Waffen, das Volk ohne Wehr."

Dasselbe Blatt enthüllte auch die ganze Wehrlosigkeit der Provinzen. Man hatte für Waffen nicht gesorgt. Statt der neuen Chassepots erhielten die Moblots (Mobilgardisten) zum Theil alte, schlechte und übermäßig schwere Schießwaffen aus dem vorigen Jahrhundert, worüber natürlich viel gespottet wurde. In aller Eile be-

fahl Chevreaux, die Maires sollten unverzüglich die Mobilgarden in die Hauptorte zusammenziehen. Der Mann solle als Uniform eine blaue Blouse mit rother Tresse, einen Käpi, Ledergürtel und Linnenbeutel tragen und am Hauptort einen tuchenen Waffenrock bekommen. Diese Gegenstände (die also noch gar nicht vorhanden waren) sollen binnen drei bis 4 Tagen beschafft werden. Daß noch gar keine Vorbereitung für die Mobilgarden getroffen war, geht aus folgenden Worten der Instruktion hervor: „Ueben Sie die Leute vorläufig auf Gewehre ein, welche sie von der Feuerwehr leihen sollen. Mit hundert Gewehren können hundert Leute sich von fünf bis sieben Uhr Morgens üben, andere von sieben bis neun Uhr ꝛc." Mit solchen Helden glaubte man den deutschen Heeren noch trotzen zu können, während bereits die Kaiserin Eugenie in Paris ihre Kostbarkeiten einpacken ließ und desgleichen die des Prinzen Napoleon durch seine Gemahlin in Sicherheit gebracht wurden. In Calais war schon alles vorbereitet, um die kaiserlichen Flüchtlinge aufzunehmen und nach England zu retten. An vielen Orten hatte man noch nicht einmal gewagt, den Mobilgarden Gewehre zu geben, weil man fürchtete, sie würden als Republikaner einen schlimmen Gebrauch davon machen. Im Süden Frankreichs brachen wirklich Unruhen aus. Die Departements Haute-Garonne und Bouches du Rhone mußten in Belagerungszustand erklärt werden.

Die in Paris noch regierenden Bonapartisten hatten eine doppelte Sorge, einmal die Republikaner in der Hauptstadt niederzuhalten und sodann die vor dem Feinde stehende Armee zu stärken, damit er nicht bis nach Paris komme. In diesem Sinne schrieb das Siècle: „die Masse schreit: Waffen! Die Minister entgegnen: wir werden euch Waffen geben, um an die Grenze zu rücken, aber nicht, um sie gegen uns zu kehren!" Zugleich brachte das Siècle einen Aufruf an die Bauern, sie sollten sich waffnen und ihre Häuser, Güter, Weiber, Töchter, Vieh ꝛc. gegen die Deutschen vertheidigen

und überall die Sturmglocke läuten: „Enkel der Riesen von 1792, steht auf! Zweiundneunzig, Wort voll Wunder, Flammenwort, unermeßlicher Leuchtthurm, der glänzt über Frankreich und selbst die Furchtsamen in Helden verwandelt! Zurück denn, Despoten! wir sind da, wir erheben uns für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit!“

In dem Journal Le Public: „Zu den Waffen, zu den Waffen! wir sind besiegt worden, einer gegen fünf zuerst und wenn sie diesen fünf wilden Doggen widerstanden hatten, kamen fünf andere und wieder andere. Ja wir sind besiegt worden, aber nur wie Leonidas in den Thermopylen, wie Roland bei Roncevaux. Unsere Revanche wird glänzend seyn. Ueberall, wo die Feinde hinkommen, verwüsten sie, brennen sie, morden sie. Sie ermorden auch die Verwundeten, sie verbrennen die Ambulanzen. Sie morden die Kinder, entehren die Frauen, ermorden die Greise und stecken die Häuser in Brand. Wie Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen mästen sie sich im Blut. Zur Rache ohne Gnade, Rache im Namen der geschändeten Menschheit &c.“

Im Widerspruch mit diesem Angst- und Wuthgeheul wurden in andern Blättern wieder andere Lügen unter das französische Volk geworfen. Da hieß es, die Armeen siegten überall und der Kaiser werde am Napoleonstage (15. August) sicher in Berlin seinen Einzug halten. Es wäre nicht der Mühe werth, diese Lügen hier zu registriren, wenn in dem Unsinn nicht so viel Absicht und Methode gelegen hätte. Es spiegelt sich darin der französische Nationalcharakter, seine innerste Verlogenheit und Schamlosigkeit.

Der Redakteur des Gaulois, der bei Wörth gefangen, aber vom Kronprinzen von Preußen großmüthig entlassen wurde, fuhr hinterdrein doch noch fort, auf die Deutschen zu schimpfen und die frechsten Lügen über sie zu verbreiten, z. B. daß die Ermordung der Franzosen in China und der in Algier neu ausgebrochene Aufstand der Eingebornen vom Grafen Bismarck durch Bestechung der Chinesen und Kabylen veranlaßt worden sey. Auch das ehrlose

Blatt Girardins, die Liberté, log ohne Scham, die Preußen hätten bei Wörth einer Markedenterin die Hände abgeschnitten und eine barmherzige Schwester erschossen.

Ein anderes Pariser Blatt „Le Derby“ schrieb: „Und dann sprechen uns Zeitungen von der Mäßigung dieser Henker, — und wir, wir sollten mit ihnen Mitleid haben? Nein, nie! Weder Pardon noch Schonung! Drauf! drauf! Werde jede Hütte am Tage ein Blockhaus, jeder Busch des Nachts ein Hinterhalt, jede Quelle, jeder Brunnen eine Todesstätte! Ihr Wilddiebe, ihr Jäger, auf den Anstand, der heilige Krieg beginnt! — Was, ihr wollt eure Pferde in unsern Kirchen füttern, ihr wollt aus unseren geschändeten Töchtern die Mägde für eure betrunkenen Soldaten machen, aus unseren Söhnen die Knechte für eure Pferde! Auf darum, ihr Priester, ihr Diener Gottes, ihr alle, welche zu der unsterblichen Seele sprecht, predigt den heiligen Krieg! Ihr Frauen, Mütter, Bräute, Geliebten, ihr, die ihr zu den Herzen sprecht, — predigt den heiligen Krieg! Und ihr bleichen Gesichter der Sieger von 92 und 1814 (!) erhebt euch vor den Augen eurer Enkel, ruft ihnen die Gräuel in's Gedächtniß, welche sie von den Ahnen der Bismarcks und Moltkes zu erdulden hatten! Surgite mortui!“

Am schamlosesten schrieb der französische Jude About über den König von Preußen und die Deutschen: „Dieser fromme König, der Gott alle seine Siege darbietet, diese Krautjunker-Generale, die da prahlen, daß sie uns mit dem Säbel civilisiren werden, diese Apostel des göttlichen Rechtes, die sich die Taschen mit gestohlenen Kronen vollstopfen, diese deutschen Patrioten, die ihre Arme bis an den Ellbogen in deutschem Blute gebadet haben, sind bloße Barbaren in Uniform, als Soldaten verkleidete Räuber, Tartuffes in Rüstung, Basilios in Reiterstiefeln. Lügen, Bestechen, Denunciren sind ihre Lieblingswaffen. Wir kennen jetzt die Race von Schuften, mit der wir jetzt zu thun haben, und da sie uns unseren Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns jetzt ernstlich ange-

legen seyn lassen, zuerst die preußische Armee und hintendrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Kumpane, die hier eingedrungen sind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn sie, wie sie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unser Land verbreitet haben, so ist das um so besser für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dieß Barbarenthum in seinem Nest zu zertreten. Alle Wege werden uns offen stehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg, Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchien, die uns ihr Daseyn verdanken, denn wir haben sie vor etwa 100 Jahren geschaffen. Und dennoch sind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben sich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Diese Kneipenwirthe, diese Kuppler, diese Schmuggler von Baden und Kehl, diese miserablen Schurken, die unsere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unser Geld bei ihnen verschwendeten, sind gekommen, um die Beute des edlen französischen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie sind die Raben des Feindes. Wir werden dem schmutzigen Bettelpack aber alles mit Zinsen vergelten. Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Race im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden sind? Wenn Frankreich die Civilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesammten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Jänner 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit seyn. Wir müssen auf unserer Ostgrenze ein auf hundert Jahre zerrissenes geknebeltes Deutschland haben."

Zum damaligen Blödsinn der Pariser Blätter gehörte auch ein Vorschlag, der ganz ernsthaft vom „Français" gemacht wurde: „Was uns noch retten kann", schrieb er, „ist der Luftballon, der artilleristische Luftballon. Weder Mainz, noch Köln, noch Trier werden unsere Luftballons aufhalten. Unser aëronautes artilleurs werfen Monstrebomben herunter und retten nicht nur Frankreich, sondern erobern auch Deutschland."

Und wo blieb das Oberhaupt des Staates? Man nahm im gesetzgebenden Körper gar keine Notiz mehr von ihm oder nannte ihn nur noch cet homme. Es kam auch kein Befehl, keine Depesche mehr von ihm an. Er hatte factisch aufgehört zu regieren, obgleich man ihn noch nicht förmlich absetzte, weil man es für sicherer hielt, daß einstweilen Palikao noch die kaiserliche Regierung unter Aufsicht des gesetzgebenden Körpers fortsetzte, als eine neue Regierung einzusetzen, was die allgemeine Verwirrung nur noch vermehrt und jede Autorität vernichtet haben würde. Der Napoleonstag (15. August) wurde nicht mehr gefeiert. Ferry sagte im gesetzgebenden Körper, die Abschiedsworte, mit denen Napoleon Metz verließ, „hätten Paris mit Betäubung und Verachtung erfüllt." Als man noch immer besorgte, er könne noch commandiren wollen, mußte Palikao auf's bestimmteste versichern, Napoleon habe in der Armee nicht das geringste mehr zu befehlen, Bazaine allein habe das Commando. Als nachher noch in einem Maueranschlag verkündigt wurde, der Kaiser habe in Chalons die Truppen gemustert, wurden diese Anschläge mit Koth beworfen oder abgerissen. Im gesetzgebenden Körper trug Ordinaire darauf an, „Monsieur Bonaparte solle das Land für die Invasion schadlos halten. (!)"

Von der Kaiserin hieß es, sie habe sich ganz in ihre Gemächer zurückgezogen, wage nicht mehr über die Straße, auch nur in die Kirche zu fahren und liege häufig knieend daheim vor einem Marienbilde. Man erzählte sich, sie habe einen flehentlichen Brief an die Königin Victoria geschrieben und in Brüssel fragen lassen, ob sie durch Belgien entfliehen könne? Endlich wollte man wissen, sie habe ihre Kostbarkeiten nach New-York geschickt.

Kurz, der Kaiser hatte eigentlich thatsächlich schon abgedankt und Paris befand sich in der Gewalt verschiedener Parteihäupter, die alle kein Zutrauen verdienten. Der alte Palikao wußte nicht ohne Geschicklichkeit den Chauvinismus und Bonapartismus immer noch aufrecht zu erhalten, indem er den andern Parteihäuptern der

Republikaner und Orleanisten begreiflich zu machen wußte, daß man keine Revolution in Paris begünstigen dürfe, weil es sonst unmöglich seyn würde, die zur Vertheidigung der Hauptstadt so nothwendige Ordnung zu erhalten. Jene andern Parteihäupter selbst konnten nicht zweifeln, es werde doch mit dem Napoleonismus bald zu Ende seyn, vermieden daher einen voreiligen Kampf und suchten nur Zeit zu gewinnen. Daher von Seiten der Minister die vielen Lügenberichte von der Armee und von der heroischen Stimmung in ganz Frankreich und die verhältnißmäßige Geduld, mit welcher der gesetzgebende Körper dieselben anhörte.

Palikao gab fast täglich im gesetzgebenden Körper befriedigende Versicherungen, es stehe Alles gut. Die kurze Einnahme des kaum vertheidigten Saarbrücken hatte der Kaiser selber schon als einen glänzenden Erfolg gerühmt.*) Die furchtbare Niederlage der Fran-

*) Man schrieb aus St. Petersburg: „In lustiger Weise hat sich wieder einmal der General Fleury, der französische Botschafter am hiesigen Hofe, blamirt. Nach der glorreichen Einnahme Saarbrückens durch das Frossard'sche Armeecorps rechnete unser guter General mit solcher Bestimmtheit auf einen weiteren großen französischen Sieg, daß er denselben durch ein großes Festdiner zu feiern beschloß. Bereits waren die Einladungen ergangen, namentlich sehr zahlreich nach dem Gardelager von Krasnoje Selo, bereits die Säle geschmückt und die Colossalbüste Napoleons III. mit Lorbeern umkränzt, bereits waren ganze Wagen von Champagner in das Gesandtschafts-Hôtel gebracht (tout comme chez nous), da traf plötzlich das Telegramm ein, welches die Erstürmung Weißenburgs durch die Südarmee meldete. Denselben Tag, einige Stunden später, sollte das Diner stattfinden. Sie können sich die Bestürzung, die im Gesandtschafts-Hôtel herrschte, denken. Der Stadttelegraph wurde selbstverständlich in Anspruch genommen, um die Einladungen zu redressiren und — nun die ganze Geschichte an die laute Glocke zu hängen. — In Wien geschah das Nämliche. Hier wollten vornehme Preußenfresser aus Freude über den angeblichen Sieg der Franzosen eine große Champagnerschlacht schlagen, als die Nachricht von der Weißenburger Schlacht die Herren nöthigte, das Fest schnell wieder abzubestellen.

zosen bei Wörth wurde von Palikao im gesetzgebenden Körper mit affectirter Gleichgiltigkeit nur eine kleine Schlappe genannt. Dann log er, vor der kleinen Vogesenfeste Pfalzburg seyen 1300 Preußen gefallen. Die Niederlage bei Mars-la-Tour kündigte er als einen großen Sieg Bazaine's über Friedrich Karl an und erklärte am 17. August im gesetzgebenden Körper: „Die Preußen haben es aufgegeben, die Rückzugslinie der französischen Armee zu durchschneiden und die Vereinigung unserer Armeecorps zu verhindern," gerade in denselben Tagen, in denen ihre Vereinigung wirklich verhindert wurde. Von der noch schrecklicheren Niederlage bei Gravelotte behauptete er, Bazaine habe hier die Preußen in die Steinbrüche von Chaumont geworfen. Zur Feier dieses angeblichen Sieges sah man Paris sogar hin und wieder beflaggt. Als nachher aber gar keine Nachrichten von Bazaine mehr ankamen, weil die Preußen ihm alle Verbindung mit Paris abgeschnitten hatten, entschuldigte sich Palikao damit, Bazaine sey allzu sehr beschäftigt, um Nachrichten geben zu können. Als die preußische Reiterei schon bis in die Nähe von Paris kam, erklärte Palikao wörtlich, „die Preußen breiteten sich über das Land aus, um glauben zu machen, sie nehmen ein größeres Terrain ein, als es der Fall ist."

Man spielte gegenseitig im gesetzgebenden Körper nur Komödie und bekümmerte sich viel weniger um den Feind, den man doch nicht mehr aufhalten zu können glaubte, als um das, was man gern aus Frankreich machen wollte, wenn erst der Napoleonide vertrieben seyn würde. Der alte Thiers arbeitete unter der Hand für die Orleaniden. Die Republikaner dagegen, Gambetta, Favre, Picard ꝛc. suchten die Gewalt in die Hände zu bekommen durch Wahl einer Vertheidigungscommission aus dem Schooß des gesetzgebenden Körpers, was ein neuer Wohlfahrtsausschuß wie 1793 geworden wäre. Noch drangen sie nicht durch.

Die Orleaniden glaubten sich in Erinnerung bringen zu müssen. Ein Schreiben des Herzog von Aumale an den Kriegsminister ver-

langte für diesen Prinzen und für den Herzog von Chartres Anstellungen in der Armee, „gleichviel in welcher Charge“, wurde aber abgewiesen. Auch der Herzog von Joinville empfahl sich in einem Schreiben, welches Estancelin im gesetzgebenden Körper vorlas. Thiers tadelte auf's heftigste die Unfähigkeit des letzten Napoleoniden und empfahl damit indirekt die Orleaniden. Die Republikaner traten ihm stürmisch entgegen und Gambetta rief, nur ein republikanischer Krieg (eine Massenerhebung) könne Frankreich retten. Estancelin fühlte sich durch eine moquante Miene des Herrn Chevandrier de Valdrome so indignirt, daß er von der Tribüne herunterstieg und ihm eine Ohrfeige versetzte. Jener gab sie ihm zurück und es entstand ein allgemeiner Tumult.

Im ersten Eifer hatte man den General Baraguay d'Hilliers, einen tüchtigen Mann, zum Militärgouverneur der Stadt Paris ernannt. Den konnte aber der alte abgefeimte Palikao nicht leiden und drückte ihn weg. Er wurde einstweilen durch den General Soumaine ersetzt, an dessen Stelle aber die öffentliche Meinung den General Trochu berief. Dieser stand in großer Achtung bei der Armee, hatte bald nach dem böhmischen Kriege in einer vielgelesenen Flugschrift die ungenügende Armeeorganisation Frankreichs scharf kritisirt und sich dadurch des Kaisers Ungnade zugezogen. Jetzt erst dachte der Kaiser wieder an ihn und obgleich Napoleon III. nichts mehr zu sagen hatte, mußte Palikao der öffentlichen Meinung nachgeben und so erhielt Trochu den Oberbefehl über alle Wehrkräfte in Paris. Auch der bekannte republikanische General Changarnier wurde vom Kaiser wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit vorgezogen, nach Metz berufen und dem Generalstab zugetheilt.

Trochu bediente sich in seinen Befehlen niemals des kaiserlichen Namens, sondern handelte wie ein Dictator, weshalb er sich bald den Haß der Bonapartisten zuzog. Aber auch die Republikaner waren nicht nach seinem Geschmack, weshalb sich Thiers viele Mühe gab, ihn zur orleanistischen Partei hinüberzuziehen. Darin

wenigstens war Trochu mit den bonapartistischen Chauvinisten, den sog. Mameluken, an deren Spitze Palikao stand, und mit der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers einverstanden, den republikanischen Pöbel niederzuhalten und Paris soweit zu armiren, daß es sich nicht auf Gnade und Ungnade zu ergeben brauchte, sondern noch einigermaßen imponiren konnte. Man armirte die Forts von Paris und der alte Thiers that sich nicht wenig darauf zu gute, daß er unter der Regierung Ludwig Philipps zuerst auf den Gedanken gekommen war, Paris mit verschiedenen kleinen Forts zu umgeben. Auch warf man neue Schanzen vor der Stadt auf, woran aber nur einige tausend Menschen arbeiteten, während die große Menge zusah und die Sache nichts weniger als ernst nahm. Denn der Pöbel und die lüderlichen Dirnen tranken, sangen, tanzten und trieben ihren gewöhnlichen Unfug umher, bei dem sich namentlich auch die Mobilgarden betheiligten. Trochu verlegte diese Mobilgarden außerhalb der Stadt nach St. Maur, wo sie aber am 24. August rebellirten, weil sie des Abends ihren gewöhnlichen Vergnügungen in Paris nachgehen wollten. Trochu mußte Ernst gegen sie gebrauchen. Er hatte noch einen Kern von Truppen um sich, welche zuverlässig waren und denen sich die 50,000 Mann zugesellen sollten, die als Landungstruppen mit der zweiten Abtheilung der französischen Flotte von Cherbourg aus hatten an die deutschen Küsten segeln sollen, nach den Niederlagen aber in Frankreich zurückbehalten wurden.

Der Epuration der Hauptstadt von gefährlichen Elementen ließ man eine durchaus ungefährliche vorangehen; die aber geeignet war, jene zu maskiren. Man dekretirte nämlich die Austreibung aller Deutschen aus Frankreich. Ganz Europa faßte diese ausschweifende Maßregel natürlicherweise als eine Verletzung des Völkerrechts, als einen rohen Verstoß gegen alle Humanität, als ein Zeichen jener sittlichen Verwilderung, der Frankreich überhaupt seit einiger Zeit anheimgefallen war, und als eine Bosheit auf, die sich wegen

der im offenen Feld erlittenen Niederlagen an Wehrlosen rächen wolle. Allein es war nur eine Maßregel der Klugheit, die von der damals in Paris herrschenden Partei um so rücksichtsloser ergriffen wurde, als sie wohl wußte, sie würde nicht lange am Ruder bleiben, also ihre Verantwortlichkeit auf die leichte Achsel nahm. Den Chauvinisten lag viel daran, daß der vom Kaiser allein und persönlich verschuldete Krieg als etwas Berechtigtes, als Sache der ganzen Nation aufgefaßt und zu einem Racenkriege gestempelt werde. Die Conservativen und besitzenden Klassen stimmten mit den Chauvinisten wenigstens darin überein, daß sie die Republikaner beseitigen wollten. Nun konnte nichts zweckmäßiger erdacht werden, als die verbissene Wuth der größtentheils socialistischen Gesellschaften angehörigen französischen Arbeiter auf die vielen tausend deutschen Arbeiter, die in Paris lebten und mit ihnen um den Lohn concurrirten, abzuleiten und in den halbthierischen Seelen des verwilderten Pariser Pöbels den Racenhaß aufzustacheln. Auf diese Weise nämlich beschäftigte man den Pöbel und lenkte sein Augenmerk von den Verlegenheiten der Regierung ab.

So wurden nun die armen Deutschen, die bisher ruhig in Paris und andern französischen Städten gelebt und meistens als Kaufleute und Handwerker den Wohlstand Frankreichs hatten vermehren helfen, völkerrechtswidrig vertrieben. Man verglich die Maßregel mit der Vertreibung der fleißigen Protestanten aus Frankreich unter Ludwig XIV. Die Art, wie man dabei verfuhr, war in hohem Grade inhuman. Jung, Architekt der preußischen Gesandtschaft in Paris, wurde drei Tage lang eingesperrt, bis der amerikanische Gesandte Washburne ihn frei machte. Diesem edlen Manne verdankten auch viele andere Deutsche in Paris, nachdem man sie als angebliche Spione mißhandelt und eingesteckt hatte, die Erlaubniß, endlich abzureisen. — „Karl Hillebrand aus Gießen, ein geschätzter Kenner des Dante (und Mitarbeiter des ‚Journal des Débats‘) war seit 20 Jahren kaiserlicher Professor zu Douay,

hat aber nun auch Frankreich verlassen müssen. Nur die Festigkeit des Maire hat ihn vor dem Tode gerettet. Mit zerrissenen Kleidern entkam er der ihn verfolgenden Meute.“ — Der badische Consul Schlenker und der sächsische Consul Stahr, beide in Lyon geachtete Kaufleute, wurden ebenfalls verhaftet, durch eine Vermögensuntersuchung maltraitirt und mitten aus ihrem blühenden Handelsgeschäft fortgejagt.

Selbst das Journal des Débats schrieb damals: „Weil Deutschland zuerst dem jetzigen Kriege den barbarischen Charakter verliehen hat, so haben auch die ausgewiesenen Deutschen nur ihr eigenes Vaterland verantwortlich zu machen.“ Man darf sich also nicht wundern, wenn der französische Pöbel ein Recht zu haben glaubte, die vertriebenen Deutschen auf allen Straßen zu insultiren. Nicht selten wurden arme Familien mit schwangern Frauen und Säuglingen unbarmherzig fortgetrieben, so daß sie an der Grenze elend und halb verhungert ankamen. Der Wiener Presse wurde geschrieben: „Von Brutalität gegen die Deutschen in Paris ließen sich täglich neue Beispiele sammeln. Häuser werden durchsucht, das Unterste zu Oberst gekehrt, die Insassen gequält, und auf den Straßen reicht es aus, irgend Jemand, gleichviel ob Preußen oder Franzosen, zu beschuldigen, er habe Vive la Prusse gerufen, um eine Hetzjagd auf ihn loszulassen, und ihn Rippenstößen, Mißhandlungen und den lästigsten und zudringlichsten Polizeivexationen auszusetzen. — Ein republikanischer Aufruhrversuch, den etwa sechzig mit Dolchen bewaffnete Menschen zu Villette machten, wurde benutzt, um Deutsche der Mitschuld anzuklagen.

In Bordeaux war die Volkswuth so groß, daß der Präfekt den ausgewiesenen Deutschen anzudeuten für nothwendig hielt, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, ein Land, in welchem sie keinen Augenblick sicher seyen und in welchem sie von den Behörden nicht mehr geschützt werden könnten, zu verlassen. Der blinde und barbarische Haß gegen Männer, mit denen sie bis dahin auf dem

besten Fuß gelebt und denen schon die Klugheit jede Herausforderung des französischen Nationalgefühls verboten hätte, ist keineswegs auf den Pöbel beschränkt geblieben; von Seiten einer Anzahl angesehener Kaufleute war der Präfekt allen Ernstes ersucht worden, sämmtliche deutsche Bewohner Bordeaux's (und dieselben zählen nach Tausenden) gefangen nehmen und als Kriegsgefangene in die Citadelle sperren zu lassen. So vollständig waren alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst, daß seit dem Abzug der Truppen der Pöbel der eigentliche Herr der Stadt war, Tag und Nacht tobend die Stadt durchzog, die von Deutschen bewohnten Häuser förmlich stigmatisirte und denselben geradezu unmöglich machte, sich öffentlich zu zeigen. Besonders bemerkenswerth sind dabei noch zwei Umstände; den aus Bordeaux Vertriebenen wurde die Reise über die belgische Grenze ausdrücklich untersagt (die Pariser Ausgewiesenen waren sämmtlich nach Belgien dirigirt worden) und von der Ausweisungsmaßregel einzig zu Gunsten von Württembergern eine Ausnahme gemacht. Während die Norddeutschen unter dem Schutz des nordamerikanischen Consuls standen, der zu ihren Gunsten nicht durchzudringen vermochte, wurden die dem russischen Consul zugewiesenen Württemberger so wirksam vertreten, daß sie vielfach, und soweit sie sich vor der Volkswuth sicher glaubten, in Bordeaux bleiben konnten. — Unter anderm wurde auch in Paris die Lüge verbreitet, in Hamburg seyen alle Franzosen ermordet worden.

Im gesetzgebenden Körper erhoben sich humane Stimmen gegen die brutale Ausweisung aller Deutschen aus Frankreich, als dieselbe in der That beschlossen wurde. Peletan erinnerte an das Völkerrecht und an den Schutz der Deutschen, den die amerikanische und englische Gesandtschaft übernommen hatten. Chevreaux aber, der Minister des Innern, hatte die Stirn, zu behaupten, auch in Preußen seyen alle Franzosen ausgewiesen worden. Eine freche Lüge, um das französische Volk gegen das deutsche zu erbittern. Es konnte ihm nicht unbekannt seyn, daß es weder einer Regierung

noch dem Volke in Deutschland einfiel, den friedlich unter ihm lebenden Franzosen das Geringste zu Leide zu thun.

Aus Algerien wurden die Deutschen nicht vertrieben, doch insofern raffinirt mißhandelt, als sich hier alle Europäer, um vor den dunkelfarbigen Eingeborenen geschützt zu seyn, bewaffnen durften, nur allein die Deutschen nicht. Auch aus Saigon, der französischen Niederlassung im fernen Cochinchina wurden alle Deutschen rücksichtslos ausgewiesen.

Trotz des Widerspruchs im gesetzgebenden Körper und trotz der Protestationen der Gesandten wurde die Maßregel mit größter Strenge und Brutalität durchgeführt. Nicht weniger als 3000 unschuldige Deutsche wurden als angebliche preußische Spione in den Kerker geworfen, darunter auch 150 Oesterreicher, wogegen Fürst Metternich protestiren mußte.

Die schauerliche Unthat, welche eine Horde fanatischer Bauern gegen die Person des Herrn de Monéys, eines gut kaiserlich gesinnten Adjunkten und wohlhabenden Gutsbesitzers zu Beaussac in dem Gironde-Departement, verübte, hieng damit zusammen. Nach den übereinstimmenden Berichten der französischen Blätter wurde der Unglückliche in Folge einer absichtlich ausgesprengten Verdächtigung oder eines zufälligen Mißverständnisses beschuldigt, „Vive la République!“ und „A bas l'Empereur!“ gerufen und außerdem „den Preußen Geld geschickt zu haben.“ Nachdem der sehr friedfertige, allgemein geachtete, erst 32jährige Mann auf das schauderhafteste mißhandelt worden war, schleppten ihn die Bestien auf ein benachbartes Feld, thürmten Reisigbündel über ihm auf und steckten sie in Brand. Da das Holz noch grün war und nicht schnell genug Feuer fing, ward ein Bund Stroh herbeigeholt und angezündet. Die ganze Marterscene währte an zwei Stunden. Von dem Opfer blieben nur einige verkohlte Ueberreste zurück. Der Pfarrer von Hautefaye, wo dieser Gräuel stattfand, wurde, als er zur Rettung des Unglücklichen herbeieilte, mit Stockschlägen zurückgetrieben.

Auch die Presse wurde mißbraucht, um den Racenhaß gegen die Deutschen zu nähren. Die Blätter schrieben, die Preußen zwängen französische Gefangene und geraubte französische Jünglinge, in preußischen Uniformen mit ihnen gegen Frankreich zu dienen, die französischen Truppen sollten daher auch die in Frankreich lebenden Deutschen in allen Gefechten vor sich her treiben, damit sie zuerst von den Kugeln getroffen würden. Der Gaulois druckte ein Schreiben des Prinzen von Joinville ab, worin derselbe die französischen Bauern lobte, die hinterrücks auf deutsche Soldaten schössen. Auch Thiers wollte die ganze Gegend von Paris zur Wüste gemacht wissen, damit die Deutschen nichts zu essen fänden. Der „Charivari" vom 23. September brachte folgende Idee: „Unsere kleinen Dämchen, die augenblicklich durch die Politiker und Neuigkeitskrämer von den Trottoirs verdrängt sind, sollten sie in dem gegenwärtigen Kriege gar keine Rolle spielen können? Unwillkürlich drängt sich diese Frage auf, wenn man nachstehendes Geschichtchen aus vergangener Zeit wiederum liest: Unter der Regierung Philipps V. von Spanien, da die Portugiesen in der Umgebung Madrids lagerten, entschlossen sich die Courtisanen dieser Stadt, ihren patriotischen Eifer zu beweisen. Demzufolge staffirten sich jene unter ihnen, die sich von einer häßlichen Krankheit befallen fühlten, stattlich aus, parfümirten sich und begaben sich in das portugiesische Lager. In weniger als drei Wochen lagen mehr als 6000 Mann dieser feindlichen Armee in den Hospitälern, wo die Meisten von ihnen starben." Die Andeutung des „Charivari" ist verständlich; man muß aber derartige Sachen in den französischen Journalen selbst lesen, um an die Möglichkeit einer so unaussprechlichen Verkommenheit zu glauben.

Der Vertreibung der Deutschen aus Paris folgte am 25. August ein Erlaß des General Trochu betreffend die Austreibung aller Individuen aus Paris, die ohne Existenzmittel sind, sowie aller solcher, die durch Verweilen in Paris die öffentliche Ordnung, Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährden, ferner

derer, welche die getroffenen Vertheidigungsmaßregeln schädigen oder durchkreuzen könnten. Man begreift, wie leicht sich die Austreibung auf alle Personen ausdehnen ließ, die dem Diktator mißliebig waren. Auch ließ er viele Republikaner verhaften, deren Zahl binnen wenigen Tagen schon auf zweitausend stieg. Am 25. wurde aus Paris geschrieben: „Man kann sich die Verzweiflung der Bevölkerung vorstellen bei der Ankündigung Trochus, daß bei der eventuellen Annäherung der deutschen Heere alle Frauen entfernt werden würden. Der General Trochu befindet sich übrigens in offener Feindschaft mit dem Hofe, einem Theile des Ministeriums und der Mehrheit der Kammer, weil er in seinen Proklamationen von der Person des Kaisers Umgang nimmt. Es ist ganz wahr, daß die Kaiserin ihn aufgefordert hat, seine Entlassung einzureichen, und daß er der Regentin mit einem kategorischen Nein antwortete. Seitdem Rouher bei dem Kaiser war, treten die Anhänger der Dynastie wieder sehr dreist auf, während die Opposition offenbar an Einfluß und an Terrain verliert. Wir wollen sehen, wer das letzte Wort behält. Auf beiden Seiten hat es von vornherein an Energie und Consequenz gefehlt. Man hatte weder den Muth, die Dynastie abzusetzen, noch den Muth, sich fest um sie zu schaaren; das Eine und das Andere hätte einen großartigen Charakter gehabt. Man beschränkte sich darauf, sie zu demüthigen, was sie und ihre Anhänger sich in der Hoffnung einer Revanche gefallen ließen. Gelingt es ihnen, Trochu zu beseitigen, so erleben wir einen Staatsstreich und höchst wahrscheinlich in dessen Folge die Rückkehr des Kaisers nach Paris unter dem Vorwande, je nach den Umständen die Vertheidigung von Paris oder die Unterhandlungen mit dem König Wilhelm zu leiten. So wird in den dynastischen Kreisen gemunkelt, wo denn auch gleichzeitig Anstrengungen zur Verbreitung der Ueberzeugung gemacht werden, das siegreiche Berliner Kabinet würde die Aufrechterhaltung der Dynastie jeder neuen Regierung und Staatsform vorziehen und dem Kaiser weniger harte Bedingungen vorschreiben,

als einer revolutionären oder provisorischen Regierung. So erklärt es sich auch, daß in den direkt vom Hofe inspirirten Blättern der König Wilhelm persönlich nicht mehr beleidigt wird, und die Worte, die sich ein französischer Diplomat im Auslande entschlüpfen ließ: „Es ist einzig der König von Preußen, der die Dynastie retten könnte.“

Während die Regierungsblätter fortfuhren, neue Siegesfabeln auszustreuen, ließ General Trochu's Erlaß die nahe Ankunft des deutschen Heeres vor Paris deutlich errathen. Dieser Erlaß, sowie die gleichzeitig eingehende Nachricht, daß der Feind in Chalons erschienen sey, erzeugten unter der Bevölkerung eine lebhafte Aufregung. Vor dem gesetzgebenden Körper sammelten sich Gruppen, um aus der Sitzung heraus Neuigkeiten über die Lage zu erhalten. Palikao erschien aber nicht. Die Versammlung berieth einen Antrag von Jules Ferry, welcher die Aufhebung des Gesetzes von 1834 über das Monopol der Waffenfabrikation bezweckte. Im Namen der Kommission schlug Mangnin die Ablehnung desselben vor. Ferry vertheidigte darauf den Antrag. Er wies die Einwendung zurück, daß die Freigebung der Waffenfabrikation den Staatsarsenalen alle Arbeiter entziehen würde; diese Arbeiter seyen fast sämmtlich Soldaten. Erstaunt und erschreckt müsse man seyn, wenn man höre, daß ein Privatmann nicht das Recht habe, mehr als zwei Kilogramme Pulver im Hause zu haben. Ein Büchsenmacher, welcher sich erboten habe, sofort 20,000 Chassepots zu liefern, sey mit seinem Angebot abgewiesen worden. Die Weigerung der Regierung, den Antrag anzunehmen, könne nur den Sinn haben, die Nationalvertheidigung zum Vortheil der dynastischen Interessen lahm zu legen. Die Rechte murrte, die Linke zollte Beifall. Regierungskommissär General Allard erklärte, daß die Privatindustrie nicht im Stande sey, in diesem Augenblicke die nothwendigen Waffen zu liefern. Picard: Die Geschichte wird nicht begreifen, daß wir gegenwärtig das Gesetz von 1834 und die Frage

diskutiren, ob und wie man die Bürger bewaffnen solle, heute, wo General Trochu in seiner Proklamation erklärt, daß der Feind drei Tagemärsche von der Hauptstadt stehe (heftige Unterbrechung von der Rechten und den Ministerbänken). Wahrlich wir werden das Gelächter der Welt werden. Minister Busson=Billault: Herr Picard hat die Proklamation des Generals Trochu falsch verstanden. Der Gouverneur von Paris beschränkt sich darauf, einen Gesetzartikel in Erinnerung zu bringen, welcher ihn ermächtigt, die unnützen Esser auszuweisen, sobald er es für passend erachtet, oder sobald der Feind 3 Tagemärsche entfernt ist. Jules Favre: Sagen Sie uns, wo er ist. Minister Busson=Billault: Ich weiß darüber nichts. (Oho!) Ich kenne nicht seinen Plan. (Lärm und Gelächter.) Aber ich weiß, daß die Hauptstadt sich energisch vertheidigen und daß ihr Patriotismus auf der Höhe der Umstände seyn wird. Picard: Die Regierung weist uns auf ein Gesetz, welches uns verbietet, Waffen zu kaufen oder zu besitzen. Nun wohlan, dieses Gesetz werde ich verletzen, ich. (Zur Linken: Wir alle werden es verletzen!) Schließlich wird der Antrag Ferry's mit 74 gegen 61 Stimmen abgelehnt. Graf Keratry beantragt, daß die Kammer sich noch heute als geheimes Comité konstituire; Gambetta verlangt dasselbe für morgen; er verlangt, daß einer der Sekretäre des Generals Trochu oder dieser selber für morgen zum Erscheinen aufgefordert werde, damit man von ihm Erklärungen über die Lage verlangen könne. Minister Busson=Billault: Wir sind dazu hier, um alle Erklärungen zu geben. Estancelin: Das genügt uns nicht; ich schließe mich dem Verlangen meines Freundes Gambetta an; ich beantrage, daß General Trochu morgen vor das geheime Comité berufen werde. (Lärm zur Rechten.) Präsident Schneider: In jedem Fall ist heute Abend also kein geheimes Comité. Keratry: Doch! Ich verlange es für heute Abend. (Nein! Nein! zur Rechten.) Wenn Sie es nicht wollen, so werde ich in öffentlicher Sitzung sagen, was ich im geheimen Comité sagen wollte. Der Präsident

stellt den Antrag Keratrys zur Abstimmung; nach anfänglichem Zögern erhebt sich auf die Vorwürfe der Linken auch die Rechte dafür. Schneider: Die Kammer konstituirt sich also als geheimes Comité; die Tribünen sind zu räumen. Damit schloß um 6 Uhr Abends die öffentliche Sitzung; es folgte eine geheime. — Das Comité für die Vertheidigung von Paris hatte verfügt, daß bei dem weiteren Herannahen der preußischen Invasion alle Getreidevorräthe des Departements Seine-et-Marne, die nicht bei Zeiten nach Paris geschafft wären, von Amtswegen verbrannt werden sollen, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fallen. In Folge dieser Anordnung flüchteten ununterbrochen ganze Züge von Landleuten mit ihren Ernten nach der Hauptstadt. — Ein Rundschreiben des Unterrichtsministers an die Präfekten wies sie an, nicht nur sämmtliche Lyceen, Collegien und Normalschulen, sondern auch alle Gemeindeschulen in Spitäler umzuwandeln. In den Departements, wo die Ferien noch nicht begonnen hatten, wurden sie vorgerückt, wo sie bald zu Ende gehen sollten, wurden sie verlängert. Das Amtsblatt veröffentlicht ein Dekret, wodurch die Senatoren Behic und Mellinet, die Abgeordneten Daru, Dupuy und Talhouet zu Mitgliedern des Vertheidigungsausschusses ernannt wurden. An Darus Stelle war ursprünglich Thiers ernannt. Er wollte aber nur eine Delegation von Seite der Kammer, nicht eine Ernennung durch die Kaiserin annehmen.

Die Republikaner arbeiteten sich vergebens ab gegenüber den Bonapartisten. Es half nichts, wenn auch die Liberté das Ministerium für absolut regierungsunfähig erklärte. Das Ministerium hatte durch Rouher, welcher heimlich zum Kaiser reiste, von diesem Instructionen mitgebracht. Trochus vielleicht nur scheinbare Diktatur kam dem Kaiser zu statten, sofern sie durch Verweigerung der allgemeinen Volksbewaffnung und durch Ausweisungen die Republikaner im Zaum hielt. Nur regelmäßige Truppen sollten Paris vertheidigen und nur respektable Nationalgarden, nicht die Massen.

Nur die Altersklassen von 25—35 Jahren wurden einberufen und sämmtliche außer Dienst befindliche, jedoch noch kampffähige Offiziere und Generale. Als es nun doch mit der Vertheidigung Ernst zu werden schien und der Feind immer näher kam, flohen vom 26. bis 28. August nicht weniger als 80,000 Menschen aus Paris hinweg, theils Reiche, die sich in Sicherheit bringen wollten, theils Arme, die man auswies. Unter andern ließ Trochu eine Menge Damen des Demimonde in ihrem vollen Putz aufgreifen und mit vielem gemeinen Gesindel ausweisen. Bald darauf wurde aus dem Großherzogthum Luxemburg gemeldet, es fange daselbst zu wimmeln an von wilden Schweinen aus den Ardennen, die der Kanonendonner vertrieben habe, und von feilen Dirnen aus Paris. Auch die Gefängnisse wurden geleert und die Verbrecher in die Provinzen vertheilt.

In diesem Stadium verkündete Palikao immer noch, die französischen Heere seyen siegreich, und Trochu sprach seine feste Ueberzeugung aus, Paris werde jeden Angriff der Feinde zurückweisen. Sie konnten unmöglich selber daran glauben, aber sie hofften, durch ihr zuversichtliches Auftreten die Autorität der Regierung und die Ordnung in Paris aufrecht erhalten und, wenn es zu Unterhandlungen mit dem Feinde käme, auch diesem noch imponiren und möglichst günstige Bedingungen von ihm erlangen zu können.

Die Reichen flohen mit ihren Kostbarkeiten massenhaft nach England und Belgien und die Bourgeoisie zitterte in Paris mehr vor dem Pöbel als vor dem Kriege. Indessen nahm die Bevölkerung der Hauptstadt weder durch die gewaltthätigen Ausweisungen, noch durch die freiwilligen Auswanderungen ab, sondern wurde durch die von allen Seiten herbeigezogene Mobilgarde und durch zahlreiches Landvolk ersetzt, welches mit seinem Vieh, seiner Ernte und seinen Habseligkeiten auf tausenden von Wagen nach Paris flüchtete. Für Lebensmittel wurde überdies noch durch englische Spekulanten gesorgt, welche trotz der Neutralität Englands unge-

heure Massen von Viktualien aus den englischen Häfen nach Paris beförderten.

In dem Augenblicke, in welchem die Regierung die Vertreibung der Deutschen verfügt hatte, um am Racenhaß der französischen Bevölkerung einen Bundesgenossen zu finden, konnte und durfte sie auch nicht mehr verhindern, daß auf allen Straßen wieder die Marseillaise gesungen wurde. Noch bis auf wenige Tage vorher war das Absingen dieses Liedes Jahrzehntelang bei strenger Strafe verboten gewesen.

Die Kommission arbeitete ziemlich rührig, um die Vertheidigung der Hauptstadt vorzubereiten. Da sollten schon bis zum 26. August 80,000 Nationalgarden fix und fertig dastehen, da es doch noch an Waffen und Uniformen fehlte. Die N. Pr. bemerkte: „Man setzt Paris in den Vertheidigungszustand, zunächst um es zu beschäftigen, zu präoccupiren und dann, um es im Falle eines Aufstandes besser niederhalten zu können.“ Die reichen Personen zeigten wenig Kriegslust. Der Kaufpreis für einen Einsteher im Militär stieg bis auf 10,000 Franken.

Um die Vertheidigungskosten zu bestreiten, wurde in aller Eile eine Anleihe von 750 Millionen gemacht. Der österreichische Volksfreund schrieb: Frankreich stürzt mit einem Male von seiner stolzen Höhe, die sich nun freilich auch als eine erschwindelte herausstellt. Diplomatisch blamirt, militärisch geschlagen — da fehlte zur herrlichen Dreiheit noch der finanzielle Bankerott, und die Einleitung dieses ehrenhaften Verhältnisses verdankt Frankreich dem neuen Ministerium Palikao. Herr Magnin, der große Finanzmann, hat nicht besser debutiren zu können geglaubt, als indem er für die Banknoten den Zwangskurs verfügte. Diese Maßregel, welche unter allen Umständen stets einen partiellen Bankerott involvirt, ist um so exorbitanter, als sie in ihren Wirkungen mit Nothwendigkeit jene zahlreiche Klasse französischer Renteninhaber direkt beschädigt, deren Erhaltung bei guter Laune bisher ein unverrücktes Streben der

wechselnden französischen Regierungen gewesen ist. Und da man gleichzeitig sich zu einer neuen Anleihe von 1000 Millionen entschlossen hat, mithin auf die Betheiligung gerade dieses Kapitalistenpublikums spekulirt, so beweist auch diese Maßregel, daß die Dinge in Frankreich auf einem äußersten Punkte angelangt sind. Denn diese beiden Maßregeln stehen zu einander in schneidendem Widerspruch. Die Anleihe setzt Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit voraus und durch den Zwangskurs erschüttert man dieses nothwendige Vertrauen.

Achtes Buch.

Die dritte Republik.

Die Katastrophe von Sedan wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Paris. Graf Palikao, der hier bisher den Meister gespielt hatte, mochte wohl fühlen, daß er den Napoleonismus in Frankreich nicht mehr aufrecht erhalten könne, sobald Napoleon selbst gefangen war. Nachdem er nur allzu lange immer versichert hatte, es stehe gut mit den französischen Armeen im Felde, konnte er endlich das Lügensystem im gesetzgebenden Körper und vor der ungeduldigen Bevölkerung der Hauptstadt nicht mehr fortsetzen. Er mußte vor dem erstern als Minister und in einer Proklamation an das Volk die Niederlagen von Sedan und von Metz eingestehen.

Der gesetzgebende Körper war in der Nacht vom 3. auf den 4. September versammelt und nahm aus Palikao's Munde die traurigen Nachrichten entgegen. Auf diese Mittheilung hin reichte der Abgeordnete Favre den Antrag ein, wonach der Kaiser und seine Dynastie aller ihrer Rechte für verlustig erklärt, und eine gesetzgebende Kommission mit Regierungsbefugnissen eingesetzt werden sollte, die den Auftrag hat, den Feind vom französischen Gebiet zu vertreiben.

Die Kammer, nachdem sie mit eisigem Schweigen die Vorlesung dieses Antrages angehört, beschloß sich bis Sonntag Mittags

zu vertagen. Inzwischen aber hatten sich diese Nachrichten bereits auf der Straße verbreitet. Schon um 8 Uhr (Sonnabends) begann die Anhäufung zahlreicher Volksmassen auf den Boulevards. Neben dem Ruf: „Es lebe Trochu!" hörte man die ominösen Worte: „Des armes! — La déchéance!" Wie eine Lawine angeschwollen, erreichte die Menge das Commandanturgebäude, wo nach Verlauf einiger Zeit General Trochu auf dem Balkon erschien.

„Wir wollen Nachrichten, la déchéance!" rief man ihm zu.

„Meine Herren, ich habe keine anderen Nachrichten, als diejenigen, welche Sie bereits kennen!"

„Die Thronentsetzung!" erschallte es von Neuem.

„Was Sie da von mir verlangen", erwiderte Trochu, „überschreitet meine Befugniß. Nur die Kammer hat über das Geschick des Landes zu entscheiden; ich habe nur Paris zu vertheidigen und bin entschlossen, dieß bis zum Aeußersten zu thun."

„Es lebe Trochu! nach der Kammer", und tausend Stimmen antworteten: „Ja, nach der Kammer."

Jetzt hörte man auch den Ruf: „Es lebe die Republik", obgleich die große Masse noch immer das Feldgeschrei: „Es lebe Frankreich! nach der Kammer, nach der Kammer" festhielt.

Mit diesem Ruf wälzte sich die Menge nach dem Palais Bourbon. Von allen Seiten strömten neue Massen hinzu. Die verschiedenartigsten Gerüchte circuliren, endlich erscheint Herr Gambetta auf der Treppe, um die Menge anzureden. Nachdem es ihm mit Mühe gelungen, sich verständlich zu machen, ermahnt er das Volk zur Ruhe. Die Menge antwortet: Gambetta hoch! Gambetta: „Nein! es lebe Frankreich!" Die Menge antwortet: Hoch die Republik! Gambetta bittet: Die Kammer muß frei berathen, ziehet euch zurück! Laßt die Zugänge zur Kammer frei! Die Menge trennte sich. Aber eine halbe Stunde später, gegen 10½ Uhr, hatten sich neue Massen gebildet, welche riefen: Nieder mit der Dynastie! Es lebe Frankreich! Frankreichs Trikolore flatterte an ihrer Spitze.

Beim Theatre Gymnase stieß die Menge auf Stadtsergeants, die Feuer gaben; sie stob auseinander, aber um sich wieder zu sammeln. Man rief: Nach dem Stadthaus! Nieder mit der Dynastie! Die Polizei sprengte die Leute wieder auseinander. Inzwischen hatten die Abgeordneten Privatbesprechungen gepflogen. Nach Mitternacht begann die öffentliche Sitzung.

Palikao verlangte Vertagung der Berathung; Präsident Schneider schlug vor, Sonntag Mittags zusammenzutreten. Ueberlegung sey nöthig. (Rufe: Ja! Nein! Nein!). Jules Favre erhob sich. Gegen die Vertagung habe er nichts, aber er lege den Antrag vor, daß die Dynastie abgesetzt, eine Commission eingesetzt und Trochu's Vollmachten bestätigt werden. Die Kammer trennte sich, ohne ein Wort der Einwendung gegen diesen Antrag.

Um Mitternacht wurde dem Volke die Proklamation der Minister verlesen und diesem wurde nun die Niederlage der Armeen in ihrem ganzen Umfange bekannt. Die Minister hatten noch die Vorsicht gebraucht, die Zahl der Gefangenen von Sedan um die Hälfte geringer anzugeben. Aber auch das war dem Volke schon viel zu viel. Bei den Worten: „40,000 Soldaten sind gefangen worden", brach ein Sturm schmerzlicher Ueberraschung aus. „General Wimpffen hat eine Kapitulation unterzeichnet" — fuhr der Vorleser fort. „Feigling! Elender!" heulte die Menge. „Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht worden." „Bravo!" rief das Volk und klatschte mit den Händen, als ob Alles gut wäre in Frankreich. Der Rest der Proklamation wurde kaum mehr gehört. Einige appellirten an den Patriotismus der Menge. „Ja, ja!" hieß es. „Rache. Hoch Frankreich! Zu den Waffen!" Die Exaltirtesten wollten Paris aufwecken, Sturm läuten, die Lärmkanone lösen; andere in Masse nach dem gesetzgebenden Körper ziehen. Die Klügsten wollten abwarten. Die Besonnenheit behielt noch die Oberhand und gegen drei Uhr Morgens waren die Straßen ruhig.

Am folgenden Tage Sonntag, 4. September, erwartete Alles

die entscheidende Sitzung der Kammer. Sie sollte um Mittag eröffnet werden. Von zehn Uhr ab begannen Nationalgardebataillone und Milizen nach dem Palaste Bourbon zu marschiren, um 12 Uhr war der Eintrachtsplatz schon so voll, daß die nach der Sitzung eilenden Abgeordneten kaum durchdringen konnten. Auf der Brücke stationirte eine Gensdarmerie-Escadron und Stadtsergeanten, die das Volk und die Milizen nicht passiren lassen wollten. Stadtsergeanten zogen ihre Degen und ein Nationalgardist wurde verwundet. Man trug den Patienten in das Palais des General Trochu, der der Nationalgarde den Befehl ertheilte, sich mit Waffen vor die Kammer zu begeben. Die Milizen gingen nun mit aufgepflanztem Bajonette auf die berittene Gensdarmerie zu und befahlen ihr, sich zurückzuziehen, widrigenfalls man sie mit Waffen vertreiben werde. Nach einigem Zögern machte die Gensdarmerie Kehrt, und nun drang das Volk, Soldaten, Milizen, Bürger, Weiber und Kinder, alles bunt unter einander vor den Palast des gesetzgebenden Körpers, wo ein Linieninfanterie-Bataillon postirt war, welches das Publikum, die Gewehrkolben in die Luft schwingend, begrüßte. Unterdessen hatte sich der erste Akt der letzten Sitzung des gesetzgebenden Körpers abgespielt. Um 1 Uhr betrat Präsident Schneider sein Fauteuil. Die Zugänge waren durch Dragoner und Gensdarmen besetzt. Aber die Minister und der gesetzgebende Körper selbst hatten nicht mehr Autorität genug, um die Abschaffung der Monarchie und die Proklamation der Republik zu verhüten. Nach seiner Gefangennehmung konnte Napoleon III. auch seinen bisherigen Günstlingen nichts mehr nützen und sie verließen ihn eben so undankbar, wie der erste Napoleon von den seinigen verlassen worden war. Favre erneuert seinen Antrag auf Absetzung der Dynastie. Auch Glais-Bizoin und Raspail verlangen die Absetzung. Keratry greift Palikao an, daß er Dragoner, statt Nationalgarde vor dem Hause aufgestellt; er habe damit Trochu's Rechte verletzt. Palikao vertheidigte sich und stellte schließlich den Antrag,

ein Conseil von 5 Mitgliedern und ihn zum Generalgouverneur dabei zu ernennen. Rufe: Wie? Was bedeutet das? Jules Favre: Sein Antrag sey früher gestellt und gehe vor. Thiers erhob sich und beantragte: Die Kammer ernennt eine Commission für die Regierung und die Nationalvertheidigung. Eine Constituante wird, sobald die Ereignisse es gestatten, einberufen werden. Palikao erklärte, das Kabinet widersetze sich dem nicht, daß das Land nach der gegenwärtigen Krisis befragt werde. Auf Vorschlag Gambetta's beschloß die Kammer en bloc die Dringlichkeit für die drei Anträge Favre, Palikao und Thiers und die Ueberweisung derselben an eine und dieselbe Commission. Die Deputirten zogen sich in die Abtheilungen zurück, um sogleich das Resultat ihrer Berathungen in öffentlicher Sitzung zu besprechen: 195 Abgeordnete sprachen in den Abtheilungen die Thronentsetzung Bonaparte's aus.

Unterdeß aber hatte sich das Volk gewaltsam eingedrängt und massenhaft die Tribünen besetzt. Der Präsident Schneider, Gambetta, Jules Favre u. s. w. redeten zum Publikum; doch umsonst. Alle Worte wurden durch das donnernde: Es lebe die Republik! die Absetzung! übertönt. Die Abgeordneten der Mehrheit verschwanden allmälig, nur die Linke und der unerschütterliche Präsident blieben auf ihren Posten. General Palikao kehrte zweimal in den Sitzungssaal zurück, versuchte sogar zu sprechen, mußte aber dem Donner der Volksstimme weichen. Endlich wurde auch der Sitzungssaal von Volksmassen überschwemmt; Abgeordnete, Arbeiter und Soldaten kamen unter einander, worauf Schneider die Sitzung aufhob. Ein Gassenjunge ergriff die Präsidentenklingel und schien alle Welt taub machen zu wollen. Jede Berathung wurde unmöglich, kaum konnte man die feierliche Thronentsetzung Louis Napoleons und seiner Familie auf ewige Zeiten, von Jules Favre und Gambetta ausgesprochen, vernehmen. Und nun hieß es: zum Stadthause! denn dort müsse die Republik ausgerufen werden. Die Abgeordneten der Linken setzten sich in Wägen und hunderttausend

Menschen begleiteten sie. Vor dem Stadthause angekommen, harrte ihrer schon eine unübersehbare Volksmasse. Der provisorische Seinepräfekt übergab das Stadthaus sogleich den Abgeordneten Arago, Gambetta, Ferry und Jules Favre. Das Volk drang in das Innere, füllte alle Gemächer an und in einer Viertelstunde war die umlaufende Liste mit den Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung durch Akklamation gutgeheißen. Rochefort befand sich jedoch nicht darauf; erst als das Geschrei: Hoch Rochefort! allgemein wurde, setzten die Regenten noch diesen Namen hinzu. Man eilte nach dem politischen Gefängniß St. Pelagie, alle Verhafteten wurden herausgelassen, und um 4 Uhr kam Rochefort, begleitet von Tausenden, im Stadthause an. Die Tuilerien wurden um 2 Uhr von Mobilgardisten und Nationalgardisten eingenommen. General Mellinet harrte hier mit einem Bataillon kaiserlicher Garde. Ein Mobilgardist mit weißer Fahne näherte sich dem General und verlangte im Namen des souveränen Volkes die Uebergabe des Nationalpalastes. General Mellinet erwiderte, daß er sich zurückziehen wolle, sobald sich die Nationalgarde installirt haben würde, um die Tuilerien zu überwachen. Er deutete auf den Pavillon, wo die Fahne, welche die Anwesenheit der Kaiserin bedeutet, nicht mehr wehte.

Unterdeß wurde auf dem berühmten Stadthause, welches schon so oft revolutionäre Regierungen hatte entstehen sehen, zum dritten Mal die Republik proklamirt und frischweg noch in derselben Nacht die neue Regierung eingesetzt, von einer Hand voll Republikanern des zersprengten gesetzgebenden Körpers und ihren Gesellen, namentlich dem plötzlich aus seinem Gefängniß befreiten Rochefort, gutgeheißen nur vom lärmenden Straßenpöbel der Hauptstadt ohne irgend eine Legitimation durch Vertreter der gesammten Nation. Die neue Regierung legitimirte sich lediglich selbst durch eine Proklamation an das Volk am 5. September. Dieselbe lautete: „Franzosen! das Volk hat die Kammer hinter sich zurückgelassen, welche nur zögernd für die Rettung des gefährdeten Vaterlandes arbeitete.

Das Volk hat die Republik verlangt, es hat seine Vertreter nicht auf die Höhe der Macht gestellt, sondern sie in Mitten von Gefahren eingesetzt. Die Revolution vollzieht sich im Namen des Rechts und der allgemeinen Wohlfahrt. Bürger! Wachet über der Stadt, die euch anvertraut ist, morgen werdet ihr zusammen mit der Armee die Rächer des Vaterlandes seyn!"

Das Kaiserthum war abgeschafft, der gesetzgebende Körper tumultuarisch abgeschafft. Der Senat, den man ganz vergessen zu haben schien, ging, nachdem er protestirt hatte, freiwillig auseinander und rettete sich dadurch den Anspruch, zu gelegener Zeit wieder zusammentreten und zum Kernpunkt einer legitimen Regierung dienen zu können.

Die Amtszeitung der neuen Regierung proklamirte ihre Mitglieder: Trochu Präsident, zugleich mit militärischen Vollmachten für die Nationalvertheidigung; Favre Auswärtiges; Gambetta Inneres; Leflô Krieg; Tourichon Marine; Crémieux Justiz; Simon Unterricht und Cultus; Darian öffentliche Arbeiten; Magnin Finanzen.

Das „Journal officiel" veröffentlichte ferner ein Dekret, welches den gesetzgebenden Körper auflöst, den Senat, sowie die Stellung eines Vorsitzenden des Staatsraths abschafft. „Die Fabrikation und der Handel mit Waffen ist völlig freigegeben. Etienne Arago ist zum Maire von Paris, Floquet und Brisson sind zu seinen Adjunkten ernannt. Steenackers übernimmt die Direktion der Telegraphen. Eine vollständige Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen ist erlassen.

Die Commission für die Nationalvertheidigung besteht aus sämmtlichen Deputirten von Paris, Rochefort eingerechnet. Trochu ist Vorsitzender, Favre dessen Stellvertretender, Ferry Sekretär. Die Ordnung ist nirgends gestört worden."

Thiers hielt sich schlau zurück, er wußte wohl, daß die neue Regierung von kurzer Dauer seyn würde, und sparte sich für die

Orleans auf. Ledru Rollin wurde nicht gewählt, sey es daß man ihn in der Eile vergessen hatte, oder daß er seit seiner Ueberwerfung mit Rochefort an Popularität eingebüßt hatte.

Ueber die neuen Regenten gaben die Blätter folgende Notizen: Jules Favre wurde am 21. März 1809 zu Lyon geboren und studirte zu Paris während des Ausbruchs der Julirevolution die Rechte. Ursprünglich Advokat zu Lyon, siedelte er als solcher 1836 nach Paris über. Nach der Februarrevolution wurde er Generalsekretär im Ministerium des Innern. Zum Abgeordneten des Departements der Loire erwählt, gab er seine Entlassung als Beamter. Im Jahre 1849, im Departement der Rhone gewählt, wurde er einer der Führer der demokratischen Partei und nach der Flucht Ledru Rollins (13. Mai 1849) Redner der äußersten Linken. Der Staatsstreich vom 2. Dezember entfernte Favre für sechs Jahre aus dem politischen Leben. In die Kammer gewählt, verweigerte er den Eid. 1858 wurde er in Paris zum Abgeordneten gewählt, wo er anerkannter Führer der Opposition der „Fünf" wurde. Er war der Hauptvertheidiger Orsini's. 1863 nahm er, obgleich auch in Paris gewählt, für das Departement der Rhone die Wahl an. Im Jahr 1869 unterlag er in seiner Geburtsstadt gegen den sozialistischen Kandidaten Raspail. Er wurde in Paris gegen Rochefort mit 18,267 gegen 14,503 Stimmen gewählt.

Gambetta, welcher das Ministerium des Innern übernommen hat, ist zu Cahors am 30. Oktober 1838 geboren; seit 1859 war er Advokat in Paris. Er wurde populär bei Gelegenheit der Subscription für das Baudin-Monument. Im Jahre 1869 wurde er als Candidat der „Unversöhnlichen" in Paris und Marseille gewählt und nahm für letzteres an. Er ist ein Jude.

Leflô, jetzt Kriegsminister, geboren in Lesneven am 2. November 1804, Zögling der polytechnischen Schule, kämpfte in Afrika; Brigadegeneral seit dem 12. Juni 1848. In demselben Jahre in die Constituante gewählt, nahm er, nachdem er in Petersburg eine

diplomatische Sendung beendet, auf der Rechten Platz und unterstützte die Politik Napoleons. In die Legislative gewählt, gehörte er zu der der Republik feindlichen Mehrheit bis zu der Trennung der Rechten von der Politik des Präsidenten. Als Quästor war er einer der heftigsten Gegner der Projekte des Präsidenten, wurde am 2. Dezember verhaftet und ausgewiesen. Er lebte in Belgien und auf der Insel Jersey und kehrte 1859 nach Frankreich zurück.

Magnin, jetzt Finanzminister, ist zu Dijon am 1. Januar 1824 geboren; gleich seinem Vater Hüttendirektor und später Präsident des Handelsgerichts in Dijon, wurde er 1863 in den gesetzgebenden Körper gewählt und stimmte mit der Opposition.

Simon, Julius, Minister für Unterricht, ist in Lorient am 31. Dezember 1814 geboren. Er ist Jude, wurde Schüler Cousins und ersetzte denselben als Lehrer der Geschichte und Philosophie an der Sorbonne im Jahr 1839. Am 18. Dezember 1851 wurden seine Vorlesungen geschlossen; er verweigerte den Eid.

Crémieux (Justizminister) wurde 1796 gleichfalls von jüdischen Eltern zu Nimes geboren. Anfangs Advokat zu Aix, seit 1830 zu Paris. 1842 trat er in die Kammer ein und kämpfte gegen Guizot. Die Februarrevolution machte ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung als Justizminister. Am 7. Mai trat er aus, weil er gegen die Verfolgung Louis Blanc's wegen des Attentats vom 15. Mai war. Nach dem Staatsstreich wurde er gefangen und nach Mazas geführt. Im Jahre 1869 wurde er in Paris zum Abgeordneten gewählt.

Fourichon (jetzt Marineminister), geboren 1809, Linienschiffskapitän seit 1848, wurde in diesem Jahre zum Gouverneur von Cayenne ernannt. 1853 zum Gegenadmiral ernannt, erhielt er das Direktorium der Marine zu Algier, 1859 wurde er zu einem Commando im Mittelländischen Meer berufen und zum Viceadmiral ernannt. Seit 1864 ist er Präsident der Commission für Marinearbeiten. Gegenwärtig commandirt er das französische Ge=

schwader in der Nordsee. Eine politische Rolle hat er bisher nicht gespielt.

Darian (Minister für öffentliche Arbeiten) ist 1814 geboren. Hüttendirektor und Maire von Unieux, wurde er als Oppositionskandidat für den zweiten Wahlkreis der Loire in den gesetzgebenden Körper gewählt; bei seiner Wiederwahl im Jahre 1869 wurde ihm ein offizieller Candidat nicht gegenüber gestellt.

Arago, Etienne, zum Maire von Paris ernannt, zu Perpignan am 9. Februar 1802 geboren, ist letzter überlebender Bruder des berühmten Astronomen, Verfasser zahlreicher Schauspiele, und betheiligte sich an der Juli- und an der Februarrevolution. Die letztere machte ihn zum General-Postdirektor, in welcher Stellung er bis Ende der Cavaignac'schen Präsidentschaft verblieb. Am 13. Juni 1859 stellte er sich an die Spitze desjenigen Theils der Nationalgarde, welcher für die Aufständischen kämpfte. Zur Deportation verurtheilt, entfloh er nach Belgien. Nach dem Staatsstreich von 1851 von dort vertrieben, siedelte er nach Turin über, von wo er 1859 nach Frankreich zurückkehrte. Die Adjunkten des Maires, Brisson und Floquet, sind bekannte Namen der Pariser Journalistik. Steenackers, welcher die Direktion der Telegraphen übernommen hat, wurde 1830 von belgischen Eltern in Lissabon geboren. Er wurde 1869 in die Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der Linken nahm.

Die Männer der neuen Regierung waren theils noch republikanische Berühmtheiten aus der Februarrevolution 1848, wie Garnier Pagés, E. Arago, Crémieux 2c., theils jüngere Emporkömmlinge von der äußersten Linken wie Rochefort, Favre, Ferry 2c. Alle wollten die Republik von 1792 erneuern und führten unaufhörlich diese Jahreszahl im Munde. Auch ließen sie es an großen Worten und leidenschaftlichen Aufreizungen der Volksmassen nicht fehlen und sie hatten großen Anhang unter dem Pöbel der Hauptstadt. Aber die höhern Klassen, der besitzende Stand, die Bourgeoisie und das katholische Landvolk wollte nichts von ihnen wissen.

Favre hatte vor dem Kriege denselben verdammt und jetzt nahm er ihn selber auf und versprach ihn energischer zu führen als Napoleon. Um die Vertheidigung von Paris und ganz Frankreich zu bestreiten, wurde wieder eine Anleihe von zwei Milliarden decretirt. Man mußte erschrecken, wenn man nachrechnete, was Frankreich schon für sein zweites Kaiserreich bezahlt hatte, und in Aussicht nahm, was ihm nun wieder die dritte Republik kosten würde. Am 1. März 1848 erforderte die französische Staatsschuld eine jährliche Verzinsung von 248,2 Millionen Francs. Die Zinslast stieg bereits 1856 auf 284,6 Millionen, 1865 auf 403,9 Millionen und ist im Budget pro 1870 auf 539,9 Millionen veranschlagt. Die neue Anleihe von 805 Millionen vermehrt die Zinslast abermals um 24,1 Millionen, in Kapital veranschlagt beträgt daher jetzt der Schuldenbestand Frankreichs 16 Milliarden Francs. Der Krimkrieg kostete Frankreich 1722 Millionen. Der italienische Krieg 447, die Kriege in China und Cochinchina 196, in Mexiko 363, die Besetzung Roms 150 Millionen. In Frankreich selbst war die Republik nur wieder gleich der Abwirbelung einer gesprungenen Saite oder gleich dem Fieberparoxismus, in welchem eine schleichende Krankheit endet. Die beiden ersten französischen Republiken endeten in derselben Art einen unerträglich gewordenen Zustand, dauerten aber selbst nicht lange. Die Abwirbelung hörte auf, sobald die neue Saite aufgezogen war, dem Ende des unerträglich gewordenen Zustandes und der republikanischen Krise folgte wieder ein neuer erträglicherer Zustand in einer neuen Monarchie. Cavaignac hatte gesagt: die Franzosen taugen nicht zur Republik, sie würden im Nothfall Hanswurst I. zum Kaiser ausrufen, nur um wieder einen Herrn zu bekommen. In der Corruption von Paris hatte die Republik nur die Bedeutung eines kurzen Scenenwechsels, weil man dort immer etwas Neues haben will. Die wohlhabende Klasse fürchtete, von den Rothen geplündert zu werden. In den Provinzen hatte die katholische Landbevölkerung keine Lust zur Republik

und war, wie kurz vorher das Plebiscit bewiesen hatte, monarchisch gesinnt. Sie sah sich betrogen, weil der Kaiser den Papst nicht mehr schützte, gab aber weniger ihm als dem liberalen Ministerium Ollivier Schuld.

Die neue Regierung nannte sich bescheiden und zugleich bedeutungsvoll die Regierung der nationalen Vertheidigung, um sich mit der Ehre Frankreichs zu identificiren. Hätte sie gleich Frieden geschlossen und Elsaß und Lothringen abgetreten, so würden alle monarchischen Parteien sie für feig und ehrlos erklärt haben. Hätte sie sich erst durch eine constituirende Versammlung wollen legitimiren lassen, so würde sie durch eine monarchische Mehrheit gestürzt worden seyn. Sie wollte aber fortregieren. Obgleich sie wissen konnte, daß sie gegen den übermächtigen Feind das erschöpfte Frankreich nicht lange würde schützen können und daß sie nach Beendigung des Krieges ohne Zweifel durch eine neue monarchische Regierung gestürzt werden würde, so wollte sie doch die kurze Zeit ihres Bestehens zu ihrem Ruhm und vielleicht auch zu sonstigen Prozenten recht ausnutzen.

Ihre Mitglieder waren fast durchaus Advokaten. Der Reveille schrieb im November einen Artikel: Nur Advokaten! und rechnete zusammen wie viel derselben jetzt in Frankreich regierten: „Es befinden sich in der Regierung der National-Vertheidigung sechs Advokaten, nämlich: Picard, Crémieux, Arago, Jules Favre, J. Ferry und Gambetta; außerdem sind die vier Regierungs-Sekretäre Advokaten. Von den Ministern sind sechs dem Pariser Barreau angehörig; außerdem fungiren in den höheren Ministerial-Posten neun Advokaten. Der Polizeipräfekt und sein General-Sekretär sind Advokaten; unter den mit außerordentlichen militärischen und politischen Vollmachten in die Departements gesendeten Regierungs-Commissären befinden sich über vierundzwanzig Advokaten. Der neugebildete Staatsrath besteht ausschließlich aus Advokaten, die zum Theile sogar sehr imperialistisch gesinnten Familien

angehören. An der Spitze der städtischen Verwaltung von Paris stehen acht Advokaten, in den Commissionen für Sanitäts- und Verpflegungswesen sitzen zehn Advokaten, im Kriegsdepartement sechs Advokaten. Als Diplomaten sind thätig sechs, als Finanzleute fünf Advokaten u. s. w. Mit Recht hat darum ein Pariser Journal gesagt: „Wir haben eine Vertheidigungs-Regierung, weil sie aus lauter Advokaten besteht." Das Advokatenregiment war natürlich am meisten den Generalen zuwider und doch brauchte man zur nationalen Vertheidigung zunächst Generale. Die regierenden Advokaten aber, die nichts von der Kriegführung verstanden, bildeten sich ein, es sey genug, wenn man nur das Volk in Masse bewaffne und fanatisire, wie in der ersten Revolution.

Sie bedienten sich daher der Proklamationen, der Dekrete und der Presse, um das Volk in die nöthige Wuth gegen die Deutschen hineinzuhetzen. Die Niederlagen wurden nur als solche des Kaisers bezeichnet; wenn erst das Volk aufstehe, sey nichts mehr zu fürchten.

Die Kaiserin Eugenie entwich noch in derselben Nacht, in welcher die Republik proklamirt wurde, heimlich aus Paris und kam glücklich nach Belgien, nachdem sie schon vorher alle ihre Kostbarkeiten heimlich aus Frankreich hatte wegbringen lassen. Die Prinzeß Clotilde begab sich zu ihrem Gemahl, dem Prinzen Napoleon nach Florenz. Kaum aber waren die Napoleoniden fort, so waren auch die Orleaniden schon da. Die Prinzen von Joinville, Aumale und Chartres kamen nach Paris, machten dem neuen Minister Favre ihre Aufwartung und baten, Paris vertheidigen zu helfen. Der Minister meinte aber, ihre Gegenwart in Paris könne mißverstanden werden, und veranlaßte sie wieder abzureisen.

Das offizielle Journal brachte die Mittheilung: Die umfangreiche Correspondenz der kaiserlichen Familie mit zahlreichen Persönlichkeiten der Jetztzeit ist durch die Fürsorge des Polizeipräfekten an der Gränze angehalten worden. Diese Correspondenz gehört der Geschichte an. In Folge dessen hat der Minister des Innern eine

Commission eingesetzt, der das Mandat geworden ist, diese merkwürdigen Dokumente zu sammeln, zu klassifiziren und ihre Veröffentlichung vorzubereiten: die Herren de Keratry, Polizeipräfekt, Präsident; A. Luvertujon, Vicepräsident; Estancelin, ehemaliger Deputirter; Gagneur, ehemaliger Deputirter; André Cochut.

Die neue französische Republik wurde von der nordamerikanischen Union, von der Schweiz und von Spanien anerkannt. Dagegen erklärte die Norddeutsche Allg. Zeitung am 3. September: „Nach französischem Staatsrecht ist für Deutschland die Regierung im Hotel de Ville eine vollständige Null.“ Und die Kreuzzeitung: „Die zur Zeit nach den Gesetzen des Staats- und Völkerrechts allein berechtigte und von Deutschland anerkannte Regierung ist die des Kaisers Napoleon; Favre und Consorten existiren für Deutschland als Regierungsgewalt gar nicht.“ — Lord Lyons, der englische Gesandte, blieb in Paris, ohne daß England die neue Regierung offiziell anerkannt hätte. Deshalb beschleunigte Jules Favre die Einberufung einer französischen Nationalversammlung von 750 Mitgliedern, welche die Republik legitimiren sollte.

General Trochu, dem die Befestigung und Vertheidigung von Paris anvertraut war, scheint es ehrlich gemeint zu haben, suchte wenigstens Zucht und Ordnung in der Riesenhauptstadt zu erhalten und der scheußlichen Corruption der Bevölkerung einen Zügel anzulegen. Hier seine kurze Biographie. „Louis Jules Trochu wurde am 12. Mai 1815 zu Palais im Morbihan-Departement (Bretagne) geboren. Er besuchte vom 15. November 1835 an die Militärschule, dann die Applikationsschule des Generalstabes und wurde 1840 Lieutenant. Dem 6. leichten Infanterieregiment in Afrika beigegeben, lenkte der junge Offizier schon dort, natürlich nur in engeren Kreisen, die Aufmerksamkeit auf sich. Er machte den Feldzug von Tegdämpt mit, nahm an der Besetzung von Mascara und als Adjutant Lamoricières an dem Winterfeldzuge von 1841 Theil. Auch den Feldzügen gegen den großen Aufstand von 1845 bis 1846

wohnte er (als Adjutant des Marschalls Bugeaud) bei. 1851 war er bereits zum Oberstlieutenant aufgerückt. Wir finden ihn nach dieser Zeit als Kabinetschef des Kriegsministers in Paris wieder. Im Krimkriege wurde er oft genannt. Einige Zeit nach der Schlacht an der Alma, die er mitmachte, erfolgte seine Ernennung zum General und Kommandanten einer Brigade. An der Spitze dieses Truppenkorps wird er (am 8. September 1855) bei dem Angriffe auf die vorgeschobenen Werke von Sebastopol durch eine Granate schwer verwundet. Im italienischen Kriege von 1859 leistete er als Divisionsgeneral, namentlich bei Solferino, abermals wichtige Dienste.“ Zu einem größern Ruhm gelangte er erst, wie oben schon bemerkt wurde, durch die scharfe Kritik des französischen Heerwesens in einer Flugschrift, die ihm die Ungnade Napoleons zuzog, aber die Achtung der Armee erwarb.

Alles kam ihm darauf an, die anarchischen Elemente in Paris zu beschämen. In seiner Proclamation an die Pariser sagte er: „Ich fordere von den Einwohnern, daß sie durch die moralische Autorität die Hitzköpfe mäßigen, die keiner Partei angehören und das öffentliche Unglück nur ausnützen wollen, um abscheuliche Gelüste zu befriedigen.“ Man mißverstand ihn und er sah sich veranlaßt, in einem öffentlichen Schreiben die Pariser zu belehren. Darin sagte er: „Der Gedanke, die Ordnung aufrecht zu erhalten unter dem überwiegenden Einfluß des Patriotismus, der Ehre und der Erkenntniß der augenscheinlichen Gefahr des Landes, erfüllt mich mit Hoffnung. Aber die Aufgabe ist schwierig und ich kann sie nicht lösen ohne Hülfe aller derer, welche den Glauben und das Vertrauen haben, von denen ich hier offen rede. Das habe ich die moralische Hülfe genannt. Aber es kann ein Moment kommen, in welchem Paris in seinem ganzen Umfang bedroht und belagert wird und dann jener besondern Klasse von Hallunken preisgegeben ist, die in der erschreckten Stadt umherirren, wir sind verrathen! rufen, in die Häuser eindringen und plündern. Das habe ich den

rechtschaffenen Leuten an's Herz legen wollen." In dem durch und durch sittlich verpesteten Paris von der Moral einen Beistand hoffen, war freilich eine Selbsttäuschung, gereichte aber dem General zur Ehre.

Die Mittel zur Vertheidigung von Paris waren nicht so gewaltig, als man immer geprahlt hatte. Wenn auch Palikao dem Volke Waffen zu geben verweigert hatte, so glaubte man damals doch noch allgemein, die Regierung habe in Paris allein noch zwei Millionen Gewehre vorräthig. Die neue republikanische Regierung hatte keinen Grund mehr, dem Volke die Waffen zu verweigern, aber es waren derselben überhaupt nicht mehr als 30,000 vorhanden, wie Trochu der ungeduldigen Menge bekennen mußte. Man rief nun in aller Eile noch alle Truppentheile, die von den beiden großen französischen Armeen irgend noch übrig waren, nach Paris. Es war aber nur noch ein kleines Corps unter General Vinoy übrig, der zu Mac Mahon hatte stoßen wollen, aber zu spät gekommen war und jetzt nach Paris umkehrte. Außerdem wurden alle Mobilgarden vom Lande, soweit es möglich war, noch nach Paris beschieden. Desgleichen die Feuerwehrmänner von allen Orten her. Man zweifelte jedoch billig, ob diese ungeübten Mannschaften die große Hauptstadt ernstlich würden vertheidigen können.

Mehr Werth legte man auf die bereits vorhandenen Befestigungswerke von Paris und suchte sie noch in der Eile zu verstärken. In der Mitte des August berichtete die „Patrie" über die Befestigung von Paris: „Die Armirung der 17 Forts ist beinahe vollendet; es wird daran gearbeitet, sie mit dem Hauptplatze durch unterirdische Drahtleitung in Verbindung zu setzen. Der Admiral de la Roncière le Noury wird das Commando über diese Forts übernehmen. 8000 Schiffskanoniere von der Flotte sind unter seinen Befehl gestellt. Im Fort Mont-St.-Valérien sind seit einigen Tagen die drei Batterien der Mobilgarde von Versailles. Die Fortificationsarbeiten werden eifrig betrieben; 12,000 Arbeiter sind dazu ange-

stellt; sie arbeiten unter der Leitung des Generals Chabaud-Latour, der die Ingenieure Alphau und Belgrond unter sich hat. Vor den großen Eingängen, wo die Ummaurung unterbrochen ist, werden Erdwerke aufgeworfen. Vor den drei großen Thoren von Bercy, d'Italie und d'Orleans vollenden mehrere 100 Arbeiter die Trancheen, in Kurzem wird man das Mauerwerk für die Zugbrücken herstellen; die kleinen Eingänge zwischen der Straße nach Bercy und der nach Orleans werden geschlossen. Die Geschütze für die Wälle sind bereit; es sind lauter Zwölfer aus den Gießereien von Straßburg und Toulouse aus den Jahren 1846 und 47. Auf jede Bastion kommen 8 bis 10, außerdem werden die Thore und Ausgänge mit schweren Festungsgeschützen besetzt. Jedes Thor wird von Bastionen und Cavalieren vertheidigt, deren Feuer sich kreuzt. Die drei Forts von Montrouge, Bicêtre und Issy verstärken noch die Vertheidigungsmittel der Befestigung. Der Festungsrayon ist zu 250 Meter bestimmt, es ist Befehl gegeben, daß auf diesem Terrain alle Baulichkeiten weggeräumt werden können."

Die Presse von Paris verrieth die fieberhafte Stimmung der Bevölkerung. Diese bewegte sich zwischen den beiden Extremen der Feigheit und der Prahlerei und ließ verständige Ueberlegung und ruhige Besonnenheit fast ganz vermissen. „Schlimmer noch, schrieb man damals aus Paris, als die wirklichen Turcos, sind die Turcos der französischen Presse, des Soir, des Gaulois und wie sie alle heißen mögen, die Frankreichs edlere Gefühle seit Jahren verpesteten, mit alleiniger Ausnahme des Temps allenfalls, der sich eine einigermaßen würdige Haltung bewahrt hat. Vergebens sucht man in diesen Organen der öffentlichen Meinung nach einem Leitartikel, welcher die Lage mit Ernst und Verständniß betrachtete, oder zu betrachten auch nur versuchte, vergebens nach einer, auch nur annähernd wahrhaftigen Schilderung der Zustände, vergebens nach eingehenden Berichten vom Kriegsschauplatze. Nichts als abgerissene Notizen, voll Lüge und Entstellung und sogenanntem Esprit, dessen Frivolität

erbärmlich schlecht zu dem tiefen Ernste der Lage paßt. Wo möglich noch schlimmer machen es die kleinen illustrirten Kriegsblätter. Als ob es ihnen darum zu thun wäre, die Unwissenheit ihrer Landsleute bis zur äußersten Potenz zu steigern, verwirren sie ihren Kopf mit Schlachtenbildern der abenteuerlichsten Art. In ihnen allen werden die Franzosen natürlich als Sieger dargestellt und, um das Geld für neue Holzschnitte zu sparen, drucken sie die alten aus der Zeit des italienischen Krieges ab und lassen die Preußen in österreichischer Uniform von Neuem durchprügeln. . . . Die anderen, die höher gebildeten, denen nachgerade Zweifel an der Unüberwindlichkeit des Zuaventhums aufsteigen, träumen nur mehr von Rache. Edmond About ist allerdings nicht die Quintessenz französischen Geistes und Charakters, aber wie er, denken doch Millionen seiner Landsleute über das ‚teutonische Ungeziefer', welches ‚nur für Raub und Plünderung Sinn habe', und das man zertreten müsse für immer und ewig. Daß ein Schriftsteller Derartiges zu schreiben, ein Blatt es zu drucken wagt, zeugt für die bodenlose Verkommenheit des französischen Volkscharakters. Solche Rohheit des Gedankens, in solcher Sprache vorgetragen, würde in solcher Zeit keine andere Hauptstadt von dem gemeinsten ihrer Winkelblätter dulden. About aber wird gelesen, bewundert, beklatscht. Die Journale verlangen die Veröffentlichung der Adressen der Deutschen, welche eine Aufenthaltskarte erlangen, die, wie das Pays sagt, sich in ein Todesurtheil verwandeln soll. Die Journale machen es Jedermann zur Pflicht, zurückbleibende Deutsche öffentlich zu denunciren. Trotz der so kritischen Lage gibt man sich noch immer Träumereien über französische Invasionen in Deutschland hin. Einige Freischützen haben den badischen Boden betreten und, wie heute verlautet, folge ihnen General Douay mit etwa 100,000 Mann, welche er um Lyon gesammelt, auf dem Fuße. An diesen kolossalen, ächt französischen Unsinn knüpft sich eine zur Stunde noch geheime Ordre des Kriegsministers und ein von den Marschällen gefaßter Plan, welche ich von ganz zuversichtlicher Seite

erfahre. Die Ordre betrifft alle privaten Frachtschiffe: es wird ihnen geboten, die französischen Küsten nicht zu verlassen und sich bereit zu halten, zu einer gegebenen Zeit in den Hafen von Brest und Cherbourg einzulaufen. Der Plan bezieht sich auf die Ausschiffung eines französischen Korps an den norddeutschen Küsten. Die mit so viel Geräusch verkündete, beabsichtigte und noch immer besprochene baltische Expedition ist nicht aufgegeben, sondern wird im Gegentheil mit Eifer vorbereitet! Sobald der Feind eine gute Operationslinie aufgegeben haben wird, würden sich die im Westen zerstreuten Truppen in Brest und Cherbourg einschiffen, General Trochu Paris verlassen und deren Führung übernehmen, um die Bombardirung Straßburgs an Berlin zu rächen!! Das traurige Schicksal Straßburgs, welches durch die unverzeihlichen Sünden Napoleons so schwer heimgesucht wird, erregt hier allgemeines Mitleid und eine rasende Wuth. Wie sehr die Verwüstung der elsässischen Hauptstadt gerade durch schwäbische Truppen, die gewiß das alte Volkslied ‚Straßburg du wunderschöne Stadt‘ singen, auch betrüben mag, so kann man sich doch nicht des Lachens über das komische Gebahren der Pariser enthalten. In der That verlangen sie gleichsam von den Deutschen, letztere mögen mit Kinderflinten, hölzernen Säbeln und Papierkanonen Krieg führen. Und da sich die deutschen Generale nicht dazu herbeilassen, werden sie von der Presse als ‚von der Hölle ausgespuckte Ungeheuer, feige und elende Mörder‘ gebrandmarkt. Der Belagerer Straßburgs, General Werder, wird von der Presse als ‚vogelfrei‘ erklärt, und ein Blatt will sogar eine Subscription eröffnen, um denjenigen glänzend zu belohnen, der des ‚Räubers Werder‘ lebendig oder todt habhaft wird. Daneben bemerkt man noch eine Menge anderer Späße, die deutlich darlegen, daß der nach den Tagen von Wörth verschwundene »esprit blaqueur« der napoleonischen Franzosen wieder in voller Blüthe steht. So wird heute behauptet, König Wilhelm wäre wahnsinnig und demzufolge von Varennes nach Berlin befördert worden; so

kolportirt man einen Wechsel von einer Milliarde, trassirt von Bismarck auf Louis Napoleon, welchen französische Blätter an Wilhelm giriren mit der Bitte: der ‚König von Preußen möge für diese Milliarde 500,000 Kadaver als Dünger in Frankreich lassen, weil dem Lande Guano-Dünger mangle.‘"

In der „Patrie" las man, die Preußen stünden mit den letzten oceanischen Wilden auf gleicher Culturstufe. Um sie zu vertilgen forderte der Gaulois die Regierung auf, dem Erfinder einer Maschine, die ihre Vernichtung bewirken könne, den Preis von einer halben Million zu versprechen.

Das „Neue Wiener Tagblatt" schreibt: Der Halbnarr Felix Pyat hat vor einiger Zeit eine förmliche Subscription ausgeschrieben, um eine Ehrenflinte zu beschaffen für Denjenigen, der den König von Preußen erschießt. Wir haben dem wahnsinnigen Vorschlag, der dem Völkerrecht und der Moral gleichmäßig in's Gesicht schlägt, keine Bedeutung beigelegt; nun wird aber aus Paris gemeldet, daß nicht weniger als 4916 Personen Summen bis zu 5 Centimes (zwei Kreuzer) gezeichnet haben.

Die Deutschen sind singlustig, die deutschen Krieger singen viel. In diesem Kriege aber sangen sie nicht mehr die alten Lieder von Arndt, sondern überall hörte man nur „Die Wacht am Rhein". Die Franzosen hatten den Krieg angefangen, um uns Provinzen zu rauben, uns muthwillig herausgefordert, ohne im mindesten von uns bedrängt oder bedroht worden zu seyn. Wir aber hielten Wacht am Rhein und duldeten nicht mehr, daß die räuberischen Horden Frankreichs noch einmal über den Rhein kämen. Wir warfen sie tief in ihr eigenes Land zurück. Also war unser Lied berechtigt und natürlich. Die Franzosen aber setzten ihm eine Chanson entgegen, in welcher sich die ganze Eitelkeit und Lügenhaftigkeit ihrer Race lächerlich machte. Es ist betitelt „Von Paris nach Berlin", von Paul Cézano in Verse, von Plaquette in Musik gesetzt und lautet:

Debout, les enfants de la France!
Les Germains bravent les Gaulois,
Allons punir leur insolence,
Allons leur imposer des lois!
Dans ton linceul, vieux Charlemagne,
Tressaille en voyant tes enfants,
Les Français vont en Allemagne
Livrer des combats de géants!
En avant et marchons sans trêve,
Suivons un illustre chemin;
De nos aïeux réalisons le rêve
Allons de Paris à Berlin!

Jéna, Fleurus et Jemmappes,
O grands noms devenus français,
Pour nous, vous serez des étappes,
Vous verrez de nouveaux succés!
Tout en chantant la Marseillaise,
Avance peuple souverain,
Demain tu camperas à l'aise
Sur les deux rivages du Rhin!
En avant et marchons sans trêve,
Suivons un illustre chemin,
De nos aïeux réalisons le rêve
Allons de Paris à Berlin!

Le Rhin que dans votre arrogance,
Vous nommiez le Rhin allemand,
Va colorer sa robe immense
A la pourpre de votre sang!
Il va réfléter dans son onde,
Le visage noir du Turco,
Il va voir ces vainqueurs du monde
Qu'on disait morts à Waterloo!
En avant etc.

Unter den Verbannten, die nach Paris zurückkehrten, befand sich auch Victor Hugo, der berühmteste unter den französischen

Dichtern der Neuzeit, welcher sich sogleich anmaßte, im Namen Frankreichs einen Aufruf an die deutsche Nation zu erlassen. Derselbe Dichter hatte schon vor vielen Jahren einmal „Die letzten Tage eines Verurtheilten" geschrieben und trotz aller Eitelkeit und Prahlerei, mit der er diesmal zu den Deutschen sprach, konnte man doch dieselbe Todesangst jetzt verwirklicht sehen, die er damals nur fingirte. Hier nur einige Stellen seiner im „Rappel" abgedruckten Rede: „Deutsche! der jetzt mit euch spricht, ist ein Freund. Paris gehört ebenso euch als uns. Berlin, Wien, Dresden, München, Stuttgart sind eure Hauptstädte, Paris ist euer Centrum. In Paris fühlt man den Herzschlag von Europa. Paris ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen. Paris ist nichts anderes, als eine ungeheure Gastfreundschaft!" Mit so etwas prahlt der Franzose, in dem Augenblick, in welchem alle Deutschen aus Paris und Frankreich völkerrechtwidrig vertrieben werden. Der schwülstige Redner fährt fort: „Zwei Nationen haben Europa gemacht, Frankreich und Deutschland. Deutschland ist für das Abendland, was Indien für das Morgenland, eine Art von Urgroßmutter. Wir verehren sie. Aber was soll das heißen? Deutschland hat Europa errichtet durch seine Ausbreitung und Frankreich durch seine Ausstrahlung (!?) und — Deutschland will heute Frankreich vernichten? Deutschland würde Europa vernichten, wenn es Frankreich verstümmelte. Weshalb diese Invasion? Weshalb dieser wilde Ansturm wider ein Brudervolk? Was haben wir euch gethan? Rührt dieser Krieg von uns her? Das Kaiserthum hat ihn gewollt, das Kaiserthum hat ihn gemacht. Es ist todt. Wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam. Wir sind die französische Republik. Unsere Loosung ist: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!'; wir schreiben auf unser Banner: ‚Vereinigte Staaten von Europa!' Wir sind dasselbe Volk, wie ihr. Wir haben einen Vercingetorix gehabt, wie ihr einen Arminius gehabt habt. Derselbe brüderliche Strahl, ein Zug hehrer Einigkeit, zieht durch das deutsche Herz

und durch die französische Seele. — Ihr wollt Paris mit Gewalt nehmen! Aber wir haben es euch immer mit Liebe angeboten. Zwingt nicht ein Volk, das euch jederzeit mit offenen Armen entgegenkam, seine Thore vor euch zu verschließen! Gebt euch keinen Illusionen über Paris hin! Paris liebt euch; aber Paris wird euch bekämpfen. Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen formidabeln Majestät seines Ruhms und seiner Trauer. Paris, von solch brutaler Vergewaltigung bedroht, kann schrecklich werden. Deutsche, Paris ist fürchterlich. Werdet nachdenklich vor Paris! Alle Umbildungen sind ihm möglich. Seine Schwäche gibt euch den Maßstab für seine Energie; man schien zu schlafen, man erwacht, man zieht die Idee aus der Scheide wie den Degen, und diese Stadt, die gestern noch Sybaris war, kann morgen Saragossa seyn. Auf diese Stadt, die unschuldig ist an diesem Kriege, auf diesen Vorort, der euch nichts gethan hat, als daß er euch seine Aufklärung gegeben, auf dieses isolirte, stolzverzweifelte Paris wollt ihr heranstürzen, ihr, eine ungeheure Mord- und Schlachtwelle! Und das wäre euere Rolle, ihr tapfern Mannen, ihr großen Soldaten, du ruhmreiche Armee des edeln Deutschland! O, denkt nur nach! Das 19. Jahrhundert sollte dieses schauderhafte Wunder sehen: eine Nation, erst gesittet, nun wild, die Stadt der Nationen zerstörend; Deutschland Paris auslöschend, Germania die Axt erhebend über Gallien! Ihr, die Nachkommen der teutonischen Ritter, solltet so unehrenhaft Krieg führen, solltet diese Menschen- und Ideengruppe ausrotten, deren die Welt bedarf, solltet die organische Stadt vernichten, Attila und Alarich wieder erwecken, die Verbrennung der Bibliothek der Menschheit nach Omar's Beispiel erneuern, das Stadthaus rasiren, wie die Hunnen das Capitol rasirt haben, Notre-Dame bombardiren, wie die Türken einst das Parthenon; ihr solltet der Welt das Schauspiel geben, daß die Deutschen wieder Vandalen geworden, solltet die Barbarei seyn, die die Civilisation enthauptet. Nein, nein, nein! Wißt ihr, was ein solcher Sieg für

euch bedeuten würde? Er würde euere Schmach bedeuten. Ach! Fürwahr! Niemand kann daran denken, euch zu schrecken, Deutsche, großherzige Armee, muthiges Volk! aber man kann euch belehren. Und dann ein letztes Wort. Paris, zu Boden geschlagen, dann aber unterstützt von dem ganzen wieder aufgerichteten Frankreich, kann siegen und würde siegen und ihr würdet diesen Weg, der schon die Welt in Unmuth versetzt, zu eurem Untergang betreten haben. Löscht für alle Fälle die Worte ‚Zerstörung, Vernichtung, Tod‘ aus! Nein, man zerstört Paris nicht. Ja, gelänge es auch, was schwer ist, es materiell zu zertrümmern, so würde man es moralisch nur erhöhen. Indem ihr Paris einäschert, würdet ihr es heiligen. Die Zerstreuung der Steine wird die Zerstreuung der Ideen zur Folge haben. Gebt Paris den vier Winden preis, ihr werdet nur erreichen, daß jedes Körnlein dieser Asche Zukunftssaame wird. Dieses Grab wird schreien: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“

Die ohnmächtige Prahlerei und zugleich kriechende Schmeichelei und Bettelei, die ganze besoffene Phraseologie dieser Rede macht der französischen Nation, sofern sie von ihrem anerkannt ersten Dichter herrührt, wenig Ehre. Aber was ist das auch für ein Dichter und warum haben ihn die Franzosen vergöttert? Aus keinem andern Grunde, als weil er in seinen Dichtungen den tiefsten Abgrund nationaler Corruption aufgeschlossen hat und eine Personifikation des Nationalcharakters in seiner schlimmsten Entartung geworden ist. Ein feiler, eigennütziger und eitler Höfling unter Ludwig Philipp, von dem er sich zum Pair von Frankreich ernennen ließ, während er zugleich wegen Ehebruchs einen ärgerlichen Prozeß vor den Gerichten hatte, spielte er später den Republikaner, den Stoiker. Es wäre nicht der Mühe werth, von seinen schmutzigen Dichtungen zu reden, wenn dieselben nicht von ganz Frankreich bewundert und verschlungen worden wären. In ihnen hat sich eben jenes innerste Böse des galloromanischen Charakters abgespiegelt,

wie früher in Voltaire. Hugo ist der große Maler des Lasters, aber er führt den Pinsel nicht mit sittlicher Entrüstung, sondern mit innigstem Wohlbehagen am Laster.

In seiner berühmten Lucretia Borgia schildert er den Heroismus eines Weibes, welches als Tochter eines Papstes zugleich dessen Buhlerin ist, zugleich mit ihren Brüdern buhlt, vor keiner Schandthat zurückschaudert und Gift mischt, vom Dichter aber als ein innerlich dennoch edles Wesen aufgefaßt wird, sofern sie als Mutter in ihren eigenen Sohn verliebt seine Unschuld als Arznei und Sühne für alle ihre Frevel einnehmen will. — Ein zweites Ideal Hugos ist Marion de Lorme, die sich dem Wächter preisgibt, um ihren Geliebten aus dem Kerker zu befreien und dann mit diesem Geliebten lange verhandelt, ob sie auch recht daran gethan habe? Neben dem ekelhaften Heroismus dieser Weiber malt uns Hugo seine männlichen Helden ganz so aus, wie sie uns aus den Regimentern der Turcos entgegengrinsen. Sein Han von Island ist das grausamste Scheusal, sein Bug Jargal ein affenartiger, lächerlicher und zugleich tigerartiger, im Blut und unter den Leichen der weißen Race schwelgender Neger; sein Tribulet ein buckliger Hofzwerg, gleich häßlich an Leib und Seele, voll Bosheit und wahnsinnigen Hasses.

Die diabolischeste unter allen seinen Dichtungen ist aber der Roman Notre Dame. Bekanntlich repräsentirt diese Kirche im Mittelpunkt von Paris als ein altehrwürdiger gothischer Bau noch immer die gute alte Zeit der Frömmigkeit. So lange diese Kirche steht, ist Paris noch nicht ganz zum neuen Babylon geworden. Sie hält die Stadt noch mit dem Himmel zusammen, mag auch unter ihr die Hölle noch so heiß erglühen. Diese schöne und ehrwürdige Kirche nun hat Viktor Hugo sich ausersehen, um ihr innerlich und äußerlich allen erdenklichen Spott und Hohn anzuthun. Sein boshafter Haß klammert sich an die heiligen Mauern wie eine Andacht an und kann nicht von ihnen loskommen. Von innen

und außen kriecht er an ihnen wie eine Spinne herum, einzig, um sie überall zu beflecken. In's Innere der Kirche versetzt er statt des Allerheiligsten den Sündenwinkel eines buhlseuchigen Pfaffen. Vor und in der Kirche versammelt er alle Ungeheuerlichkeiten der menschlichen Gesellschaft, Pöbel, Zigeuner, Mißgeburten und läßt sie auf allen gothischen Spitzbogen, Fenstern und Fialen hinaufklettern. Sein ganzer Roman ist eine unaufhörliche Belagerung, Eroberung und Verunreinigung des gottgeweihten Raumes. Er hätte ja seine zu Teufeln und Affen verzerrten Menschen ihre verrückten Tänze und Balgereien anderwärts können aufführen lassen, aber nein — er wollte ausdrücklich die Kirche entweihen.

Viktor Hugo ergänzte seine verrückte Ansprache an die Deutschen durch eine zweite an die Franzosen, worin er gegen die Deutschen, wenn sie seinem Aufruf nicht Folge leisten wollten, die verrücktesten Drohungen ausstieß. Hier nur ein paar Proben. „Wenn es," schrie er, „sich ereignete, was unmöglich ist, daß Frankreich unterläge, so würde das Maaß des Versinkens, welches es erleiden würde, das Fallen des Höhenmessers des Menschengeschlechts anzeigen. — Die Preußen sind 800,000. Ihr seid 40 Millionen. Richtet euch auf und blaset sie weg! Ihr Städte bildet Wälder von Picken, verdichtet eure Bajonette und du Dorf nimm deine Mistgabel. Die Schweizer Bauern hatten nur Aexte, die polnischen nur Sensen, die bretagnischen nur Stecken und alles verschwand vor ihnen. Rollt Felsen herab, häuft Pflastersteine, kämpft mit allem, was euch in die Hände fällt. Nehmt die Steine unseres geheiligten Bodens und steinigt die Eindringlinge mit den Gebeinen unserer Mutter Frankreich. O Bürger, in den Kieseln des Weges, die ihr ihnen in's Gesicht werft, ist das Vaterland. Mögen die Straßen der Städte den Feind verschlingen, das Fenster öffne sich wüthend, die Wohnung schleudre ihre Möbel, das Dach werfe seine Ziegel, mögen die alten Mütter entrüstet ihre weißen Haare zeigen.

Mögen die Gräber schreien, hinter jeder Mauer spüre man das Volk und Gott. Eine Flamme lodre überall aus der Erde, jeder Busch sey der flammende Busch. Möge der Löwe von 92 sich aufrichten und sträuben, möge man den ungeheuern schwarzen Schwarm der zweiköpfigen Geier entfliehen sehen bei dem Schütteln dieser Mähne!" Es kommt bei Beurtheilung solcher Prahlhansereien nicht blos auf deren Lächerlichkeit an; sie sind geradezu verrucht, wenn sie die erhabene Miene religiöser Begeisterung annehmen. Aus einer solchen Kothseele, wie sie dem Verfasser von Lucretia Borgia und Notre Dame innewohnt, kann nie ein heiliges Gefühl entströmen. Hugos Rede gleicht nur dem giftigen Pfauchen einer in ihrer Wollust gestörten Schlange. Zehn verlorne Schlachten machen Frankreich nicht so viele Schande, als die Vergötterung Viktor Hugos.

Ein anderer, wenn auch nicht ganz so berühmter, doch seit langen Jahren in Paris beliebter und das große Wort führender Autor, dessen Talent ebenso jedes sittlichen Fonds entbehrte, Emil Girardin meinte, Deutschland müsse jetzt sogleich das große Beispiel Frankreichs nachahmen und sich in eine Republik umwandeln. Die deutsche und die französische Republik würden dann gleich Eins werden. Dann sprang er in demselben Blatte, der Liberté, wieder zu wahnsinnigen Drohungen gegen die Deutschen über und machte den Vorschlag, den Schwarzwald durch Mobilgarden, zwei Erdölflaschen per Mann in der Hand, anzünden zu lassen; dann den andern noch menschenfreundlicheren, auf die Preußen die wilden Thiere der zoologischen Gärten loszulassen; als ob die Soldaten, die mit den Turcos fertig geworden sind, nicht auch über die weit weniger zu fürchtenden sonstigen Produkte der afrikanischen Wüsten Herr würden. Der Minister Picard ließ in seinem Journal „der freie Wähler" die Preußen außerhalb des Völkerrechts erklären. Am 16. September schrieb man aus Paris, man verheere die schöne Umgegend der Stadt, auch wo es zur Vertheidigung nicht

nöthig sey. Man zerstöre Wälder und Meierhöfe, die niemals in den Kreis der Vertheidigung fallen können. Furchtbare Vorschläge wurden gemacht. Der „Figaro“ forderte, daß man weder die Genfer Convention noch die kriegsrechtlichen Gebräuche beobachte. Er schlug vor, im Straßenkampfe die Feinde mit Petroleum zu bespritzen, und dann Granaten zu werfen, welche die Feinde in Brand setzen. In Ermanglung von Petroleum solle man die Spritzen mit Vitriol füllen.

Die Kapitulation von Sedan gab dem Figaro Veranlassung zu einer infamen Erklärung, die allen Gesetzen des Völkerrechts und der Ehre Hohn spricht. Er rieth nämlich, da in jener Kapitulation die gefangenen Offiziere frei gelassen worden seyen, wenn sie ihr Ehrenwort gäben, nicht mehr als Offiziere zu dienen, so sollten sie getrost in die französische Armee zurückkehren und als gemeine Soldaten oder als Freiwillige dienen. Der Rath wurde auch zum Theil befolgt. Aus einem der „Kölner Zeitung“ zugegangenen Schreiben hebt das Blatt die Mittheilung aus, daß ein Theil der französischen Offiziere, die auf ihr Ehrenwort freigelassen worden, mit diesem Ehrenworte ein frivoles Spiel treibe und Deutschland um die Frucht seiner Siege durch eine perfide Auslegung zu bringen suche. Ein Theil dieser Offiziere exercire, in Civilkleidern freilich, National- und Mobilgarden, in französischen Städten ein, ein anderer aber stehe jetzt auf dem Punkte, nach Algerien zu gehen, um dort eine große Anzahl Offiziere abzulösen und in ihrem Amte zu ersetzen, damit diese nach Frankreich eilen und gegen die Deutschen kämpfen können!

Es war ein Echauffement der Angst, theatralisch in die Scene gesetzt, um einander Muth zu machen, den niemand wirklich besaß, außer dem raubgierigen Pöbel, dem es nur um Anarchie zu thun war und vielleicht noch einem Rest ehrlich gebliebener Soldaten. Die Prahlerei und der Schwindel ließen

sich als solche nirgends verkennen. Paris barg zu viele Reichthümer, zu viele Genüsse, zu viele Laster, als daß man von der Bevölkerung im Großen die republikanische Tugend eines alten Römers hätte verlangen können. Sie barg zu viele reiche und wohlhabende, behagliche und friedliche Existenzen, von denen es sich von selbst verstand, daß sie lieber capituliren, als sich dem Sturm aussetzen würden. Da man voraussah, Paris werde wahrscheinlich von den deutschen Heeren eingeschlossen werden, schickte die Regierung einen Theil ihrer Mitglieder (Crémieux, Fourichon und Glais-Bizoin) als Delegation nach der Stadt Tours im Süden, um die Stelle der Regierung in Paris vertreten zu können, wenn Paris eingeschlossen wäre, sowie auch aus der Nähe auf die Provinzen zu wirken. Favre, Gambetta, Rochefort blieben in Paris. Favre hoffte, in dem rasch improvisirten, republikanischen Drama die Hauptrolle zu spielen, was nur in Paris möglich war. Gelang es ihm, sich mit dem König von Preußen zu verständigen, so war die Hauptaufgabe gelöst und er konnte die Bettelei um Vermittlung bei den neutralen Mächten getrost dem kleinen feigen Thiers überlassen, der dies Geschäft gern besorgte, nur um aus dem gefährlichen Paris auf eine anständige Art wegkommen zu können.

Jules Favre, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten erließ am 6. September ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs, worin er immer noch die Miene annahm, als sey Frankreich unbesiegbar, und keinen Zoll breit französischen Bodens abtreten zu wollen schwur. Er übernahm also die ganze Verantwortung für die Fortsetzung des Kriegs, obgleich er es dem Kaiserthum zum schwersten Vorwurf machte, eben diesen Krieg angefangen zu haben.

Hier die Hauptstellen seines Umlaufschreibens: „Wir haben, selbst mit Verlust unserer Popularität, energisch die Politik des Friedens vertheidigt. Wir beharren in derselben mit immer größerer

Ueberzeugung. Unser Herz bricht beim Anblick dieser Metzeleien der Menschen, in welchen die Blüthe zweier Völker, die man mit etwas Vernunft und viel Freiheit vor diesen schrecklichen Katastrophen hätte bewahren können, vernichtet wird. Wir besitzen keinen Ausdruck, der unsere Bewunderung malen kann, die wir für unsere heroische, durch die Unfähigkeit des Oberbefehls geopferte Armee, in ihrer Niederlage größer als in ihren brillantesten Siegen, haben. Denn, trotz der Kenntnisse, die sie von den sie kompromittirenden Fehlern hatte, hat sie sich erhaben einem gewissen Tode ergeben, die Ehre Frankreichs von dem Unflath seiner Regierung erkaufend. Wir haben laut den Krieg verworfen, und unseren Respekt für die Rechte der Völker aussprechend, haben wir verlangt, daß man Deutschland Herr seiner Schicksale lasse. Wir wollten, daß die Freiheit zugleich unser gemeinschaftliches Band und unser gemeinschaftliches Schild sey. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen, der ihm wenigstens eben so fatal als uns seyn wird? Will er der Welt des 19. Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier sich zerreißenden Nationen geben, die die Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Vernunft vergessend, Ruinen und Leichname aufhäufen? Es stehe ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortlichkeit vor der Welt und der Geschichte! Wenn es eine Herausforderung ist, wir nehmen sie an. Wir überlassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen. Ein ehrloser Friede wäre ein Vernichtungskrieg in kurzer Frist. Wir werden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln. Dabei ist unser Interesse das von ganz Europa."

Favre drohte also theils damit, daß sich sofort Deutschland zur Republik erklären und mit Frankreich verbinden, oder daß das bisher neutrale Ausland zu Gunsten Frankreichs interveniren würde. Eins widersprach dem andern und eins war so unwahrscheinlich wie das andere. Favre gab dem Kaiser allein Schuld und das war eine Lüge, denn Frankreich hatte seit 22 Jahren die Regierung

Napoleons geduldet und durch wiederholte Plebiscite sanctionirt. Auch die letzte Kriegserklärung gegen Deutschland hat das ganze Ministerium, der Senat, der gesetzgebende Körper und mit wenigen Ausnahmen auch die ganze französische Presse gutgeheißen und ihr jubelnd zugestimmt. Der Chauvinismus stand in voller Blüthe. Rache für Waterloo, Rache für Sadowa schrie die Presse im Chor. Hätte Frankreich im Kriege gesiegt, so würde Napoleon von den Franzosen vergöttert worden seyn. Man hätte uns das ganze linke Rheinufer weggenommen, die depossedirten Fürsten von Hannover und Hessen und den alten Rheinbund hergestellt. Wer in ganz Frankreich hätte diesen Länderraub und diese Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nicht gebilligt, ganz natürlich gefunden und beglückwünscht! Einzig weil Napoleon im Kriege unterlegen ist, wurde er jetzt von den Franzosen verleugnet, wurde ihm allein alle Schuld aufgebürdet und wollte sich das übrige Frankreich gern reinwaschen und nahm die Miene der lieben Unschuld an.

Auch Trochu erließ eine Proklamation, worin er Paris für uneinnehmbar und unüberwindlich erklärte. Unklug und gewissenlos, denn sowohl Favre als Trochu konnten wissen, daß die Uebermacht auf deutscher Seite war und daß die Fortsetzung des Krieges Frankreich nur in eine noch schlimmere Lage bringen müsse. Aber sie setzten den Krieg mit demselben echt französischen Leichtsinn und Hochmuth fort, mit dem ihn der Kaiser begonnen hatte. Graf Bismarck gab in einem Rundschreiben an die norddeutschen Gesandten den neutralen Mächten die Politik kund, die der König von Preußen einzuhalten gedachte. Hier die Hauptgedanken: Die der Einstimmigkeit nahe Mehrheit der Volksvertreter, des Senates und der Organe der öffentlichen Meinung in der Presse haben den Eroberungskrieg gegen uns so laut und nachdrücklich gefordert, daß der Muth zum Widerspruch den isolirten Freunden des Friedens fehlte, und daß der Kaiser Napoleon Seiner Majestät keine Un-

wahrheit gesagt haben dürfte, wenn er noch heut behauptet, daß der Stand der öffentlichen Meinung ihn zum Kriege gezwungen habe. Angesichts dieser Thatsache dürfen wir unsere Garantien nicht in französischen Stimmungen suchen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt, ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. — Jetzt, nachdem man uns zu dem Kriege, dem wir widerstrebten, gezwungen hat, müssen wir dahin streben, für unsere Vertheidigung gegen den nächsten Angriff der Franzosen bessere Bürgschaften als die ihres Wohlwollens zu gewinnen. — An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Akte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im Voraus zu verdammen. Sie macht sich dadurch selbst den Frieden unmöglich, auf den sie durch eine ruhige und dem Ernst der Situation Rechnung tragende Sprache das Volk vorbereiten müßte, wenn wir annehmen sollten, daß sie ehrliche Friedensverhandlungen mit uns beabsichtige. — In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz einen defensiven Charakter;

wir sind in mehr als 20 Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren, als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Es ist eine Grausamkeit der Neutralen gegen die französische Nation, wenn sie zulassen, daß die Pariser Regierung im Volke unerfüllbare Hoffnungen auf Intervention nähre und dadurch den Kampf verlängere.

Favre wünschte eine persönliche Besprechung mit Bismarck und dieser empfing ihn am 19. September im Hauptquartier zu Haute-Maison und am folgenden Tage noch einmal zu Ferrières. Favres Bericht darüber ist zu weitschweifig und eitel, als daß ihn ein streng historisches Werk aufnehmen darf, obgleich der Constitutionel von ihm sagte: „Welches Schicksal Frankreich auch in den bisherigen Schlachten gehabt haben möge: es sey durch Favres Worte gerächt; die Annalen Frankreichs zählten seit der Unterredung Favres mit Bismarck eine unsterbliche Seite mehr.“ — Das Ergebniß der Unterredung war, daß sich Favre auf den Waffenstillstand, den ihm Graf Bismarck vorschlug, nicht einlassen wollte. Bismarck erklärte sich darüber: „Als Motiv zum Abschlusse eines Waffenstillstandes wurde in dieser Unterredung beiderseits das Bedürfniß anerkannt, der französischen Nation Gelegenheit zur Wahl einer Vertretung zu geben, welche allein im Stande seyn würde, die Legitimation der gegenwärtigen Regierung so weit zu ergänzen, daß ein völkerrechtlicher Abschluß des Friedens mit ihr möglich würde. Ich machte darauf aufmerksam, daß ein Waffenstillstand für eine im siegreichen Fortschreiten begriffene Armee jederzeit militärische Nachtheile mit sich bringe, in diesem Falle aber für die Vertheidigung Frankreichs und für die Reorganisation seiner Armee einen sehr wichtigen Zeitgewinn darstelle, und daß wir daher einen Waffenstillstand nicht ohne militärisches Aequivalent gewähren könnten. Als ein solches bezeichnete ich die Uebergabe der Festungen, welche unsere Verbindung mit Deutschland

erschwerten, weil wir bei der Verlängerung unserer Verpflegungs-periode durch einen dazwischentretenden Waffenstillstand eine Erleichterung dieser Verpflegung als Vorbedingung desselben verlangen müßten. Es handelte sich dabei um Straßburg, Toul und einige kleinere Plätze."

Als die Nebenregierung in Tours den Bericht Favres empfing, schlug sie gleich an die große Glocke und läutete Sturm durch ganz Frankreich. Ihr Manifest vom 24. September lautete: „An Frankreich! Vor der Cernirung von Paris hat Herr Jules Favre den Grafen Bismarck besuchen wollen, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Folgendes ist die Erklärung des Feindes: Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabsetzen. Preußen will den Elsaß und Lothringen bis Metz kraft Eroberungsrechts. Für die Gewährung eines Waffenstillstandes wagt Preußen die Uebergabe von Straßburg, von Toul und vom Mont Valérien zu fordern. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf auf's Aeußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder. — In Anbetracht der obigen Proklamation, welche die Schwere der Verhältnisse nachweist, verordnet die Regierung: 1) Alle Wahlen zu den Gemeinderäthen und zur constituirenden Versammlung sind eingestellt und aufgeschoben. 2) Jede Gemeinderathswahl, die etwa vorgenommen werden sollte, ist null und nichtig. 3) Die Präfekten werden durch Fortbestand der jetzigen Gemeinderäthe oder durch Ernennung einstweiliger Gemeinderäthe Sorge tragen. Die Abgeordneten, Mitglieder der Regierung: Crémieux, Glais-Bizoin, Admiral Fourichon.

Auch hier wieder war gelogen. Der Verlust des Elsaßes und Lothringens würde Frankreich immer noch nicht zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken. Auch wollte Preußen den Krieg nicht fortsetzen, nur Frankreich setzte ihn fort, indem es billige Bedingungen

nicht annahm. Mit Recht machte man darauf aufmerksam, die Regierung in Tours verfahre mit dem Frieden, wie einst Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern. Dieser hätte die Bücher wohlfeil haben können, zögerte aber so lange, bis er sie nur noch um den theuersten Preis erhalten konnte.

Die Orleaniden befolgten eine falsche Politik, sofern sie statt ruhig zu warten, der gewiß sehr hinfälligen Republik des Pöbels schmeichelten, mit dem Napoleoniden im Chauvinismus und in der deutschfeindlichen Tendenz wetteiferten, anstatt ihre Partei unter den friedlich gesinnten Franzosen zu suchen. Schon unter ihrem Vater Ludwig Philipp hatte dessen Minister Thiers im Jahr 1840 Deutschland bedrohen dürfen, ohne dazu herausgefordert worden zu seyn. Nach Ludwig Philipps Sturz hatte derselbe Thiers, der im Interesse der Orleaniden gern das zweite Kaiserreich wieder hätte stürzen helfen, demselben nichts bitterer vorgeworfen, als daß es nicht energisch genug gegen Preußen auftrete, Preußen nicht den Krieg erkläre. Namentlich im Jahr 1866 wollte Thiers den 2. Dezember gegen Preußen hetzen und in Krieg verwickeln, weil, wenn Preußen Deutschland mehr und mehr einig mache, dies die größte Gefahr für Frankreich seyn würde. Man glaubte, Thiers ereifre sich für die Ehre und Suprematie Frankreichs nur zum Schein, er wolle keineswegs dem Kaiserthum zu einer neuen Machtvergrößerung verhelfen, sondern er wünsche vielmehr, daß es im Kriege unterliegen möge, damit nach dem Sturze desselben die Orleans wieder zum Throne gelangen könnten. In diesem Falle hätten aber die Orleaniden sich gegenüber dem kriegerischen Kaiserthum auf eine Versöhnungs- und Friedenspolitik stützen müssen, was sie nicht gethan haben. Man muß also glauben, sie waren noch mehr als Napoleon III. selbst in den Chauvinismus verrannt und hielten es für den unabänderlichen Gedanken der französischen Politik, Deutschland anzufeinden, Deutschland nicht einig werden zu lassen. Das war allerdings die Politik auch schon der ältern französischen

Könige, vor allem Ludwigs XIV. gewesen, lange bevor es einen Napoleon gab.

Auch der Graf von Chambord, der letzte Sprößling der ältern Linie Bourbon, als Prätendent Heinrich V. genannt, machte im Jahr 1866 in einem offenen Briefe an seine Anhänger dem zweiten Kaiserthum den schweren Vorwurf, daß es Oesterreich nicht gegen Preußen geholfen habe, und beklagte die Schwäche, in welche Frankreich durch die napoleonische Politik versetzt worden sey. Frankreich dürfe niemals dulden, daß vor seinen Thoren ein mächtiges Italien und ein mächtiges Deutschland entstehe.

Die Orleaniden oder die jüngere Linie der Familie Bourbon gaben nun auch ihrerseits mehrmals kund, daß sie dieselben Gesinnungen hegen. Nur der Graf von Paris, der älteste Enkel Ludwig Philipps und insofern Prätendent, hat sich stets passiv verhalten. Sein jüngerer Bruder, der Herzog von Chartres, hat dagegen im Jahr 1859 an der Seite des französischen Heeres im piemontesischen Heere Oesterreich bekämpfen helfen und sowohl er, als seine Oheime, die Herzoge von Joinville und Aumale drängten sich zweimal herbei, um 1870 in die gegen Preußen kämpfende Armee aufgenommen zu werden. Es wurde ihnen abgeschlagen. Joinville aber glaubte, im Haß gegen die Deutschen nicht hinter den wüthendsten Chauvinisten zurückbleiben zu sollen, denn er spendete öffentlich den französischen Bauern Lob, die aus Verstecken auf deutsche Soldaten schießen würden.

Der schlaue Thiers, der denselben Chauvinismus jahrelang im gesetzgebenden Körper zur Schau getragen hatte, aber nur um den 2. Dezember in einen Krieg zu hetzen, der ihm Unglück bringen und zur Restauration der Orleans führen sollte, ergriff, sobald Paris vom Feind und von der Revolution zugleich bedroht war, wie er es in den Schreckenstagen von 1830 und 1848 gleichfalls gethan hatte, das Hasenpanier, um seine werthe Person zu retten, that es aber unter dem ehrenvollen Vorwande, als Gesandter der

neuen republikanischen Regierung die neutralen Mächte um eine Frankreich günstige Vermittlung anzugehen. Es verstand sich bei seiner bekannten Gesinnung von selbst, daß es ihm um Anerkennung der Republik von Seiten der neutralen Mächte nicht zu thun seyn konnte, sondern daß er nur für die Orleans arbeiten würde, als für die einzigen, welche das monarchische Princip unter constitutionellen Bedingungen in Frankreich aufrecht zu erhalten vermöchten. Er ging zuerst nach London, um von da nach Petersburg und Wien zu gehen. Weil er aber in London keine Zustimmung zu seinen Plänen erlangte, kehrte er nach Tours zurück, wo sich unterdeß die republikanische Regierung Frankreichs niedergelassen hatte, besprach sich hier mit deren Mitgliedern und reisle nach Wien, wo er am 23. September ankam und sowohl mit Beust als mit Andrassy Besprechungen hatte. Letzteren nannte er un homme bien généreux, woraus man schließen wollte, der Ungar habe ihm etwas mehr Sympathie zu erkennen gegeben, als Beust, dem tausend Rücksichten den Mund verschlossen. Thiers eilte sofort nach St. Petersburg, wo er am 27. im Hotel Demuth abstieg.

Unterdeß bereitete man sich in Frankreich auf die Wahlen zur constituirenden Versammlung vor und die Charente unterstützte die Candidatur des Herzog v. Aumale. Dieser Prinz hatte sich nicht so compromittirt, wie sein Bruder der Herzog v. Joinville. Er hatte als Jüngling in Algerien commandirt und als er nach der Julirevolution die französische Armee verlassen mußte, bezeigte ihm dieselbe beim Abschied noch ihre Achtung und Liebe. Derselbe Prinz hat nachher einmal den übermüthigen Prinzen Plon-Plon herausgefordert, jener aber aus gewohnter Feigheit sich nicht gestellt. Indem jetzt Aumale sich in die Constituante wählen lassen wollte, war sein Programm: Ein ehrlicher Friede, Freiheit, Ordnung und Rechtschaffenheit. Das hieß so viel als: Schließen wir Friede und lassen uns die unvermeidlichen Abtretungen gefallen, denn unser ist die Schuld, wir waren die Angreifer. Die künftige Regierung

Frankreichs wahre die Freiheit in der constitutionellen Form, aber auch die Ordnung, welche mit der rothen Republik nicht verträglich ist. Endlich möge die künftige Regierung alles thun, um Rechtschaffenheit, Ehrenhaftigkeit, Treue und Glauben im französischen Volke wieder aufzurichten, nachdem diese Tugenden leider unter der Herrschaft der Lüderlichkeit, Entsittlichung und Verwilderung untergegangen sind. Aumales Programm enthielt in vier Worten alles, was Frankreich zu beherzigen hatte.

Neuntes Buch.

Das Vorrücken gegen Paris.

Die zwei großen Hauptarmeen Frankreichs waren geschlagen, die eine in Metz eingesperrt, die andere in Sedan gefangen und nach Deutschland abgeführt. Das übermüthige Frankreich war nun ohne eine Armee, nur noch auf kleine Reste regulärer Truppen, auf ungeübte Mobilgarden und Freischaaren angewiesen, die unmöglich mehr den überlegenen Heeren Deutschlands Stand halten konnten. Aber Frankreich war groß, hatte noch Festungen besetzt und war noch in seinem Centrum Paris unberührt. Es brauchte also noch Zeit, dieses auch im Unglück noch trotzige Frankreich vollends zu unterwerfen.

Außer dem kleinen Corps des General Vinoy, der nicht mehr nach Sedan hatte kommen können, standen gar keine französischen Linientruppen mehr im Felde. Vinoy zog sich nach Paris zurück. Eben dahin flüchteten alle, die von Sedan hatten entkommen können. Unter diesen befand sich auch General Ducrot, welcher in Sedan mitgefangen worden war, aber sein Ehrenwort, in diesem Kriege gegen Deutschland nicht mehr zu dienen, gebrochen hatte und unterwegs auf dem Gefangenentransport zu Pont à Mousson heimlich entwischt war. Damit wurde den französischen Offizieren ein böses

Beispiel gegeben, denn was ein General wagte, durften auch Subalterne wagen.

Ueberhaupt offenbarte sich unter den französischen Offizieren eine sittliche Erschlaffung, ein unritterlicher Geist der Insubordination. Als ein Curiosum theilt die „Nordd. Allg. Ztg." nachstehende Protestation mit, die nachträglich von einer Anzahl zu Stettin in Gefangenschaft befindlicher französischer Offiziere gegen die Capitulation von Sedan veröffentlicht wurde. Dies Document soll durch Vermittlung eines amerikanischen Arztes der „Pall Mall Gazette" zur Veröffentlichung zugegangen seyn und lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Stettin, 4. September 1870. Auf Grund der in den fremdländischen Zeitungen veröffentlichten Nachrichten und Aeußerungen über unser Verhalten, betheuern wir Unterzeichnete, Kriegsgefangene in Folge der Capitulation von Sedan, mit der vollsten Energie ihrem Vaterlande ergebener Herzen, daß wir über jene Capitulation durchaus in Unkenntniß gelassen wurden, und daß man uns nie über diese Angelegenheit befragt hat. Im andern Falle würden wir uns derselben mit allen Kräften widersetzt haben. Unsere Gefangenschaft ist eine Protestation gegen einen unerhörten Act, der in der Weltgeschichte ohne Beispiel und dessen Verantwortlichkeit auf seinen Urhebern lasten wird." Folgen die Unterschriften, an der Spitze die Namen der Generale Lartigue und Ducasse. — Das genannte Blatt bemerkt dazu: „Ob ein solcher Protest in der That von gefangenen Offizieren erhoben worden ist, will uns noch zweifelhaft erscheinen; vielleicht ist das englische Blatt mystificirt worden. Sollte aber das Schriftstück in der That wider Vermuthen authentisch seyn, dann bildet dasselbe gewiß einen seltsamen Beitrag zur Beurtheilung des Esprit de Corps im französischen Heere; einen Beitrag, der es begreiflich erscheinen läßt, daß nach jeder Widerwärtigkeit Insubordination und Unordnung unter den Franzosen in grellster Weise hervortreten. Wie kann man es den Soldaten verargen, wenn sie bei Sedan,

neuestens bei Straßburg u. s. w., ihre Offiziere Verräther nannten, sobald Generale und Stabsoffiziere keinen Anstand nehmen, die Anordnungen ihrer Chefs in der oben geschilderten Weise zu kritisiren."

Die Sieger von Sedan marschirten, nachdem sie die Fortschaffung der vielen Gefangenen nach Deutschland besorgt hatten, nunmehr unmittelbar gegen Paris. Der König von Preußen nahm sein Hauptquartier in Rheims und weilte in dieser schönen Hauptstadt der Champagne acht Tage lang. Seine Zimmer befanden sich im erzbischöflichen Palast unmittelbar neben dem berühmten Krönungssaale der französischen Könige. Die schöne alte Kathedrale wurde sehr fleißig von den deutschen Truppen besucht und bewundert. — Rheims wurde wie auch Chalons zu einem großen Depot für die deutschen Truppen eingerichtet. Nordöstlich von Rheims lag die kleine Festung Laon, welche eingenommen werden mußte. Die Uebergabe der Stadt erfolgte am 9. September an die 6. Cavalleriedivision. Nach abgeschlossener Capitulation besetzte die vierte Compagnie des vierten Jägerbataillons die Citadelle. Als der letzte Mann der Mobilgarde die Citadelle verlassen hatte, sprengte der Feind vertragsbrüchig das Pulvermagazin. Furchtbare Zerstörung in Citadelle und Stadt. 95 Jäger, über 300 Mobilgarden todt und verwundet.

So nach dem offiziellen preußischen Bericht. Dazu gibt ein Augenzeuge im „Nouvelliste de Verviers" folgende Details: Am 8. September war die Citadelle mit 24stündiger Frist zur Uebergabe aufgefordert worden. Der Commandant wollte Widerstand leisten, erhielt aber in der Nacht zum 9. auf seine Anfrage in Paris den Bescheid, die Citadelle zu übergeben, da dieselbe nicht im Vertheidigungsstand sey. Demgemäß wurden am Freitag Morgen um 8 Uhr 2 Offiziere der Mobilgarde nach dem preußischen Lager entsandt als Ueberbringer der Uebergabe der Stadt und des Platzes von Laon. Gegen Mittag zog ein preußisches

Infanteriecorps von circa 1000 Mann nebst Cavallerie als Escorte einer Gruppe höherer Offiziere unter klingendem Spiele in die Stadt. Ein Theil begab sich sofort nach der Citadelle, die bis dahin von Mobilgarden besetzt war. Diese legten ihre Waffen nieder und wurden auf Parole zu Gefangenen erklärt. Im Moment, als die Mobilgarden abzuziehen begannen, erfolgte eine schreckliche Explosion. Der Pulverthurm sprang in die Luft. Man sagt, daß eine beträchtliche Anzahl Militär- und Civilpersonen, die sich in der Nähe der Citadelle und in den benachbarten Straßen befanden, mehr oder minder schwer verwundet wurden. Dächer wurden weggerissen, die Fenster in einem großen Theil der Häuser in Laon und selbst in Vaux zertrümmert. Gegen 3 Uhr traf ein erstes preußisches Armeecorps von mindestens 20,000 Mann Cavallerie: Husaren, Dragoner, Ulanen u. s. w. unter den Mauern von Laon ein. Ein Theil besetzte die Stadt; der Rest kampirte in den Vorstädten auf der Rheimser Straße, sowie längs der Eisenbahn.

Das Public berichtete: Gestern (9. September) früh um 9 Uhr erschien eine Deputation der Einwohner von Laon, der ein Corps von 5—6000 Preußen folgte, beim General Theremin, dem Commandanten der durch Mobilgarden vertheidigten Citadelle; die Einwohner flehten den General an, den Feind von diesem einzigen, zum Widerstand geeigneten Punkte Besitz ergreifen zu lassen. Der General willigte ein und ließ die Citadelle sofort von den Mobilen räumen; als jedoch der Feind in die Festung einzuziehen begann, ließ der brave Theremin, dessen Namen auf die Nachwelt vererben wird, die Citadelle in die Luft fliegen, indem er eine auf seine Anordnung vorbereitete Mine anzündete.

Mit einziger Ausnahme des Journal des Debats stimmten alle Pariser Journale, auch die ministeriellen, in die Bewunderung Theremins ein, ohne daß es auch nur einem eingefallen wäre, einen solchen Wortbruch im Widerspruch mit dem Kriegsrecht und dem Gesetz der Ehre zu finden. Der Electeur libre, ein ministerielles Organ,

nannte die That „eine der erhabensten, welche unsterblich machen und von der fernsten Nachwelt bewundert werden wird.“ Die France nannte sie „ein großes Exempel des Heroismus. Ein Land, wo solche Thaten geschehen, wird sich nie der fremden Invasion beugen. Das Alterthum bietet nichts Größeres.“ Auch L'Etoile belge, Organ der Orleans, rühmte die That und meinte, „sie werde die Moral des französischen Volkes stählen.“

Der Vorfall wurde so genau als möglich untersucht, der Präfekt von Laon und ein Adjutant Theremins verhaftet und schließlich wurde von preußischer Seite erklärt, den Commandanten treffe keine Schuld, das Verbrechen scheine durch einen Fanatiker, einen gewissen Creviot oder den Artilleriewächter Lorio (den man hatte sagen hören, die Preußen sollten einen famosen Tanz machen, und der nachher verschwunden war), auf eigene Faust begangen worden zu seyn. Ein solcher Fanatismus läßt sich erklären, aber daß ihn fast alle Journale von Paris billigten, priesen und als Beispiel empfahlen, bewies auf's neue, wie ferne der Geist der Pariser der Civilisation steht, deren sie sich vorzugsweise zu rühmen pflegen.

Der blinde, thierische Racenhaß dieser angeblichen Träger der Civilisation verschonte auch die Priester nicht. Die Schlesische Zeitung berichtete aus Paris: „Die Verfolgung aus Deutschland stammender Priester hat auch außerhalb von Paris so an Ausdehnung gewonnen, daß es den zur Flucht gezwungenen oft nur mit Lebensgefahr gelingt, über die belgische Grenze zu entkommen. In einigen Stadtvierteln von Paris nahmen, als die Austreibung der Deutschen begann, die Sicherheitsbehörden im Hinblick auf das dem Gemeinwohl dienende Wirken der deutschen Ordensbrüder Rücksicht auf die letzteren, aber bald war dies nicht mehr möglich. Der Haß der Bevölkerung loderte zu mächtig auf. Neun Pfarrer mußten aus ihren Pfarreien flüchten, einer derselben, von den Wüthenden ergriffen, ist leider zunächst mißhandelt und dann buchstäblich — verbrannt worden. Ein gleiches Schicksal drohte deutschen Priestern

zu Grenelle, wo auf die flüchtenden geschossen wurde. Im heftigsten Regenwetter, auf grundlosen Wegen eilten die Verfolgten, nachdem sie in Lille angekommen waren, in kleinen Abtheilungen der Grenze zu, die sie — mit keinem Paß versehen — nur heimlich überschreiten konnten. Von fern her hörten sie schon das Bellen der die Grenzwache begleitenden Hunde; da erblickten sie die Kapelle bei Tourcoin, hinter der die Grenzlinie sich hinzieht; noch eine letzte Anstrengung und sie waren gerettet. In Tournay (Belgien) angelangt, fanden sie Alles voll geflüchteter Familien, Geistlicher und Mönche aller möglichen Orden. Allgemeine Klage erregte unter den Flüchtigen das Loos der ‚deutschen Schwestern', deren Noviciat in St. Cloud niedergerissen worden ist, um einem Festungswerke Platz zu machen. Die ‚deutschen Schwestern' selbst sind zum Theil nach Bayern, nach Köln und etwa zwanzig nach England geflüchtet. Bei der Erregtheit der unteren Bevölkerungsschichten wird übrigens befürchtet, daß in Paris die Verfolgung der deutschen Priester bald zu einem Sturm gegen die Kleriker als solche ausarten werde. Die zügellose Menge läßt sich kaum bändigen!"

Aus Paris wurde über Brüssel gemeldet: Wegen beklagenswerther Mißbräuche, die unter dem Vorwand Spione zu suchen, vorkommen, ordnete der Polizeipräfekt an, daß Niemand ohne richterliche Ermächtigung in Bürgerhäuser eindringen und Verhaftungen vornehmen darf.

In den Provinzen wurde der Racenhaß durch die Pariser Blätter angefacht, wodurch sich viele Bürger und Bauern verleiten ließen, fortwährend auf deutsche Soldaten, wie auch auf Sanitätszüge, Verwundete und Parlamentäre aus Verstecken zu schießen. Bei Nancy wurde ein Sanitätszug beschossen, so daß einige verwundete deutsche Offiziere nochmals von mehreren Kugeln getroffen und dann noch nackt ausgeplündert wurden. Eine Freischaar von 1500 Mann überfiel 35 Bayern und massakrirte sie. Daher sahen sich die deutschen Truppen genöthigt, strengere Maßregeln zu er-

greifen. Bei Gorze wurden 18 Bauern erschossen. Durch öffentliche Anschläge wurde allen Franzosen, die nicht regelmäßige Soldaten seyen, bei Todesstrafe jeder gewaltthätige Widerstand untersagt.

Der Unfug hörte nicht auf, nahm aber auch keine größern Dimensionen an. Die Mehrheit der französischen Bevölkerung war friedliebend und in Angst. Immer nur einzelne Strolche und Raubgesindel, von der Regierungspresse selber aufgereizt, und in einigen wenigen Gegenden auch von den Pfaffen fanatisirte Bauern machten Ueberfälle. So wurde ein preußisches Detachement bei Lüneville in der Mitte des September von 500 bewaffneten Bauern überfallen, jedoch trieben sie das wilde Volk zurück. — Bei Spichern wurden die Gräber der dort gefallenen deutschen Helden von ruchlosen Händen auf die schändlichste Weise durch Zerstören der Grabhügel, Zerbrechen der provisorischen Kreuze und Abreißen der angebrachten Inschriften entweiht und auf abscheuliche Weise verunreinigt. — Bei Metz wurde ein großes Weib gefangen, welches mehrere verwundete Soldaten ermordet hatte, ja sogar einen derselben auf so entsetzliche Art verstümmelt, daß die Feder sich sträubt, es niederzuschreiben, und der Anstand verbietet, es näher zu bezeichnen. Am 24. September wurde eine Bande bewaffneter Bauern zwischen Nancy und Lüneville aus einem Verhau im Walde bei Baconrat durch vier Bataillone Preußen und Sachsen hinausgeworfen. In Flavigny wurde ein Feldgensdarm ermordet. In Vezelise wurden deren fünf überfallen und gefangen. Die Häuser, worin es geschah, wurden von den Deutschen in Asche gelegt, die Maires beider Orte und mehrere andere Geißeln fortgeführt, bis Flavigny 50,000 Fr. für die Hinterbliebenen der ermordeten Gensdarmen bezahlt haben würde. In Dugny wurden drei preußische Feldposten abgefangen. Sogleich aber wurden deutsche Truppen aufgeboten und diesen gelang es, mehrere Banden in einen Wald zusammenzutreiben, wo sie, von allen Seiten durch Artillerie und Infanterie beschossen, sich

in der Zahl von 1500 ergaben, nachdem sie 300 Todte und 800 Verwundete zurückgelassen hatten.

Einem preußischen Lieutenant von Schenck wurden, wie man in den Verlustlisten las, von seinem Quartiergeber beide Hände verwundet. Dagegen ergab sich das Gerücht, Oberstlieutenant von Pestel, der Saarbrücken so tapfer vertheidigt hatte, sey ermordet worden, als unwahr. Ebenso die falsche Nachricht, einem preußischen Dragoneroffizier seyen im Quartier die Augen ausgestochen worden.

Am 11. Oktober entgleiste ein Eisenbahnzug mit Kranken bei Epernay, weil die Schienen von Bauern aufgerissen waren. „Patrouillen, die ausgeschickt wurden, ergriffen auch bald ein Dutzend Leute. Zwei, die sich widersetzten, wurden sofort erschossen; andere sagten aus, daß sie vom Grafen Chevigny, dem Schwiegervater des Herzogs von Montebello, für 2000 Francs gedungen seyen, die Schienen aufzureißen. Es begab sich sofort eine Abtheilung Soldaten nach Schloß Boursolt, dem Wohnort des Grafen. Der Graf, der beim Frühstück saß, führte eine Komödie der Ruhe auf, die jedoch in Allen die moralische Ueberzeugung erweckte, daß die Aussage der Leute vollkommen der Wahrheit entspreche. Die Abführung des Grafen und seines Haushofmeisters erfolgte denn auch sofort." Beim Umsturz der Wagen kamen zwei Bayern und zwei Preußen um's Leben und sechs andere Kranke wurden schwer verwundet. Da solche Angriffe auf Bahnzüge schon öfter vorgekommen waren, brauchten seitdem die deutschen Etappencommandanten die Vorsicht, die Maires und vornehmsten Personen der angrenzenden Ortschaften bei jedem Bahnzug in den ersten Wagen zu setzen, damit, wenn die Schienen wieder aufgerissen würden, sie die ersten Opfer des Frevels seyen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober wurde eine preußische Compagnie in Stenay unfern von Sedan durch Verrath der Einwohner überfallen und zwar durch französische Besatzungstruppen aus Montmedy. Nur 30 Mann entkamen.

Die Franzosen erlaubten sich feig aus dem Hinterhalt auf Wachtposten, Verwundete und Kranke, auf Bahnzüge zu schießen, vereinzelte Soldaten in den Häusern grausam umzubringen, während sie im offenen Kampf gewöhnlich vor den Deutschen davon liefen. Aber sie fühlten das Ehrlose einer solchen Handlungsweise nicht, sie wurden vielmehr durch die französische Regierungspresse selbst wegen solcher Frevel belohnt und dazu angereizt. Sie hatten nicht einmal so viel Besonnenheit, einzusehen, daß sie mit der ohnmächtigen Wuth gegen den überlegenen Feind doch nichts ausrichteten und sich nur strengern Maßregeln aussetzten, die derselbe treffen mußte. Die Nation schien aller Vernunft beraubt. Ihre Kampfart war die eines bösen aber schwachen Weibes gegenüber einem ruhigen und starken Manne. Die preußische Staatszeitung schrieb damals: „Das französische Volk, welches an der Spitze der Civilisation marschiren soll und dessen eminentester Dichter Paris als Hauptstadt Europas und Heiligthum der Culturwelt vor den Angriffen der deutschen Armeen gewahrt wissen will, hat in der letzten Zeit nur zu zahlreiche Beweise des tiefsten sittlichen Verfalls gegeben. Die Unthaten und Laster der afrikanischen Regimenter, die in dem dortigen Culturzustande ihre Erklärung finden, sind längst durch Verruchtheiten überboten, welche auf französischem Boden erwuchsen. Daß die friedlichen deutschen Einwohner durch die französische Regierung aus Frankreich vertrieben, großentheils ihres Eigenthums beraubt und den brutalsten Mißhandlungen des aufgehetzten Pöbels preisgegeben werden konnten, Angesichts der civilisirten Welt, daß, während Preußen und seine Verbündeten zu Lande wie zu See das Privateigenthum achten, Frankreich dies nicht thut — das hat, wenigstens zu Anfang des Krieges, selbst in Frankreich noch vereinzelte Mißbilligung gefunden. Seitdem aber haben nicht nur solche Barbareien sich gesteigert, sondern in der Kriegführung sind Erscheinungen zu Tage getreten, welche jeder Cultur und jeder Menschlichkeit Hohn sprechen. Preußen hat die Erklärung abgeben müssen, daß das

fortgesetzte völkerrechtswidrige Schießen auf Parlamentäre es nöthige, von Absendung solcher fernerhin gänzlich abzusehen. Inzwischen haben die Fälle, daß französische Soldaten, verwundete oder sich verwundet stellende, meuchlings auf unsere Offiziere und Soldaten schießen, welche sie schonten, sich in erschreckender Weise gemehrt. Bewaffnete Banden, die von der französischen Regierung als francs-tireurs autorisirt worden, führen nicht nur gegen das Eigenthum und gegen Unbewehrte Krieg, sondern überfallen die Züge von Verwundeten, welche unter dem rothen Kreuze dem Schutze und der Hülfe der Menschlichkeit anempfohlen seyn sollen. Sie mißhandeln und plündern solche Züge. In der Schandthat von Laon, welche ehrlosen Treubruch mit scheußlicher Mordthat vereinigt, gipfelt diese Art der Kriegführung. Vergebens sucht man in der fanatisirten und vom Lügengeist durchdrungenen französischen Presse nach einer mißbilligenden Stimme. Die verruchte That in Laon wird vielmehr in französischen und belgischen Zeitungen als Heldenthat gefeiert den Urhebern ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte zugesagt. Für die edle Mannszucht des deutschen Soldaten, seine Achtung der Person und des Eigenthums muß oft in der verblendeten, dünkelhaften Bevölkerung sehr wenig Verständniß vorhanden seyn, sonst könnten es französische Blätter nicht wagen, diese Haltung als Anzeichen der Entmuthigung und der Besorgniß vor Katastrophen auszugeben, welche den deutschen Soldaten inmitten der großen Nation erfüllen sollen! Solche Verblendung, solche Verwirrung in den sittlichen Begriffen bei den anarchischen Zuständen, welche die partiellen Proklamirungen der Republik in Frankreich ohnehin hervorbringen, müssen der deutschen Kriegführung, die auf der Höhe deutscher Civilisation steht, von Tag zu Tag mehr Schwierigkeiten bereiten. Wir hoffen trotzdem, daß sie ihre Aufgabe in würdigster Weise zu lösen im Stande seyn wird. Aber die Frage liegt doch nahe: wie wird eine Kriegführung, die nicht blos Person und Eigenthum schont, nicht blos im Feinde stets auch den Menschen achtet, sondern, wie

in der Kapitulation von Sedan ein leuchtendes Beispiel vorliegt, in edelster, ritterlichster Weise im Gegner die Tapferkeit ehrt; wie wird eine solche Kriegführung uns bis zum Ende möglich werden, wenn nicht die im Terrorismus verstummten bessern Geister in Frankreich selbst, wenn nicht die mahnenden Stimmen aller civilisirten Nationen gegen die sittliche Verwilderung in jenem Lande sich laut erheben?"

Ein österreichischer Stabsoffizier urtheilte in der „Wiener Presse" über die deutsche Kriegführung: „Schon im Jahr 1866 konnte man aus den Operationen der deutschen Armee die Ueberzeugung gewinnen, daß der preußische Generalstab mit den traditionellen Axiomen der Strategie und Taktik gebrochen und einer neuen Methode der Kriegskunst sich zugewendet hat, um den Gegner niederzuwerfen; die kolossalen Heeresmassen, welche nunmehr immer das Operationsfeld betreten, das Eisenbahn- und Telegraphennetz, welches sich auf demselben mehr oder weniger dicht ausbreitet und endlich die Wesenheit der durch die Präcisionskanone, Mitrailleuse und das Hinterladungsgewehr geänderten taktischen Grundsätze, durch welche weit rascher als ehemals die Entscheidung eines Gefechts herbeigeführt wird — sind die gewichtigen Motive zu jener Metamorphose in der Leitung und Verwendung größerer Truppenkörper gewesen, welcher wir auch dießmal die französische Armee, trotz der hartnäckigsten Tapferkeit, welche sie in den meisten Kämpfen ihren Besiegern entgegensetzte, unterliegen sehen. Sonach ist es nicht nur die glänzende Bravour und die patriotische Begeisterung der deutschen Truppen allein, welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuschreiben sind, sondern dieselben sind ebenso die natürliche Folge der viel rationellern und überlegenern Truppenführung bei den deutschen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moralischen Factoren, sondern ein Triumph des wissenschaftlichen Fortschritts in der Kriegskunst.

Wenn zur Zeit Napoleons I. und nachher bis zur Einführung des Hinterladers und der gezogenen Kanone noch die unwidersteh-

liche Kraft der zum Kampfe mit der blanken Waffe vordringenden Infanterie- und Cavalleriemassen darauf hingewiesen hat, die Colonnen in möglichst concentrirter Form vorwärts zu bewegen, um durch die Wucht eines vereinten und wiederholten Stoßes derselben die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, so ist dieses Verfahren in den Kriegen der Gegenwart geradezu ein Mittel, um schneller und sicherer geschlagen zu werden als früher, weil sowohl die Präcisionskanone, die Mitrailleuse und der Hinterlader die lebendigen Zielobjekte um so besser zu zerstören in der Lage sind, in je größeren Dimensionen diese gegen die Schußlinien derselben bewegt werden, Frontalangriffe also an und für sich nur selten gelingen dürften. Es war demnach auch die Aufgabe der Kriegswissenschaft, sowohl in der Strategie als Taktik solche Grundregeln zu schaffen, welche die Concentrirung großer Truppenmassen auf möglichst kleinen Räumen perhorrescirten, und ohne ihre — auf ein gemeinschaftliches Zusammenwirken auf dem Schlachtfelde berechnete — ununterbrochene Fühlung zu beeinträchtigen, den verschiedenen Waffengattungen Gelegenheit bieten sollten, im Gegensatz zu der Stoßtaktik den Gegner durch eine vehemente, concentrische Feuerwirkung zu bewältigen.

Das Zusammendrängen großer Truppencorps auf wenigen Parallelstraßen, zu dem Zweck mit denselben ein bestimmtes Operationsobjekt mit ungetheilter Kraft zu erreichen, hat den taktischen Nachtheil einer zu großen Colonnentiefe, welche bei so riesigen Armeen, wie sie heutzutage die Kriegsschauplätze betreten, kaum binnen Tagesfrist die Entwicklung aus der Marsch- in die Gefechtsform gestattet; daher kann es sich zuweilen ereignen, daß die Tête solcher langen Colonnen früher geschlagen wird, bevor das Gros derselben am Kampfplatz einzutreffen im Stande ist. So sahen wir denn auch im Jahr 1866 die Armee des Kronprinzen von Preußen divisionsweise durch das Eulengebirge in Böhmen einbrechen und das sechste österreichische auf einer einzigen Straße marschirende Armeecorps in der rechten Flanke fassen; das erste über Trautenau

vorrückende preußische Armeecorps hatte ebenso wie die über Eipel kommende Gardedivision und das fünfte preußische Armeecorps den Sammelplatz Schürz-Gradlitz-Königinhof, die Anmarschlinie dieser sämmtlichen kleinern Colonnen war daher concentrisch, und die zwischen diese Marschlinie geschobenen österreichischen Armeecorps wurden am 27., 28. und 29. Juni auch immer in Front und Flanke gefaßt.

In diesem Feldzuge gegen Frankreich wiederholt sich dasselbe Schauspiel; von Landau-Germersheim einerseits und von Lauterburg-Maxau andrerseits rücken jene fünf, die dritte deutsche Armee bildenden Armeecorps gegen Weissenburg und von dort über Lembach, Lobsann, Sulz, Holschloch und Surburg gegen das Wasgaugebirge vor, um sich bei Froschweiler zur Erdrückung des Mac Mahon'schen Corps concentrisch zu vereinigen.

Durch diese Thatsachen ist es evident nachgewiesen, daß die Taktik der deutschen Armeen principiell die Ueberflügelung des Gegners zum Ziele hat, und nur ausnahmsweise, durch gebieterische Umstände dringendster Art, werden die Führer derselben veranlaßt von dieser Maxime abzuweichen und durch energische, wenn auch nicht den Kampf entscheidende, gegen die feindliche Front geführte Offensivstöße das Gefecht so lange hinzuhalten, bis der taktische Aufmarsch der zur Aktion berufenen Truppen vollendet und die damit verbundenen Flankenangriffe mit obligatem Kreuzfeuer und Bedrohung der Rückzugslinie die Niederlage des Gegners herbeiführen. Es ward dieses Manöver, welches umsichtige und im Terrain gut orientirte Truppenführer und eine im Feuer ruhige Truppe erfordert, ebenso bei Weissenburg, Wörth, Saarbrücken-Forbach, am 18. August bei Metz, und am 2. September auch bei Sedan, aber im großen Styl, erfolgreich angewendet.

In der Schlacht bei Metz trat diese taktische Routine in besonders markanter Weise hervor; alle Tapferkeit des 9. preußischen Armeecorps bei Verneville und St. Ail, sowie der Todesmuth der Garden bei St. Marie-aux-Chenes und St. Privat, würden er-

folglos gewesen seyn, wenn das 12. Armeecorps (Sachsen) nicht über Doncourt den rechten Flügel der französischen Stellung gegen 7 Uhr Abends aufgerollt hätte. Dieses taktische Ueberflügeln der feindlichen Gefechtsfronten wird um so leichter ausführbar, wenn die Operationsbasis der zur Offensive übergehenden Armee auch eine gegen die feindliche Aufmarsch- oder Anmarschlinie gerichtete umfassende Anlage hat, und zwar so wie es jene der preußisch-schlesischen Armee im Jahr 1866 und der 3. deutschen Armee im gegenwärtigen Feldzuge gewesen ist; dann ist die concentrische Offensive im Fall des Mißlingens auch ohne jede Gefährdung der Rückzugslinie durchführbar. Nicht so aber war dieß der Fall in der Schlacht bei Metz am 18. August, wo der größere Theil der zweiten deutschen Armee vor der Front der französischen Position einen äußerst kühnen Flankenmarsch vollführte, um an diese in der Front und Flanke allmälig heranzukommen. Ein ähnliches Manöver (obschon mit weniger Gefahren für den Rückzug), von Friedrich dem Großen bei Kolin versucht, hatte der sonst doch so bedächtige Feldmarschall Daun, welcher der preußischen Armee dabei in die Flanke fiel, durch einen eclatanten Sieg geahndet. Wenn nun die deutsche Heeresleitung in dieser Hinsicht bei der Ausführung der kühnen Bewegung am 18. August völlig beruhigt schien, muß dieß nur darin seine Erklärung finden, daß man beinahe mit Gewißheit annehmen konnte: die französische Armee bei Metz werde aus der Defensive nicht mehr heraustreten, und Marschall Bazaine, der es versäumte am rechten Moselufer an der Nied Française eine offensive Schlacht zu schlagen, werde sich um so weniger am linken Moselufer zu diesem Entschluß aufraffen. Die Stelle im officiellen preußischen Bulletin: ‚Sein Verhalten gegenüber den bisherigen Operationen der deutschen Armeen hatte dem Feind keine andere Wahl gelassen‘ (als eine defensive Schlacht zu schlagen nämlich), ist eben der beste Commentar für diese Auffassung. Wenn es also nach diesen Anführungen von Thatsachen keiner durchschlagenderen

Beweiskraft mehr bedarf, um es klar zu legen, daß sowohl die österreichische Armee im Jahr 1866 als die französische im dießjährigen Feldzuge jener concentrischen Angriffsmethode mit obligater Kreuzfeuerwirkung, dann gleichzeitiger Flanken- und Rückenbedrohung unterlag, so ist es ebenso für den unbefangenen Beobachter einleuchtend: daß die deutsche Heeresleitung bei dem strategischen Operationsentwurf für die Action der drei ursprünglich getrennt gewesenen Armeen es darauf anlegte, die feindlichen Streitmassen erst zu theilen, und dann durch combinirtes Zusammenwirken derselben diese einzelnen Theile mit Uebermacht zu erdrücken, wobei die im Rücken der operirenden drei Armeen schleunigst hergestellten Telegraphen-Linien die Gelegenheit zur gegenseitigen raschen Verständigung boten. Die französische Hauptarmee hatte sich dieses Mittels der raschen Mittheilung an ihre rechte Flügelarmee sowohl als die Reservearmee bei Chalons durch die Niederlagen von Saarbrücken und Metz gänzlich begeben, und die vollständige Isolirung derselben war nur die Folge des geringen Verständnisses, welches man für die Beibehaltung der so nothwendigen Verbindung der einzelnen Armeecorps im französischen Hauptquartier gehabt zu haben schien.

Diese oben angeführten taktischen und strategischen Maximen, welche bei dem deutschen Heer in dem gegenwärtigen Krieg angewendet wurden, fanden aber auch eine seltene Begünstigung in der Unfähigkeit der französischen Heeresleitung sowohl als in jener der untergeordneten französischen Truppenführer. Zuerst war es die strategische Verzettelung der schwächeren französischen Armee zwischen Straßburg und Thionville, welche, nach dem Muster der vom österreichischen Feldzeugmeister Lascy erfundenen Cordonstellung (die, von den österreichischen Generalen im Jahr 1796 und 1797 in Italien am Ticino, an der Adda und Etsch angewendet, dem Obergeneral Bonaparte zu den bekannten wohlfeilen Siegen verhalf) construirt, bei dem ersten Anprall der ersten und zweiten deutschen Armee sich in ihre Factoren auflösen mußte, und dann spukten in

den taktischen Actionen der französischen Generale noch die Geister aus der alten napoleonischen Schule, welche es, im Gegensatz zu der concentrischen Angriffsmethode, darauf abgesehen hat, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen; so geschah es denn auch, daß Mac Mahon sich bei Wörth der viermal stärkeren dritten deutschen Armee entgegenwarf, in der offenbaren Absicht, sie von Froschweiler aus vor ihrer Vereinigung corpsweise zu schlagen, daher seine wiederholten Frontveränderungen, welche an die Kämpfe bei Rivoli im Jahr 1796 erinnern; auch Frossard scheint bei Saarbrücken gehofft zu haben, von den Spicherer Bergen aus mit seinem Armeecorps die Vereinigung der zweiten und ersten Armee hindern zu können. In der tollkühnen Bewegung Mac Mahons von Chalons gegen Thionville im Rücken des siegreich gegen Paris vorrückenden Heeres können wir ebenso nur eine verunglückte Nachahmung der Taktik des ersten Napoleon erblicken, welche aber, unter weit ungünstigeren Chancen unternommen, auch noch tragischer enden mußte. Indem wir also bei der französischen Armeeleitung und Truppenführung alte verrottete Kriegsmaximen in der unglücklichsten Gebrauchsanwendung sehen, lächelt uns aus dem taktischen und strategischen Verfahren der deutschen Armeen das frische Lebensgrün eines neuen, auf die Fortschritte der Kriegswissenschaft und die Verbesserung der Feuerwaffen basirten Kriegssystems entgegen."

Die schweren Verluste, welche die deutschen Sieger in so vielen blutigen Schlachten erlitten hatten, wurden regelmäßig und rechtzeitig durch Reserven aus dem Vaterlande ersetzt, alle Lücken der Heere vollständig wieder ergänzt. Im Wiener „Wanderer" drückte ein Schreiben aus Berlin Anfang September seine Bewunderung der preußischen Heeresorganisation aus: „Vier Wochen sind dahin, und welche blutigen Wochen! seitdem die Linienregimenter aus den östlichen Provinzen in endlosen Zügen von Berlin weiter nach dem Rhein transportirt wurden. Seitdem sind, ihnen auf dem Rücken, die Landwehrbataillone gefolgt. Einen Augenblick war Berlin leer

von Truppen; es fiel auf, wenn man einer Wachmannschaft begegnete; es fiel noch mehr auf, daß sie aus ernsten, kräftigen Männern bestand, meist auf der Brust das Kreuz von 1866. Nur wenige Tage diese ungewohnte Oede, dann sah man wieder Soldaten und massenhafter als in der Zeit des gewöhnlichen Garnisonsstandes. Viele Freiwillige waren eingekleidet; schmucke Jünglinge in allen Uniformen begegnete man in den Cafés. Jetzt sind sie in abermals langen Zügen inmitten von riesigen Kanonen und ungeheuren Proviantvorräthen nach dem Kriegsschauplatz geführt worden. Und alles, wie von Anfang an, geht mit einer imposanten Ruhe vor sich, mit der sicheren Ordnung eines erprobten und von kundiger Hand geleiteten Mechanismus. Zwei Armeen sind fort, ich zähle ihre Streiter nicht; Jedermann weiß, daß 1 Million über Frankreichs Lande sich ergießt. Zwei solcher Riesenarmeen sind fort, und schon wieder bildet man eine neue, ohne Anstrengung, ohne Aufruf, ohne geräuschvolles Gebahren. Man merkt nichts davon, als daß man zuweilen einem langen Trupp von Männern begegnet, in Bauernkitteln und im städtischen Rock, fast jeder ein Bündel in der Hand, Arm und Reich, Menschen von etlichen 30 Jahren und jünger, die ein Soldat in Uniform vom Bahnhof durch die Straßen geleitet. Es sind die Reservisten und Landwehren, welche den Stamm der neuen, der dritten Armee, bilden werden, die vielleicht in 4 Wochen und früher schon zum Schuß fertig vor dem Feinde steht. Es ist eine Erscheinung, die andern märchenhaft vorkommen muß, und die uns selbst, die wir seit Kindheit auf mit der Wehrverfassung des Vaterlandes bekannt sind, ein Gefühl von Staunen, Schrecken und Stolz abnöthigt. Wir sehen Armeen wirklich aus dem Boden stampfen. Ein Befehl des einzigen Menschen, der solche Zaubermacht über Millionen hat, und im Nu wird ihm gehorsamt. Man schlägt die Bücher auf, setzt die Namen auf die Briefe und schickt sie an ihre Adressen. Ein Tag, dann stellt der Bauer den Pflug bei Seite, der Kaufmann schließt seinen Laden,

der Handwerker verabschiedet sich von seinem Meister, der Beamte macht seine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, gibt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann ist der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipirt, einer gleich dem andern, ein Atom in dieser furchtbaren Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn muß wieder niederfallen lassen. Und nirgends Murren, Widerstand oder Trauer. Es muß eine sittliche Macht in diesem Aufgebot liegen, daß sie die Massen also zu bändigen, mit einem Geist zu erfüllen vermag, der sie mit Hurrah und mit Gesang in den Tod der Schlacht marschiren läßt! Nirgends in der Welt, wohl darf man es sagen, gibt es etwas Aehnliches an Großartigkeit der äußern Erscheinung wie des innern Gehaltes. Zum ersten Male entfaltet sich die preußisch-norddeutsche Armeeorganisation in ihrer ganzen Umfänglichkeit und nöthigt dem, der sie mit dieser Unfehlbarkeit arbeiten sieht, Bewunderung vor solcher bis in's Kleinste berechneten Umwandlung eines Volkes in ein Kriegsheer ab. An nichts fehlt es, als vielleicht nach den mörderischen Verlusten bei Metz an Offizieren. Man stellt Bataillone über Bataillone auf, als lägen sie fertig auf Lager; man gießt Begeisterung und Todesverachtung in diese Mauern von Menschen, und man führt sie durch ein Heer von Blutenden und Sterbenden, um sie, wenn es befohlen wird, gegen die speienden Höllenmaschinen stürmen zu lassen. Noch zwei, noch drei Armeen können so erstehen, ehe uns ähnliche Verzweiflung ergreift, wie in Paris, das die letzten Anstrengungen macht und für den Waffendienst nehmen muß, was sich bietet. Es ist kein Wunder, daß man in Paris den Umfang und die Bedeutung der preußischen Heeresmacht nicht gekannt hat; man wird sie nirgend anderswo besser kennen, denn wir selber haben sie nicht gekannt."

Das wichtigste Organ im preußischen Heer war die Centralleitung, die mittelst des Feldtelegraphen vom Grafen Moltke, Chef des Generalstabs ausging, und ihm gegenüber noch ein zweites

peripherisches Organ, die Feldgensdarmerie. Von ihnen sagt eine Correspondenz der Kölner Zeitung aus der Nähe von St. Avold: „Ich fand hier die große Spinnmaschine der Armee, den Feldtelegraphen vorgefahren, welcher seine Bulletin-Drahtnetze flugs hinter den vormarschirenden Truppen durch das kriegsüberdeckte Land ausspannt. Einige Meilen Weges mit diesem verhängnißvollen Draht zu überspinnen, ist für die Pionier-Abtheilung das Werk weniger Stunden. Wo die Drähte längs großer Waldsäume vorbeigeführt werden, da folgt auf die ordnende Hand des Telegraphen-Technikers unmittelbar die Axt der Pioniere, welche Tausende und abermals Tausende Eichen- und Buchenäste, die über die Telegraphendrähte herüberragen, abkippen. Diese Errichtung des Feld-Telegraphennetzes geschieht so zauberhaft flink, und mit einer so großen Präcision, daß die Beobachtung dieses Werkes mit zu den interessantesten Wahrnehmungen des militärischen Touristen gehört. Ueber alle diese Arbeitsfäden der Kriegsmaschine im Felde wachen das überall gegenwärtige Auge und der eiserne feste Arm der preußischen Armeegensdarmerie. Dieses Musterinstitut von Kriegspolizei muß von Jedem bewundert werden, der auch nur einen Tag lang eine Kriegstruppe und sey es auch nur eine Proviantcolonne, begleitet. Er wird von Zeit zu Zeit je zwei oder je vier vereint, schöne, ernste und kräftige Reiter in der Uniform unserer Gensdarmen, plötzlich auf einer Heerstraße oder aus einem Walddickicht, oder in einem fernen Thalgrund auftauchen, manchmal auch eben so rasch wieder spurlos verschwinden sehen. Diese Reiter gehören zur Feldgensdarmerie. Das Corps der Feldgensdarmerie ist ausschließlich zur Wahrnehmung der Heerespolizei im Kriege, so wie auch erforderlichen Falls zur Handhabung der Landespolizei in occupirten feindlichen Gebieten bestimmt. Bei jeder Mobilmachung wird in jedem Armeecorps in dessen Stabsquartier eine berittene Feldgensdarmerie in der Stärke von 1 Rittmeister, 2 Wachtmeistern, 60 Feldgensdarmen (15 Obergensdarmen, 15 Unteroffizieren, 30 Gefreiten)

formirt, welche zum Theil aus der Landgensdarmerie, zum Theil aus Unteroffizieren und Gefreiten der Cavallerie-Regimenter des Armeecorps ausgesucht werden. Bei der Wahl der Feldgensdarmen wird nur auf solche Leute Rücksicht genommen, die sich durch kräftigen Körperbau, große Umsicht und Zuverlässigkeit und Fähigkeit auszeichnen, sich schriftlich verständlich ausdrücken können. Selbst auf die Berittmachung der Feldgensdarmerie wird alle Sorgfalt verwandt, indem derselben die für den schwierigen Einzeldienst brauchbarsten Pferde ausgesucht werden."

Weiter heißt es: „der Feldgensdarm ist der Schutzengel der civilen Bevölkerung des feindlichen Landes, der Schrecken des plündesungssüchtigen Soldaten. Sie müssen den Truppen- und Transportzügen die Wege offen halten, sich schleunigst in der Gegend, wohin die Truppen kommen, mit Weg und Steg und mit einflußreichen Personen bekannt machen, Spione abfangen, überall und nirgends seyn, auf dem Schlachtfelde das Plündern der Verwundeten und hinter der Armee das Marodiren verhindern. Jedermann muß ihnen gehorchen und gegen jeden, der es nicht thut, dürfen sie die Waffen gebrauchen, selbst gegen Offiziere. Wo requirirt wird, müssen sie dafür sorgen, daß die Einwohner, denen etwas abgenommen wird, dafür quittirt werden."

Ueber den General Moltke, die eigentliche Seele der dermaligen deutschen Heere in Frankreich hier einige Notizen. Helmuth, Freiherr v. Moltke wurde am 26. Oktober 1800 geboren, stand seit 1818 in dänischen, seit 1822 in preußischen Militärdiensten, zeichnete sich bald durch sein Wissen aus, wurde Lehrer an einer Divisionsschule und 1827 in den Generalstab versetzt. Von diesem wurde er 1836 als Hauptmann auf drei Jahre nach der Türkei commandirt, um dort die Truppen zu organisiren. Er war in den Gefechten gegen die Kurden und 1839 auch in der Schlacht bei Nisib. Auch entwarf er einen Plan zur bessern Vertheidigung der Dardanellen. Zurückgekehrt, und von Stufe zu Stufe höher stei-

gend, begleitete er eine Zeitlang den Prinzen Heinrich von Preußen nach Rom, wurde dann Chef des Generalstabs beim 4. Armeecorps, 1855 erster Adjutant des Kronprinzen von Preußen, 1856 General, 1857 Chef des Generalstabs der gesammten preußischen Armee. Im dänischen Krieg 1864 leitete er die strategischen Vorbereitungen zum Uebergang auf die Insel Alsen. Auch war er es, der meisterhafte Pläne zur Vertheidigung der Nordseeküsten für den Bundestag entwarf, welche dieser aber ad acta legte. Erst im Jahr 1866 gewann sein Name so strahlenden Glanz, daß alle Welt ihn als den ersten Strategen anerkannte, als den er sich wieder 1870 so ruhmvoll bewährt hat.

Hier sey noch eines Scherzes gedacht, der im August durch die Zeitungen lief. „Zum erstenmal", schreibt die Nordd. A. Ztg., „finden wir uns mit den französischen Blättern einverstanden über die Ursachen, welche unseren Waffen den Sieg über die französischen Armeen gegeben haben. Der Pariser Figaro vom 5. September schreibt wörtlich: Savez-vous quel était le général prussien chargé par le ministre de la guerre de centraliser à Paris, depuis 1866, les informations relatives aux routes qui amènent de la frontière dans notre capitale? C'était le général Staff que toute la haute société parisienne connait bien, et qui était reçu partout. C'est grâce aux renseignements et aux cartes fournis par le général Staff, que le prince Frédéric-Charles, le prince héritier et le général de Moltke ont dressés leur plan de campagne qu'ils cherchent à exécuter aujourd'hui. — Wir haben nicht nöthig, zu übersetzen; wir haben auch kaum nöthig, unseren Lesern zum Verständniß dieser hübschen Anekdote zu sagen, daß der Redakteur des Figaro, Herr Emile Blavet, den Stoff zu dieser wichtigen Mittheilung offenbar aus einer englischen Zeitung geschöpft hat, wo von staff die Rede war, was eben Stab bedeutet, so daß der preußische General Staff, dieser General, ‚der sich seit 1866 in der besten Gesellschaft von Paris bewegt hat', nichts

weiter ist als — der preußische Generalstab. Sind wir also darin vollständig mit dem Figaro einverstanden, daß es der preußische General Staff gewesen, der unsere Truppen zum Siege geführt, so wird nach dieser Probe das französische Volk vielleicht auch die weiteren Ursachen seiner Niederlage in seiner krassen Ignoranz und seiner dabei herlaufenden Ueberhebung erkennen. Wenn solche Dinge, die in Preußen einen Schulknaben zum Gespött seiner Mitschüler machen würden, in Paris in einem großen Journal, das die öffentliche Meinung aufklären will, passiren, dann müssen wir den Franzosen sagen: geht nach Haus, baut Schulen, laßt eure Kinder etwas lernen, und dann kommt wieder, wenn ihr in Europa noch einmal mitsprechen wollt. Bis dahin aber wundert euch nicht, daß ihr die Ruthe bekommt vom — preußischen General Staff."

Eben so musterhaft war die Verproviantirung der deutschen Armee. In fast ununterbrochenen Bahnzügen führten die Eisenbahnen ihr Lebensmittel nach. In Bezug auf die so äußerst nützliche Concentrirung gesunder und kräftiger Nahrungsmittel in einem möglichst engen Raum hatte Grünberg, ein Berliner Koch, eine neue Erfindung gemacht, die sich sehr erprobte, die der sogenannten Erbswürste, Schweinefleisch und Erbsen concentrirt und in Pergamentpapier verpakt. Sie wurden in einer großen Fabrik in Berlin verfertigt, in welcher 1700 Personen täglich 150,000 Pfund Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserven lieferten. Außerdem gab es noch solche Fabriken in Frankfurt a. M. und Mainz.

Gleiche Sorgfalt widmete man der Pflege der Verwundeten und Kranken. Mittelst der Eisenbahn konnten schnell große Mengen von Lebensmitteln den Truppen nachgeführt werden und zahlreiche Sanitätszüge die Verwundeten, zuweilen unmittelbar von den Schlachtfeldern abholen und nach Deutschland bringen, wo sie an zahlreiche Spitäler vertheilt wurden. Privatwohlthätigkeit kam dabei im reichen Maaße den schon vorhandenen Staatsanstalten zu Hülfe. Man

pflegte die Verwundeten, Freund und Feind, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf die Länder, aus denen sie stammten, so daß viele Norddeutsche im südlichen, Süddeutsche im nördlichen Deutschland Heilung fanden. Auf den Eisenbahnen gingen Truppenzüge immer voran, dann folgten Munitionszüge, Proviantzüge und Sanitätszüge. In den ersten Wochen wurden die letztern häufig aufgehalten, weil die französischen Eisenbahnen nur ein Geleis hatten oder noch durch eine Festung abgesperrt waren. Unter den Sanitätswagen zeichneten sich die württembergischen am meisten aus, weil sie nach amerikanischem Muster salonartig gebaut waren, und Betten und Hängematten bequem aufnehmen konnten. Ein württembergischer Sanitätszug, der 100 Verwundete nach Berlin brachte, wurde dort bewundert und von der Königin Augusta ehrend empfangen.

Wir folgen nun den deutschen Heeren nach Paris. Die französischen Armeen waren sämmtlich geschlagen, eingeschlossen oder gefangen und es gab keine mehr, die das Feld hätten halten können. Also war der Weg frei und unsere Heere wogten langsam und schrecklich wie Gewitterwolken gegen die Riesenstadt der Franzosen heran.

Als die Heere näher gegen Paris heranrückten, nahm der König von Preußen sein Hauptquartier auf dem feenartigen Lustschloß des Pariser Rothschild, auf dem Schloß Ferrières, welches vor der Revolution der altfranzösischen Familie dieses Namens gehört hatte, jetzt aber, wie so viel anderer altadeliger Besitz, an die moderne Geldaristokratie gekommen war. Das Schloß aber hatte jetzt nichts Feenartiges mehr, denn es war vom Besitzer verlassen. Ein Offizier erzählt: „Wie mir die Stabsoffiziere des 6. Armeecorps gestern klagten, war es auch ihnen, als sie die Ersten nach Ferrières kamen, recht schlecht beim reichen Manne ergangen. Als sie das Schloß bezogen, präsentirte sich ihnen ein Beamter Rothschild's, der sich den Regisseur desselben nannte und von seinem Herrn mit dem Empfange der ungebetenen Gäste beauftragt seyn wollte. Dieser

Mann machte nun die Honneurs in einer Weise, deren sich der letzte Bourgeois geschämt haben würde. Die Tafel war miserabel und bestand aus zähem Rindfleisch; für 24 Offiziere wurden 4 Flaschen des sauersten Rothweins servirt. Demüthig versprach er, zum nächsten Tage den Tisch mit Wild, Fasanen ꝛc. versorgen zu wollen; indeß konnte Niemand hiervon Gebrauch machen, weil der Marsch am nächsten Morgen weiter ging. Die Offiziere nahmen den unangenehmsten Eindruck mit und sind auf den reichen Mann natürlich nicht gut zu sprechen. Mir persönlich kann das ganze Schloß mit seiner orientalisch-geschmacklosen Ueberladung gestohlen werden; ich war froh, als ich Ferrières den Rücken wandte, denn selbst der Pfarrer lief schon mit einem Rudel von Arbeitern hinter sich im Dorfe umher und jammerte nach Brod."

Ferner wurde aus Ferrières am 22. September der „Presse" geschrieben: „Der König ist nicht der Gast des Herrn v. Rothschild, sondern er hat sich ganz einfach mit seinem Gefolge dort einquartirt. Im Schlosse sind nur wenige freiherrliche Diener zurückgeblieben. Das königliche Hoflager benutzt die Räume des Schlosses, nichts weiter. Die königlichen Köche verarbeiten die gewöhnliche Lieferung der Offiziere, und getrunken werden die von Berlin eintreffenden Weine. Was man an Gemüse und Obst aus den Rothschild'schen Gärten verbraucht, wird auf Heller und Pfennig bezahlt. Den Rothschilds erwächst aus dem Aufenthalte des Königs in Ferrières nicht der geringste Nachtheil. Die Gärten, Felder, Wälder und Seen der Besitzung haben einen Flächenraum von zwei Meilen. Berühmt sind ganz besonders die Fasanerie und die Obstgärten. Aus dem Schlosse entfernt sind alle beweglichen Kostbarkeiten geringerer Dimension. Was zurückgeblieben ist, hat, wie ein österreichischer Kellermeister des Barons mir erzählt, noch immer einen Werth von zwölf Millionen Franken."

Der Kronprinz von Preußen nahm sein Hauptquartier in Versailles, dem berühmten Prachtschloß und Garten Ludwigs XIV.

Unter der Reiterstatue dieses Königs vertheilte er am 26. September nach einer großen Revue seiner Truppen den Tapfersten die eisernen Kreuze und wohnte von hier aus am 30. einem Gefecht bei. Ein Theil des Corps von Vinoy brach südwärts aus Paris hervor, wurde aber geschlagen und ließ 200 Gefangene zurück.

Aus Versailles wurde unterm 23. Oktober geschrieben: „In einem Briefe, datirt: Paris, Place de la Madeleine 20, schreibt Jemand an die Gräfin Mustier in Abaray unter anderen Unwahrheiten die folgende: ‚Bei uns verlangten die Preußen Fasanen. Rothschild erzählt mir so eben, daß sie bei ihm welche gehabt hätten, daß sie aber den Intendanten hätten prügeln wollen, weil sie nicht getrüffelt wären.‘ Für jeden, der den königlichen Haushalt in Ferrières gesehen hat, war nur der Eindruck der ungewöhnlichen Einfachheit desselben und der sorgfältigsten Schonung alles Rothschild'schen Eigenthums in einer Weise vorwiegend, daß Vergleichungen über die Behandlung des Besitzes dieses Millionärs, der beschützt war durch das Glück, daß der König bei ihm wohnte, mit den nothwendigen Kriegsleiden des ärmeren Mannes wehmüthig stimmen konnten. Seine Majestät gestattete in der Auffassung, daß die königliche Gegenwart Schutz verbreite, nicht einmal, daß das Wild in den Parks, einschließlich der Fasanen, jagdmäßig beschossen wurde, so lange der königliche Aufenthalt dauerte. Der Baron Rothschild, früher preußischer General-Consul in Paris, der sich, als er noch auf den Sieg Frankreichs hoffte, dieses Amtes in einer wenig höflichen Weise entledigte, hat nicht einmal so viel Lebensart gehabt, sich während der ganzen Anwesenheit des Königs in Ferrières ein einziges Mal nach den Bedürfnissen seines hohen Gastes erkundigen zu lassen, und keiner der deutschen Bewohner von Ferrières kann sagen, daß er auch nur mit einem Stück Brod die Gastlichkeit des Eigenthümers genossen hätte, dessen Vorbesitzer bekanntlich nach den Berechnungen der Stempelbehörde 1700 Millionen Francs hinterließ. Sollte Baron Rothschild gegen irgend Jemanden die in dem

Briefe unterzeichnete lügenhafte Klage ausgesprochen haben, so können wir ihm nur wünschen, daß er nach der königlichen Hofhaltung Einquartirung bekommen möge, die ihn den Unterschied zwischen den bescheidenen Ansprüchen der Hofhaltung und dem Kriegsrechte feindlicher Einquartirung empfinden lasse, so weit dies bei einem Erben von 1700 Millionen überhaupt möglich ist."

Am 5. Oktober verlegte auch der König sein Hauptquartier in's große Schloß von Versailles. Man schrieb von dort: „Es liegt etwas von weltgeschichtlichem Verhängniß darin, daß der Einzug Sr. Majestät des Königs gerade am heutigen Tage, 5. Oktober, erfolgte. Am 5. Oktober Abends, im Jahre 1789 war es, als die tumultuarischen Volksmassen von Paris nach Versailles zogen, vor das Schloß Ludwigs XVI., um am nächsten Tage den König und seine Gemahlin nach Paris zu entführen. Es war das Ende der alten Ordnung in Frankreich. Da, wo dieser lärmende Zug zum letzten Male vor seinem Einfall in die inneren Räume des königlichen Palastes Halt machte, an der ‚Rue des Chantiers', an deren Endpunkt das Gebäude der Nationalversammlung sich befand, — an derselben Stelle harrten heute bei heranbrechendem Abend eine Anzahl deutscher Fürsten, etwa 300 Offiziere und einige Abtheilungen der deutschen Armee, um ihrem obersten Feldherrn ein jubelndes Willkommen zuzurufen. — In Versailles ist die Bewirthung des Hauptquartiers leichter zu bewerkstelligen, als in la Ferrières, wo Herr Baron v. Rothschild, obwohl er bis vor dem Kriege norddeutscher General-Consul gewesen, sich sehr ungastlich bewies. Alle Speise- und Trankvorräthe waren sorgfältig versteckt worden, und obgleich Alles bezahlt werden sollte, war durch die Rothschild'sche Dienerschaft in Gutem schlechterdings nichts zu erlangen. Endlich riß dem Bundeskanzler die Geduld. Er sprach mit dem Haushofmeister des Ex-General-Consuls eine höchst verständliche Sprache, und Wunder über Wunder, da fand sich Wein, da fanden sich Eier, da fand sich Milch, Kaffee, Fleisch, Gemüse, Geflügel, kurz alles,

was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung gehört, und der Herr Castellan ließ sich herbei, diese Vorräthe den Herren vom Hauptquartier in der unverschämtesten Weise zu verkaufen. Wie man sich denken mag, waren Schloß und Park durch die Anwesenheit des Königs Wilhelm gleichsam besonders geschützt und vor jeder Verwüstung geschont worden."

Das außerordentlich große Schloß Ludwigs XIV. bot weite Räume für die Verwundeten dar. Sogar in der berühmten historischen Gemäldegallerie, in welcher alle berühmten Männer und alle großen Ereignisse Frankreichs in einer langen Reihe von Gemälden der ersten Meister zur Uebersicht gebracht sind, um die Franzosen, die gern dahin pilgern, mit Nationalstolz und maßlosem Hochmuth zu erfüllen, den Fremden aber zu imponiren, — sogar diese dem Genius Frankreichs geweihten Räume beherbergten jetzt 700 tapfere Deutsche, deren Wunden hier gepflegt wurden. Die Gemälde aber waren sorgfältig mit Brettern verschlagen, damit nichts an ihnen verdorben würde. Eine Rücksicht der großmüthigen Deutschen, welche Franzosen wahrlich nicht verdienten, die unsere ehrwürdigen Kaisergräber in Speier mit bübischem Muthwillen und Hohn zerstört hatten. Das Versailler Schloß wurde bald noch im größern Maßstab zu einem Lazareth für die Verwundeten mit 4000 Betten eingerichtet.

Die Zerstörungsluft der Franzosen verrieth sich auch jetzt wieder in einem Beispiel kaum glaublicher Rohheit. Der Commandant des Forts Mont Valerien nämlich, der überhaupt nicht genug Pulver unnütz verschießen zu können glaubte, legte am 13. Oktober das schöne alte Schloß St. Cloud mit seinen Brandgeschossen in Asche, aus reinem Muthwillen, denn die deutschen Belagerer thaten ihm von hier aus nicht den geringsten Schaden und würden gern das schöne Schloß erhalten haben, wie das von Versailles. Vielleicht wollten sich die jungen Republikaner auch noch an dem abgesetzten Kaiser rächen, weil dieser in der letzten Zeit so gerne in St. Cloud verweilt und es mit allem seinem reichen Comfort und Kunstschätzen zurück-

gelassen hatte. Diese alle wurden jetzt im Feuer vernichtet. „Das Schloß liegt hart am linken Seine-Ufer. Früher ein einfaches Landhaus Jérômes von Condy, eines Italieners im Gefolge Catharinas von Medicis, wurde es von Ludwig XIV. für dessen Bruder, den Herzog von Orleans angekauft. Im Laufe der Jahrhunderte in den verschiedensten Händen, war es die Residenz von Marie Antoinette, Napoleon Bonapartes, der von hier aus das Directorium auflöste, und der Kaiserin Marie Louise, welche sämmtlich an Schloß und Park große Summen wendeten. 1717 wurde dort der Czar Peter empfangen, 1815 wurde die Capitulation von Paris unterzeichnet. Ludwig XVIII., Karl X., Louis Philipp, Napoleon III. residirten gewöhnlich in St. Cloud, wo von Karl X. die Ordonnanzen von 1830 unterzeichnet wurden. Die Gemächer des Schlosses enthalten eine große Zahl von Kunstgegenständen: Mignard, Le Moyne, Coypel, Pierre Loir, Alaux haben die Plafonds der Säle mit kunstvollen Gemälden geschmückt, während weitere Gegenstände aus dem Gebiete der Malerei wie Skulptur die Säle zieren. — Der Park von St. Cloud umfaßt etwa 390 Hectaren (über 1500 Morgen) und theilt sich in einen öffentlichen und einen reservirten Theil: der erstere ist reich an pittoresken Aussichten, unter denen die auf das choragische Monument des Lysikrates — die Laterne des Diogenes — namentlich nennenswerth ist; der zweite Theil des Parks zeigt viele Statuen und Springbrunnen und ist von der Eisenbahn von Paris nach Versailles durchschnitten, welche hier über mehrere Hängebrücken führt. Der Stadt, dem Schloß und dem Park unmittelbar gegenüber, liegt auf dem rechten Seine-Ufer Boulogne."

Die Akademiker von Paris hatten den König von Preußen bitten lassen, diese große Hauptstadt doch aus Rücksicht auf die vielen darin enthaltenen Denkmäler und Kunstschätze mit einem Bombardement zu verschonen, sich aber über den durch die Franzosen selbst veranlaßten Brand von St. Cloud zu beklagen, wagten sie nicht.

Einiges wurde aus dem Schlosse gerettet. Schon nach der Abreise des Kaisers wurden einige kostbare Gemälde entfernt und Prinz Plon-Plon soll die Gobelins mitgenommen haben. Anderes retteten die Preußen noch aus dem Brande des Schlosses. Man schrieb aus Versailles: Der Brand von St. Cloud hat unseren Soldaten zu einem Akt der Humanität Veranlassung gegeben, für den ihnen später vielleicht die Franzosen selbst Dank wissen werden. Ihrer freiwilligen Anstrengung ist es gelungen, eine Anzahl von Kunstgegenständen und Werthsachen dem Feuer zu entreißen. Gerettet sind unter Anderem die berühmte Marmorbüste Napoleons aus der Zeit des Consulates, eine Sammlung von Vasen, das goldene Crucifix aus der Kapelle und ein großer Theil der kaiserlichen Bibliothek. Mehrere dieser Gegenstände hat der Kronprinz, der dem Schicksal des Schlosses die lebhafteste Theilnahme zollt, im Vestibul seines Hauptquartiers, unter sicherer Obhut, aufstellen lassen.

Soweit bis jetzt ermittelt werden konnte, fielen die ersten zündenden Granaten in den südlichen Flügel des Schlosses, dessen Front, links vom Haupteingang, dem Park zugekehrt ist. Das Feuer griff aber sofort auf den Mittelbau über. Die Haupttreppe l'escalier de l'Empereur, brannte aus, das große Bild, das hier über dem Eingang im Innenraum angebracht war, „Empfang der Königin Viktoria durch den Kaiser und die Kaiserin" — es befand sich das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin auf demselben — wurde zerstört. Der Brand theilte sich von hier dem rechts anstoßenden Salon de Mars mit, den Ludwig XIV. mit den allegorischen Bildern Mignard's schmücken ließ, und erreichte die „Galerie d'Apollo", den denkwürdigsten aller Säle des Schlosses, der zum Schauplatz der wichtigsten Begebenheiten in der neueren französischen Geschichte bestimmt gewesen ist. Hier spielte der Staatsstreich des 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799), die Aufhebung des Rathes der Fünfhundert durch General Bona-

parte, von hier wurde am 18. Mai 1804 dem unten versammelten Volke die Erhebung Bonapartes zum Kaiser verkündet; hier nahm am 7. November 1852 der Präsident der Republik das Senatsconsult entgegen, das ihm die Krone des dritten Kaiserreichs übertrug. Den Wahlspruch, der hier noch vor Kurzem auf einem Gemälde Ludwigs XIV. zu lesen war: „Tot tela, quot hostes". (Soviel Geschosse als Feinde), scheinen die Vertheidiger von Paris sich haben zum Beispiel nehmen zu wollen. Es ist ihnen glücklicher Weise nicht gelungen. Obwohl der Feind das Bombardement noch fortsetzte, als die Flammen längst aus dem Gebäude aufschlugen, die Wirkung seiner Geschosse ihm also bekannt seyn mußte, so ist doch diesseits Niemand verwundet worden, auch bei den Rettungsversuchen nicht, obgleich dieselben unter Granatfeuer vorgenommen wurden.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit wie St. Cloud, wurde auch die berühmte Fabrik von Sevres, nicht nur von den Forts von Paris aus mit Granaten beschossen, sondern auch von räuberischem Gesindel angegriffen, so daß hier die Ankunft der Preußen sehr erwünscht kam. Regnault, der Vorsteher der industriellen Anlagen daselbst, Mitglied des französischen Instituts und zugleich der Berliner Akademie, hatte hier unersetzliche Kunstschätze, vornehmlich eine historische Sammlung — von Modellen und Zeichnungen zusammengebracht, welche auf seine Bitte, soweit es noch möglich war, durch die Preußen nach Versailles gerettet wurden.

Das Hauptquartier des Königs wurde auf dem Wege nach Paris kurze Zeit nach Meaux verlegt. Dahin kam auch ein katholischer Feldgeistlicher, Herzer, von der dritten württembergischen Feldbrigade, dessen lebendige Schilderung der Stadt, Umgegend und ihrer Bewohner unsere Leser gewiß interessiren wird. „Auf unserem ganzen Marsche von Reims aus begegneten wir den Sitzen feinen Pariser Lebensgenusses: Schloß reiht sich an Schloß, Villa an Villa, die üppigsten Gärten und feinsten Parkanlagen erfreuen das

Auge — zu leben verstehen die Franzosen, das mußten wir uns immer wieder sagen. Von der wahrhaft paradiesischen Gegend zwischen Reims and Meaux will ich nicht reden, da sie mit jedem Tage entzückender wird; bei la Ferté-Jouarre scheint sie geradezu unübertrefflich. Von dem weltberühmten Kloster der Benediktinerinnen daselbst, der Freude der guten Nonnen über den Besuch unseres Generals v. Hügel, den derselbe der Aebtissin machte, die gute Aufnahme daselbst und meiner Thätigkeit ein andermal im Frieden. Wir gehen nach Meaux. Gegen 4 Uhr kommen wir an und um 5 Uhr stehe ich am Grabe des unsterblichen Bossuet, dem in der hübschen Bischofsstadt mein erster Besuch gelten sollte. In Marmor ausgehauen steht das Bild des großen Bischofs und Redners vor mir; jetzt erst geht es an die Besichtigung der Kathedrale. Außer katholischen Soldaten finde ich wenig Theilnehmer und noch weniger Andacht. O daß doch unsere Pfarrherrn, die oft unzufrieden seyn wollen, hieher kämen und die Frequenz und Haltung in Kirchen auf dem Lande und der Stadt sehen würden, es sind bei uns goldene Zustände. Nun wird von den Chorales die Messe gesungen, der Bischof ist da, einige Kanoniker und preußische Generale, die mit dem Bischofe gekommen sind. Neben mir gurgelt so eine französische Blouse das Gloria und Credo erschrecklich her —; jetzt mag man mir sagen, was man will — eine Kirchenmusik bei uns ist tausendmal erhebender als dieses Hernäseln des Chorals. Um 11 Uhr celebrirte ich. Ich erneuere mein Gesuch um Abhaltung eines Gottesdienstes auf 4 Uhr — und um diese Zeit betrat ich Bossuets Kanzel. Von den Offizieren wurden meine Eingangsworte, die dem großen Todten galten, verstanden und gewürdigt; ich redete über die Dankbarkeit, welche wir speziell im Feldzug Gott schulden; dabei konnte ich nicht umhin, meine Auffassung dieses gegenwärtigen Krieges darzulegen und ihn für eine providentielle Züchtigung dieses Landes zu halten, das in religiöser Beziehung entweder rein in Formen aufgegangen ist oder frivol ungläubig sich

gebärdet: Komödie in der Kirche, Komödie im Hause, Komödie in der Politik — so fasse ich die Franzosen auf. Ein Franzose, der deutsch versteht, verdolmetschte meine Anschauungen einem Kanoniker, der dann in der Sakristei seine Zustimmung erklärte. In meinem Tagbuch von diesem Besuche steht: eine Soldatenthräne gesehen! Ein preußischer Soldat, Schlesier, ruft mir und sagt unter Thränen, daß er seit Morgen noch keine Arznei erhalten; ich treffe Anstalten und der Krieger von Sedan ist glücklich. Der dankbare Blick der kranken deutschen — wir sind hoffentlich über die Mainliniegeschichte hinaus — Soldaten, den Händedruck als Dank für den Besuch, die Freude, wenn man ihren Eltern schreibt — diese Dinge ersetzen Mühe und Strapazen hundertfach. Am gleichen Tag gehen wir in die französische Kavalleriekaserne, die gegenwärtig zu einem Lazareth für Württemberger eingerichtet ist; es liegen marschkranke Württemberger vom 3. Regiment dort. Nach den anstrengendsten Märschen sind sie wieder von dem Gefangenentransport zurückgekehrt. Wir gehen in's Quartier zurück, wo ein altes Mütterchen in dem verlassenen eleganten Hause — ungeschickter Weise gehen alle durch und geben die Häuser preis und sitzen in Paris in der Fickmühle — unser gefaßtes Fleisch frikando präparirt. Unsere zwei Offiziere vom Sanitätszug theilen uns mit, daß eben auch Sachsen eine Ambulance aufgeschlagen hätten. Da kommt der Befehl zum Abmarsch; wir bitten um einen Tag Urlaub, den der General bereitwilligst gewährt. Nun geht's zu den Sachsen! Eben so treuherzige und warme Aufnahme; wir thun das Mögliche zur Erleichterung. Auch der Friedhof von Meaux muß uns sehen; ich beerdige meinen Polen, der Kollega einen Landsmann, und wie mein altes Hausmütterchen, so wundern sich die Franzosen männiglich, daß der Curé und ministre protestant mit einander essen, trinken, schlafen und gar pastoriren! Zum Schlusse führe ich Sie noch in den brillanten Spital von Meaux; bis jetzt habe ich eine komfortablere Einrichtung eines Hospizes und Krankenhauses noch nie gesehen;

ich theile Gebetbüchlein unter die kranken Preußen aus und errege große Freude. Das hochwürdige Ordinariat wird diese Vertheilung nicht verübeln; immer noch mehr und auch Erbauungsbücher an den Sanitätsverein geschickt mit der Adresse an die Lazarethe in Meaux! Einer deutschen Schwester empfehlen wir dringend unsere Brüder und scheiden mit dem Bewußtseyn, anstrengender aber herzstärkender Berufsthätigkeit zwei Tage im herrlichen Meaux gewidmet zu haben."

Von Meaux ist noch eine wunderliche Begebenheit zu berichten. „Der König bewohnte die vorderen Zimmer des erzbischöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeschosse. Die Fenster von Bismarcks Zimmer führten in den Garten, und durch diesen muß es einer Frau gelungen seyn, in das Zimmer des Grafen zu dringen und ein Kind dort auszusetzen. Am Abend 10 Uhr wollte der Graf sich zur Ruhe begeben, da hörte er ein Geräusch beim Bette, und als er die Bettdecke zurückschlug, lag da ein in grobes Linnen gewickeltes Kind. Man fand bei ihm einen Zettel, worauf geschrieben stand: ‚Mein Mann fiel bei Sedan, ich habe kein Brod und die Verzweiflung treibt mich zu diesem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind ist auf den Namen Vincent getauft.‘ Die Mutter selbst wurde erhängt gefunden. Als man dem Grafen dieses mittheilte, sagte er: ‚Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde‘, und der König äußerte: ‚Im Kriege muß man manches hinnehmen, sogar kleine Kinder.‘ Es wurde befohlen, das Kind nach Berlin zu bringen."

Paris wurde von den deutschen Heeren mit großer Ruhe und Ordnung, systematisch und ohne Uebereilung von allen Seiten umfaßt und von allem Verkehr nach außen abgesperrt. Die Armee des Kronprinzen von Preußen bildete den südlichen, die des Kronprinzen von Sachsen den nördlichen Halbkreis des eisernen Ringes um die Stadt. Im Westen und Südwesten stand das 5. preußische Armeecorps unter General v. Kirchbach; im Süden die Bayern

unter v. Hartmann und v. d. Tann, im Südosten das 6. Armeecorps unter v. Tümpling, im Osten die Württemberger unter v. Obernitz und die Sachsen unter Prinz Georg, im Nordosten die preußische Garde unter Prinz August von Württemberg, im Norden das 4. Armeecorps unter v. Alvensleben, im Nordwesten das 13. Armeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg, zusammen wenigstens 250,000 Mann.

Die große Stadt Paris war nicht nur von einer fortlaufenden bastionirten Mauer von 30 Fuß Höhe und „noch nicht dagewesenem Umfang“ umschlossen, sondern auch noch auswärts durch eine Menge Forts geschützt, die größte Festung, welche die Welt bisher gesehen hatte. Die Forts waren unter dem König Ludwig Philipp weniger zur Vertheidigung nach außen als zu dem Zweck erbaut worden, die Stadt beschießen und den Pöbel im Zaum halten zu können, wenn er wieder rebelliren wollte. Im Jahr 1860 hatte jedoch Napoleon III. die ältern kleinern Forts Ludwig Philipps durch größere neue oder sehr verstärkte ergänzt, die auch besser zur Vertheidigung der Stadt gegen den äußern Feind geeignet waren. Unter diesen war das Fort Mont Valerien das größte und stärkste, eine kleine Festung für sich. „Die Südfront der Stadt wird auf dem linken Seineufer von den Forts d'Issy, de Vauve, d'Arcueil, in der Mitte von denen de Bicetre und d'Ivry und östlich, zwischen der Seine und Marne, durch das Fort de Clarenton und die südlich des Bois de Vincennes gelegene Redoute de Gravelle gedeckt, während theils zwischen, theils vor oder hinter den Werken von Westen nach Osten die Dörfer Meudon, Clamart, Issy, Vanvers, Montrouge, Chatillon, Bagneux, Gentilly, Arcueil und Ivry liegen. Die Eisenbahn nach Orleans, die routes impériales nach Fontainebleau, d'Orsay und Versailles durchziehen diesen Theil des Gefechtsfeldes, dessen einzelne Forts den großen Nachtheil haben, daß sie von den bis etwa 4000 Schritt an sie herantretenden Höhen völlig dominirt werden. Stärker als diese Südfront, sowohl

durch die Menge, wie die Wichtigkeit der angelegten Forts, ist die des Ostens, zu deren Deckung eine ganz besondere Sorgsamkeit vier starke Forts nebst eben so vielen Redouten in dem Terrainabschnitt errichten ließ, welcher südlich durch die Marne, nördlich durch den Kanal de l'Ourcq begränzt wird. Von diesem bis wieder zur Seine beherrschen das Fort d'Aubervilliers und die dreifachen Befestigungen von St. Denis das Terrain, welchem gegenüber zur Zeit die Maas-Armee zuerst Fühlung vor der Hauptstadt mit dem in dieselbe rückwärts sich concentrirenden Feinde gehabt hat. Verfolgt man die Umgebungen von Paris in dieser Weise weiter, so kommt man an einen Terrainabschnitt, welcher auf seiner ganzen bedeutenden Länge von der Seine bei St. Denis bis südlich Versailles nur von den Befestigungen auf dem Mont Valerien geschützt ist. Nord- wie südwärts desselben sind zwei Lücken in den Befestigungen, die hier durch den Lauf der Seine und das Bois de Boulogne auf deren rechtem Ufer ersetzt werden sollten. Die südliche Lücke liegt zwischen Sèvres und St. Cloud; die Höhen bei Garches, einem Dorfe westlich von letztgenanntem Orte, erleichtern hier einen etwaigen Angriff, paralysiren ein wenig das Feuer der von ihnen um einige Metres dominirten Forteresse de Mont Valerien, gestatten aber nicht, die Stadt selbst mit Geschossen zu erreichen. Verhängnißvoller für die Vertheidigung der Hauptstadt könnte die nördliche Lücke werden, welche von dem Dorfe Courbevoie nördlich bis nach St. Ouen reicht. Die Seine in der Front, ist der Angreifer im Stande, von Gennevillers ab in weitem Halbkreise bis an die Straße nach Lille auf den St. Denis überragenden Höhen seine Batterien aufzustellen."

Die Stadt Paris, nächst London die größte in Europa, zählte zu Anfang des Jahres 1,800,000 Seelen. Davon waren jetzt etwa 100,000 Pariser, besonders die Reichen und Wohlhabenden, aus Angst und Bequemlichkeit mit ihren Kostbarkeiten nach Belgien und England geflüchtet, auch alle Deutschen vertrieben worden, aber

dreimal so viel theils Mobilgarden aus den Provinzen, theils aus den Schlachten entflohene Soldaten, theils und vorzüglich Landleute aus dem weiten Umkreise von Paris, die mit ihren Familien, ihrem Vieh und besten Habseligkeiten Schutz in der Hauptstadt suchten, waren eingewandert, so daß man jetzt die in Paris zusammengedrängte Menschenmasse zu mehr als zwei Millionen berechnete.

Die Cernirung der ungeheuern Stadt war am 19. September vollendet. Sie wurde gleichsam hermetisch verschlossen, daß niemand mehr aus und ein konnte. Sogar vier telegraphische Leitungen, die von Paris aus theils nach dem Süden, theils nach dem Norden führten, wurden unter der Erde und im Bette der Seine aufgefunden und zerstört, woraus sich erklären läßt, warum man in Paris so eifrig von der Taubenpost und von den Luftballons Gebrauch machte, um die Telegraphen-Correspondenz doch einigermaßen zu ersetzen.

Die ganze Umgegend von Paris, überaus reich geschmückt mit kleinen Städten und Dörfern, Schlössern und Landhäusern, Gärten und Parks, war von den Einwohnern verlassen. Nicht nur die Reichen hatten sich geflüchtet, sondern auch das Landvolk war mit Weibern und Kindern, mit seinem Vieh und seiner Fahrhabe nach Paris geflüchtet. Sie hätten besser gethan, in ihren Wohnungen zu bleiben, denn von den deutschen Truppen würden sie gut behandelt worden seyn, während sie in Paris nur schwer Unterkommen fanden, im Tumult ihre Habe verloren und Hunger litten. Vieles Landvolk wollte auch umkehren und brach in lauten Jammer aus, als die deutschen Vorposten sie nicht durchließen und in die Stadt umzukehren nöthigten. Die von den Besitzern verlassenen Wohnungen der ganzen Umgegend waren in der Zwischenzeit, ehe die deutschen Heere heranrückten, vom räuberischen Pöbel aus Paris systematisch ausgeplündert worden, damit die Deutschen so wenig als möglich finden sollten. In den elegantesten Villen fanden die Deutschen die Möbeln zerbrochen, alles verwüstet und beschmutzt.

Doch gelang es ihnen, hin und wieder noch reiche Vorräthe, besonders von Wein unter der Erde zu finden, und die Gärten boten ihnen in den schönen Herbsttagen noch reichlich reifes Obst und Weintrauben. Die Räuber, die als sog. Eclaireurs alles um Paris möglichst glatt rasiren sollten, wie das Glacis vor einer Festung, begnügten sich nicht mit Maßregeln, welche der Vertheidigung dienen sollten, sondern befriedigten auch ihre Habgier durch schamlose Plünderung sogar noch bewohnter Orte. In Lagny z. B. hausten sie als wären sie Feinde, raubten alles und mißhandelten den Maire.

Zehntes Buch.

Mißlungene Unterhandlungen.

Paris war von den deutschen Truppen cernirt und ihm jede Zufuhr abgeschnitten. Dennoch kam es zu keiner förmlichen Belagerung. So oft die Besatzung unter Trochu's Befehl einen Ausfall wagte, wurde sie zurückgeschlagen. So wiederholte sich hier alles, wie bei der Cernirung von Metz, nur daß die Ausfallversuche von Paris aus niemals so große Dimensionen annahmen und so viel Blut kosteten, als die von Metz aus. Man wartete inzwischen, die förmliche Belagerung von Paris werde demnächst beginnen. Sie ließ lange auf sich warten und das zuschauende Europa wurde förmlich ungeduldig. In Paris schien die letzte Entscheidung zu liegen und man konnte kaum erwarten, bis sie erfolgt seyn würde. Woche für Woche verging und sie erfolgte nicht. Als Grund davon wurde immer wiederholt, daß die Geschütze des schwersten Kalibers und in der größten Anzahl, wie sie zur Bezwingung einer Riesenfestung erforderlich seyen, bei dem weiten und schlechten Wege und dem langen Herbstregen nur langsam ankommen können. Doch glaubte man, daß auch der König von Preußen aus bekannter Großherzigkeit und Milde die Stadt möglichst schone und noch warten wollte, bis die Bevölkerung derselben etwas mehr zur Vernunft gekommen seyn würde. Es schien in der That natürlich

genug, daß die Pariser endlich einsehen müßten, es liege in ihrem eigenen Interesse, lieber zu capituliren und sich der Großmuth des Siegers anzuvertrauen, als es auf ein Bombardement und Erstürmung der Stadt durch den überlegenen Feind ankommen zu lassen.

Der zufällig in Paris anwesende nordamerikanische General Burnside, bekannt aus dem transatlantischen Bürgerkriege, bemühte sich, zwischen dem preußischen Hauptquartier und der republikanischen Regierung in Paris zu vermitteln. Die Zeitungen fabelten viel davon, genauen Aufschluß gab erst etwas später Graf Bismarck in seiner an Lord Granville gerichteten Depesche vom 28. Oktober, indem er ohne Burnside zu nennen, Folgendes bemerkte: „Die freundlich dargebotene Vermittelung angesehener, einer neutralen Nation angehörender Persönlichkeiten, welche zum Behufe der Vermittelung nach Paris sich begaben, gewährte die Gelegenheit, den dortigen Machthabern noch einmal das Mittel darzubieten, durch Vornehmen der Wahlen Frankreich von der Anarchie zu befreien, welche Verhandlungen über den Frieden unmöglich macht. Wir erklärten uns bereit zu einem Waffenstillstande von der zur Vornahme von Wahlen erforderlichen Dauer, und boten zugleich an, entweder alle Deputirte der Nation nach Paris hinein, oder die Pariser Deputirten, falls ein anderer Versammlungsort beliebt werden sollte, aus der Stadt ungehindert herauszulassen. Diese Vorschläge, welche noch am 9. Oktober von neutraler Seite mit unserer Zustimmung bei den Mitgliedern der Pariser Regierung befürwortet worden sind, begegneten bei letzteren einer solchen Aufnahme, daß die vermittelnden Persönlichkeiten selbst erklärten, nunmehr die Hoffnungen aufgeben zu müssen, die sie gehegt hatten. Unmittelbar nachher verließ Herr Gambetta Paris mittelst eines Luftballons, und sein erster Ruf, nachdem er den Erdboden wieder erreicht hatte, ist nach französischen Quellen ein Protest gegen die Vornahme von Volkswahlen gewesen. Die Erfahrung zeigt, daß

es ihm gelungen ist, dieselben zu verhindern und die den Wahlen günstigen Bestrebungen von Crémieux wirkungslos zu machen. Aus dieser Darlegung von Thatsachen geht hervor, daß zu dem Mittel, welches die königliche großbritanische Regierung mit Recht als den Weg zum Frieden empfiehlt, nämlich der Vornahme freier Wahlen zu einer constituirenden Versammlung, nicht unsere, sondern die Zustimmung der Pariser Machthaber fehlt, und daß wir von Anfang an dazu bereit gewesen sind und wiederholt die Hand geboten haben, daß aber das Gouvernement der nationalen Vertheidigung diese Hand jederzeit zurückgewiesen hat."

Die Welt sah ein großartiges, noch nie dagewesenes Schauspiel, eine Riesenstadt von zwei Millionen Einwohnern und durch 20 Forts ringsum vertheidigt, trotz ihrer Größe und Stärke von einem fremden Heere ringsum eingeschlossen. Noch seltsamer erschien es, daß dieser äußere Feind sich über einen Monat hindurch ganz ruhig verhielt, während es in der Stadt laut lärmte und tobte. Unaufhörlich kanonirten die Franzosen aus den Forts von Paris mit einer ungeheuern Verschwendung von Munition, während von deutscher Seite noch kein Schuß aus dem schweren Geschütz fiel und die eigentliche Belagerung absichtlich verzögert wurde.

So blieb das moderne Babylon im Innern noch immer unangetastet mit allem seinem Leichtsinn, seiner Verweichlichung, seiner Unzucht. In der zweiten Hälfte des Oktober fingen schon manche Dinge zu fehlen an, an die das üppige Volk der Hauptstadt gewöhnt war. Der Times wurde damals geschrieben: „Luxusgegenstände und alles das, was für die Armen zum Luxus, für die Reichen zum Bedürfnisse gehört, verschwinden oder sind verschwunden. Die Metzgerläden sind geschlossen. Man spricht von Seuchen unter dem Vieh, aber in Wirklichkeit ist das Futter karg und für militärische Zwecke unentbehrlich. Pferde in gutem Zustande werden per Pfund verkauft und sind von den Straßen verschwunden, die der Cavallerie und Artillerie ausgenommen. Milch und Butter sind augenblicklich

um keinen Preis zu haben. Jeder Tag lehrt, daß irgend etwas, das früher unentbehrlich war, jetzt unmöglich ist. Wie es um Kinder und Invaliden aussieht, das überlassen wir Müttern und Pflegern. Ferner, wie viele unter diesen Millionen müssen von Geld entblößt oder von ihren Hilfsquellen abgeschnitten seyn! Wie viele freundlos und hilflos, und wie reißend schnell wird ihre Zahl sich mehren! Bald werden jetzt die Saturnalien des Communismus kommen, nur um durch eine starke Hand niedergeschlagen zu werden, wenn überhaupt eine Hand dazu stark genug ist. Selbst die Gebildeten können nicht wissen, was eine Belagerung ist, ehe sie dieselbe erdulden, noch was der Krieg ist, ehe sie ihn kämpfen. Wie viel weniger die Ungebildeten, die nur wissen können, was sie sehen, was sie thun, was sie dulden! Und über allem dem hängt noch die Furcht, welche, wie man meint, immer die Wirklichkeit übersteigt. Ein Bombardement aber, wie schrecklich es auch zu erwarten sey, ist schrecklicher als alle Erwartung. Man sagt, es tödte mehr durch die ewige Angst und Schlaflosigkeit als durch wirklichen Schaden. Selbst Angesichts der Gewißheit ist es uns noch unmöglich, zu begreifen, daß die schönen Gebäude von Paris von pfeifenden Granaten zerschmettert oder daß die Läden, vor denen man so oft gestanden, zerstört und vernichtet werden sollen. Ist es möglich, daß das geschehen soll? Ist es möglich, daß die reizenden Familienscenen, die man in Paris überall da sieht, wo Bäume oder Blumen stehen, in Gruppen der Zerfleischung verwandelt werden sollen? Ist es möglich, daß wir und unsere Kinder von der Belagerung von Paris und ihren Gräueln lesen sollen, wie unsere Vorfahren von der Belagerung Jerusalems und von tausend anderen, von Troja bis Sebastopol, lasen? Das bloße Wort klingt unheilvoll, denn Niemand weiß, an wen zunächst die Reihe des Leidens kommen wird. Alles kommt über Paris, wenn nicht reißend schnell, so doch in Gestalt fortwährender Ueberraschungen. Es kommen die Schrecken des Feuers. Paris selbst ist feuerfest, aber es ist voll der brenn-

barsten Materialien, denen keine Bauart Sicherheit verleihen wird. Die materiellen Schrecken der Belagerung werden in's Unendliche vervielfältigt durch die Sensationen, welche geradezu die Atmosphäre bilden, in der die schwachen und zerrütteten Geister athmen. Die reizbarste Bevölkerung der Welt, das übernährte, überzärtelte Herz Frankreichs, welches diesem aller Leiden, alles Elends Quelle war, soll jetzt keinen Schlaf, keine Ruhe, kein Gefühl der Sicherheit, kein Behagen und keine Zufriedenheit haben für, wir wissen nicht, wie lange Zeit!"

Wachenhusen charakterisirte den damaligen Galgenhumor der Pariser: „Nichts weiter ist, was der pariser Bevölkerung noch bleibt von dem Momente ab, wo der große Ring der Geschütze sich um dieselbe Stadt legt, die in eitel Genußsucht, in der frivolsten Verachtung alles dessen, was civilisatorisch um sie und Frankreich vorging, in einer maßlosen Selbstüberschätzung all den Firniß, all den Flickkram, mit welchem sie sich betünchte und behängte, für die höchsten Interessen hielt, denen eine Nation nachzustreben habe. Seit dem Beginne des zweiten Kaiserreiches waren Lug und Trug, Schmarotzerei und Denunciation, moralische Verkommenheit, die größte Sinnlichkeit und die elendeste Corruption an der Tagesordnung; sie zerstörten und zersetzten die Gesellschaft, ruinirten die Familie, zerschnitten das Band, das eine Nation in sich zusammenhält. Die Familie existirte alsbald kaum mehr; die Börse riß alles, was noch ehrlich strebte und schaffte, in den Schwindel hinein; in den Schulen und Universitäten ward nur Oberflächlichkeit getrieben; die Literatur feierte die Maitressenwirthschaft, die Zeitungspresse verkaufte sich der Regierung oder glücklichen Boursiers; in den Künsten schlug das den Franzosen eigenthümliche große Talent in die Frivolität hinaus, und all dieser Devergondage ging die kaiserliche Familie mit der aus allerlei Abenteurern rekrutirten Aristokratie dermaßen voran, daß sie mit der Nation ‚an der Spitze der Civilisation' an den Rand des Abgrundes marschirte.

Logischer Weise sollte man annehmen, daß ein Unglück, wie es das neue gleich dem alten Babylon überraschte, das Volk wenigstens zu einiger Erkenntniß gebracht, daß es den Abgrund erkannt habe und sich vor demselben zu retten suche. Aber nichts dergleichen. Es ist mit den Franzosen so wenig Logik zu reden wie mit den Kindern. Sie wissen zwar, daß sie verloren sind; sie fühlen es und trösten sich mit dem Gedanken, mit der festen Ueberzeugung sogar, in fünf Jahren die schmähliche Niederlage zu rächen. In demselben Augenblicke aber schwören sie, sich nicht besiegen zu lassen, erklären sie sich für unbesiegt, begreifen sie nicht, wie die Deutschen vor Paris gekommen seyn können, und täuschen sich selbst in der letzten Stunde noch über ihre Lage durch die albernsten Siegesberichte."

In einem angeblichen Briefe Trochus, den der Daily Telegraph mittheilte, wird sehr gut der Contrast zwischen dem schrecklichen Schweigen der Deutschen vor der Stadt und dem unnützen Lärm in ihr bezeichnet: „Ich verhehle mir nicht, daß Alles, was die Preußen bisher gethan, die Absicht bekundet, uns durch eine lange mühselige Cernirung auszuhungern, nicht aber unsere Mauern in Trümmer zu schießen und Paris in Brand zu stecken. Sie führen die Belagerung nach denjenigen taktischen Principien, die unter allen möglichen die ungünstigsten und beschwerlichsten für den französischen Charakter sind. Hätten sie die Forts beschossen oder Bomben in die Stadt geworfen, Männer, Weiber und Kinder hätten dagegen tüchtig zusammengestanden. Indem sie aber unsere Geduld durch Nichtsthun erschöpfen und uns den stetigen Druck einer langwierigen Belagerung fühlen lassen, zwingen sie uns, unter Verhältnissen zu kämpfen, die für das Temperament meiner Landsleute die allerungünstigsten sind. Auf alle Fälle sind wir für zwei Monate verproviantirt und die meisten unserer Haushaltungen auf einen halben Monat darüber. Innerhalb zweier Monate kann sich Manches zu unsern Gunsten gestalten. Die Provinzen werden

nimmer sagen können, daß sie nicht Zeit genug zu unserer Befreiung gehabt hätten. Wofern sie den ernsten Willen haben, zu kommen, wird ihnen Paris durch seine Ausdauer den Weg gezeigt haben." Das alles scheint sehr vernünftig von Trochu gesprochen, oder von dem Correspondenten, der ihm obige Aeußerungen in den Mund legt. Nur mit der Erwartung einer Hülfe aus den Provinzen hat er sich verrechnet.

Uebrigens verfehlte die preußische Regierung nicht, die Pariser noch rechtzeitig zu warnen, denn die Denkschrift über die Folgen der Belagerung, die sie schon Anfang Oktobers erließ, lautet wörtlich: „Die Herrn Jules Favre gestellten Waffenstillstandsbedingungen, auf Grund deren die Anbahnung geordneter Zustände in Frankreich erstrebt werden sollte, sind von ihm und seinen Kollegen verworfen worden. Die Fortsetzung eines nach dem bisherigen Gange der Ereignisse für das französische Volk aussichtslosen Kampfes ist damit ausgesprochen. Die Aussichten dieses opfervollen Kampfes haben sich für Frankreich seitdem noch verschlechtert. Toul und Straßburg sind gefallen, Paris ist eng cernirt, und die deutschen Truppen streifen bis zur Loire. Die vor jenen Festungen engagirt gewesenen beträchtlichen Streitkräfte stehen der deutschen Armeeführung zur freien Verfügung. Das Land hat die Consequenzen des von den französischen Machthabern in Paris gefaßten Entschlusses eines Kampfes auf's Aeußerste zu tragen, seine Opfer werden sich unnützer Weise vergrößern und die sozialen Zustände in immer gefährlicheren Dimensionen sich zersetzen. Dem entgegen zu wirken sieht sich die deutsche Armeeführung leider nicht in der Lage. Aber sie ist sich über die Folgen des von den französischen Machthabern beliebten Widerstandes völlig klar und muß namentlich auf Einen Punkt die allgemeine Aufmerksamkeit im Voraus leiten. Es betrifft dies die speziellen Verhältnisse in Paris. Die bisher von dieser Hauptstadt geführten größeren Gefechte am 19. und 30. November, in welchen der Kern der dort vereinigten

feindlichen Streitkräfte nicht einmal vermocht hat, die vorderste Linie der Cernirungstruppen zurückzuwerfen, gibt die Ueberzeugung, daß die Hauptstadt, über kurz oder lang fallen muß. Wird dieser Zeitpunkt durch die französische Regierung so weit hinausgeschoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Kapitulation zwingt, so müssen daraus schreckenerregende Consequenzen entstehen. Die französischerseits in einem gewissen Umkreise von Paris ausgeführten widersinnigen Zerstörungen von Eisenbahnen, Brücken und Kanälen haben die Fortschritte der diesseitigen Armeen nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht; die für letztere nothwendigen Land- und Wasserkommunikationen sind in sehr kurzer Zeit von ihnen retablirt worden. Diese Wiederherstellungen beziehen sich naturgemäß nur auf die rein militärischen Interessen; die sonstigen Zerstörungen aber hemmen selbst nach einer Kapitulation von Paris die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen auf lange Zeit hinaus. Der deutschen Armeeführung ist es, wenn jener Fall eintritt, eine positive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu versehen, die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Bestände für den Bedarf der diesseitigen Truppen nothwendig gebraucht werden, auf viele Tagmärsche hin ebensowenig irgend welche Hülfsmittel und gestattet daher nicht einmal, die Bewohner von Paris auf den Landwegen zu evakuiren. Die unausbleibliche Folge hievon ist, daß Hunderttausende dem Hungertode verfallen. Die französischen Machthaber müssen diese Consequenzen eben so klar übersehen, wie die deutsche Armeeführung, welcher nichts übrig bleibt, als den angebotenen Kampf auch durchzuführen. Wollen Jene es bis zu diesem Extrem kommen lassen, so sind sie auch für die Folgen verantwortlich."

Favre erließ am 18. Oktober ein neues weitläufiges Rundschreiben, worin er immer noch die Miene annahm, als sey Frankreich erstens im Recht und zweitens unüberwindlich. „Ich frage",

schrieb er, „alle unparteiischen Männer, ob die Regierung auf den Compromiß eingehen konnte, der ihr angeboten wurde? Der Waffenstillstand wäre ein Unsinn gewesen, wenn er die Wahlen nicht frei gemacht hätte. Man gab ihm aber nur eine Dauer von 48 Stunden. Während des Restes der Dauer der Periode von 15 Tagen oder drei Wochen reservirte sich Preußen die Fortsetzung der Feindseligkeiten, so daß die Versammlung während der Schlacht, welche über das Schicksal von Paris entscheiden soll, über Krieg oder Frieden berathen hätte. Außerdem erstreckte sich der Waffenstillstand nicht auf Metz. Er schloß die Verproviantirung aus und verurtheilte uns zur Aufzehrung unserer Lebensmittel, während die Belagerer sich durch die Plünderung in unseren Provinzen reichlich vorgesehen hätten. Endlich würden Elsaß und Lothringen keine Deputirte ernannt haben aus dem wirklich unerhörten Grunde, daß es sich darum handle, über ihr Loos zu bestimmen. Preußen, das ihr Recht nicht anerkennt, verlangt von uns, den Degen zu halten, mit dem es dasselbe durchhaut. Dieses sind die Bedingungen, welche der Kanzler des Nordbundes sich nicht scheut, als sehr versöhnlich zu bezeichnen, indem er uns anklagt, die Gelegenheit nicht zu ergreifen, um eine Nationalversammlung zusammenzuberufen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche den Abschluß eines Friedens dem nationalen Rechte gemäß verhindern, und nicht die öffentliche Meinung des französischen Volkes anzuhören. Gut! Wir übernehmen vor unserem Lande, wie vor der Geschichte, die Verantwortlichkeit für unsere Weigerung. Sie nicht den Forderungen Preußens entgegenstellen, wäre in unseren Augen ein Verrath gewesen. Ich weiß nicht, welches Geschick uns die Zukunft vorbehält. Aber ich fühle tief, daß, wenn ich zwischen der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Preußens zu wählen hätte, ich die erstere vorziehen würde. Ich ziehe unsere Leiden, unsere Gefahren und Opfer dem unbeugsamen und grausamen Ehrgeize unseres Feindes vor. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Frankreich siegreich seyn wird. Würde es

besiegt, so würde es in seinem Unglück noch so groß dastehen, daß es ein Gegenstand der Bewunderung und der Sympathie für die ganze Welt seyn würde. Dort liege seine wahre Kraft, darin wird vielleicht seine Rache liegen."

Lord Lyons, der englische Gesandte in Paris, bemühte sich einen Waffenstillstand herbeizuführen. „Ohne Zweifel hat Graf Bismarck, wenn er wirklich in dieser Weise von Lord Lyons behelligt wurde, nicht versäumt, zugleich seine Verwunderung über die Friedenslust des britischen Cabinets auszudrücken, da dieses ja thatsächlich vielmehr Alles thut, um den Krieg zu verlängern. Nur durch die massenhaften Waffensendungen aus England ist es den Franzosen möglich, die neu ausgehobenen Mobilen, Nationalgarden, Freischützen u. s. w. auszurüsten, sich in der Täuschung zu erhalten, daß Frankreich noch unbesiegt sey, und damit einen Kampf hinauszuziehen." Am 21. Oktober schlug Lord Granville, der auswärtige Minister Englands, förmlich einen Waffenstillstand vor und forderte die übrigen neutralen Mächte zur Mitwirkung auf. Die republikanische Regierung in Tours soll auch darauf eingegangen seyn. Da nun aber Graf Bismarck die materiellen Garantien und vorzugsweise die Abtretung des Elsaßes und Lothringens, wie auch die Einberufung einer Nationalversammlung, um zu einer verfassungsmäßigen Regierung Frankreichs zu gelangen, zur Vorbedingung machte, hatten die dermalen das französische Staatsruder lenkenden Republikaner keine Lust, die Schmach der Abtretungen zu übernehmen, um hinterdrein durch eine monarchische Mehrheit in der Nationalversammlung auf die Seite geworfen zu werden. So lange sie noch regierten, hielten sie krampfhaft das Programm vom Jahr 1792 fest.

Da nun aber dieses Programm im Jahr 1870 schwerlich mehr durchzuführen war, das katholische Landvolk sowohl wie die besitzenden Klassen die rothe Republik verabscheuten, ein Sieg der letztern im höchsten Grade unwahrscheinlich war und dem von Deutschland

besiegten Frankreich schwerlich etwas anderes übrig blieb, als sich wieder eine monarchische Regierung zu geben, was auch die neutralen Mächte wünschten, so verstand es sich von selbst, daß auf die Wiederbesetzung des leeren französischen Throns vielseitig speculirt wurde, denn es fehlte hier an Thronkandidaten viel weniger als in Spanien. Da saß noch Napoleon III. auf der Wilhelmshöhe. Da hatte noch seine Gemahlin Eugenie und sein Sohn Lulu einen Anhang. In Brüssel soll die Prinzessin Mathilde mit der Fürstin Metternich und der Marschallin Mac Mahon sehr lebhaft in bonapartistischem Sinn intriguirt haben. Auch von Bazaine ging das Gerücht, er habe den General Boyer nach Versailles nur geschickt, um im preußischen Hauptquartier für Wiederherstellung des Kaiserthums zu wirken. Boyer ging sodann über Luxemburg, wo er mit dem vertrauten Oberst Raimbeau Rücksprache nahm, nach England zur Kaiserin Eugenie. Es hieß, Bazaine habe dem König von Preußen zumuthen lassen, die Wiedereinsetzung wenn nicht Napoleons selbst, doch seines Sohnes werde am besten zum Ziele führen, wofür das letzte Plebiscit eine gewisse Bürgschaft gewähre. Könnte man es dahin bringen, daß der Papst, dem es die Bonapartisten damals wirklich insinuirten, der katholischen Bevölkerung in Frankreich die napoleonische Dynastie empfehle, so würden die Chancen für die letztere noch günstiger werden und weder die verhaßte Republik, noch die mehr oder weniger vergessenen Bourbons und Orleaniden würden mit ihr concurriren können. Andererseits wurde auch den Franzosen gesagt, sie würden im Frieden günstigere Bedingungen erhalten, wenn sie wieder einen Napoleoniden auf den Thron setzten. Dem wurde jedoch alsbald von preußischen Blättern widersprochen. Die officiöse Berliner Provinzial-Correspondenz erklärte: „Preußen widersetzt sich nicht nur keineswegs der Berufung einer constituirenden Versammlung, sondern hat dieselbe, wie die Nordd. Allg. Zeitung heute Abend hervorhebt, stets verlangt, als allein im Stande, die Bürgschaften für einen dauernden Frieden zu schaffen. Welche

Regierung diese Versammlung einsetzen werde, sey für Deutschland gleichgültig. Dadurch allein schon sind alle Gerüchte über Preußens Absichten wegen einer bonapartistischen Restauration wiederholentlich abgewiesen." Weiter wurde bemerkt: „Die seit 1815 gemachten Erfahrungen sind zu frisch im deutschen Gedächtnisse, als daß man daran denken sollte, auch nur den kleinsten Bruchtheil einer Garantie des Friedens in der Form oder der persönlichen Anschauung irgend einer französischen Regierung zu suchen. Alle französischen Regierungen seit dem zweiten Pariser Frieden, mochten deren derzeitige Anhänger Bonald, Chateaubriand, Thiers, Tocqueville oder wie immer heißen, haben ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Coquettiren mit der Rheingrenze als das sicherste Mittel zur Popularität erkannt. Deutschland ist deshalb darauf hingewiesen, durch Erlangung einer wirklich festen Vertheidigungslinie sich in die Lage zu bringen, daß künftig nicht mehr jedes physische oder moralische Krankheitssymptom der Regierer Frankreichs eine Panik der Börse, einen Stillstand der Geschäfte erzeugt. Danach wird es uns vollkommen gleichgültig seyn können, Wen oder Was Frankreich ein- oder absetzt."

Die Republikaner blieben übrigens nicht müßig und die trotzige Haltung, welche sie äußerlich angenommen hatten, hinderte sie nicht heimlich zu sondiren, wie sie aus der Klemme kommen könnten. Die Delegation in Tours schickte Laurier, Generalsekretär im Ministerium des Innern, nach London, um förmlich die Vermittlung Englands zu verlangen. Auch Thiers, der von seiner diplomatischen Rundreise nach Tours zurückkam, ging von dort nach Versailles, um mit Bismarck da wieder anzuknüpfen, wo Favre abgebrochen hatte.

Ende Oktober wurde ein Schreiben Guizots an die Fürstin Trubetzkoi veröffentlicht und auch in allen deutschen Zeitungen abgedruckt, als ob das Geringste daran läge, was der alte französische Doctrinär, der nicht das mindeste Verständniß der deutschen Frage

hat, oder sie absichtlich nicht verstehen will, den Leuten vorrede. Er wußte nichts Klügeres zu sagen, als daß Elsaß und Lothringen nothwendig bei Frankreich bleiben müßten. Auch die Kaiserin Eugenie gab eine Erklärung von sich, worin sie dementirte, sich irgend mit den politischen Fragen des Tages beschäftigt zu haben, sie werde nur dann, wenn Elsaß und Lothringen bei Frankreich bleiben, ihr Möglichstes thun, auch ihrerseits für einen ehrenvollen Frieden zu wirken.

Obgleich man am guten Willen fast aller neutralen Mächte, die Integrität des französischen Gebietes zu schützen, in Frankreich selbst am wenigsten hätte zweifeln sollen, so gab es doch Leute dort denen der gute Wille nicht genügte und die, da keine bewaffnete Intervention sich anmeldete, wüthend wurden. Man kann den nationalen Egoismus nicht weiter treiben. Die französische Arroganz setzt unbedenklich voraus, niemals dürfe sich eine andere Nation in französische Dinge mischen, wenn es aber Frankreich selbst wünsche, dann müsse sie es thun. In diesem Sinn fletschte das „Siècle" am Ende des Oktober gegen das vermitteln wollende England die Zähne, wie ein Hund, der dem zur Hülfe bereits eintretenden Gast nicht traut. „Nicht aus Freundschaft für Frankreich — schrieb das wahnsinnige Blatt — sondern aus Sympathie für Preußen begehrt jetzt Europa zu interveniren, man muß dieses Anerbieten also zurückweisen. Möge man sich doch die Ereignisse, die wir alle miterlebt, bei diesem Anlaß wohl vor Augen halten! Wenn Frankreich 18 Jahr hindurch die Schande des Kaiserregimes ertragen hat, so hat das monarchische Europa daran reichlich Schuld, indem es seinen aristokratischen Hochmuth vor dem Abenteurer von Boulogne und Straßburg ablegte, der doch nur Kaiser durch das verabscheuungswürdigste Verbrechen geworden ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. — Der constitutionelle Hermelin, in welchen die prüde Königin Viktoria sich hüllt, hat sie auch keinen Augenblick lang zögern gemacht, ihre weiße unschuldige Hand in die bluttriefende Rechte des Siegers vom Boulevard Montmartre zu legen,

des Mörders der Republik von 1848, die einen Augenblick lang gewagt hat, das Königsconcert in Europa zu belästigen. Der König Galantuomo, der mit wahrhaft königlicher Undankbarkeit Garibaldi's Dienste zu bezahlen verstand, hat auch keinen Anstand genommen, das königlich savoyische Blut mit dem berühmten und braven Vetter des Retters von Frankreich und eines Pierre Bonaparte zu vereinigen; der junge Kaiser Franz Joseph hat bei Villafranca nicht zurückgeschaudert vor den Umarmungen de Monsieur son frère. Der Kaiser aller Reußen und König Wilhelm selber hielten es nicht unter ihrer Würde, der Einladung des sauberen Paares, welches in den Tuilerien thronte, Folge zu leisten; sie haben mit großem Pompe in Paris die Gastfreundschaft des künftigen Heros von Sedan angenommen."

Am 28. Oktober beantwortete Graf Bernstorff die englischen Anträge: „Graf Bismarck ist überzeugt, daß es vor Allem nöthig sey, dem französischen Volke die Wahl einer Nationalvertretung zu gestatten. Bereitwilligkeit, deren Zustandekommen zu fördern, ist deutscherseits vollständig dokumentirt, es fehlt aber die Zustimmung der Pariser Machthaber. Die Bestrebungen Englands können nur dankbar anerkannt werden, obgleich zu befürchten ist, daß die Pariser Regierung sie mißversteht und darin eine Ermuthigung zu fernerem Widerstande findet. Von deutscher Seite könne nach den gemachten Erfahrungen selbstverständlich keine Initiative zu neuen Verhandlungen ergriffen werden. Der Erlaß versichert, daß wir jeden Vorschlag, der uns französischerseits zugeht und auf Anbahnung von Friedensverhandlungen gerichtet ist, bereitwilligst entgegennehmen und mit dem aufrichtigen Wunsche nach Wiederherstellung des Friedens prüfen werden."

Die Deutschen standen schon seit vier Wochen vor Paris und hatten die eigentliche Belagerung noch nicht begonnen. Diese Verzögerung gab nun zu allerlei Vermuthungen Anlaß. Bald hieß es, die neutralen Mächte hätten vom König von Preußen dringend

verlangt, er solle Paris schonen. Bald glaubte man, der König selbst scheue sich, ein Barbar genannt zu werden, wenn er es nicht thue. Allein es hing nur von den Parisern selbst ab, der Geduld des Königs Rechnung zu tragen, sich mit Anstand in das Unvermeidliche zu finden und die Schonung der Stadt durch ein loyales Benehmen zu verdienen. Trotzten sie noch länger, so waren auch nur sie selbst für alles Unglück verantwortlich, was ihrer Hauptstadt widerfuhr. Denn sie konnten nicht verlangen, daß die Deutschen vor Paris umkehren sollten, als hätten sie sich vor Favre's und Gambetta's Prahlereien gefürchtet.

Am vernünftigsten sprach sich damals die Schlesische Zeitung über die Frage aus. Nachdem sie erörtert, wie die republikanische Regierung, die Presse und das Pöbelgeschrei in Paris im unvernünftigsten Trotze verharre, fährt sie fort: „Wo also nicht wahnwitziger Größen- und Machtdünkel gegen uns kämpft, da ist es das finstere Brüten unversöhnlichster Rache. Welche Hoffnungen können unter solchen Umständen an eine Waffenruhe geknüpft werden, wenn sie vor Vollendung unseres Werkes erfolgt? Hat einmal die Diplomatie die Hand im Spiele, dann wird es sehr schwer werden, wieder freie Hand zu gewinnen, unseren Sieg zu vollenden und Frankreich zu dessen Anerkennung zu zwingen. Selbst das übrige Europa würde uns als halbüberwunden betrachten, wenn wir vor Paris umkehrten und das Garibaldithum nicht zu Paaren trieben. Wir erkennen an, daß es unseren Staatslenkern nicht leicht werden wird, die Intervention der Großmächte vollständig zurückzuweisen, aber wir zittern selbst vor der geringsten Concession. Wie uns Ducrot und viele französische Offiziere bewiesen und wie es die Presse des Landes in noch entschiedenerer Weise darthut, ist die Moral der Nation selbst in demjenigen Punkte in's Wanken gekommen, dessen sich Frankreich stets zumeist gerühmt hat, im Punkte ritterlicher Ehre. Wie können wir von den jetzt herrschenden Elementen, die noch im letzten Herbste den vorsätzlichen Eidbruch

in ihr Programm aufnahmen, erwarten, daß sie die Bedingungen eines Waffenstillstandes ehrlich erfüllen, daß sie nicht weiter rüsten, keine Vorräthe beziehen, keine Truppenbewegungen ausführen, ihre Plätze nicht verproviantiren werden? Jeder Tag, jede Stunde der Waffenruhe ist ein Verlust für uns, der, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt, mit Strömen von Blut wieder eingebracht werden muß. Daß man sich in Frankreich auf eine Wahl zur Constituante einlassen wird, für welche nur auf die Dauer der eigentlichen Stimmabgabe, also auf etwa 24—48 Stunden, Waffenstillstand gewährt wird, glauben wir nicht; dennoch scheint uns eine solche Concession das höchste Maß dessen, was aus Höflichkeit gegen England gewährt werden kann, ohne die Situation bedeutend zu unserm Nachtheil zu ändern. Uns selbst muß es freilich erwünscht seyn, in Frankreich eine Gewalt erstehen zu sehen, mit der sich völkerrechtlich unterhandeln läßt; dieselbe zu schaffen, wird es aber immer noch an der Zeit seyn und besser an der Zeit seyn, wenn Paris die Macht des Siegers gefühlt hat. Vorher wird der Feind sich schwerlich dazu verstehen, uns zu gewähren, was wir fordern und fordern müssen. Erst wenn Paris gefallen und mit ihm ein belangreicher Theil Frankreichs von unseren Heeren fest occupirt seyn wird, verspricht eine längere Waffenruhe eine segensreiche Wirkung. — Unsere gegenwärtige militärische Lage ist glücklicherweise eine solche, um auch auf diplomatischem Gebiet keine allzu scharfen Pressionen fürchten zu müssen. Keine fremde Macht ist gerüstet und keine gewillt, uns zu einem Verzweiflungskampfe herauszufordern. Eine Reihe von Wochen reicht voraussichtlich aus, die Dinge vor Paris wie vor Metz zur Entscheidung zu bringen, und bis dahin genügt es vollständig, die gegen den Süden Frankreichs errungenen Positionen zu behaupten. Selbst ein Echec auf diesen secundären Operationsgebieten würde die Lage nicht ändern. Nach dem Falle von Paris und Metz aber werden Thatsachen geschaffen seyn, denen auch die Diplomaten ihren Respekt nicht versagen werden."

Ganz übereinstimmend erklärte sich auch der Schwäb. Merkur: „Frankreich hat den Krieg gewollt; so mag es auch den Krieg haben so lange, bis es den Frieden will. Will es ihn wirklich, so kann es ihn jeden Augenblick haben, aber Deutschland ist in der Lage, warten zu können, bis Frankreich diesen Entschluß wirklich kundgibt. Es weiß ferner, was es will, es weiß genau, welchen Frieden es bewilligen will, und die zwecklose Fortsetzung des Kriegs von Seite Frankreichs wird jedenfalls nicht dazu dienen, die deutschen Forderungen irgendwie herabzustimmen. Auch die Frage, mit wem der Friede abzuschließen ist, wird sich nach der Einnahme von Paris unschwer erledigen. Mit den Fragmenten einer Regierung, wie sie gegenwärtig in Paris und in Tours sitzen oder zwischen beiden Orten herumfliegen, ist freilich — dies beweist jede Kundgebung, die von dieser Seite kommt — überhaupt kein Friede abzuschließen. Aber die Bevormundung, welche diese mandatlosen Herren über Frankreich ausüben, dieses Regiment, das nur durch die Unterdrückung der öffentlichen Meinung sich aufrecht hält, wird nur so lange dauern, bis die deutschen Bomben und Granaten den Weg nach dem Pariser Stadthaus geöffnet haben werden. Ohnedies werden bis dahin auch die anderen Mitglieder der Regierung dem Beispiele der Collegen Gambetta und Keratry gefolgt und ‚ausgeflogen‘ seyn. Mit dem Fall der Hauptstadt wird das Land wieder in sein Recht treten, die öffentliche Stimme der Provinz wird nicht länger niedergehalten seyn, und die Provinz wünscht das Aufhören des Kriegs, den sie den Parisern verdankt und dessen Früchte sie jetzt genugsam gekostet hat. Tritt nach dem Einzug der Deutschen in Paris eine constituirende Versammlung von Vertretern ganz Frankreichs zusammen, so wird sich das Friedensgeschäft um so leichter erledigen, je fester und unerbittlicher die Forderung Deutschlands ist. Und ganz Frankreich wird an diesem Tage aufathmen. Sicherlich hat Deutschland nicht den mindesten Ehrgeiz, sich in die inneren Dinge und häuslichen Zwiste des Nach=

barvolks zu mischen. Dennoch verdankt Frankreich den deutschen Waffen die Befreiung vom Joch des Kaiserthums. Es wird ihnen auch die Befreiung von der unfähigen Klubregierung verdanken, welche die Geschäfte des Kaiserthums mit der gleichen Verblendung und mit dem gleichen Erfolge fortgesetzt hat."

Auffallenderweise hatte sich die viel gelesene Kölner Zeitung dafür erklärt, nur der Theil von Lothringen, in dem noch vorzugsweise deutsch gesprochen wurde, solle zu Deutschland kommen, Metz aber, weil hier französisch gesprochen werde, bei Frankreich bleiben. Die angesehensten Bürger der Stadt Trier sandten dem Bundeskanzler einen Protest gegen diese Auffassung ein, denn im deutschen Moselgebiet wußte man am besten zu würdigen, wie unentbehrlich ihnen Metz zur Vertheidigung gegen französische Angriffe sey. Der Protest lautete: „Gegen diese von der ‚Kölnischen Zeitung' in zahlreichen Leitartikeln vertheidigte und als die wahre öffentliche Meinung von ganz Deutschland hingestellte Anschauungsweise sehen sich die unterzeichneten Einwohner der Stadt Trier und Umgegend veranlaßt, für ihren Theil auf das Energischste zu protestiren und Ew. Excellenz zugleich ihr Zeugniß dafür entgegen zu bringen, daß die theoretischen und praktischen Bedenklichkeiten, mit welchen man die Einverleibung der Stadt Metz bekämpft, hierorts von der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht gebilligt werden. Allerdings müssen wir nach unserer Kenntniß der lothringischen Bevölkerung annehmen, daß sie vorerst die Abtrennung von Frankreich schwer empfinden werde indessen sind wir zugleich überzeugt, daß in dieser Hinsicht zwischen diesseits und jenseits der Sprachgrenze ein erheblicher Unterschied nicht hervortreten wird. Die Schwierigkeiten, welche aus einem solchen Verhältnisse wirklich entspringen, und die Gefahren, welche man furchtsamerweise daraus hervorgehen sieht, scheinen uns kaum in die Wagschale fallen zu können gegenüber den schwer wiegenden Vortheilen, welche nach dem Urtheile der Fachkundigen der Besitz der Festung für unsere Landesvertheidigung mit sich bringen wird.

Insbesondere aber halten wir, die wir in der nächsten Nähe der bisherigen Grenze wohnen, uns für berechtigt, dagegen Protest zu erheben, daß man jener Stimmung der zu erwerbenden Landestheile eine größere Berücksichtigung angedeihen lasse als der unbehaglichen Situation, in der wir uns fortdauernd, und den ernsten Gefahren, in denen wir uns beim wirklichen Ausbruch des Krieges befunden haben."

Endlich gab die Provinzial-Correspondenz einen völlig beruhigenden Aufschluß. „Die Gerüchte über Waffenstillstandsversuche, welche schon seit einiger Zeit die politischen Kreise bewegten, haben in den letzten Tagen einen bestimmten Anhalt gewonnen: es wird berichtet, daß England in der That Schritte gethan habe, um die provisorische Regierung in Frankreich zu erneuten Anträgen auf Bewilligung eines Waffenstillstandes Behufs Einberufung einer nationalen Vertretung Frankreichs zu bestimmen, und daß die übrigen Mächte gleichzeitig zu einer Einwirkung in derselben Richtung aufgefordert und dieser Aufforderung theilweise bereits nachgekommen seyen. Es scheint nicht, daß die englische Regierung ihrerseits bestimmte Vorschläge oder Rathschläge in Bezug auf die Grundlagen des Waffenstillstandes gemacht hat, sie scheint vielmehr ihre Einwirkung wesentlich darauf beschränkt zu haben, die einstweilige Regierung in Frankreich in warmer und dringender Weise dazu aufzufordern, durch Nachsuchung eines Waffenstillstandes und Einberufung einer Landesvertretung den Weg zu betreten, auf welchem die Wiederherstellung des Friedens allein möglich erscheint. Dem Schritte der englischen Regierung liegt hiernach auch jetzt die Absicht fern, ihrerseits eine Einmischung in den Kampf zwischen Deutschland und Frankreich zu unternehmen; es liegt ihrem Vorgehen ferner die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß jeder Versuch, dem weiteren Verlaufe des Krieges Einhalt zu thun, vergeblich seyn würde, wenn nicht Frankreich zunächst zu dem Bewußtseyn und Anerkenntniß seiner Friedens*bedürftigkeit* gebracht wird. Der Schritt der englischen Regierung würde gewiß hohen Dank verdienen, wenn

er geeignet wäre, in dieser Beziehung eine tiefere Wirkung in Frankreich zu üben. Die Erfahrungen, welche Herr Thiers von seiner Rundreise in Europa mit zurückgebracht, so wie die Zustände, welche er bei seiner Rückkehr in Frankreich vorgefunden hat, mußten allerdings dazu beitragen, den Vorstellungen Englands ein erhebliches Gewicht zu verleihen. Dennoch darf man kaum wagen, sich großen Hoffnungen in Bezug auf das Gelingen des Waffenstillstandsversuches hinzugeben, da noch alle Kundgebungen der augenblicklichen Machthaber in Frankreich bis in die letzte Zeit hinein erkennen lassen, wie weit dieselben davon entfernt sind, die Gesichtspunkte anzuerkennen, von welchen bei allen ernstlichen Friedensanbahnungen, mithin auch bei Waffenstillstandsverhandlungen, auszugehen seyn wird. Graf Bismarck hat diese unabweislichen Gesichtspunkte im voraus klar und bestimmt bezeichnet, und es ist kein Grund anzunehmen, daß nach der inzwischen nothwendig gewordenen Fortsetzung des Krieges und nach den dabei errungenen weiteren Erfolgen unserer Waffen ein Abgehen von jenen im nationalen Interesse gestellten Forderungen zulässig erscheinen sollte. Wohl aber hat der Fortgang des Krieges wie die Annäherung an die letzten Ziele desselben die Verhandlungen über einen bloßen Waffenstillstand ungemein erschwert; denn in so fern der Waffenstillstand nicht schon die politischen Bürgschaften des künftigen Friedens selbst in sich trägt, würde er um so mehr die militärische Bürgschaft gewähren müssen, daß durch seine Bewilligung nicht die Erfolge beeinträchtigt werden, deren baldige Erreichung wir gegenwärtig vor Paris eben so wie vor Metz und auf allen anderen Gebieten des Kriegsschauplatzes mit Zuversicht in Aussicht nehmen dürfen. Es ist kaum anzunehmen, daß die jetzigen Machthaber Frankreichs ihre Auffassungen und Stimmungen in kurzer Zeit so sehr gewandelt haben sollten, um in dieser Beziehung die Berechtigung und Nothwendigkeit unserer Forderungen im Wesentlichen anzuerkennen. Aus diesen Gründen ist es schwer, an einen Erfolg der wohlgemeinten Schritte

Englands zu glauben. Die Regierung in Tours hat allerdings die gegebene Anregung benutzt, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und die Wahl des Herrn Thiers zum Unterhändler scheint dafür zu sprechen, daß man sich wenigstens von der Unmöglichkeit der Feststellung des Standpunktes, welchen vor Kurzem Jules Favre vertreten hat, überzeugt habe. Es bleibt jedoch abzuwarten, in wie weit die provisorische Regierung fähig und bereit ist, das Gewicht der vollzogenen Thatsachen und der darauf begründeten Forderungen rückhaltlos anzuerkennen und in Waffenstillstandsbedingungen zu willigen, welche uns die Sicherheit gewähren, daß der wohlverdiente Friedenspreis uns nicht verkümmert werden könne.

Ueber die Verzögerung des Angriffs auf Paris schreibt dieselbe Correspondenz: „Die einzig richtige Erklärung der seitherigen Verzögerung ist, daß die nothwendigen militärischen Vorbereitungen nicht rascher gefördert werden konnten. Die ursprünglichen Berechnungen und voraneilenden Erwartungen beruhten zunächst auf der Annahme, daß eine theilweise Beschießung von Paris schon stattfinden würde, sobald das dazu unbedingt erforderliche Material an Festungsgeschütz bei der Belagerungsarmee eingetroffen seyn würde. Es lag dabei vor Allem die Voraussetzung zu Grunde, daß der Muth und die Widerstandskraft der in allen Richtungen leicht erregbaren pariser Bevölkerung Angesichts einer Beschießung sehr bald zur Verwirrung und Nachgiebigkeit umschlagen würde. Nach dem Falle von Toul schien nun die Hoffnung begründet, daß die nach jener Auffassung erforderliche Anzahl von Belagerungsgeschützen nebst Munition in kurzer Zeit bis vor Paris würden geschafft werden können. Im Kriegsrathe unseres Königs gelangte jedoch nicht jener Gesichtspunkt einer wesentlich moralischen Wirkung auf die pariser Bevölkerung zur entscheidenden Geltung, sondern die ernst militärische Auffassung des Bombardements, nach welcher auch diese kriegerische Operation von vorn herein mit der vollen Energie und allseitigen Vorbereitung in Angriff genommen werden

sollte, durch welche alle Aufgaben während des ganzen Verlaufs des Krieges so erfolgreich gelöst worden sind. Man verzichtete darauf, Paris, wie man es allerdings schon vor Wochen gekonnt hätte, durch eine vorläufige Beschießung zu schrecken, welche den gehofften Eindruck möglicherweise doch verfehlt und in solchem Falle ein erstes Mißlingen bereitet hätte; man schritt vielmehr sofort zu den umfassendsten Vorbereitungen, um die artilleristische Aufgabe, wenn auch mit einem kurzen Verzuge, doch um so wirksamer und nachdrucksvoller durchzuführen. Die Vorarbeiten hierzu haben allerdings eine etwas längere Zeit in Anspruch genommen, als zunächst (auch an dieser Stelle) vorausgesetzt war; die Schwierigkeiten der Herbeischaffung des gewaltigen Materials an Geschütz und Munition haben sich als noch erheblicher erwiesen, als man sie geschätzt hatte. Die Eroberung der Festung Sebastopol Seitens der vereinigten Engländer, Franzosen und Italiener hat ein ganzes Jahr erfordert. Man hat daher keinen Grund zur Ungeduld, wenn die ursprünglichen Erwartungen vor Paris um eine kurze Weile überschritten worden sind. Mit größter Bestimmtheit aber darf wiederholt hervorgehoben werden, daß die Verzögerung einzig und allein durch die in der Sache liegenden Schwierigkeiten, nicht durch irgend welche politischen Bedenken veranlaßt worden ist."

Inzwischen erinnerte der Fall von Metz, daß auch der von Paris bald nachfolgen würde, und England strengte sich von Neuem an, durch die Einsprache seiner Presse und Diplomatie den Siegeslauf der Deutschen aufzuhalten. Die Times versicherte, Preußen müsse sich jedenfalls begnügen, daß Metz geschleift werde, nur ja dürfe es Metz nicht behalten wollen. Der Nordd. Allg. Zeitung theilte eine am 20. Oktober an den englischen Gesandten in Berlin, Lord Loftus, gerichtete Depesche Granvilles mit, welche, anknüpfend an Bismarck's Erklärung, daß bei Verlängerung des Kampfes vor Paris der Untergang von Hunderttausenden durch Hunger herbeigeführt werden könnte, Englands Schritte behufs

eines Waffenstillstands, Zusammenberufung einer Constituante und Wiederherstellung des Friedens darthut. Die gedachte Zeitung bemerkt hierzu: Noch jetzt ist der König bereit, auf einen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen zur Constituante einzugehen, die wir eben so sehr wünschen, als das französische Volk; aber eben deshalb, weil wir sie wünschen, will die Regierung der nationalen Vertheidigung sie nicht; so bleibt uns nichts übrig, als die Erzwingung eines passenden Friedens mit Waffengewalt, gleichviel was für Paris daraus resultire.

Am 28. Oktober beantwortete Bismarck die englische Note mit folgenden Bemerkungen: „Wir sind in unserm vollen Rechte gewesen, wenn wir in der Mittheilung vom 11. Oktober, auf welche der englische Herr Minister sich bezieht, jede Verantwortlichkeit für die traurigen Folgen von uns ablehnen, welche ein bis auf's Aeußerste fortgesetzter Widerstand der Festung Paris für die Bevölkerung dieser Stadt haben muß. Wenn die königlich großbritanische Regierung den Versuch gemacht, dieses Gouvernement von dem gewaltthätigen und gefährlichen Wege, auf dem es sich befindet, abzuwenden und es Erwägungen zugänglich zu machen, welche Frankreich vor dem weiteren Fortschritte seiner politischen und socialen Zerrüttung und seine glänzende Hauptstadt vor den Zerstörungen der Belagerung bewahren, so können wir das nur dankbar anerkennen. Wir können uns freilich der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen zu seyn scheint, die wohlwollende Intention des englischen Cabinets von derselben nur mißverstanden und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde, welche gerade das Gegentheil von den Absichten Lord Granville's bewirken könnte."

Thiers machte damals viel von sich reden und zog die Augen

von ganz Europa auf sich, obgleich er weder Frankreich in seiner Hand, noch auch bei den neutralen Mächten etwas ausgerichtet hatte. Seine Rundreise von Paris über London, Petersburg, Wien, Florenz und Tours glich so ziemlich der windigen Luftfahrt Gambettas und entsprach ganz den phantastischen Täuschungen, mit denen damals das französische Volk hingehalten wurde. Er hatte nirgends im Ausland Hülfe für Frankreich gefunden und besaß auch keine Mittel, in Frankreich selbst seinen Willen durchzusetzen, da er, obgleich von der republikanischen Regierung bei den neutralen Mächten legitimirt, doch eben dieser Regierung nicht nützen wollte, sondern den Hintergedanken hatte, sie zu stürzen und das Haus Orleans zu restauriren. Indessen kam ihm doch Vieles zu statten und verlieh ihm in der augenblicklichen Krise eine Bedeutung.

Hatten ihm die neutralen Mächte auch keine Versprechungen gemacht, so durfte er doch darauf rechnen, daß keine von ihnen dem sich immer mehr einigenden und verstärkenden Deutschland wohlwollte. Die gekrönten Häupter Europas und ihre Diplomaten waren zu lange an ein uneiniges und daher schwaches und passives, immer mehr oder weniger von ihnen beeinflußtes Deutschland gewöhnt und das war ihnen sehr bequem gewesen. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen neben der Viel- und Kleinstaaterei im übrigen Deutschland hatte ihren Diplomaten an den deutschen Höfen einen unverhältnißmäßigen Einfluß, zuweilen sogar eine Art von Vormundschaft ermöglicht. Sie waren gewohnt, die deutsche Erde eigentlich nur als ein Ausgleichungs- und Tauschobjekt anzusehen, wenn collidirende dynastische Interessen einen neuen Ausgleich suchten. Vor der deutschen Nation als solcher hatte nirgends die romanische, ja nicht einmal die slavische Respekt. Nun auf einmal erhob sich Deutschland wenn auch noch nicht in seiner ganzen Nationalkraft, doch auch noch ohne die Mithülfe seiner Stammgenossen an der untern Donau, in den Alpen, an der Schelde und am Zuydersee, in einer wunderbaren, alles überwältigenden Stärke.

Das machte der sämmtlichen europäischen Diplomatie vom alten Schlage nichts weniger als Freude und insofern fand Thiers mit seinen Klagen bei derselben allerdings Sympathie und Wohlwollen. Nur eine Intervention versprachen ihm die neutralen Mächte nicht und konnten sie ihm auch nicht versprechen, weil sie zunächst nicht gerüstet waren, auch für Frankreich, dem sie mißtrauten, keine Opfer bringen wollten, vielmehr nicht ohne Schadenfreude der Demüthigung des Tuilerienkabinets zusahen, von dem sie oft chikanirt und brüskirt worden waren. England sah ungern eine deutsche Seemacht entstehen, wußte aber wohl, daß, wenn Frankreich gesiegt hätte, der englische Schutz kaum mehr ausgereicht haben würde, um Belgien zu retten. Rußland war zu panslavistisch geworden, um im Pangermanismus nicht einen Feind zu erkennen; wenn es aber Frankreich gegen Preußen hätte unterstützen wollen, so würde das nur Oesterreich zugute gekommen seyn und ein mächtiges Oesterreich war der russischen Politik im Orient zu gefährlich.

Italien endlich mußte sich auf doppelte Weise vor Frankreich scheuen, denn wenn dasselbe eine Republik bleiben sollte, so würde auch Viktor Emanuel gleich seinem Gönner, dem französischen Kaiser, Opfer einer Revolution werden; sollte aber die klerikale Partei in Frankreich siegen, so würde dieselbe auch die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherstellen wollen. Es fiel daher Viktor Emanuel nicht schwer, das Ansinnen, welches ihm Thiers im Namen der französischen Republik machte, gleich jetzt mit 150,000 Mann Frankreich zu Hülfe zu kommen, abzulehnen. Ueberdies wurde Thiers in Florenz verspottet, denn gerade er war es immer gewesen, der in der französischen Kammer die italienische Einheit eben so fanatisch wie die deutsche bekämpft hatte.

Also brachte Thiers von seiner diplomatischen Rundreise nichts Positives zu Gunsten Frankreichs mit, indem er aber auf der Rückreise zu Tours eifrig bemüht war, mit Hülfe anderer Mitglieder der ehemaligen Opposition im gesetzgebenden Körper die Einberufung

einer constituirenden Nationalversammlung zu betreiben, kam er damit dem Wunsche des Königs von Preußen entgegen, der die Einberufung jener Versammlung begünstigen wollte, damit Frankreich wieder eine rechtmäßige Regierung erhalte, mit welcher ein dauernder Friede geschlossen werden könne. Von der Versammlung, wenn sie zu Stande kam, hoffte Thiers, sie werde eine Restauration der Orleaniden begünstigen, welche nach dem Sturz der Napoleoniden am geeignetsten erschien, das französische Staatsschiff zwischen dem socialistischen und ultramontanen Extrem hindurchzusteuern. Nachdem Thiers eines preußischen Geleitscheins versichert war, begab er sich am 1. November nach Versailles, wo er mit Graf Bismarck eine dreistündige Unterredung pflog. Der Letztere wollte einen Waffenstillstand von 25 Tagen zum Behuf der Einberufung einer Nationalversammlung bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß in der militärischen Stellung nichts geändert werde.

Mit dieser Concession fuhr nun der alte Thiers nach Paris hinein und soll beim Anblick der Stadt geweint haben. Paris war außerordentlich aufgeregt, theils wegen des letzten mißlungenen Ausfalls, von dem man einen großen Erfolg erwartet hatte, theils wegen der eben angelangten Nachricht von der Metzer Kapitulation. Die Socialisten rührten sich wieder und hatten insgeheim schon eine Art Nebenregierung vorbereitet. General Trochu mußte am 28. Oktober schon wieder dringend vor ihren Eigenmächtigkeiten warnen und in einer Proklamation das willkürliche Einbrechen in Häuser und die Mißhandlung von Personen verbieten. Da er aber zu schwach gewesen war, um gleich beim ersten offenen Aufstand Flourens und die andern Verschwörer festzunehmen, so gehorchte man ihm nicht. Am 31. Oktober war die Aufregung in der Stadt schon wieder so hoch gestiegen, daß die Verschwörer an der Spitze ihrer Banden wieder vor das Stadthaus rückten, die Abdankung der Regierung und die Einsetzung einer Commune, d. h. eines alleingebietenden Pariser Gemeinderaths wie in der ersten Revolution verlangten und

sich allem Zureden Trochus und Simons zum Trotz nicht beruhigen ließen. Die Menge wurde immer lärmender, obgleich sie noch keine Gewaltthätigkeiten beging. Einen Augenblick zerstreute sie sich, als plötzlich ein Schuß, man weiß nicht, wer ihn abfeuerte, fiel. Bald rottete sie sich aber von Neuem zusammen, und ließ verschiedene Listen mit den Namen derer circuliren, welche die neue Regierung bilden sollten. Auf denselben befanden sich Ledru-Rollin, Viktor Hugo, Felix Pyat, Dorian (schon jetzt Mitglied der Regierung), Mottu (der Maire, welcher überall die Crucifixe wegnehmen ließ), Delescluze, Bonvalet, Schoelcher, Joigneaux, Martin Bernard (der Historiker), Greppo, Blanqui, Flourens und Rochefort. Gegen drei Uhr endlich drang die Menge in das Hotel de Ville ein. Die Mobilgarden, welche mit der Vertheidigung desselben betraut waren, leisteten keinen Widerstand, sondern ließen Alles ruhig geschehen und duldeten sogar, daß man die Mitglieder der Regierung zu Gefangenen machte, nachdem man vorher Etienne Arago gezwungen hatte, einen im voraus hergerichteten Anschlagzettel zu unterzeichnen, auf welchem sich ein Dekret befand, das die Wahlen für die Commune auf den nächsten Tag festsetzte. Zugleich bemühte sich Flourens, der Hauptmann der ganzen Bewegung, General Trochu und den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung ihre Demission zu entreißen. Sie verweigerten dieses, wurden aber gefangen gehalten.

Ein Bericht sagt aus: Man hat dieselben an Stühle festgebunden. Auf Jules Favre wurde sogar geschossen, die Kugel ging aber fehl. Derselbe Favre hatte in Ferrières zum Grafen Bismarck gesagt: Es gibt keinen Pöbel in Paris. Nun lernte er ihn kennen. Picard hatte die meiste Gegenwart des Geistes, sofern er, schon verhaftet, seine Verfolger, um ihnen eine Urkunde zu übergeben, in ein Zimmer mit einem geheimen Ausgang hineinlockte, hier plötzlich aus ihren Augen verschwand, in die Stadt entkam und Hülfe herbeirief. Er begab sich auf das Finanzministerium

und ergriff sofort die für die Organisation des Widerstandes nothwendigen Maßregeln, während seine Collegen die Gefangenen der Aufrührer waren. Picard sandte geschriebene und unterzeichnete Ordres an den Generalstab des Gouverneurs, an den der Nationalgarde und befahl, in allen Stadtvierteln Generalmarsch zu schlagen. Er ließ die Nationaldruckerei besetzen, befahl dem „offiziellen Journal", nichts zu drucken, und sandte an alle Ministerien die Weisung, sich auf der Defensive zu halten. Gegen 8 Uhr wurden General Trochu und Jules Ferry von dem 106. Bataillon der Nationalgarde befreit, welches zuerst auf dem Platze vor dem Stadthause angekommen war. Die übrigen Regierungsmitglieder waren noch von den Leuten des Bataillons Flourens festgehalten, wurden aber auch endlich frei. Die Verwirrung dieser Nacht war ungeheuer. Spitzbuben suchten von ihr zu profitiren. Peuple Français berichtet, daß der Bürger Milière sich am 31. Oktober zum Finanzminister ernannt hatte. Der gewesene Versicherungsagent wollte seinen Posten im Hotel der Rue Rivoli einnehmen, wo man ihn jedoch nicht aufnahm. Felix Pyat, welchem Milière's Ernennung noch unbekannt war, schrieb an Ernst Picard ein Billet, welches lautete: „Schicken Sie mir auf der Stelle 15 Millionen, die ich nöthig habe." Picard bewahrt dieses werthvolle Autograph auf. Wir bitten nicht zu vergessen, daß diese fast unglaublichen Charakterzüge über die Pariser Persönlichkeiten wörtlich der Correspondence de Tours entnommen sind.

Am tollsten ging es auf dem Stadthause her. Hier riß sich das 106. Bataillon der treuen Nationalgarde mit den Bataillonen von Flourens herum, bis jene diesen die gefangenen Regenten entrissen hatten. Doch floß kein Blut. Nur Trochu wurde wie Favre mit Erschießen bedroht. Flourens und die Seinen mußten endlich weichen. Rochefort benahm sich erbärmlich. Ein Theil ließ ihn hoch leben, ein anderer schrie: Nieder mit ihm! Er wollte reden, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Ich bin wie ihr vom

Volk, rief er, aber man antwortete: Du bist ein Aristokrat (er führte wirklich den Titel eines Grafen). Es blieb ihm nichts übrig, als sich aus dem Staube zu machen. Nach Mitternacht wurde die Ruhe endlich hergestellt.

Es war ein Versuch der rothen Republikaner, die blauen aus der Regierung zu verdrängen. Die letztern (Trochu und Favre) verhielten sich zu den erstern (Flourens und Rochefort) ziemlich so, wie sich 1793 die Gironde zum Berg und dem Pariser Gemeinderath verhalten hatte.

Die Mobilgarden, meist Leute vom Lande, wußten anfangs nicht recht, woran sie waren, theilten aber die Sympathien des Pöbels von Belleville (dem wildesten Stadttheil von Paris) nicht, wurden belehrt und erließen an die glücklich gerettete Regierung eine Adresse, die wohl beitrug, Trochu noch mehr Muth zu machen: „Die unterzeichneten Bataillone der Mobilen, die nach Paris berufen worden sind, haben das gestern auf Eure Personen begangene Attentat mit Entrüstung vernommen. Sie erheben sich mit ihrer ganzen Kraft gegen solche Thatsachen und sie sind entschlossen, sie nicht nochmals zu dulden. Die Mobilen sind aus Männern zusammengesetzt, die zur Vertheidigung des Vaterlandes unter die Waffen berufen wurden. Sie sind zugleich Bürger und Soldaten. Als Soldaten erwarten sie nur Befehle; sie denken nicht daran, dieselben zu discutiren. Sie wollen nur gehorchen. Als Bürger kommen und verlangen sie ihre Rechte. Deshalb kommen sie im Namen dieser gestern von den Meuterern vollständig mißkannten Rechte, um Euch zu sagen, daß sie keine Regierung der ‚Commune' von Paris wollen. Die Provinz will repräsentirt seyn; die Provinz hält darauf, daß man sie nicht bei Seite läßt. Wir wollen in der That nicht, daß uns eine Handvoll Leute eine Regierung nach ihrem Geschmack aufzwingt. Wir wollen vor Allem, daß es ganz Frankreich ist, welches uns befiehlt, und wir werden Allem, was Aufruhr oder Partei ist, den Gehorsam verweigern. Ihr seyd in

schweren Zeiten an der Gewalt; behaltet dieselbe. Das Land wird berathen, wenn die Gefahr vorbei ist. Aber die ‚Commune‘ von Paris würde nur eine habgierige und lärmende Minorität repräsentirt haben. Wir wollen sie nicht. Wir würden ihr nicht gehorchen. Paris, 1. November 1870.“

Am andern Tage erließ Trochu schon wieder eine Proklamation, durchritt die Reihen der Nationalgarden und wurde mit lautem Beifall begrüßt. Unter diesen Umständen langte Thiers in der Stadt an und konnte nun den Waffenstillstand bevorworten. Trochu's Proklamation erklärte sich wirklich für den Waffenstillstandsvorschlag, denn sie lautete: „Dieser Antrag ist ehrenvoll für uns. Die Regierung stellte selbst die Bedingungen, welche ihr würdig und fest erschienen. Sie stipulirte eine Dauer von wenigstens 25 Tagen, die Verproviantirung von Paris während dieser Zeit, das Recht der Abstimmung bei den Wahlen der Nationalversammlung für die Bürger aller französischen Departements. Es war ein großer Unterschied zwischen diesen Waffenstillstandsbedingungen und denen, welche der Feind uns früher gemacht hatte: 48 Stunden effective Dauer und einige sehr beschränkte Beziehungen mit der Provinz für die Vorbereitung der Wahlen; keine Verproviantirung; einen festen Platz als Pfand; die Nichttheilnahme der Bürger des Elsaßes und Lothringens an der Abstimmung für die nationale Vertretung. An den heute in Vorschlag gebrachten Waffenstillstand knüpfen sich andere Vortheile, von denen sich Paris Rechenschaft ablegen kann, ohne daß es nöthig ist, sie hier aufzuzählen. Und dies wirft man uns als eine Schwäche vor, vielleicht als einen Verrath an der Regierung der nationalen Vertheidigung. Eine winzige Minorität, die nicht den Anspruch erheben kann, die Gefühle der pariser Bevölkerung zu vertreten, hat die öffentliche Erregung benutzt, um zu versuchen, sie auf gewaltsame Weise der Regierung zu unterstellen.“ Freilich konnte Trochu sich keinen Erfolg von seinen Worten versprechen, da sie die Unwahrheit enthielten, der König von

Preußen habe die Verproviantirung von Paris zugestanden. Man begreift kaum, wie Trochu zu einer so unwahren Behauptung kam.

Inzwischen wurden doch die rebellischen Bataillonschefs der Nationalgarde von Paris, voran Flourens, abgesetzt, was Rochefort veranlaßte, sich von der Regierung zurückzuziehen. Ein Dekret vom 2. November drohte jedem Bataillon der Nationalgarde Entwaffnung und Auflösung, wenn es sich wieder ohne rechtmäßige Einberufung versammle. Garnier Pagès, Pelletan und General Tamisier sollen sich unwohl befunden haben in Folge der Gewaltthätigkeiten, die sie hatten erleiden müssen. Man begreift, wie schwach die Regierung auch noch nach diesem neuen Siege war, da sie wieder nicht wagen durfte, Flourens und die andern Gewaltthäter zu verhaften. Sie decretirte vielmehr Vergessenheit des Geschehenen und wußte sich in Bezug auf den Waffenstillstandsvorschlag nicht anders zu helfen, als daß sie in aller Geschwindigkeit ein Plebiscit in Scene setzte. Sämmtliche Pariser Einwohner sollten sich mit Ja und Nein erklären, ob sie den Waffenstillstand wollten oder nicht. Auf diese Weise entzog sich die schwache Regierung der eigenen Verantwortung.

Die Abstimmung wurde am 3. November vorgenommen und ergab 557,976 Nein gegen 62,638 Ja. Die Abweisung des Waffenstillstands erklärt sich sehr natürlich aus dem Unverstand und Trotze des Pöbels, sobald er keine Hoffnung mehr hatte, Paris neu verproviantirt zu sehen. Unter diesen Umständen konnte nun der alte Thiers nichts mehr ausrichten. Da man den Parisern den Fall von Metz verhehlt hatte, machte die Schreckensnachricht, die er davon mitbrachte, keinen ihm günstigen Eindruck. Man hat ihm, hieß es, den starrsten und hohnvollsten, ja beleidigendsten Unglauben entgegengestellt. Thiers kam deshalb sehr gebeugt zurück und seine reizbare Natur war um so erregter und er selbst sprach sich um so bitterer über die Zustände aus, die in Paris herrschten, je tiefer die Wunden gewesen, die man in der belagerten Stadt seiner

persönlichen und staatsmännischen Eitelkeit geschlagen. Ferner hieß es: Seit der Abreise Thiers aus Paris donnern unaufhörlich die Kanonen vom Fort Valerien oder Fort Issy als Antwort auf die Vorschläge wegen einer Waffenruhe. Der arme Thiers hatte Paris so satt bekommen, daß er seinen kurzen Aufenthalt daselbst nur benutzte, um aus seinem Hotel seine besten Habseligkeiten in einer ganzen Reihe von Wagen mitzunehmen. Er war außerordentlich niedergeschlagen. Graf Bismarck vernahm von ihm das Mißlingen seiner Mission, schlug ihm aber noch vor, die Regierung von Paris und Tours möge die Wahlen nach Belieben ausschreiben und den Termin mittheilen. Die deutschen Heere versprächen, auch ohne Waffenstillstand die Wahlen in den ganzen okkupirten Theilen Frankreichs zuzulassen, sie zu fördern und ihre Freiheit zu achten. Thiers hatte darauf eine Besprechung mit Favre und Trochu an der Vorpostenlinie, war aber, als er nach Versailles zurückkehrte, nicht ermächtigt worden, den deutschen Vorschlag anzunehmen, sondern hatte vielmehr Befehl, die Verhandlungen abzubrechen.

Graf Bismarck gab in einem Rundschreiben vom 8. November den klarsten Aufschluß über die mißlungenen Waffenstillstandsverhandlungen. Nachdem er vorausgeschickt, wie nachtheilig der Waffenstillstand überhaupt für die deutschen Armeen gewesen seyn würde, sofern sie zur Unthätigkeit verdammt, die Franzosen aber in den Stand gesetzt worden wären, sich neu zu rüsten, schreibt er: „Ungeachtet dieser Erwägungen ließ Se. Majestät der König den Wunsch, einen ersten entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu thun, vorwiegen, und ich wurde ermächtigt, Herrn Thiers sofort mit der Gewährung eines Waffenstillstandes auf 25, oder auch, wie er später gewünscht, 28 Tage auf dem Grund des einfachen militärischen status quo am Tage der Unterzeichnung entgegenzukommen. Ich schlug ihm vor, durch eine zu bestimmende Demarkationslinie die Stellung der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung seyn würde, abzugränzen, die Feindseligkeiten auf

vier Wochen zu sistiren uud in dieser Zeit die Wahlen und die Constituirung der nationalen Vertretung vorzunehmen. In Bezug auf dic Wahlen im Elsaß konnte ich erklären, daß wir auf keiner Stipulation bestehen würden, welche die Zugehörigkeit der deutschen Departements zu Frankreich vor dem Friedensschlusse in Frage stellen könnte, und daß wir keinen Bewohner der letzteren dafür zur Rede stellen würden, daß er als Abgeordneter seiner Landsleute in einer französischen Nationalversammlung erschienen sey. Ich war erstaunt, als der französische Unterhändler diese Vorschläge, bei welchen alle Vortheile auf französischer Seite waren, ablehnte und erklärte, einen Waffenstillstand nur dann annehmen zu können, wenn derselbe die Zulassung einer umfassenden Verproviantirung von Paris einschlösse. Ich erwiderte, daß diese Zulassung eine so weit über den status quo und über jede billige Erwartung hinausgehende militärische Conzession enthalten würde, daß ich ihn frage, ob er ein Aequivalent dafür zu bieten im Stande seyn werde, und welches? Herr Thiers erklärte, zu keinem militärischen Gegenanerbieten ermächtigt zu seyn und die Forderung der Verproviantirung von Paris stellen zu müssen, ohne uns dafür etwas Anderes bieten zu können, als die Bereitwilligkeit der Pariser Regierung, der französischen Nation die Wahl einer Vertretung zu gestatten, aus welcher wahrscheinlich eine Behörde hervorgehen würde, mit welcher uns über den Frieden zu unterhandeln möglich seyn werde. In dieser Lage hatte ich das Ergebniß unserer Verhandlungen dem König und seinen militärischen Rathgebern vorzulegen. Se. Majestät war mit Recht befremdet über so ausschweifende militärische Zumuthungen und enttäuscht in den Erwartungen, welche Allerhöchstderselbe an die Unterhandlungen mit Herrn Thiers geknüpft hatte. Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie beim Beginn der Einschließung von Paris

gewesen waren, konnte nur von Neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden, der Nation die Wahlen zu versagen, suchte, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieselben ohne Störung zu vollziehen."

Der König von Preußen hatte nun doch seinen guten Willen gezeigt, obgleich man im preußischen Hauptquartier wohl längst überzeugt war, daß den Franzosen mit Güte nicht beizukommen sey und daß sie nicht eher Vernunft annehmen, als bis sie müssen. Denn jedes Entgegenkommen sehen sie nur als Schwäche oder Dummheit an. Doch wurde nicht sogleich zum Bombardement geschritten, weil die Herbeischaffung von Lebensmitteln für das große deutsche Belagerungsheer und der Transport der Gefangenen von Metz die Eisenbahn allzusehr in Anspruch genommen und das vollständige Eintreffen der Munition für die schweren Geschütze verzögert hatte. Zudem fingen die Lebensmittel in Paris wie früher in Metz sich zu verringern an und auch ohne Bombardement mußte Paris wie Metz durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Die Belagerungsarmee begnügte sich daher, die Einschließung von Paris bis zum äußersten Grade zu verschärfen, niemand mehr heraus, niemand mehr hinein zu lassen und sogar die Personen, die mit einem Luftballon gekommen, wenn man ihrer habhaft würde, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Schon vorher hatte Graf Bismarck die Berechtigung auswärtiger Diplomaten, die noch in Paris zurückgeblieben waren, trotz des Belagerungszustandes mit ihren resp. Regierungen frei verkehren zu dürfen, in Frage gestellt und nach dem Völkerrecht zumal unter den hier eingetretenen besondern Umständen nicht für zulässig erachtet. Die fremden Gesandten hatten sich daher schon größtentheils entfernt. Unter anderm hatte sich auch Monsignor Chigi, der päpstliche Nuntius, Paris zu verlassen beeilt, hauptsächlich aus Angst, wie man glaubte, um seine schönen und fetten Rappen, die man ihm wegnehmen und schlachten könnte. Und am 27. Oktober folgten ihnen der russische und nordamerikanische

Gesandte nach, so daß nur noch de Boyen, der belgische, und Kern, der Schweizer Gesandte zurückblieben. In den ersten Tagen des November fielen den preußischen Truppen drei aus Paris kommende Luftballons in die Hände mit sieben Personen, die nach preußischen Festungen geschickt wurden, um dort kriegsrechtlich abgeurtheilt zu werden. Die ihnen abgenommenen Papiere kompromittiren Diplomaten und andere Personen, denen man, mit Rücksicht auf ihre Stellung und ihr Ehrgefühl, den Verkehr von Paris aus gestattet hatte.

Arago übte damals in Paris eine neue feige Bosheit, um sich an den Deutschen zu rächen, indem er befahl, das Eigenthum der vertriebenen Deutschen als steuerpflichtig anzusehen und dasselbe, wenn die Steuer nicht bezahlt werde, in Beschlag zu nehmen.

Von deutscher Seite war Alles geschehen, was möglich war, um Paris das Bombardement zu ersparen. Und doch log Favre noch einmal am 8. November in einem Umlaufschreiben, Preußen sey allein Schuld, daß der so sehnlich gewünschte Waffenstillstand nicht zu Stande gekommen sey. Europa verlange denselben, damit die Constituante einberufen werden könne. Aber Preußen weise es hochmüthig ab, indem es unerträgliche Bedingungen stelle. Alle Verantwortung falle daher auf Preußen, Frankreich aber verzage nicht, sondern ziehe seinen Muth zu Rathe!

Mit diesem Muth ließen sich aber weder die Deutschen vertreiben, noch der Hungersnoth in Paris vorbeugen. Die Maires der verschiedenen Pariser Bezirke hielten eine Sitzung, in welcher constatirt wurde, daß in der ersten Hälfte des November, ungerechnet die regulären Truppen und die Moblots, 2,036,000 Menschen in Paris lebten. Wie sollten diese eine lange Belagerung aushalten? Nach Verwerfung des Waffenstillstands mußte man das Bombardement erwarten. Nachrichten aus Paris meldeten: „Man bereitet sich auf die Beschießung vor, Läden und Magazine sind fest geschlossen, man arbeitet daran, die Fenster gegen das Eindringen der

Geschosse zu verbarrikadiren. Allen Wirthen ist aufgegeben, ihre Häuser mit Sand und Wasser zu versehen, für den Fall, daß bei der Beschießung Feuer ausbrechen sollte. Das Museum von Cluny ist in den ersten Septembertagen außerhalb Paris in Sicherheit gebracht worden, die Sammlungen des Louvre wurden durch Strohlagen und Matratzen gesichert, mit denen man die Fensterlichtungen ausgefüllt hat, einige besonders werthvolle Gemälde und Kunstsachen hatte man in die Keller geflüchtet. Fuhrwerk zeigt sich nur noch wenig auf den Straßen. Die Besitzer fürchten sich aus zweierlei Gründen: einmal weil ihre Pferde von der Regierung requirirt werden, und weil die Menge, sobald sie eine elegante Equipage daherfahren sieht, auf dieselbe losstürzt, die Rosse anhält und die Inhaber beschimpft. Der Terrorismus der Massen zeigt sich darin bereits sehr empfindlich; wer sich mit einem gallonirten Bedienten sehen läßt, ist seines Lebens kaum mehr sicher. Das ist auch die Ursache, warum die elegante Damenwelt unsichtbar geworden ist. Einigen bevorzugten Vertreterinnen des Demi-Monde, die ihre Fürsprecher unter den Patriziern der Republik besitzen, ist zwar der Aufenthalt in Paris gestattet, allein sie müssen sich dem rigoristischen Gesetz der augenblicklichen Volkssitte unterwerfen, die den Frauen eine schwarze Tracht vorschreibt. Das Leben in dem modernen Babel wäre danach zur Zeit ungewöhnlich ehrbar. Selbst die verrufensten Café's des Boulevard de Montmartre bleiben Abends unbesucht. Von 10 Uhr an hört überhaupt jedes Leben auf. Nationalgarden treiben diejenigen, die sich verspäten, nach Hause."

In der Umgegend von Paris dagegen bemerkte man, daß die geflüchteten Bewohner der Dörfer jetzt allmälig zurückkehrten, theils gelockt durch die Hoffnung auf baldigen Waffenstillstand, theils durch den zunehmenden Winterfrost gezwungen, zu ihren verlassenen Häusern zurückzukehren. „Man sieht sie in ganzen Zügen auf den Landstraßen der Seine und Marne, mit hochbepackten Wagen, auf

denen sie ihre häuslichen Habseligkeiten wieder in ihre Dörfer zurück schleppen. Die armen Leute müssen größtentheils in den Wäldern gesteckt und viel gelitten haben. Sie erscheinen jetzt wieder am Tageslicht mit Kesseln und Casserollen, Tischen, Stühlen, Schränken und Betten. Eine Ziege, ein Esel und ein Pferd gehören fast zu jeder Wirthschaft und an der Seite des hochbepackten Wagens hängt wohl ein großer Gitterkasten mit Lapins, den wilden Kaninchen, die ihnen jedenfalls zur Nahrung gedient. Das Aeußere der armen Leute ist oft erbarmenswerth. Ihre Kleidungsstücke starren von Koth, sind oft von einer ganzen Lehmkruste umgeben, da sie dieselben in dem feuchten Obdach der Wälder niemals abgelegt; ihre Füße sind von Lappen umwickelt, ihre vom Wetter gebräunten Gesichter sind zigeunerhaft, und mit wildem, scheuem Blick weichen sie den deutschen Soldaten aus, wenn sie diesen auf der Landstraße begegnen. Man sieht es ihnen an, sie trauen, seit sie wieder unter dem freien Himmel sind, der Nachricht nicht, die man ihnen in des Waldes Dickicht gebracht; sie haben sich vielleicht die Sache ganz anders vorgestellt und begegnen nun den gehaßten Feinden, die sie schon lange abgezogen glaubten. Vielleicht auch hat die Kälte diese Unglücklichen aus ihren Schlupfwinkeln heraus gejagt und mit frostgeschwollenen und aufgebrochenen Gliedern entschließen sie sich, von zwei Feinden den barmherzigsten zu wählen."

Merkwürdig erscheint das Gebahren der rothen Republikaner in Paris. Trochu scheint sie absichtlich geschont zu haben, um Bürgerkrieg im Innern der Stadt zu vermeiden, und weil er erkannt hatte, sie seyen am unschädlichsten, wenn man sie in ihren Clubs schwatzen und prahlen ließ. Blanqui polterte entsetzlich im Style Marats gegen die Priester, Aristokraten und reichen Bürger. Hier eine seiner Proklamationen: „Jeder Bürger, der von Frieden oder Compromiß zu sprechen wagt, muß verhaftet werden. Alle Kirchen müssen für den Gottesdienst geschlossen und müssen als Hallen für die Meetings der Clubs oder zu irgend einem andern

revolutionären Zweck benutzt werden. Alle Ambulanzen müssen von den Priestern gereinigt werden, welche verhaftet, bewaffnet und vor die Patrioten an die gefährlichsten Punkte gestellt werden müssen. Wir reserviren ihnen das schönste Tagewerk: mögen sie Märtyrer seyn, sie kommen in den Himmel, dies wird ihr Leben seyn! Wir, die wir nicht daran glauben, wir verlangen, daß sie vor uns sterben! Sie sollen den Familienvätern als Panzer dienen, dieß wird das einzige Mal seyn, daß sie zu etwas gut gewesen sind! Es müssen Barrikaden errichtet werden. Hieran müssen wir zu allererst denken. Kein Bürger darf unbewaffnet ausgehen; Dolche, Revolver, Bajonette sind alle gut. Alle bonapartistischen Agenten müssen verhaftet werden. Alle Mundvorräthe müssen in gemeinschaftliche Lager zusammengebracht und alle Bürger auf gemessene Rationen strenge beschränkt werden. Jedermann, der um ein Versteck von Gold, Silber oder Werthsachen weiß, hat solches auf der Mairie anzuzeigen. Jedes Haus muß einen Zettel mit Namen, Alter und Geschäft aller seiner Bewohner offen aushängen. Alle Weiber und Kinder müssen an Orte gebracht werden, wo sie vor den Geschossen sicher sind. Ihr Geschrei und ihre Furcht wird einige Männer in ihrer Thatkraft hindern und in ihrem Muthe lähmen."

Elftes Buch.

Die Wiedereroberung von Straßburg und Metz.

Begreiflicherweise interessirte man sich von deutscher Seite beim Beginne des großen Krieges vor allem für Straßburg. Schon lange blickte die Sehnsucht patriotischer Dichter nach dem Straßburger Münster hinüber, wovon noch eine Menge schöner Lieder Zeugniß ablegen. Auch patriotischen Staatsmännern und Kriegern hatte von jeher die Wichtigkeit Straßburgs als deutsche Schutzwehr gegen Frankreich eingeleuchtet. Berühmt war Kaiser Karls V. Ausspruch: Wenn zu gleicher Zeit Wien von den Türken und Straßburg von den Franzosen belagert wäre, so würde ich an den Rhein eilen, um zuerst Straßburg zu retten.

Gleichwohl war Straßburg im Kriege von 1870 nicht mehr weder das Thor, durch welches der räuberische Feind in Deutschland einbrechen wollte, noch auch das nächste Ziel, wohin die deutschen Heere strebten. Es blieb den großen Heerströmungen zur Seite liegen.

Während die deutschen Armeen die Franzosen in offenen Schlachten besiegten und durch das Elsaß nach Lothringen und die Champagne vordrangen, blieb in Straßburg nur eine kleine Garnison von 2000 Mann, nebst 10,000 Mobilgarden zurück, deren Commandant General Uhrich aber zu einer tapfern Vertheidigung

entschlossen war, obgleich er auf Entsatz nicht mehr rechnen konnte und die Festung, nach dem alten Vauban'schen System gebaut, früher zwar für uneinnehmbar galt, den verbesserten Geschützen der Neuzeit aber nicht lange mehr widerstehen konnte. Auch erfuhr man, die Stadt sey auf längere Dauer nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen. Jetzt erst in aller Eile wurden noch neue Verschanzungen um die Stadt aufgeworfen, aber schon hatte General Beyer, Oberbefehlshaber der badischen Truppen, die Stadt von allen Seiten einschließen lassen und seine Truppen störten in täglichen Gefechten die Schanzarbeiten. Die Brücke bei Kehl war schon gleich im Beginn des Kriegs durch Sprengung eines Pfeilers unbrauchbar gemacht worden, da man von deutscher Seite anfangs noch besorgt hatte, die Franzosen könnten uns von Straßburg aus überfallen wollen. Schon als der Krieg im Felde bei Weissenburg begann, war Straßburg von den badischen Truppen cernirt und ihm jede Verbindung nach außen abgeschnitten. Da General v. Beyer erkrankte, übernahm General v. Werder die Leitung der Belagerung. Am 16. August machten die Franzosen einen Ausfall, der aber zurückgeschlagen wurde. Hierauf ließ Uhrich die nahe Stadt Kehl bombardiren, obgleich hier gar kein Belagerungsgeschütz aufgestellt worden war. Werder schrieb hierauf an Uhrich: „Euer Hochwohlgeboren haben gegen all und jedes Völkerrecht die unbefestigte und offene Stadt Kehl ohne vorhergegangene Benachrichtigung in Brand geschossen. Eine solche Kriegführung, die unter civilisirten Nationen unerhört ist, muß mich veranlassen, Sie für die Folgen dieses Aktes persönlich verantwortlich zu machen. Außerdem lasse ich den verursachten Schaden abschätzen und durch Contributionen im Elsaß Ersatz suchen. Bei dieser Gelegenheit ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, das nördlich der Citadelle gelegene Militärhospital zu räumen, da dasselbe in den diesseitigen Schußlinien liegt und nicht genügend gesehen werden kann. Wenn dasselbe in der Gegend des Civilhospitals eingerichtet und mit großer Fahne bezeichnet wird, so

hoffe ich demselben keinen Schaden zuzufügen. Der commandirende General des Belagerungscorps."

Der französische Commandant gab aber der Mahnung zur Vernunft und Menschlichkeit kein Gehör, sondern ließ Kehl bis auf wenige Häuser vollends zusammenschießen. Am 21. August schrieb man der A. A. Z. aus Straßburg: „Heute wurden 100 deutsche Soldaten, die in der Fremdenlegion gedient hatten, je zehnweise aus allen Thoren Straßburgs getrieben mit der Androhung, daß, wenn sie sich umwendeten, sie sofort niedergeschossen würden. Die Unglückseligsten standen zwischen zwei Feuern. Sie trugen, theilweise wenigstens, französische Uniformen und mußten von den Unserigen für Franzosen gehalten werden. Als sie sich den Vorposten nahten, wer weiß wie viele davon hüben und drüben niedergeschossen wurden. . . . Ich sah zwei einbringen. Sie waren geborene Pommern und fielen gerade den Pommern in die Hände." — Am 24. begannen nun die badischen Truppen, nachdem genug Belagerungsgeschütz angekommen war, Straßburg zu bombardiren und hatten bald einen Theil der Citadelle und das Arsenal gänzlich zusammengeschossen. Auch brach in der Stadt selbst an verschiedenen Orten Feuer aus.

Am 29. August machte der Bischof von Straßburg einen Vermittlungsversuch. Er kam heraus nach Schiltigheim, wo Namens des Generals Werder der badische Generalstabschef Oberstlieutenant Leszynki mit ihm conferirte. Der Bischof fand das Bombardement kriegsrechtswidrig, welche Ansicht aber widerlegt wurde. Er bat dann um Gestattung des Abzugs der Bevölkerung, was abgelehnt wurde; schließlich bat er um vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand, was angenommen wurde, falls nach einer Stunde gemeldet würde, daß der Straßburger Gouverneur überhaupt unterhandeln wolle. Auch wurde derselbe eingeladen, herauszukommen und von den Angriffsanstalten Kenntniß zu nehmen, auch könne das durch einen Stellvertreter geschehen. Bei der Rückkehr wurde auf Leszynki, obwohl

er die Parlamentärfahne selbst in der Hand trug, ein förmliches Rottenfeuer eröffnet und die Fahne von Kugeln durchlöchert. Der Vermittlungsversuch war in Folge hievon erfolglos und das Bombardement dauerte mit kurzen Unterbrechungen fort, auch griffen jetzt Geschütze schwersten Kalibers ein. So bewiesen denn auch hier die Franzosen, daß ihnen die soldatische Ehrenhaftigkeit in diesem Kriege abhanden gekommen war. Lesczynki hatte vollkommen recht, wenn er sagte: Hätte Uhrich die Stadt schonen wollen, so hätte er Außenwerke anlegen und diese zum Schwerpunkt der Vertheidigungsfähigkeit machen sollen und nicht jetzt von den Belagerern Schonung verlangen, nachdem er selbst Kehl, von wo aus niemals geschossen wurde, und sein Kaiser zum Vergnügen des jungen Prinzen das ganz wehrlose Saarbrücken habe in Brand stecken lassen. Ueberdies sey das barbarische Verfahren gegen Kehl und die hartnäckige Vertheidigung der Stadt etwas ganz Unnützes, da sich Straßburg doch nicht lange halten könne.

Die von Paris aus verfügte Austreibung der Deutschen wurde auch in Straßburg mit raffinirter Bosheit vollzogen. Familien, die Jahre lang hier heimisch waren, wurden beschimpft und mit Zurücklassung ihrer Habe hinausgestoßen. Diese und die oben schon erwähnten Infamien hatten hauptsächlich den Zweck, die Welt glauben zu machen, man sey nirgends französischer gesinnt als in Straßburg, die Deutschen hätten also kein Recht auf diese Stadt. Würde man sich in Straßburg etwas civilisirter aufgeführt haben, so wäre vielleicht das Bombardement der Stadt unterblieben. Der Commandant hatte es aber darauf abgesehen, seine Außenwerke zu vernachlässigen, um die Belagerer zu nöthigen, auf die Stadt zu schießen, was man dann als Barbarei verschreien konnte. Wenn aber die Stadt geschont wurde, so konnte sich die Besatzung desto länger halten. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Belagerer nicht dennoch das Bombardement der Stadt hätten unterlassen und sich mit der Cernirung begnügen sollen, sofern die Festung doch aus

Mangel an Lebensmitteln früher oder später fallen mußte. Indessen man durfte keine große Zeit versäumen. So lange Straßburg nicht gefallen war, verharrte man in Paris immer noch in Trotz und Uebermuth, wie Jules Favre in seiner Unterredung mit Graf Bismarck bewiesen hat. Auch mußte Straßburg besetzt seyn, ehe man bei den Friedensunterhandlungen das Elsaß reclamiren konnte. Endlich mußte man Straßburg haben, wenn es nöthig werden sollte, gegen Lyon und den Süden Frankreichs zu operiren.

Die Belagerungsarmee vor Straßburg bestand aus der badischen Division, aus der ersten preußischen Reservedivision und aus der preußischen Gardelandwehrdivision unter dem Oberbefehl des General v. Werder. Sobald das schwere Belagerungsgeschütz beigebracht war, begann die regelmäßige Belagerung der Stadt mit Laufgräben und Parallelen, ein wochenlanger, in vieler Beziehung interessanter Kampf. Vier Festungsgräben wurden von den Belagerern mit ebensoviel Kühnheit als Geschick durch Abgraben der Ill und Zerstörung der Inundationsschleusen trocken gelegt. Mittelst der schwersten Geschütze, worunter Mörser, welche Zweicentnergewicht schleuderten, zerstörte man nach und nach zuerst die Citadelle, dann die starken Stadtmauern. Auch aus der Stadt wurde lebhaft gefeuert. Die That eines preußischen Artilleristen erregte Bewunderung: In die Batterie, wo dieser biedere Westphale fungirte, schlug eine feindliche Granate ein; die ganze Batterie befand sich in tödtlichster Gefahr, da ergriff der Brave kaltblütig das gefährliche Sprenggeschoß und warf es über die Brüstung weit in das Feld hinein. Das Geschoß krepirte draußen und die Mannschaft der Batterie war gerettet. — Leider richtete das Bombardement in der Stadt bedeutenden Schaden an. Viele Häuser brannten nieder. Auch die reiche Bibliothek. Der ehrwürdige Münster wurde nur wenig beschädigt, da man es vermied, auf ihn zu schießen. Nur auf die Plattform des zweiten unausgebauten Thurms warf man einige Kugeln, da sie den französischen Offizieren als Observatorium diente.

Während der Belagerung kamen einige merkwürdige Fälle vor. Ein preußischer Sergeant der schlesischen Pioniere von Neiße, Namens Proske machte die Minen der Belagerten unschädlich. Bergmann von Profession, ist es ihm in Straßburg geglückt, die französischerseits gelegten Minen aufzufinden und unter Gefahr seines Lebens während drei Tagen zu entleeren. Man hatte ihn an einem Strick über die Mauer hinuntergelassen, als die Belagerten seiner ansichtig wurden und auf ihn selbst, sowie die Hülfeleistenden schossen. Er verkroch sich in den Gängen und arbeitete sich, nur mit einer Schaufel und einem Faschinenmesser ausgerüstet, durch die Steinwand, welche die Wölbung deckte, durch 9 Fuß Erdschicht über derselben, an's Tageslicht. Seinen eigenen Aussagen nach hat er hierzu von Nachts 1 bis Morgens 9 Uhr angestrengt gearbeitet. Den Schaden, welchen die erfolgreiche Sprengung der Minen uns zugefügt hätte, kann Niemand bemessen. Es bleibt unter allen Umständen eine kühne That, der das eiserne Kreuz mit vollem Recht gebührt.

Noch wurde eine schöne Handlung badischer Soldaten gerühmt: „Gegenüber dem rachsüchtigen Benehmen des größten Theils der französischen Civilbevölkerung gegen die deutschen Truppen verdient nachstehender Zug bekannt zu werden. Er charakterisirt nicht allein den deutschen Charakter im Allgemeinen, sondern auch die edle Art, mit der unsere deutschen Soldaten Böses mit Gutem vergelten. Ein Soldat des badischen 2. Grenadierregiments schreibt an seine Angehörigen in hiesiger Stadt unterm 21. d. Mts.: Gestern wurde uns eine Mission aufgetragen, welche Manchen mit schwerem Herzen erfüllte. Wir mußten nach Neudorf, welches hart an der Festung liegt und ganz unter Wasser steht, um die Einwohner aus ihren Häusern zu vertreiben und nach Grafenstaden zu schaffen. Herzzerreißend war die Klage der Bewohner, sie fluchten Napoleon, der den Krieg veranlaßt habe, nahmen ihr Werthestes zusammen und gingen mit uns. Jedes Haus wurde durchsucht, die Keller waren

mit Wasser gefüllt, die Weinfässer schwammen an der Decke. Besonders ergreifend war die Klage einer Frau, die mit einem zum Tode erkrankten Mann und 5 Kindern, von denen das älteste erst 7 Jahre zählte, ausziehen mußte. Die Leute in der Gegend sind so ungefällig, daß wir 2 Stunden brauchten, einen Wagen zu erhalten, worauf wir die Sachen dieser Familie luden und in Ermanglung eines Pferdes selber fortzogen. Sie dankten uns unter Freudenthränen; da sie gar kein Geld hatten, so gaben wir 10 Badenser ihnen was wir gerade hatten und brachten so 5 fl. für sie zusammen. Sie wurden im nächsten Orte untergebracht. Von Freundschaft gegen einander scheint bei den Bewohnern der Umgegend keine Rede zu seyn, obgleich sie alle Tage die Kirchentreppen abrutschen."

Endlich als die Belagerer in die Hauptmauer eine breite Breche gelegt hatten und in den nächsten 24 Stunden zum Sturme schreiten wollten, war der Commandant, General Uhrich (ein Lothringer) so vernünftig, die weiße Fahne auf dem Münster und auf allen Höhenpunkten der Stadt aufpflanzen zu lassen. Am Abend des 27. September. Sie wurde mit ungeheurem Jubel begrüßt und rings um die Stadt ertönten die Regimentsmusiken der Belagerer. Am folgenden Tage zogen die Deutschen in die Stadt ein.

Bei der Uebergabe kam folgender denkwürdiger Fall vor: In Folge der abgeschlossenen Capitulation mit Straßburg sollten Mittwoch den 28. September früh 8 Uhr einzelne namhaft gemachte Thore durch preußische, resp. badische Compagnien besetzt werden und sollten zu derselben Zeit speciell bezeichnete Regimenter die ihnen angewiesenen Plätze rc. besetzen. Für einen Stabs-Offizier des Königin-Augusta-Regiments (Coblenzer Garde-Landwehr-Bataillon) war befohlen, daß sich derselbe um 8 Uhr in Straßburg bei dem neu ernannten preußischen Commandanten, General v. Mertens, melden sollte. Der letztere Befehl war durch einen noch nicht aufgeklärten Irrthum nicht correct. Die französische Garnison war zur

festgesetzten Zeit noch nicht fertig zum Defiliren rangirt, unsere Regimenter, welche einrücken sollten, warteten vor den Thoren auf das Herunterlassen der Zugbrücken. Der Stabs-Offizier des Garde-Landwehr-Bataillons Coblenz kommt rechtzeitig vor dem Thore an, um sich zu der ihm befohlenen Zeit in Straßburg melden zu können. Derselbe findet die Thore zu, die Brücken aufgezogen. Da derselbe seinem Befehl gemäß um 8 Uhr in Straßburg seyn soll, nimmt er vier Infanteristen zur Bedeckung, klettert mit diesen mittelst einer Leiter über das Thor und will nun seinen Weg zur Citadelle nehmen. Er kommt in den Zug der zum Ausmarsch sich formirenden 17,000 französischen Soldaten, wird verschiedentlich mit dem Tode bedroht, kommt aber schließlich nach überstandener hundertfacher Lebensgefahr glücklich an sein Ziel. Um ein Beispiel seiner Gefahren anzuführen, Folgendes: Ein französischer Infanterist legt bei dieser Gelegenheit auf den preußischen Major an und droht, ihn unter verschiedenen Verwünschungen zu erschießen; der Major sagt: „Ein Braver, welcher tapfer gekämpft hat, mordet nicht meuchlings seinen eben so braven Feind;" der Franzose setzt ab und zerschlägt unter Fluchen sein Gewehr; hundert seiner Kameraden folgen diesem Beispiele. Der Major geht über die Trümmer von Hunderten zerbrochener Gewehre mit seinen vier Mann weiter. Er kommt in die Citadelle und läßt mit seinen vier Mann das Thor besetzen; er fragt nach dem General und wird vor den General Uhrich geführt. Nachdem der General das Nähere über das Hierseyn des Majors sich hat erzählen lassen, beglückwünscht derselbe den Major, daß er lebend hieher gekommen. Der General fährt fort: „An dem für mich traurigsten Tage meines Lebens ist es für mich ein Trost, ein solches Helden-Beispiel eines meiner Feinde vor Augen zu haben; mit solchen Offizieren und Leuten ist das Unmögliche möglich." Der General Uhrich behält den preußischen Stabs-Offizier bei sich, und es tritt um 10 Uhr der komische Zwischenfall ein, daß die zum General befohlenen Generale und Stabs-Offiziere der Garnison

nicht eintreten können, weil die von dem preußischen Major aufgestellten vier Posten die Instruktion hatten, Niemanden ohne seinen Befehl passiren zu lassen, und diesen kritischen Befehl stricte zur Ausführung brachten." Der stramme preußische Offizier, der dieses Abenteuer bestand und den ihm gegebenen Befehl so pünktlich ausführte, war zufolge der Schlesischen Zeitung der schlesische Landwehrmajor Freiherr v. Witzleben.

Der Einzug der Sieger in Straßburg wurde von einem Augenzeugen folgendermaßen geschildert: „Bald nach 11 Uhr sahen wir in langsamer Bewegung aus dem Sortir des Nationalthores die Besatzung herausziehen. Der Stab ging zu Fuß an der Spitze, und General-Lieutenant v. Werder sprang vom Pferde, um den Offizieren entgegen zu gehen. Wuth und Schmerz lagen in den Gesichtern, manchem alten Helden standen die Thränen in den Augen, und gebeugt unter dem Bewußtseyn dieser schweren Stunde, vermochte der Blick nicht, vom Boden sich zu erheben, der Fuß zögerte bei jedem Schritte, sich zu entfernen von der lange vertheidigten Stadt. Die Offiziere des Stabes blieben auf dem Glacis stehen, und zwischen jenen und dem diesseitigen Stabe defilirte nun in langem Zuge die Garnison. Aber wie ganz anders, als man erwartet hatte, war der Anblick! Hatte man doch schon vor sechs Wochen vom Aushungern gesprochen, vom Elend und der Verkommenheit der Besatzung; und nun ziehen sie da vor unseren Augen vorbei, neu, ganz neu bekleidet vom Kopf bis zu Fuß, den Tornister mit Zeltstange und Lagerdecke, mit Mantel und Kochgeschirr, Alles neu und complet, und — jeder Mann mit seinem Brod; die Betrunkenheit vieler Leute beweist auch hinreichend, daß an geistigen Getränken kein Mangel gewesen ist.

Freilich haben sie wenig mehr gehabt, als dies; aber mit Brod und Wein ist eine Festung doch am Ende gegen Aushungern geschützt. Was aber fehlte, fast bei allen Regimentern, das war Disciplin und Ordnung. Die da an uns vorbeizogen, waren noch die besten

Truppen und doch ging kaum eine Compagnie einmal geschlossen und zusammen; andere Waffengattungen mischten sich dazwischen, besonders Turcos und Zuaven, scheußliche Kerle; die Leute blieben zurück, versuchten schon hier, ihr Gepäck wegzuwerfen, äußerten aber hauptsächlich ihre Wuth über die Capitulation: „nous sommes vendus!“ schrieen sie, „Uhrich est un coquin!“ und schwangen die zerbrochenen Waffen, die sie noch bei sich trugen, um mit aller Kraft sie auf der Chaussee noch mehr zu zerstückeln. Die Säbelscheiden und Klingen verbogen und zerbrachen sie, die Gewehre hatten sie in der Stadt bereits an den Ecksteinen zerschlagen, theilweise in den Festungsgraben geschleudert, wo sie aus dem Wasser in Haufen heraussahen. Am besten sah die Artillerie aus, von welcher Waffe übrigens eine ungemein große Anzahl defilirte; die Mobilgarde, trotz der Uniform ganz ohne militärische Haltung, war ruhig und bescheiden; sie sind meist aus der Umgegend und herzlich froh, daß sie aus der Festung herauskommen. Es kommen auch einzelne Karren und Wagen mit, meist Marketenderwagen, die uniformirten Frauenzimmer ein widerlicher Anblick. Und immer verwirrter und immer bunter zieht die Masse vorüber, dann reißt sie einmal ganz ab, dann drängt sich wieder ein Haufe schreiend heran. Nein! Mit solchen Truppen konnte der beste Commandant sich nicht halten.

Aber es ist unmöglich, den ganzen Zug abzuwarten; hat doch der Abend noch die Straße bedeckt gesehen mit Nachzüglern, mit Betrunkenen, die in den Graben gefallen und eingeschlafen sind, mit Karren, hier einer umgefallen, alle Sachen heraus, dort einer mit seiner rothgehos'ten Insassin von Zuaven umdrängt.

Hinein in die Stadt! Welcher Anblick! Keine Häuser — Trümmerhaufen treten uns entgegen, wie wir durch die malerischen Ruinen der Thorthürme eintreten. Hier hat Feuer und Kugelregen entsetzlich gehaust und bis zur Ill (falscher Wall-Canal) ist fast Alles zerstört. Dicht an der Thorwache liegt ein Berg von Pflaster-

steinen, darauf lag ein Franzose wie todt, die Fliegen umschwirrten ihn wie eine Leiche; ein altes Weib saß daneben, die fragten wir, ob der Mann todt sey; sie gab keine Antwort, sah uns nur mit ihren häßlichen Augen feindselig und wüthend an. Ein häßliches, schauerliches Bild zwischen Trümmern der Gebäude! Weiter hin wird's nachher besser, auch belebter, und auf das Geräusch unserer Pferde trieb doch die Neugierde viele aus den Thüren, die noch geschlossenen Fensterläden öffneten sich hier und da, um ein paar coquette Augen durchblicken zu lassen. Die Parterregeschosse sind in vielen Straßen zum Schutz gegen die Sprengstücke mit schräg angelehnten Brettern geblendet, im Innern der Stadt aber nur einzelne große Gebäude zerstört, viele Straßen noch ganz wohl erhalten. Der erste Ritt war natürlich nach dem Münster, wie viele verirrte Geschosse hatten ihn trotz alles Verbotes doch getroffen; aber er sieht besser aus, als man erwarten konnte, aus den schlanken Säulen sind hier und da einzelne Steine herausgeschossen und der obere Theil hängt an seinem Capitäl, auch ein Rundfenster ist stärker lädirt, das Maßwerk hat da gelitten; aber im Allgemeinen wird es nicht vieler Reparaturen bedürfen. Vor der Artillerieschule fanden wir zu unserem Erstaunen eine lange Reihe neue intacte Geschützrohre schweren Kalibers, 59 glatte Kanonen, dagegen auf dem Walle alle Geschütze vernagelt."

Während der Belagerung kamen in Straßburg 261 Personen vom Civil- und 661 Mann von der Garnison um's Leben. Auf deutscher Seite betrug der Verlust 906 Todte und Verwundete, worunter 43 Offiziere. Gefangen wurden 17,111 Gemeine und Unteroffiziere und 451 Offiziere, außerdem 2100 Verwundete und Kranke. Unter der Besatzung befanden sich 700 Nationalgarden, die nicht gefangen, sondern nur entwaffnet wurden. Erbeutet wurden 1843 Pferde, 1070 schwere Geschütze, 12,000 Chassepots, 50 Eisenbahnlocomotiven, 6000 Centner Munition.

Unmittelbar nach der Uebergabe strömten aus Deutschland eine

Menge Gäste nach Straßburg, theils um die Zerstörungen in der Stadt zu betrachten, theils um sich ihres Wiedergewinns für Deutschland zu freuen. Von vielen Seiten her wurden den Bewohnern Lebensmittel und Unterstützungen aller Art zugebracht. Von der Universität Jena aus ging ein Aufruf, der Stadt Straßburg die während der Belagerung verbrannte reiche Bibliothek durch freiwillige Beiträge von werthvollen Büchern zu ersetzen. Man hätte die Bibliothek retten können, wenn man wenigstens ihre wichtigsten Bücherschätze in bombenfesten Kellern untergebracht hätte. Als ein Unterbeamter dies vorschlug, wurde er vom französischen Oberbeamten angeschnauzt und so gingen die Bücher in Feuer auf. Der berühmte Straßburger Münster, von so vielen deutschen Dichtern besungen, lag auch vielen Deutschen so sehr am Herzen, daß sie sogleich Anstalt trafen, die zum Glück nur geringen Beschädigungen desselben auszubessern. Ein Elsäßer bemerkte, es wäre wohl praktischer, wenn man den Straßburgern fortan erlaubte, ihre Stadt, nach Schleifung der Festungswerke, unmittelbar an den Rhein zu bauen. Dadurch würden sie besser entschädigt werden, als durch die Restauration des Münsters und würden sich bei Deutschland zu bedanken haben, von der Einkerkerung in Festungswerke, zu der sie von Frankreich gezwungen worden seyen, frei zu werden.

Die Straßburger waren in überwiegender Mehrheit erbost darüber, daß ihnen ihre schöne Stadt von den badischen Nachbarn so arg zusammengeschossen war, von Kleinstaatlern, auf welche sie in ihrem französischen Uebermuth nur stolz herabzusehen gewohnt gewesen waren. Viele von ihnen ärgerten sich sogar über die Hülfeleistungen, die sie jetzt von Deutschland aus erfuhren. Auch unter dem niedern Volke, dem eigentlichen Stadtpöbel, waltete der Deutschenhaß vor, während man bei den Bauern auf dem Lande und beim Bürgerstande noch gar viel deutsche Gesinnung fand.

Die Daily News enthielten einen vom 4. October datirten Artikel aus dem Elsaß, welcher geeignet ist, die undeutsche Ge-

sinnung und Verwilderung des Straßburger Pöbels und andern elsaßischen Gesindels, aus welchen sich die Franctireurs rekrutirten, zu erklären. Der Verfasser frug einen schlichten Mann, wer an der Verwilderung Schuld sey? „Das sind die katholischen Priester," sagte er ohne Zögern und mit größter Entschiedenheit. — „Wie soll ich das verstehen; sie gehen doch nicht auf die Straßen und kämpfen da?" — Nein, aber sie im Verein mit der Armee tragen die Schuld an den ‚Wacken'." — „Ich muß gestehen, daß ich das noch nicht einsehe." — „Sie müssen wissen, daß die Wacken fast sämmtlich uneheliche Kinder sind. — „Straßburg," fügte der Schulmeister hinzu, „besitzt die meisten in ganz Frankreich." „Ja, und sie sind sämmtlich als Katholiken getauft, weil die Taufe in der katholischen Kirche unentgeltlich vollzogen wird und weil das Mädchen in solcher Weise dafür getröstet wird, daß sie den Vater des Kindes nicht gesetzlich feststellen kann. Die Väter sind katholische Soldaten, denen es verboten ist, protestantische elsässische oder deutsche Mädchen zu heirathen."

General Uhrich, der Straßburg durchaus correct vertheidigt hatte, bis es nicht mehr möglich war, die Festung zu halten, wurde von der republikanischen Regierung anfangs sowohl in Paris als in Tours deshalb hoch gefeiert. Als er aber in Tours, wohin er sich zu seiner Rechtfertigung einige Tage begab, sein dem deutschen Sieger gegebenes Ehrenwort nicht brechen und kein neues Commando annehmen wollte, bekam auch er den republikanischen Fußtritt und wurde ein Verräther genannt. Der alte General, welcher Frankreich 52 Jahre lang treu gedient hatte, wies von Basel aus die unwürdige Verleumdung zurück.

Die preußische Verwaltung sorgte alsbald, nicht nur Straßburg vom Schutt zu reinigen, sondern auch im eroberten Lande zunächst die Verkehrsanstalten rasch und zweckmäßig zu organisiren. Man schrieb schon im Anfang September aus Köln: Soeben trifft ein großer Extrazug mit zwei Maschinen von Berlin auf der Route

nach Frankreich hier ein. Der Zug führte ein vollständiges Personal für die in Frankreich, in Elsaß und Lothringen, vorläufig als Feldpost einzurichtenden Postanstalten; eine große Anzahl Postwagen, darunter einige vierzig Güterpostwagen nebst Postillonen waren dabei. — Die französische Administration war nicht sehr gewissenhaft mit dem Eigenthum des Elsaßes umgegangen. Man las in der Straßburger Zeitung: Die Civilverwaltung hat bei der Feststellung des Statuts der hiesigen französischen Regierungshauptkasse die Thatsache constatirt, daß sämmtliche Depositen der Communen, der Sparkassen, der frommen Stiftungen, des Frauenhauses (Domkasse), der Altersversorgungskassen u. s. w., deren Verwaltung nach dem französischen Reglement nicht jenen Corporationen, sondern dem »Trésor public« des Departements überwiesen war, von dem letzteren für Zwecke der französischen Staatsadministration verausgabt worden. Da die deutsche Civilverwaltung nicht in der Lage ist, aus eigenen Mitteln diese Fonds ihren Eigenthümern zu ersetzen, so wird nichts übrig bleiben, als den französischen Staat beim Friedensschlusse zum Ersatze jener Summen anzuhalten.

Während Straßburg belagert wurde und die großen deutschen Armeen über Lothringen gegen Paris vordrangen, blieb das obere Elsaß ziemlich lange unbesetzt. Sogar das württembergische Regiment, welches vom Schwarzwald aus gegen Breisach und Basel recognoscirt hatte, wurde wieder zurückgezogen. In der reichen Fabrikstadt Mühlhausen war wegen des Kriegs mehrfach die Arbeit eingestellt worden und hegte man größere Besorgnisse vor den Arbeitern, als vor dem Feinde, der sich nirgends blicken ließ. Viele reiche Leute flüchteten schon im Beginne des Kriegs nach dem nahen Basel.

Weil nun aber keine deutschen Truppen am Oberrhein erschienen, setzten am 31. August 60—70 französische Mobilgardisten bei Bellingen über den Rhein und zerstörten den Telegraphen auf der deutschen Seite. Dadurch noch kühner gemacht, kamen in der

Nacht des 4. September noch mehr solche Freischärler und schossen bei Klein Käms auf die Bahnzüge der badischen Eisenbahn, welche hier nahe am Rhein vorüber führt. Endlich setzte sich die Brigade Keller in Bewegung, um dem Unfuge zu steuern. Die kleine Festung Schlettstadt wurde cernirt, Markirch bombardirt, weil hier Widerstand geleistet wurde und viele Mobilgarden gefangen. Am 15. September wurde nach kurzem Gefecht mit der Mobilgarde Colmar und am 16. auch Mühlhausen besetzt.

Aus Mühlhausen floh nun bei der Annäherung der deutschen Truppen Alles, was fliehen konnte. Man schrieb aus Basel: Da kamen Wagen an Wagen, Zug an Zug, groß und klein, hohe Frachtfuhrwerke und niedrige Karren zum St. Johannesthor hinein, mit einer fieberhaften Hast, als ob den Leuten die Preußen schon auf dem Nacken säßen. Was im Elsaß nur irgend eines Pferdes oder eines Karrens habhaft werden konnte, schaffte seine Habe nach der Schweiz. Man konnte den Leuten die Angst ordentlich von dem Gesicht ablesen. Unterdeß kamen 5000 Mann badischer Truppen nach Mühlhausen, erhoben eine Contribution von 1 Million Francs, erbeuteten 4000 Gewehre, forderten auch den Bürgern die Waffen ab und sprengten die Brücke gegen Belfort. Mittlerweile sollen angesehene Familien sich nach Belfort gewendet und die dort stehenden französischen Truppen aufgefordert haben, zu kommen und die badische Mannschaft (5000 Mann) zu überfallen. Ein badisches Dienstmädchen habe die Sache jedoch ihren Landsleuten verrathen, so daß diese rechtzeitig abzogen, denn alsbald seyen wirklich 10,000 Mann reguläre Truppen und Mobilgarden von Belfort hermarschirt. Nach dem Abzug der Badenser, schreibt man der Frankfurter Zeitung, sey nun die Volkswuth gegen die Deutschen ausgebrochen. Die Beamten leisteten diesen keinen Schutz. Es begannen unerhörte Brutalitäten. Da die deutschen Familien ihre Thüren verrammelt hatten, drang man durch die Fenster in's Innere, raubte und zertrümmerte was man fand und riß die Frauen auf die Straße, wo sie unter

dem Geschrei: „Nieder mit den Schwaben, fort mit euch Schwabenh . . . .!“ mit Koth und Steinen beworfen wurden. Besonders abscheulich ging man mit dem Mädchen um, welches jene angebliche Correspondenz mit Belfort verrathen haben soll. Unter den furchtbarsten Mißhandlungen und Schmähungen wurde sie in's Gefängniß geschleppt. Was von den Deutschen fliehen konnte, entfloh auf Umwegen an und über den Rhein, bei den fanatisirten Landleuten sich für Schweizer ausgebend, um nicht mit Dreschflegeln und Mistgabeln angefallen zu werden, wie dieß einzelnen Dragonern geschah. Man hörte, unter andern seyen damals in Mühlhausen auch zwei deutsche Kinder grausam verstümmelt und getödtet worden, und das Frankfurter Journal beschuldigt insbesondere die Jesuiten in Rixheim, das gemeine Volk gegen die Deutschen aufgehetzt zu haben.

Bei Munzenheim wurden 21 badische Soldaten überfallen, ein Mann getödtet, ein anderer verwundet. Viele Strolche machten sich ein Vergnügen daraus, als sog. Franctireurs hinterrücks auf deutsche und verwundete Soldaten zu schießen, weshalb folgender Befehl erlassen werden mußte: „Der Oberbefehlshaber bringt zur Kenntniß der Bewohner des Arrondissements, daß jeder Gefangene, um als Kriegsgefangener behandelt zu werden, seine Eigenschaft als französischer Soldat nachweisen muß, indem er belegt, daß durch eine von der gesetzlichen Behörde ausgehende und an seine Person gerichtete Verfügung er unter die Fahne gerufen und in die Stammliste eines durch die französische Regierung militärisch organisirten Corps eingetragen worden ist; gleichzeitig muß seine Eigenschaft als eines zur aktiven Armee gehörigen Militärs durch militärische Abzeichen und Uniform kennbar seyn, welche von seiner Kleidung nicht abgenommen werden können und auf Schußweite mit bloßem Auge unterscheidbar sind. Diejenigen, welche Waffen ergriffen haben, ohne daß die oben bezeichneten Bestimmungen auf sie Anwendung finden, werden nicht als Kriegsgefangene betrachtet. Sie werden von einem Kriegsgericht abgeurtheilt, und wenn sie sich nicht einer

mit schwereren Strafen bedrohten Handlung schuldig gemacht haben, zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt und bis zum Ablauf ihrer Strafe in Deutschland zurückgehalten. Vorstehende Verfügung wird hierdurch für das Generalgouvernement nochmals besonders veröffentlicht. Hagenau, den 13. September 1870. Der General-Gouverneur."

Unterdeß hielt sich Marschall Bazaine mit seiner noch immer starken in Metz eingeschlossenen Armee länger, als man erwartet hatte, weil er noch mit Lebensmitteln reichlicher versehen war, als anfangs vorausgesetzt wurde. Zu nochmaligen starken Ausfällen und Durchbruchsversuchen hatte er keine Lust mehr, da sie gleich den früheren doch nur vergeblich gewesen wären. Auch auf Entsatz konnte er nicht rechnen, obgleich es hieß, in Lyon werde sich ein Volksheer sammeln und ihm zu Hülfe kommen. Wie es scheint, wollte er so lange aushalten, als ihn der Hunger nicht zur Uebergabe nöthigen würde, denn Metz war außerordentlich fest, eine Festung ersten Ranges und noch niemals erobert worden. Kaiser Karl V., der sie lange belagerte, mußte von ihr wie von Magdeburg unverrichteter Dinge wieder abziehen, daher der nun schon mehr als 300jährige Spottvers: „Die Metz und die Magd haben Kaiser Karle den Tanz versagt." Es mußte Bazaine wohl kitzeln, der Jungfrau Metz ihren Kranz zu bewahren.

Nach der Schlacht bei Sedan schickte Prinz Friedrich Karl von den dort gemachten französischen Gefangenen für die früher ihm aus Metz zugeschickten preußischen Gefangenen eine gleiche Anzahl Offiziere und Gemeine nach Metz hinein. Noch mehr Kostgänger konnten dem Marschall Bazaine freilich nicht lieb seyn. Er suchte daher wenigstens einen Theil seiner Verwundeten los zu werden. Die Nordd. A. Zeitung schrieb damals: „Er hat eine kurze Strecke 3 Eisenbahnen zur Disposition. Nun hat er einen Wagenzug mit Verwundeten beladen, hinten eine Lokomotive drangeschoben und so unsern Vorposten den seltsamen Besuch geschickt.

Es sind deßhalb in den Nächten unsere Pioniere so weit als möglich vorgegangen, haben eine Schiene aufgerissen und so die ferneren Liebessendungen Bazaine's unmöglich gemacht. Auf die zugeschickten Bummler und Armen aus Metz wird von den Vorposten in die Luft angelegt, damit der Schreck sie wieder dem eingeschlossenen Commandanten zutreibt, dem natürlich jede Verminderung der Bevölkerung ein Gewinn seyn muß. Die rothweißen Fahnen, also die Lazarethe, mehren sich in Metz massenhaft."

Sehr eigenthümlich war auch die in Metz improvisirte Post mittelst kleiner Luftballons. Es mußten schon mehrere derselben aufgeflogen seyn, als der siebente mit Briefen vom 9. September im Badischen bei Oberwittstadt im Amte Boxberg niederfiel. Es war ein kleiner Luftballon, stark 3 Fuß hoch, aus wasserdichtem leichtem Stoff gefertigt und mit der Inschrift versehen: »Poste aërostatique. Ballon de pharmacien. Ville de Metz, 9 Septembre. 7me Ballon.« Ferner war in französischer Sprache ungefähr Folgendes zu lesen: „Man bittet den Finder dieses Ballons die an dem Ballon angehefteten Briefe auf der nächsten Post aufzugeben."

Die Preußen hatten schweres Geschütz in Menge herbeigebracht und beschossen die Vorwerke von Metz, nicht die Stadt selbst, die auf steiler Höhe noch unerreichbar war. Während der Beschießung am 9. September wüthete ein Sturm mit so heftigem Regen, daß das Wasser in der Umgegend die nur leicht zugedeckten Gräber der Gefallenen aufwühlte und einen unerträglichen Gestank verbreitete.

Am 12. September wurde der alte verdiente General v. Steinmetz von seinem Commando abberufen und zum Gouverneur des Großherzogthums Posen ernannt, weil ein doppeltes Commando vor Metz nicht länger zweckmäßig schien. Prinz Friedrich Karl behielt fortan allein den Oberbefehl der Truppen, welche Metz einschlossen. Steinmetz nahm von seiner tapfern Armee einen würdevollen Abschied.

Bald nachher wurde ein preußischer Proviantransport von 192 Wagen, welcher den vor Metz stehenden Truppen zugeführt werden sollte, unterwegs bei dem Dorfe Königsmacher von Franzosen überfallen, die aus der Festung Thionville zu diesem Zweck hervorgebrochen und wahrscheinlich unterrichtet waren, daß der ganze lange Zug unvorsichtigerweise nur von 6 Mann Landwehr escortirt war. Sie nahmen 120 Wagen weg und brachten sie nach ihrer Festung.

Prinz Friedrich Karl hatte Bazaine schon mehrmals zur Uebergabe von Metz aufgefordert, dieser aber freien Abzug verlangt, was einer so großen Armee, wie die in Metz eingeschlossene, nicht bewilligt werden konnte. Jetzt zog Bazaine schon gelindere Saiten auf und verlangte nur noch freien Abzug ohne Waffen. Aber auch das wurde ihm abgeschlagen. Man glaubte, Bazaine habe wohl gewußt, daß er nicht durchbrechen könne, aber seine Truppen wenigstens beschäftigen müssen. Es wurde sogar vermuthet, er suche sich nur so lange noch zu halten, bis Paris von den Deutschen eingenommen seyn und Friedensverhandlungen beginnen würden, damit er seine noch vorhandene Armee in die Wagschale Napoleons III. legen könne, wenn derselbe möglicherweise auf den französischen Thron zurückgerufen würde.

Am 27. September unternahm Bazaine den ersten Ausfall, der ihm einmal glückte, aber nicht mehr einen Durchbruch, sondern nur eine kleine Razzia bezweckte. „Der Ausfall galt den bedeutenden Vorräthen, welche in Courcelles aufgestapelt lagen und den Heerden von Ochsen, welche auf den Triften in der Umgegend weideten. — Die meisten Franzosen waren jeder mit einem großen leeren Sack und mit Stricken versehen. — Gut angelegt war dieser Plan wieder, die französischen Einwohner von Peltre versahen dabei den Spionendienst durch ausgesteckte Fahnen; es kam ihnen theuer zu stehen, denn Peltre ist für seinen Verrath gestraft und in Brand gesteckt worden. — Der Ausfall geschah rasch und unerwartet, mit

kräftigem Vorstoß (es waren 10,000 Mann); nur der außerordentlichen Bravour unserer 13er, 15er, 53er, 55er, 74er und 7er Jäger haben wir es zu verdanken, daß sie ihren Zweck nicht erreicht haben; sie wurden blutig zurückgejagt. Der Feind kam in drei Abtheilungen hinter den Forts herum, mehrere Ausfall-Batterien mit sich führend; von der Festung aus kam ein ganzer Eisenbahnzug bis nach Peltre herangebraust, dort seine Mannschaften entladend. — Auf der Höhe zwischen Mercy le Haut und Ars-Laquenexy hat unsere dort in langer Linie haltende Artillerie durch ihr Schnellfeuer dem Feinde große Verluste beigebracht; einzelne Granaten sollen ganze Reihen niedergeschmettert haben. — Mercy le Haut war von den Franzosen genommen und von den Unsrigen wieder gestürmt worden; vor dem Abzuge steckten die Franzosen das Schloß in Brand. — Leider konnte von unserer Seite nicht verhindert werden, daß ein großer Theil eines allzukühn vordringenden und ausschwärmenden Schützenzuges des 55. Infanterieregiments vom Feinde umzingelt und gefangen genommen wurde. Auch ist es den Franzosen gelungen, den größten Theil einer Heerde Ochsen (circa 40 Stück) mit in die Festung zu nehmen. — (Der Wahrheit die Ehre.) Unsere Verluste an Todten sind gering; dagegen haben wir mehr Leichtverwundete; der Verlust des Feindes war ungleich bedeutender!"

Man bemerkte einige Bewegung unter der französischen Landbevölkerung, die zum Zweck hatte, die deutsche Belagerungsarmee zu chikaniren. Aber es war nur eine schwache Bewegung, welche grade bewies, daß trotz aller Aufreizungen das Landvolk zu einer Massenerhebung keine Lust hatte. Die Weserzeitung berichtete: „Der Hauptherd des Widerstandes war das große Fabrikdorf Moyeuvre, ungefähr in der Mitte zwischen Metz und Thionville, 1½ Meile westlich von der Mosel, an der Orne gelegen. Unterhalb Moyeuvre befindet sich ein bedeutendes Eisenwerk, welches mehrere Tausend Arbeiter beschäftigt. Moyeuvre allein hat gegen 3000 Einwohner. Ungefähr eben so viel Bewohner kommen auf die benachbarten Orte. Das

Werk gehört in Gesellschaft mit Anderen einem Herrn v. Wendel. Diese Gesellschaft besitzt außerdem in dem in gerader Linie 1¼ Meile nördlich von Moyeuvre gelegenen Orte Hayange ein ähnliches Etablissement mit einer noch zahlreicheren Arbeiterschaft. Beide Werke stehen in Folge des Krieges still. Unter der Arbeiterschaft ist daher Noth eingetreten und es liegt nahe, daß hieraus allein schon Erbitterung gegen die deutschen Truppen entstanden ist. Der Fabrikbesitzer v. Wendel hat aber, wie in der eingeleiteten militärgerichtlichen Untersuchung erwiesen ist, mit der Garnison in Thionville, bei welcher sich ein Verwandter von ihm als Offizier befindet, in fortdauernder Verbindung gestanden. Zu statten kam den Anstiftern der Umstand, daß den Bewohnern der Orte gestattet worden ist, den deutschen Truppen in den Lagern vor Metz und Thionville Lebensmittel zuzuführen, wodurch sich Gelegenheit geboten hat, über die Verhältnisse unserer Armee genaue Kundschaften einzuziehen. Zu unserem Glück ist die Sache noch rechtzeitig entdeckt. Herr v. Wendel und sein Inspektor sind in Sicherheit gebracht, die Ortschaften mit Truppen belegt. Auch rechts von der Mosel haben sich Feindseligkeiten von Landbewohnern gezeigt. In dem Dorfe Chailly, 1½ Meilen nordöstlich von Metz (mit 260 Einwohnern), welches mit der Feldgensdarmerie und der Feldpost vom 10. Armeecorps bequartirt worden ist, und in welchem auch für den Großherzog von Oldenburg Quartier gemacht wurde, zeigten sich die Bewohner der feindlichen Einquartirung gegenüber sehr unfreundlich. Davon hat man jedoch keine Notiz genommen. In der Nähe des Dorfes wurden von Civilisten mehrere Schüsse auf unsere Posten abgefeuert und sofort sämmtliche männlichen Bewohner des Orts verhaftet."

Am 2. Oktober machte die Besatzung von Metz abermals einen großen Ausfall und zwar diesmal auf dem linken Moselufer in nördlicher Richtung. Die Belagerer waren darauf vorbereitet, da sie den Feind unterhalb Metz zwei Brücken über den Fluß schlagen

sahen. Die Landwehrdivision des General von Kummer, die schon früher bei den meisten Ausfällen thätig gewesen war, nahm den Kampf auf und schlug den Feind zurück. Man bemerkte: „sicherlich ist es kein Zufall, daß die Hauptausfälle früher auf dem rechten Moselufer stattgefunden haben. Sämmtliche Hauptstraßen auf dem linken Ufer führen theils in geringer, theils in etwas weiterer Entfernung von Metz durch bewaldete Gebirgsschluchten. Auf dem rechten Moselufer ist das Terrain zwar ebenfalls bergig, die Anhöhen sind aber nicht schroff und meist unbewaldet. Außerdem sind auf dieser Seite des Flusses die Hauptstraßen an verschiedenen Stellen durch chaussirte Nebenstraßen verbunden und bei trockener Witterung gestattet das Terrain fast überall die ungehinderte Bewegung größerer Militärmassen. Wenn man diese natürlichen Verhältnisse in Anschlag bringt, so kommt man zu dem Schlusse, daß die neuerdings auf dem linken Moselufer unternommenen Ausfälle als letzte Versuche dieser Art zu betrachten sind. Was aber auf dem günstigeren Terrain nicht gelungen war, konnte und kann auf dem ungünstigeren noch viel weniger ausgeführt werden."

Vor Metz befand sich auch die hessische Division, aus deren Hauptquartier in jenen Tagen dem Mannheimer Journal geschrieben wurde: „Wie wir aus deutschen uns zugesendeten Zeitungen erfahren müssen, hat das hessische Kriegsministerium die Verpflegung der hessischen Division als eine der zufriedenstellendsten auf dem Kriegsschauplatze bezeichnet. Ach, wenn es in Wirklichkeit sich nur so verhielte, wir wären glückliche Menschen. Wir schlugen die Franzosen bei einem der letzten Ausfälle nicht allein wegen der Ehre so kräftig zurück, nein, es hatte unser rasches Vordringen noch eine weitere und sehr tröstliche Perspektive. Die Franzosen hatten eine Anzahl Fourgons hinter sich. Daß die Franzmänner ganz ausgezeichneten Zwieback besitzen, wußten wir, und da ruhten wir mit dem Geschwindschritt nicht, bis Fourgons und Zwieback unser waren.

Der letztere hat uns nach viertägigem Darben den Hunger, den wir trotz Kriegsministerial-Ansicht in Wahrheit hatten, gestillt."

Aus dem rings umschlossenen Metz erfuhr man nur wenig. Die frühere Voraussetzung, es seyen für so viele Truppen nicht Lebensmittel genug vorhanden, bestätigte sich nicht, denn die Belagerung zog sich in die Länge. Uebrigens wollte man wissen, die Bürgerschaft sey für die Republik, die Generale dagegen halten fest am Kaiser, so vor allen Bazaine, Bourbaki, der Befehlshaber der Garde, die sich noch immer die kaiserliche Garde nennt, und so Canrobert. Die Truppen lagerten nicht in der Stadt, sondern zwischen dieser und den Außenforts. In der Stadt lag nur Mobilgarde.

Von dem in Metz eingeschlossenen Bourbaki, General des Gardecorps, ging eine abenteuerliche Sage um, er sey heimlich aus Metz entführt worden, habe die Kaiserin Eugenie in England gesprochen und sey mit Erlaubniß des Königs von Preußen nach Metz zurückgekehrt. Die Independance belge vermuthete, „daß eine Wiederherstellung der napoleonischen Dynastie nach erfolgter Verständigung mit Preußen durch Bazaine und die Armee in Aussicht stände." Ein an die Independance eingesandtes längeres Schreiben malt unter dem Titel ‚Die Zeichen der Zeit' und mit Hinzuziehung einiger anderer Umstände und der angeblichen Note Napoleons, welche die ‚Situation' veröffentlichte, diese Idee noch weiter und in sehr phantastischer Weise aus. Der Verfasser des Schreibens unterstellt sogar, „daß Bazaine in Metz absichtlich geschont werde, um seine Armee als Mittel einer Restauration Napoleons zu benutzen, sobald Frankreich, oder vielmehr Paris, einmal mürbe geworden seyen." Das ging von der bonapartistischen Emigration in England und Belgien aus und sollte beim französischen Publikum die Meinung erwecken, die Dynastie Napoleons habe noch nicht alle Aussicht verloren. Ganz dieselbe Tendenz hatte auch das angebliche Manifest Napoleons von Kassel, welches die bekanntlich ganz bonapartistische „Situation" veröffentlichte. Auch hielt dieses Journal

trotz allen Widerspruchs die Echtheit jenes kaiserlichen Manifestes aufrecht und träumte bereits, wie die in demselben entwickelten Ideen zur Ausführung kommen würden. Der König von Preußen würde die Friedensbedingungen vorschlagen, die Kaiserin mit ihren Ministern und ad hoc gewählten Delegirten des Senats und des gesetzgebenden Körpers würden diesen Frieden annehmen, der Kaiser würde dann frei gelassen und der ganzen Verhandlung seine höchste Sanktion ertheilen. In dieser Idee begegnete sich die „Situation" mit dem in London erscheinenden „International", der, mit den einflußreichsten Mitgliedern der Regierung in Tours in naher Beziehung stehen sollte. Dieser „International", eines der unzuverlässigsten und verlogensten Blätter der ganzen französisch schreibenden Presse, stimmte in einem langen Artikel plötzlich seinen Ton um, wurde weich und rührend und wendete sich an den König von Preußen mit ungefähr denselben Anträgen wie die „Situation". Bisher hatte der „International" kaum böse Worte genug gehabt, um Preußen, dem Könige und dem Grafen Bismarck seinen ganzen Haß zu bezeigen.

Am 7. Oktober machten die Franzosen des Nachmittags wieder einen Ausfall bei Woippy und zugleich auch auf dem rechten Moselufer, wurden aber dort von der Division Kummer und hier vom 10. Armeecorps mit großem Verlust zurückgeschlagen. Auffallenderweise begann aber noch um 9 Uhr Nachts ein neuer Ausfall. „Ob Bazaine seinen Truppen in dem heutigen Ausfalle außergewöhnliche Erfolge versprochen und er die Mondnacht zur Flucht auf's neutrale luxemburgische Gebiet nicht gern daran geben, ob er den Preußen eine größere Concentrirungspause über Nacht nicht gönnen wollte oder ob die Flucht der Ausfalltruppen eine gar zu panische gewesen: — gegen 9 Uhr Abends war das Artilleriefeuer des Feindes noch viel toller entbrannt, als während des Tages. Namentlich hatte jetzt auch, unter Aufbietung aller seiner Schußmittel, Fort Plappeville sich losgelassen und warf zahllos die Granaten in das un-

klare und unbestimmte Schußfeld hinaus, natürlich ohne jeden Erfolg.“

Nachher erklärte sich die Sache dadurch, daß es die Deutschen selbst waren, die den Kampf noch bei Nacht erneuert hatten. Die Weserzeitung berichtete aus Metz vom 8. Oktober: „Gestern Mittag zwischen 1 und 2 Uhr wurden unsere Truppen allarmirt. Die feindliche Armee hatte wieder einmal einen Ausfall unternommen. Das lebhafte Kanonen-, Mitrailleusen- und Kleingewehrfeuer, welches sich bald entwickelte, zeigte aber, daß es sich diesmal um kein Kartoffeln- oder Vorpostengefecht handelte. Starke feindliche Colonnen waren über Maxe, dem in der Nacht vom 27. bis 28. September niedergebrannten Dorfe vorgegangen und hatten, wie dies bei solchen Ausfällen ganz natürlich ist, unsere Vorposten beim ersten Anlaufe mit Uebermacht zurückgedrängt. Das Geschützfeuer wurde immer lebhafter und lebhafter und erfüllte bald die ganze nördlich von Metz sich erstreckende Moselebene. Diese Ebene war bekanntlich bis zum 27. September bei den feindlichen Ausfällen vermieden worden, ist aber seitdem zum Hauptkampfplatze ausersehen worden. Es war den feindlichen Truppen gelungen, unsere Vorposten, welche theils in, theils vor und zwischen den, die Scheide zwischen der ersten und zweiten Abtheilung der Ebene bildenden Ortschaften aufgestellt waren, aus ihrer Stellung in die offene Ebene zu verdrängen. Es galt also unsererseits, die frühere Stellung wieder zu erlangen. Der feindliche Vorstoß war mit großer Truppenzahl und mit Heftigkeit unternommen. Von besonderem Vortheil bei solchen Anlässen zeigt sich für den Feind das Chassepotgewehr wegen seiner großen Tragweite (bis 2000 Schritt). Gegen 2¾ Uhr zeigte ein lebhaftes Kanonen-, Mitrailleusen- und Kleingewehrfeuer, daß der Kampf auf der ganzen Linie von der Mosel bis zum Orte Bellevue entbrannt war. Um diese Zeit begannen auch auf dem rechten Moselufer feindliche Batterien, welche unterhalb des Forts St. Julien im Gehölz von Grimont aufgestellt waren, unsere Lager zu beunruhigen.

Die Gefechtslinie war über eine Meile lang. Rechts und links der Mosel eiferten die Geschütze, sich gegenseitig zu überbieten. Obwohl ich gleich nach dem Allarm auf eine Anhöhe bei dem Dorfe Argancy geritten war, von welcher man den ganzen Kampfplatz überblicken konnte, so war es mir wegen der durch nebeliges Wetter und den Pulverdampf verursachten dicken Luft nicht möglich, die einzelnen Bewegungen genau zu beobachten. Der ganz vorbezeichnete Theil der Moselebene wurde von einer einzigen Dampfnebelwolke bedeckt. Nur hier und da machte sich das Aufblitzen einer Kanone und der dadurch verursachte heftigere Dampf bemerkbar. Um 3¼ Uhr stiegen zwei Rauchwolken als Zeichen brennender Ortschaften (wahrscheinlich Ladonchamps und Bellevue) auf. Die Heftigkeit des Kampfes erinnerte an den 18. August. Bald war der Kanonendonner, bald das Kleingewehrfeuer überwiegend, immer fort und fort dauerte Beides. Die Richtung des Kleingewehrfeuers, welches sich von 3¾ Uhr an südöstlich hinzog, bewies den Rückzug des Feindes. Kaum aber war der Kampf an irgend einer Stelle ruhiger geworden, so begann er an einer andern desto lebhafter. Soviel sich in dem Gewühl beobachten ließ, war von feindlicher Seite das Kleingewehrfeuer, von unserer Seite das Kanonenfeuer am wirksamsten. Unsere Batterien waren wieder in dem Halbkreis, der sich von dem Dorfe Norroy über Feves, Semécourt, Maizières, Argancy, Olgy, Malroy und Charly hinzieht, aufgestellt und wirkten mit abwechselnder Heftigkeit, theils einzelne Schüsse, theils ganze Salven in die feindlichen Colonnen sendend. Im Ganzen mögen etwa 120—150 Kanonen auf unserer Seite thätig gewesen seyn. Besonders wirksam sollen sich in Folge ihrer Aufstellung die Batterien in der Nähe der Dörfer Agancy und Olgy gezeigt haben. Die Position südlich vom Dorfe Olgy wurde gegen 5 Uhr durch zwei frisch herangefahrene Batterien verstärkt. Von feindlicher Seite machten sich auch diesmal wieder neben den Mitrailleusen die Kanonen des Forts St. Julien bemerkbar. Dieselben senden ihre Geschosse fast ¾ Meilen weit, so

daß sie verschiedene der von uns besetzten Orte, namentlich Failly, Charly, Malroy und Olgy nicht nur erreichen, sondern darüber hinweg gehen. Eine große Anzahl ihrer Granaten schlug gestern auf der nördlich von den Dörfern Argancy und Antilly, südlich von den Dörfern Olgy, Malroy und Charly begrenzten Höhe ein; einzelne im Dorfe Olgy, welches wie die übrigen auch während des Kampfes von unseren Truppen besetzt ward. Glücklicherweise verfehlten die meisten dieser fürchterlichen Geschosse ihr Ziel, welches augenscheinlich unsere in der Gegend aufgestellten Batterien bildeten. Auch die im Dorfe Olgy niedergefallenen Geschosse hatten keinen erheblichen Schaden angerichtet. Zwischen 5 und 6 Uhr bei beginnender Dunkelheit entbrannte der Kampf noch einmal besonders heftig. Der Feind ließ auch die Mitrailleuse mit ihrem eigenthümlichen Gerassel wieder hören. Gegen 6 Uhr schien der Kampf beendet zu seyn und deshalb begab ich mich in's Quartier zurück. Kaum hier angekommen hörte ich (6½ Uhr) von Neuem andauernde Gewehrsalven. Darauf Ruhe bis 7 Uhr, um welche Zeit der Kampf von Neuem aufgenommen wurde. Wiederholte und lange anhaltende Gewehrsalven, untermischt mit dem Donner der Kanonen, währten bei dem eingetretenen Mondenscheine bis gegen 9 Uhr. Der späte Kampf war von unserer Seite unternommen, um den Feind aus den von ihm im ersten Anlauf eroberten und demnächst kräftig vertheidigten Positionen, namentlich in und bei den Orten St. Remy und Ladonchamps völlig wieder hinauszudrängen, was denn auch gelungen ist. Leider ist das Resultat des Kampfes, des bedeutendsten und heftigsten, welcher seit dem 1. September vor Metz stattgefunden hat, für beide Theile ein rein negatives gewesen. Beide haben eine Anzahl Menschen verloren, ohne irgend welche Vortheile. Bei der eigenthümlichen Lage, in welcher sich unsere Armee hier befindet, ist ein Verfolgen des Sieges bis in die Umgebung der Festung ganz unmöglich. So tapfer daher auch die feindlichen Ausfälle zurückgewiesen werden mögen, die errungenen Siege vermögen den siegenden

Theil nicht zu befriedigen. Wie groß die Verluste sind, habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können. Der unserige allein wird auf mehrere Hundert geschätzt. Den Hauptantheil am Kampfe hatten unsererseits das zehnte Armeecorps, und die jetzt ebenfalls unter dem Oberbefehl des Generals v. Voigts-Rhetz stehende Landwehrdivision von Kummer."

Der offizielle Bericht der preußischen Staatszeitung bemerkte: „Der Zweck, welchen der Feind durch dieses überraschend eingeleitete und mit starken Kräften hartnäckig durchgeführte Gefecht hat erreichen wollen, mag ein Vorschieben seiner Vorposten in die von uns behaupteten Oertlichkeiten und eine Fouragirung gewesen seyn. Für letztere Annahme spricht der Umstand, daß eine größere Anzahl von zwei- und einspännigen Fahrzeugen (etwa 400) über die feindlichen Verschanzungen hinaus gefolgt waren. Die Absicht des Feindes ist vollkommen verhindert, die Anfangs erreichten Erfolge sind durch energische Offensive dem Feinde entrissen worden, und auf keinem Punkte hat derselbe Terrain gewonnen. Seine Verluste sind sehr bedeutend."

Daily News gab einen trefflichen Bericht über die Schlacht und hob darin besonders die außerordentlichen Leistungen der preußischen Landwehr hervor. „Von Metz nach Maizières — so schreibt der Berichterstatter — zieht sich wie eine lange Mulde mit flachem Boden, die durch die Anschwellung der Mosel sich gebildet hat, das Terrain hier in einer Breite von etwa 4 englischen Meilen. Westlich und östlich laufen Höhenzüge, aber zwischen den östlichen Hügeln und der eigentlichen Thalebene fließt die Mosel, die stellenweise, besonders Olgy gegenüber, weit in die Ebene einschneidet. Quer durch das Thal hindurch, wo es sich am meisten verengt, zieht sich eine Reihe von Dörfern, die beiden Tapes und St. Remy, während Maxe und Ladonchamps etwas mehr gegen die östliche und westliche Front zu liegen. Alle diese Punkte waren von den Preußen mehr oder weniger stark besetzt. Bazaine hatte seine Dispositionen mit

großer Umsicht getroffen. Unter dem Schutze des Nebels hatte er so prompt operirt, daß, als es kurz nach 1 Uhr hell wurde, seine Anordnungen beinahe vollendet waren. Zunächst führte er einen heftigen Stoß gegen Ladonchamps, aber die Landwehr-Vorposten hielten das Dorf, als ob sie nicht 100, sondern 10,000 Mann stark wären. Die Franzosen sendeten ihre Infanterie in Schaaren hinein, während gleichzeitig ihre Artillerie zu spielen begann. Nur ein Versuch, Ladonchamps wieder zu nehmen, meinte man beim Stabe, den unsere Artillerie dem Feinde schon eintränken soll. In der That arbeiteten die preußischen Geschütze wacker genug, allein die Annahme war nicht richtig, denn der Angriff auf Ladonchamps war nur eine Diversion. Plötzlich ergoß sich auf die Dörfer Grandes und Petites Tapes, St. Remy und Maxe ein wahrer Strom von Franzosen. Die 59er Landwehr wollte nicht weichen, obschon sie es kluger Weise hätte thun sollen. Sie stand, bis die Franzosen nach einem mörderischen Geschützfeuer und einem Regen von Chassepot- und Mitrailleusenkugeln den zusammengeschossenen Rest durch rein überwältigende Massen gegen die Chaussee drängten. Das Füsilier-bataillon vom 58. Regiment stand in Grandes Tapes, und es steht auch jetzt noch dort, aber die Besatzung besteht aus Todten und Verwundeten. Das Bataillon wollte nicht vom Platze und man kann sagen, es wurde vernichtet, wie es dastand, die Männer mit dem Rücken gegen die Mauer, die Stirne dem Feinde zugewendet. Auch die anderen Bataillone desselben Regiments erlitten schreckliche Verluste, und bis dahin war Bazaine's Vorhaben gelungen. Er hatte die Dörfer zurückerobert und einige Batterien vorgeschoben, um das Feuer der Preußen zu beantworten; sich hier jedoch zu behaupten, war er nicht im Stande. Die preußische Artillerie schleuderte mittlerweile ihre Geschosse von drei Seiten des Parallelogramms und machte es ihm in der Stellung sauer. Ohne Zweifel hätte er auch diesen ersten Angriff nicht gemacht, wenn er nicht etwas mehr, nämlich die Anknüpfung von Verbindungen mit Thionville beab-

sichtigt hätte. Von St. Remy und den beiden Tapes aus hielt er das Feuer der Preußen gehörig in Anspruch und ließ aus Grandes Tapes Schaaren von Tirailleurs ausschwärmen, denen es übrigens unter den Händen der Landwehr äußerst übel erging. Außerdem aber häufte er unter der Deckung des Dorfes Maxe Massen von Infanterie, mindestens 30,000 Mann, an, um die Preußen, wo ihre Linie am schwächsten war, dicht am Flusse zu durchbrechen. Der Moment war kritisch. Bis auf eine Brigade, die in Reserve stand, war die Landwehr sämmtlich im Feuer. Da erhielten indessen mehrere Regimenter vom 10. Armeecorps, die unterdessen auf der Pontonbrücke die Mosel überschritten hatten, Befehl zum Vorgehen. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Voran kamen in raschem Laufe und aufgelöster Gefechtsordnung die Füsiliere und bedeckten mit ihrer Linie die ganze Ebene; dahinter in dichten Compagnie-Colonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Grenadiere, dazu nahm die Artillerie einstweilen von den Dörfern Abstand und concentrirte ihr Feuer auf die an der Mosel entlang vordringenden Colonnen der Franzosen. Bazaine ist auffallend schwach an Feldartillerie und nur St. Julien und St. Eloy arbeiteten, aber die Mitrailleuse ließ ihr zorniges Rasseln erschallen, erschütterte die Linie der vorrückenden Schützen, die nun in die Feuerlinie kamen, und riß weite Lücken in die nachpressenden Colonnen. Die Artillerie und der Schützenangriff waren übrigens für die Franzosen hinreichend. Ihre dichten Massen schwankten und dann brachen sie auseinander, und mittelst des Feldglases konnte man sehen, wie Alles sauve qui peut in das Dorf Maxe hineinstürzte. Als die Franzosen aber wieder steinerne Mauern zwischen sich und den Preußen hatten, wurden sie wieder hartnäckig und wollten nicht weiter zurück. Vergebens feuerte die preußische Artillerie auf die Dörfer, vergebens rückten die Batterien in Echelons mit einer Präcision wie auf dem Schießplatze näher und näher. Die hartnäckige Batterie in Grandes Tapes wollte nicht schweigen und die französischen Tirailleure hielten noch die

Linie der davor liegenden Chaussee fest. Mittlerweile war es ungefähr 4 Uhr geworden, als ein Stabsoffizier der Linie entlang galoppirte und den Befehl zu einem allgemeinen Angriff überbrachte. Es galt, die Dörfer mit stürmender Hand zu nehmen, und vier Brigaden Landwehr, unterstützt von zwei Linienbrigaden vom 10. Armeecorps, sollten diese Aufgabe ausführen. Einige Minuten später erscholl das Commando und die Mannschaften sprangen auf hinter ihrer Deckung und marschirten vor mit dem gemessenen schnellen Schritt, der so charakteristisch für die Preußen ist. Die Granaten der Batterie in Grandes Tapes schlugen in die Linie, Mitrailleuse und Chassepot begrüßten sie mit einem Hagel von Blei, aber die Landwehr drang schweigsam und ernst unaufhaltsam vor. Ich bin oft im Feuer gewesen, aber ein wüthenderes Feuer, wie das gegen den Mittelpunkt der Linie gerichtete, ist mir nie vorgekommen. General v. Brandenstein, der die dritte Landwehrbrigade führte, fiel in meiner Nähe und mehrere Offiziere seines Stabes wurden verwundet; endlich erreichte man die Erdwerke und Verschanzungen, hinter denen die zerschmetterten Reste der 59er und 58er Landwehr lagen. „Hurrah Preußen!" scholl es den Andringenden entgegen, „vorwärts, immer vorwärts!" war die Antwort, und die braven hartnäckigen französischen Kanoniere hatten kaum Zeit, um die Ecke zu rennen, als die Landwehr ihnen schon auf dem Nacken war. Die Landwehr gibt nicht so leicht Pardon wie die Linie und mancher Franzose sank dort zusammen, von einem Bajonnetstoß durchbohrt. Noch in den engen Dorfgassen fochten sie wie die Teufel und bedienten sich der Mitrailleuse mit seltener Klugheit und Wirksamkeit. Dann aber kam der lange, unerbittliche Schritt der Landwehr. Die mächtigen Schenkel und Schultern, die charakteristischen Züge in der Erscheinung des preußischen Soldaten, liehen dem Bajonnet ihre Kraft und bald waren die Dörfer von Allen, mit Ausnahme der Sieger, der Todten und Verwundeten, gesäubert. Der Landwehr gebührt die Ehre des Tages. Sie war es, die den französischen Angriff aufhielt, bis kein Mann

mehr stand, der ein Zündnadelgewehr halten konnte. Sie führte auch den großen allgemeinen Schlag, der die Franzosen aus den Dörfern fegte. Ich habe die preußische Linie vor dem heutigen Tage im Kampfe gesehen. Ich sah sie auf Hand und Fuß die Höhe von Spicheren erklettern, ich sah sie deployiren vor Colombey und Montoy in der Schlacht vom 14. August, ich sah sie Stand halten vor der Mitrailleuse auf den Abhängen vor Gravelotte und ich sah, wie sie die Franzosen am 1. September in die Festung Sedan hineinwarf. Ich habe glauben gelernt, daß die Männer der preußischen Linie vermögen, was nur irgend einem Heere der Welt möglich ist. Aber gestern habe ich das Kaliber der Landwehr kennen gelernt. Ruhig in den Verschanzungen, wo sie, gelassen am Boden liegend, die in ihrer Nähe niederfallenden Kugeln auflasen, entschlossen und unaufhaltsam in ihrem Vordringen, unwiderstehlich in dem Bajonnetangriffe, mit dem sie die Dörfer säuberte, stellt sie eine Truppe dar, die das Herz eines Mannes mit soldatischem Instinkte erfreuen muß. Nichts war bemerkenswerther, als die Ruhe, mit welcher die Verwundeten, die nur irgend gehen konnten, sich auf sich selbst verlassend und jede Unterstützung ablehnend, hinter die Front gingen. Und es waren keine leichten Wunden, mit denen die Wackeren zurückkehrten. Ich selbst begegnete Einem, der durch die Lunge geschossen war und dem der Athem röchelnd durch die Wunde drang. Es geht dem Zuschauer zu Herzen, wenn er diese Tapferen sterben sieht. Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen, wie der Soldat von der Linie, der Niemand hungernd zurückläßt, wenn er auf dem Schlachtfelde bleibt. Für jeden zweiten Landwehrmann, der da gefallen, gibt es eine Wittwe nun daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder schwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waisen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutschlands vorstelle, welche noch nicht wissen, daß ihnen der gestrige Tag den Vater geraubt. Nicht daß es schien, als ob die Landwehrmänner lange bei

dem Gedanken an Frau und Kinder verweilten. Der haarige Kerl, der schon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viel junge Vögel daheim im Neste hat, ging gerade so kühn auf den Feind, wie der muntere junge Freiwillige, dem nur die Liebste nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutschen beten gern, und mir schien, daß Mancher im Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wäre er in der Kirche. Und was die Religion anbetrifft, wer war das, glaubt ihr wohl, der dort mit in den Kampf hineinstürzte, im weißen Haar mit fliegenden Rockschößen? Das war der Divisionsgeistliche, ihr guten geistlichen Herren von England — eine mächtige Flasche in der einen und ein Gebetbuch in der anderen Hand. Der gute Mann, der da im Kugelregen dahineilte, war ganz außer Athem und über und über mit Schmutz bespritzt, denn, wie er mir keuchend erzählte, sein Pferd war ihm schon unter dem Leibe erschossen worden. Als ich ihn wiedersah, da saß er hinter einer Mauer in Grandes Tapes unter einer Gruppe hingestreckter Krieger und erhob unter dem Brüllen der Geschütze seine Stimme im Gebete zu Gott."

Von dieser Zeit an kamen vor Metz keine ernsten Kämpfe mehr vor. Bazaine hoffte noch irgend einen Erfolg von den geheimen Unterhandlungen, die er durch seinen Adjutanten, General Boyer, im Hauptquartier des Königs von Preußen in Versailles anknüpfen ließ. Nach der Capitulation von Sedan und der plötzlichen Gründung einer französischen Republik, welche blos vom Pöbel in Paris improvisirt war und keineswegs in der Gesinnung der Mehrheit der Nation wurzelte, mußte es dem Marschall wohl nahe liegen, an die Möglichkeit einer Restauration des Kaiserthums durch den König von Preußen selbst zu glauben, denn mit einer auf so schwachen Füßen stehenden und so demoralisirten Republik konnte Preußen nicht wohl Frieden schließen, wohl aber, wenn nicht mit dem gefangenen Kaiser, doch mit der Kaiserin Regentin. Bazaine blieb daher dieser treu, erkannte die Republik nicht an und hielt es für

möglich, Preußen werde ihm erlauben, mit seiner Armee Metz verlassen und die Regentschaft der Kaiserin herstellen zu dürfen. Wirklich erlaubte ihm Prinz Friedrich Karl, seinen Adjutanten, General Boyer, in's Hauptquartier des Königs von Preußen nach Versailles und nach England zur Kaiserin zu schicken. Auch behaupteten später französische Offiziere, Bazaine habe sie in Reden darauf vorbereitet, sie würden die Ordnung in Frankreich wieder herstellen. Nichts ist natürlicher, als daß die Anhänger des Kaiserthums in der Stunde der Noth solche Hoffnungen hegten.

Die Kaiserin behauptete später, Graf Bismarck habe Bazaine's Anträge unterstützt und ihrer Regentschaft einen Frieden angeboten, welcher Frankreich nur Straßburg und einen Theil des Elsaßes gekostet haben würde, sie aber habe gar nichts von Frankreich abtreten wollen und so hätten sich die Unterhandlungen zerschlagen. Es liegt auf der Hand, daß sie damit nur dem französischen Nationalstolz schmeicheln und der Bazaine'schen Intrigue, nachdem sie mißlungen war, eine dem Napoleonismus günstigste Auslegung geben wollte. Die Beschuldigung, Graf Bismarck sey mit dem Bazaine'schen Plan im Ernst einverstanden gewesen, gehört zu den vielen Gehässigkeiten, die auf ihn gehäuft wurden. Nach Umständen *) wäre

*) Nach dem Indépendant des Basses Pyrenées sollte der Frieden unter folgenden Bedingungen geschlossen werden: „Cession von Straßburg und eines Theiles von Deutsch-Lothringen; Abtragung der Festungswerke von Metz; Abdankung Napoleon's III. und Regentschaft der Kaiserin. Der Vertrag sollte vom Senat und dem gesetzgebenden Körper, der in Amiens zusammentreten sollte, ratificirt werden. Die Rheinarmee sollte Metz mit ihren Waffen verlassen, jedoch unter der Bedingung, während dreier Monate nicht gegen Deutschland zu dienen, da, was aber nicht wahrscheinlich, die Kammern dem Vertrag ihre Zustimmung verweigern könnten. Bazaine und seine Armee sollten die Kammern beschützen und die Ordnung in Toulouse, Lyon, Marseille rc. herstellen. Endlich sollte die deutsche Armee Paris einschließen und die Bevölkerung durch Hungersnoth zur Uebergabe zwingen. Dieser vom Kaiser gebilligte Vertrag wurde Bazaine mitgetheilt, der seine

der Plan nicht so übel gewesen und wenn die Umstände wirklich darnach gewesen wären, würde es Graf Bismarck auch nicht bei unfruchtbaren Besprechungen haben bewenden lassen. Aber er wußte wohl, daß er nicht einmal dem Kaiser, geschweige der Armee Bazaine's trauen könne, welche letztere eher mit den Republikanern fraternisirt hätte, als mit den Preußen vor Paris gezogen wäre. Also ist nur so viel richtig, daß man sich von preußischer Seite eine bonapartistische Intrigue, wie sie hier vorlag, wohl gefallen lassen konnte, um Bazaine hinzuhalten und seine Thätigkeit zu lähmen, bis die Lebensmittel in Metz ausgingen.

Bazaine selbst schrieb seine Vertheidigung, die am Ende des Jahres in der Straßburger Zeitung abgedruckt wurde. Darin sagt er, er habe, nachdem ihm die Katastrophe von Sedan und die Einsetzung einer Regierung der Nationalvertheidigung bekannt geworden war, diese Nachrichten in folgender Proklamation der Armee von Metz mitgetheilt: „Generale, Offiziere und Soldaten der Rhein-Armee! Unsere militärischen Verpflichtungen gegen das Vaterland in Gefahr bleiben dieselben. Fahren wir fort, ihm zu dienen,

---

Zustimmung gab, jedoch für sich selbst so ausgedehnte Gewalten stipulirte, daß die Dictatur eher ihm, als der Kaiserin angehört hätte. Die provisorische Zustimmung Bazaine's wurde vom General Boyer nach Versailles gebracht und dort angenommen. General Boyer begab sich nun nach England, um die Zustimmung der Kaiserin zu erlangen. Die Kaiserin verweigerte während 36 Stunden ihre Unterschrift; endlich gab sie aber nach und unterschrieb den Vertrag. Es überkam sie aber alsdann Reue; sie ließ den General Boyer zurückrufen, und unter dem Vorwand, daß sie auf ihrer Abschrift einen Irrthum verbessern wollte, verlangte sie den Vertrag nochmals zu sehen. Der General Boyer händigte ihn der Kaiserin ein und sie zerriß ihn. Der General Boyer kehrte nach Metz zurück und zwei Tage später fand die Capitulation statt. Man behauptet, daß die Kaiserin gesagt habe: ‚Ich habe alle Unehre ohne irgend einen Nutzen für mich übernommen, denn Bazaine wird mich mit meinem Sohn bald wieder verjagen und alle Gewalt für sich allein nehmen‘."

indem wir mit Hingebung und derselben Energie sein Territorium gegen die Fremden und die sociale Ordnung gegen die bösen Leidenschaften vertheidigen.“ Darin lag noch keine Anerkennung der Republik; der Marschall übernahm keine politische Verantwortung, sondern war sich nur einer militärischen bewußt. Weiter sagt er von der Sendung Boyers: „Der Zweck der Mission des Generals Boyer war kein anderer, als die Rhein-Armee aus der schrecklichen Lage, in der sie sich befand, zu befreien und sie für Frankreich zu erhalten. Ich erhielt keine direkte Nachricht mehr von dieser Mission, aber ich erfuhr später, daß diese loyalen Versuche zu keinem Resultat geführt hätten, da die von der deutschen Militär-Autorität verlangten Garantien unannehmbar erschienen waren und ihre Annahme oder Nichtannahme überdieß nicht von den Befehlshabern der Armee abhing.“ Wenn auch der Marschall die „loyalen Versuche“ nicht bestimmter kennzeichnet, so erkennt man doch deutlich, daß er unabhängig von der neuen republikanischen Regierung Frankreich retten wollte.

Erst viel später veröffentlichte der Brüsseler Gaulois einen angeblichen Brief Bazaines vom 12. Oktober an den Prinzen Karl, des Inhalts: „Im Augenblick, wo die Gesellschaft durch die Haltung bedroht ist, welche in Paris eine gewaltsame Partei angenommen, deren Tendenzen nicht mit einer Lösung enden können, welche die guten Geister aufsuchen, befragt der Marschall-Obercommandant der Rhein-Armee, sich mit dem Wunsch beseelend, seinem Lande zu dienen und es vor seinen eigenen Excessen zu bewahren, sein Gewissen und stellt sich die Frage, ob die unter seinen Befehl gestellte Armee nicht bestimmt ist, das Palladium Frankreichs (der Gesellschaft) zu werden. Ueber die militärische Frage ist abgeurtheilt. Die deutschen Armeen sind siegreich und Seine Majestät der König von Preußen kann keinen Werth auf den unfruchtbaren Triumph legen, welchen er durch die Auflösung der einzigen Macht erlangen würde, die heute in unserem unglücklichen Lande sich der

Anarchie bemeistern und Frankreich und Europa eine Ruhe sichern kann, welche nach den gewaltsamen Erschütterungen, die sie in Erregung versetzte, so nothwendig geworden ist. — Die Intervention einer fremden, selbst siegreichen Armee in die Angelegenheiten eines so leicht erregbaren Landes, wie Frankreich, in eine so nervöse Hauptstadt, wie Paris, könnte den Zweck verfehlen, über die Maßen die Gemüther aufreizen und unberechenbares Unglück herbeiführen. Die Action einer noch gut organisirten französischen Armee, deren moralischer Zustand trefflich ist, und die, nachdem sie die deutschen Armeen auf loyale Weise bekämpft, das Bewußtseyn hat, sich die Achtung ihrer Gegner erworben zu haben, würde unter gegenwärtigen Verhältnissen immenses Gewicht haben. Sie würde die Ordnung herstellen und die Gesellschaft beschützen, deren Interessen die von ganz Europa sind. Sie würde Preußen durch die Wirkung dieser Action selbst eine Garantie und Pfänder geben, indem sie zur Wiederherstellung einer regelmäßigen Regierung beitragen würde, mit welcher die Beziehungen jeder Art ohne Erschütterung und auf ganz natürliche Weise wieder aufgenommen werden könnten." Dies entsprach ganz dem Standpunkt Bazaines, aber nicht dem preußischen.

Erst als seine Bemühungen mißlungen waren, er gar nichts von der Regierung weder in Paris noch Tours erfuhr und die Lebensmittel in Metz auf die Neige gingen, schrieb er nach Tours am 21. Oktober: „Mehrere Male habe ich Männer, die sich freiwillig dazu erboten, fortgesandt, um Nachricht von der Armee in Metz zu geben. Seitdem hat sich unsere Lage von Tag zu Tag verschlechtert und ich habe nie die geringste Mittheilung, weder von Paris noch von Tours, erhalten. Es ist dringend, daß ich erfahre, was im Innern des Landes und in der Hauptstadt vorgehe, denn in wenigen Tagen wird der Hunger mich zwingen, einen Entschluß im Interesse Frankreichs und dieser Armee zu fassen."

Aber Gambetta antwortete ihm gar nicht, sondern benutzte die Mittheilung Bazaine's einzig, um im vollen Widerspruch mit derselben am 28. Oktober einen lügenhaften Bericht ausgehen zu lassen: „Die Nachrichten aus Metz, welche ein Abgesandter Bazaine's (de Valcouri) überbringt, sind ausgezeichnet und bestätigen auf das Ausdrücklichste die, welche man früher auf anderem Wege erhalten hat. Die Armee Bazaine's ist im Ueberfluß mit Allem versehen und mit einem unbesiegbaren Vertrauen beseelt; jeder seiner Ausfälle ist ein Sieg, welcher dem Feinde die beträchtlichsten Verluste verursacht. Der Adjutant Bazaine's ist heute von Herrn Gambetta empfangen worden, mit dem er lange Zeit conferirt hat. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch hervorheben, daß die Gegenwart des Abgesandten Bazaine's in Tours die beste Widerlegung der Gerüchte ist, welche dem Marschall den Entschluß aufbürdeten, der Regierung der nationalen Vertheidigung nicht beizustehen."

Wenn nun auch die französischen Republikaner Recht hatten, Bazaine zu hassen, weil er dem Kaiser treu blieb, so war seine Intrigue doch kein Verrath an Frankreich, denn der Kaiser hatte mehr Beruf, Frankreich zu repräsentiren, als Favre und Gambetta. Wenn Bazaine aber auch, wie die Republikaner verlangten, mit seiner noch starken Armee um jeden Preis aus Metz durchgebrochen wäre, so hätte es einen theuren Preis gekostet. Auf welcher Seite er auch ausgebrochen wäre, würden ihm die Preußen mit überlegener Macht rechtzeitig in beide Flanken haben kommen können, und hätte er sich mit dem Rest seiner dadurch zerrütteten Armee auch noch gegen Paris gewendet, so würde ihm dort der Sieger von Sedan den Weg verlegt haben. Es war also natürlich, daß er noch mehr von einem Verständniß mit Preußen, als von einem verzweifelten Kampfe hoffte. Prinz Friedrich Karl aber begnügte sich mit vollem Recht, Metz wie bisher cernirt zu halten, ohne eine Belagerung der Festung zu beginnen, da der Hunger sie doch in nicht zu langer Zeit zur Uebergabe zwingen würde. Die Cernirungs-

Armee war aus dem 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10. Armeecorps, so wie der großherzoglich hessischen (25.) Division und der Landwehr-Division von Kummer zusammengesetzt, demnach, außer der hessischen Division, aus Truppentheilen der Provinzen Preußen, Pommern, Brandenburg, Westfalen, Rheinland, Schleswig-Holstein und Hannover, zu welchen letzteren beiden Corpsbezirken die innerhalb derselben gelegenen norddeutschen Bundesstaaten zu zählen sind.

Da inzwischen die Mission Boyer's gänzlich mißlang und nun auch Mangel an Lebensmitteln in Metz eintrat, und man bereits alle Pferde schlachten mußte, bot Bazaine dem Prinzen Friedrich Karl an, sich mit seiner ganzen Armee zu ergeben, nicht aber die Festung Metz, welche von 20,000 Franzosen besetzt bleiben und sich ferner vertheidigen sollte. Dadurch wären nämlich die Lebensmittel gespart und die Festuug in den Stand gesetzt worden, sich länger zu halten. Der preußische Feldherr ging aber nicht darauf ein, sondern wollte beides, die Armee und die Festung zugleich bekommen.

Man schrieb am 21. Oktober aus dem Lager von Metz: „Zur Charakterisirung der scheußlichen Zustände in Frankreich möge dienen, daß in den letzten Tagen über 60 französische Offiziere aller Grade und Waffengattungen, die als Gefangene auf Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, in ihre Heimath entlassen waren, sich freiwillig bei unseren Truppen meldeten, um in die Gefangenschaft nach Deutschland zu gehen. Der Grund davon ist, daß die anarchischen Republikaner sie geradezu zwingen wollten, ihr Ehrenwort, das für diese Art von Menschen gar nicht existirt, zu brechen und ohne Weiteres auf's Neue gegen uns zu dienen, was sie als anständige Männer natürlich verweigern müssen. Einen französischen Obersten, der es verweigerte, sein Ehrenwort zu brechen und abermals zu dienen, soll der Pöbel in Lyon ermordet haben. Da es faktisch erwiesen ist, daß manche französische Offiziere, welche auf Ehrenwort, nicht ferner gegen uns zu dienen, wieder entlassen wurden, unter Zustimmung der provisorischen Regierung zu Tours

auf's Neue die Waffen gegen uns ergriffen haben, da gegen ein so barbarisches Volk, wie wir Deutschen sind, kein Ehrenwort gehalten zu werden brauche, so hat der König von Preußen jetzt befohlen, daß künftighin alle gefangenen französischen Offiziere sogleich nach Deutschland gebracht werden."

Man hörte von Zerwürfnissen im Kriegsrath zu Metz. Bazaine und Marschall Canrobert sollen zu einer Capitulation geneigt gewesen seyn. Ebenso General Changarnier. Nur Marschall Leboeuf wollte den Kampf bis zum äußersten fortsetzen. Indessen nahm der Mangel in der Stadt wie im Lager vor derselben zu und mit ihr die Zahl der Deserteure, die zu den preußischen Wachten hinüberliefen, um ihren Hunger zu stillen. Mitleidig erlaubte man den französischen Soldaten, welche waffenlos herauskamen, auf den Aeckern nach Kartoffeln zu suchen, und schoß nicht auf sie. Als aber größere Massen von Deserteuren sich gefangen geben wollten, wurden sie von den preußischen Vorposten zurückgewiesen, da ihr Vorgehen nur darauf berechnet schien, den Plan Bazaine's durch Entfernung der Esser und Sparung der letzten Lebensmittel durchzusetzen.

So wurde denn Bazaine genöthigt, am 25. Oktober neue Unterhandlungen mit dem Prinzen Friedrich Karl anzuknüpfen. Man kam noch nicht überein. Erst am 26. bat Bazaine den Prinzen, dem alten General Changarnier eine Audienz zu bewilligen. „Prinz Friedrich Karl gewährte diese Audienz und bestimmte, daß der General von zwei Ordonnanzoffizieren sofort um 11 Uhr bei den Vorposten abgeholt werden sollte. Diese trafen den General noch nicht dort. Das zwischen unseren Vorposten und dem Feinde liegende, etwa 2000 Schritt breite Terrain wimmelte von unbewaffneten Franzosen, die sich bis auf 100 Schritt den Unsrigen näherten, um Kartoffeln, Trauben und Pferdefutter zu suchen, eine Scene, die sich alle Morgen wiederholte. Die Franzosen nehmen vor unseren Doppelposten die Mütze ab, zeigen auf den Bauch und machen die

Geberde, daß sie großen Hunger haben. Unsere Soldaten winken dann, die Franzosen beginnen mit ihrer Arbeit und kehren zurück, sobald sie einen Sack voll haben. Hiedurch sind die Rothhosen bereits so dreist geworden, daß wir sie gestern aus einem Orte, den sie besetzt hatten und durchaus nicht räumen wollten, mit Stöcken vertreiben mußten. Als der General nicht kam, nahmen unsere Ordonnanzoffiziere eine Parlamentärflagge und gingen, von Hunderten von unbewaffneten Feinden umschwärmt, bis zum französischen Verhau, wo die Wache sie mit Gewehr bei Fuß empfing. Als sie sagten, daß sie den General erwarteten, zeigte der Wachthabende auf einen eben sich heranbewegenden Wagen. Changarnier, ein Greis von 80 Jahren, noch ziemlich rüstig, bat, so weit als möglich fahren zu dürfen, da er nicht lange gehen könne. Unsere Offiziere schickten nach ihrem Wagen und ließen denselben so nahe herankommen, daß der General nur über einen kleinen Graben zu klettern brauchte. Changarnier ist Republikaner, lebte seit dem Staatsstreiche im Exil zu Brüssel, stellte sich nach der Schlacht bei Wörth dem Kaiser zur Disposition und befindet sich seit dem 8. August in Metz, wo er Adlatus von Bazaine ist, ohne ein eigenes Kommando zu haben. Die Augen wurden ihm verbunden, und hier angekommen, wurde er vom General v. Stiele empfangen und zum Prinzen geführt. Die Konferenz dauerte 1½ Stunde, worauf er wieder bis zum Wagen begleitet wurde. Der General Changarnier war gebrochen, und das Letzte, was er sagte, war: ‚Wir werden fallen, aber mit Ehren. Ich wünsche Ihnen, m. H., daß Sie und kein braver Soldat so etwas erleben mögen.‘ Damit brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Mit verbundenen Augen führte man ihn bis über die Vorposten zurück. Hier, nachdem ihm die Binde abgenommen, sah er die Kartoffelsucher und hielt eine Lobrede auf unsere Soldaten. Schließlich sagte er, daß er wünsche, die am Abend Statt findenden Unterhandlungen möchten zum Resultate führen. Das mit dem Prinzen Karl verabredete

Rendezvous fand auf dem Schlosse Frescaty Statt. Ein französischer Divisionsgeneral und General v. Stiele fanden sich dort ein. Wir stellten unsere Bedingungen auf Grundlage der Capitulation von Sedan und Straßburg. Der Franzose soll darüber zuerst wüthend gewesen seyn, schließlich nahm er die Bedingungen aber doch mit nach Metz."

Es waren verhängnißvolle Tage. In der Nacht des 25. Oktober zeigte sich ein prachtvolles Nordlicht, welches seine Strahlen bis zum Zenith des Nachthimmels hinaufwarf und um denselben die sog. Nordlichtskrone bildete. Waren die Soldaten in beiden Lagern durch dieses Zeichen am Himmel lebhaft aufgeregt, so noch mehr am andern Tage durch den furchtbaren Sturmwind, der dem Nordlicht folgte und im ganzen mittlern Europa Verheerungen anrichtete. Am gleichen Tage, dem 26. Oktober, feierten die Truppen in Versailles den 70. Geburtstag des General Moltke, den man mit Recht, wenn man das ungeheure deutsche Heer mit einem einzigen Leibe verglich, den Kopf desselben nannte. Am folgenden Tage, dem 27. früh, wurde die Capitulation von Metz unterzeichnet, und Frankreichs größte Armee, die hier eingeschlossen gewesen war und mit Einschluß von etwa 37,000 Kranken und Verwundeten damals noch über 175,000 Mann stark war, gab sich gefangen. Die Capitulation glich völlig der von Sedan.

Man hatte im preußischen Lager schon seit drei Tagen die Uebergabe vorausgesehen und sogleich Befehl nach Saarbrücken gegeben, aus dem ganzen Lande durch Bäcker und Metzger so viel als möglich Brod, Mehl und Fleisch zusammenbringen und nach Metz fahren zu lassen, für die halbverhungerten Franzosen, zugleich wurde für Salz gesorgt, welches in Metz ausgegangen war, und Bergleute wurden berufen, um schleunigst die rings um Metz zerstörten Eisenbahnen wieder herzustellen.

Wie es scheint, waren die Truppen und Nationalgarden, die nicht draußen vor den Thoren campirt, sondern innerhalb der Stadt

Metz zugebracht hatten, und denen man auch republikanische Sympathien zuschrieb, der Capitulation abgeneigt. Eine freilich etwas zweifelhafte Correspondenz der Daily News berichtete darüber: „Die Nationalgarden weigerten sich, die Waffen zu strecken, ein Dragonerkapitän ritt am 29. Nachmittags an der Spitze einer kleinen Truppe durch die Stadt, welche schwuren, eher sterben als sich ergeben zu wollen, und ein Frauenzimmer, welches allenthalben die Marseillaise sang, rief grenzenlose Aufregung hervor. Die Thore der Kathedrale wurden gesprengt, und die Sturm- und Begräbnißglocken die ganze Nacht über geläutet, und als der Kommandant der Festung, General Coffinières, erschien, um die Leute zu beruhigen, wurden drei Pistolenschüsse auf ihn gefeuert. Schließlich gelang es ihm, die Straßen durch zwei Linienregimenter zu säubern (?). Als man dann aber am nächsten Morgen hörte, daß 1000 Waggons in Courcelles bereit ständen, um ihnen Lebensmittel zu bringen, und als die ganze Belagerungsarmee ihre Brodportionen freiwillig an die Gefangenen abtrat, zeigte sich vielfach eine tiefe Rührung, und die Bevölkerung sah sich von ihrer übertriebenen Furcht zum großen Theil befreit."

Nachdem Alles verabredet und vorbereitet war, wurden am 29. Oktober sämmtliche Forts um Metz von den Preußen besetzt und erfolgte der Ausmarsch der Gefangenen. „Prinz Friedrich Karl hatte sich mit seinem Stabe und sämmtlichen Offizieren mit Schärpen in großer Uniform hinter Jouy an der Chaussee von Frescaty aufgestellt; jedes unserer Corps blieb in seiner Stellung, die hessische Division war zur Uebernahme der Gefangenen kommandirt. Bazaine erschien zuerst, allen voran, ritt an der Spitze seiner Offiziere auf den Prinzen los und redete diesen mit den Worten an: »Monseigneur, j'ai l'honneur de me présenter!« (Hoheit, ich habe die Ehre mich vorzustellen.) Der Prinz winkte ihn an seine Seite, und danach begann der Vorbeimarsch der gefangenen Offiziere und der Armee selbst, zum Theil nach den Waffen geordnet, zum Theil

pêle-mêle. Die Offiziere, welche ein Kommando hatten, waren zu Pferde, die übrigen hatten ihre Waffen, da ihnen gestattet war, erst später in der Stadt dieselben abzulegen. Mann und Pferd sahen in der That nicht aus, als habe die äußerste Noth in der Festung geherrscht. Die Uniform der Mannschaften, namentlich der Garde, erschien fast neu, besonders das Schuhzeug; die Pferde waren größtentheils in gutem Zustande, doch hatten sie sich gegenseitig die Schweife abgefressen. Sämmtliche Gefangene wurden auf die Wiesen nächst der von Jouy nach Metz führenden Chaussee gebracht und durch Kommando's aller Waffen in Empfang genommen und bewacht. Bazaine wurde von dem Prinzen Friedrich Karl mit der größten Auszeichnung behandelt. Manche Gefangene wurden nicht durch die Eisenbahn transportirt, sondern marschirten bis zur Grenze auf Saarbrücken, Saarlouis und Trier."

Außer Bazaine wurden noch die Marschälle Canrobert und Leboeuf kriegsgefangen. Auf die Frage des Generals de Cissey, ob in den Bedingungen der Capitulation eben so wie bei Sedan stipulirt werden würde, daß unter gewissen Vorbehalten die Offiziere gegen Ehrenwort frei blieben, antwortete Prinz Friedrich Karl: Nein, von Sedan sind zwei Generale und 300 Offiziere auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, frei geblieben und sind dessen ungeachtet wieder in die Armee getreten und haben uns von Neuem bekämpft. Deshalb müssen sich die Offiziere der Armee von Metz ohne Bedingung ergeben.

Auf dem Domplatz von Metz steht eines frühern tapfern Kommandanten, Faberts, eiserne Bildsäule mit seiner Devise in eisernen Worten: „Ehe ich die Stadt übergebe, die mir der König anvertraut, müßte man mich und meine ganze Familie in die Bresche stellen, und selbst dann würde ich nicht zum Verräther werden!" Die Bewohner von Metz verhüllten die schwarze Statue mit einem großen Trauerflor, als die „jungfräuliche" Veste sich dem Feinde übergab, und die neuesten Historiker aus dem Volke schrieben an

die Mauern der Straßen: »Traître Bazaine!« Die Einwohner von Metz wollten durchaus nicht glauben, daß ihre jungfräuliche Veste je von einem äußeren Feind bezwungen werden könnte und schrieen daher über Verrath. Viele Soldaten thaten dasselbe und gehorchten den Offizieren nicht mehr. Wachenhusen hörte, „daß die Soldaten während der letzten vier Wochen in die Magazine, in die Häuser, sogar in die Keller eingedrungen sind, weggenommen haben, was sie fanden, und den Bürgern allenfalls das Geld dafür vor die Füße geworfen haben. Endlich bestätigen sich auch die Zwistigkeiten des Kommandanten der Festung mit Bazaine, und wenn hier also von Verrath gesprochen werden kann, trifft die Schuld ganz denselben Leichtsinn, der die Nation überhaupt in's Verderben geführt hat.“

Der Erfolg der Eroberung war nicht blos für den Ausgang des großen Krieges entscheidend, sondern trug auch unmittelbar reiche Trophäen ein. Man erbeutete in Metz 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, das Material für mehr als 85 Batterien, gegen 800 Festungsgeschütze, 66 Mitrailleusen. Den Armeelisten zufolge hätten 103 Adler und Standarten, 690 Feldgeschütze und 102 Mitrailleusen gefunden werden sollen, viele waren aber theils verbrannt, theils in die Mosel versenkt oder vergraben worden, theils vielleicht noch von den Einwohnern verborgen. Außerdem fand man noch 300,000 Gewehre, ferner Cuirasse, Säbel ꝛc. in größter Anzahl; gegen 2000 Militär-Fahrzeuge so wie nicht verarbeitetes Holz, Blei, Bronce in großen Massen; eine vollständig eingerichtete werthvolle Pulverfabrik ꝛc.

Kommandant der Festung Metz wurde der preußische General v. Zastrow, etwas später Gouverneur der Stadt und des Landes Lothringen der General v. Löwenfeld. In der Prov.-Correspondenz wurde gemeldet: „Von den bisher vor Metz verwandten Truppen wird das 7. Corps in Metz bleiben und zugleich zu weiteren Operationen gegen Thionville verwandt werden. Die Division

Kummer bringt gefangene Franzosen nach Deutschland und bleibt dann in der Heimath. Der größere Theil der Armee von Metz bleibt unter dem Oberbefehl Prinz Friedrich Karls, vermuthlich zu Operationen gegen den Süden und die Mitte Frankreichs. Die von der früheren ersten Armee verfügbar gewordenen Corps werden voraussichtlich unsere Herrschaft im Norden ausbreiten und befestigen." Das Nähere ergab folgender Tagesbefehl: „Das 1., 7. und 8. Corps bildet die erste Armee, marschirt auf Lille, und okkupirt die Provinzen Picardie, Normandie und die Bretagne, hart an die belgische Grenze gelehnt und mit dem linken Flügel Fühlung suchend mit dem rechten des Kronprinzen von Sachsen." Den Befehl über diese erste Armee erhielt der General v. Manteuffel. „Die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl wird bestehen aus dem halben 2. Corps, der hessischen Division, dem 3., 9. und 10. Corps und erhält ihr Hauptquartier in Troyes. Die 4. Division des 2. Armeecorps geht schon seit dem 26. Oktober per Eisenbahn täglich in 4 Zügen nach Paris. Die General-Etappen-Inspektion der 2. Armee wird fortab Nanzig seyn. Sonach wird also Prinz Friedrich Karl mit der 2. Armee im Centrum stehen, links von ihm der General v. Werder mit dem 14. Corps, rechts v. d. Tann. Diese drei Armeen operiren gegen die Loirearmee und gegen die Freischaaren Garibaldi's, auf welche man eine förmliche Hasenhetze veranstalten wird. Der ganze Süden Frankreichs wird mithin von den deutschen Truppen überschwemmt."

Nach den Daily News soll Marschall Bazaine, als er am 29. in einem geschlossenen Wagen durch Ars fuhr, von den Weibern daselbst gröblich beschimpft worden seyn. Gambetta erließ von Tours aus ein Manifest, worin er Bazaine des schändlichsten Verraths bezichtigte, was überall in den republikanischen Blättern ein Echo fand. Man las Zeitungsartikel, angeblich von Offizieren seiner Armee verfaßt, die ihn mit Vorwürfen überhäuften. Daß er sich nach Cassel zum gefangenen Kaiser begab, schien die Verdächtigung

der Republikaner zu bestätigen. Auf ihn selbst aber scheinen die Wuthartikel, mit denen ihn die französischen Blätter verfolgten, einen schmerzlichen Eindruck gemacht zu haben, denn Leute, die ihn bei seiner Ankunft in Cassel sahen, glaubten Verzweiflung in seinen Mienen zu lesen. Es dauerte indeß nicht lange, so wurden in der französischen Presse Stimmen laut, welche Bazaine entschuldigten und Gambetta sein voreiliges Verdammungsurtheil vorwarfen. Der Marschall selbst rechtfertigte sich in einem offenen Schreiben, dem man Billigung zollen mußte. In einem zweiten Schreiben vom 1. Dezember kündigte er an, er werde sich eine glänzende Rechtfertigung von Seite der künftigen französischen Volksvertretung verschaffen.

In dem schönen Armeebefehl, in welchem der Kronprinz von Preußen seinen tapferen Truppen für die ruhmwürdige Eroberung von Metz dankte, welches nie vorher erobert worden war, bemerkte man mit Freude, daß er den Ausdruck brauchte, Metz sey nunmehr Deutschland zurückgegeben.

Von den vielen gefangenen Franzosen, die nach Deutschland gebracht wurden, erfuhr man, eine Partie, welche nach Stettin bestimmt war, habe unterwegs dem Transport-Commando viel zu schaffen gemacht. In Genthin bei Magdeburg plünderten sie die Bahnhofs-Restauration und die ziemlich zahlreichen Begleitmannschaften mußten ihre ganze Energie anwenden, größeres Unheil abzuwenden. In Stettin wurden die ankommenden Gefangenen genau untersucht und diejenigen, bei denen man noch entwendete Gegenstände vorfand, sofort in's Gefängniß transportirt.

In Metz selbst war kaum das preußische Commando eingerichtet, als auch schon damit begonnen wurde, die Festungswerke zu revidiren, durch Neubauten zu ergänzen und auszudehnen, denn sie sollte „eine preußische Festung ersten Ranges“ werden.

Die alte Bischofsstadt Toul zählte zwar nur 7000 Einwohner, war aber eine Festung und beherrschte die Eisenbahnverbindung

zwischen Straßburg und Paris. Da die Festung nicht gleich eingenommen werden konnte, ehe man schwereres Belagerungsgeschütz herbeigeschafft hatte, mußten die deutschen Truppen in der Geschwindigkeit eine Eisenbahn auf einem Umweg um die Festung herum anlegen. Nachdem aber das schwere Geschütz angekommen war, ergab sich Toul nach einer achtstündigen Beschießung am 23. September. Der Commandant, Major Huc, wurde mit nur 300 Mann Linientruppen, 1900 Mobilgarden und 300 Nationalgarden kriegsgefangen und in der Festung eroberte man 75 Geschütze. Der Großherzog von Mecklenburg zog an der Spitze der Belagerungstruppen in Toul ein und man bemerkte, die Einwohner der Stadt seyen sehr froh, nunmehr die ausgestandene Angst losgeworden zu seyn. — Die kleinen Bergfestungen in den Vogesen, Pfalzburg und Bitsch hielten sich noch auf ihren Felsenhöhen. Die Besatzung der letztern machte am 30. September einen glücklichen Ausfall, um zu fouragiren, während unter den Belagerungstruppen gerade ein Wechsel stattfand.

Dagegen fiel die größere Festung Verdun, welche sich lange und gut vertheidigt hatte, nachdem schwereres Belagerungsgeschütz angekommen war, endlich am 8. November. Man nahm hier 138 Kanonen, 23,000 Gewehre, viel Kriegsmaterial, 4000 Gefangene mit 2 Generalen und 161 Offizieren. Die Stadt war hauptsächlich wegen der Eisenbahn wichtig, welche sie verschlossen hatte. Die Wegräumung der Hindernisse, welche den Eisenbahnverkehr zwischen Deutschland und Paris noch aufhielten, war eine schwere Arbeit für unsere Krieger. So namentlich die Tunnelbauten von Nanteuil, wovon man schrieb: „Die Station Nanteuil sur Marne ist augenblicklich Endstation der großen Eisenbahn-Route Deutschland-Paris. Der Bahnhof Nanteuil wird in der Richtung nach Paris durch die Marne begrenzt, die von der Eisenbahn durch eine schöne, hochgelegene Brücke überschritten wird. Jenseits derselben erhebt sich ein hoher, breiter weinbewachsener Bergrücken, den

die Bahn mittelst eines 1/2 Stunde langen Tunnels durchbricht. Dieser Tunnel, von den Franzosen am westlichen Ende gesprengt, bildet das Hinderniß der weiteren Fortführung der Bahn. Die Sprengung ist durch mehrere in den Seitenmauern des Tunnels angebrachte Minen erfolgt, und die Wirkung ist, zumal die Sprengung am Ende des Tunnels erfolgte, eine entsetzliche gewesen. Nicht nur ist das Mauerwerk des Gewölbes, der Seitenmauern und des Portales auf eine Länge von 100 Fuß vollständig zerstört und weit fortgeschleudert, auch der darüber liegende 2—300 Fuß hohe Berg ist in seiner Struktur gelockert und theils in den zerstörten Tunnel nachgestürzt, theils über denselben fortgerutscht. Eine Sektion der Feld-Eisenbahn-Abtheilung Nr. 2 unter der Leitung des Premier-Lieutenants und Baumeisters Lent und des Baumeisters Bode führt diese Arbeiten aus. Dieselbe hat sich durch sofortige telegraphische Einberufung von deutschen Bergleuten und Erdarbeitern und durch Annahme einheimischer, französischer Arbeiter gehörig verstärkt." Doch mitten in der Arbeit erfolgte ein neuer Einsturz und man mußte, um die Bahnzüge fortzubringen, so schnell als möglich Schienen um den Berg herumlegen.

Die Festung Thionville ergab sich nach einem heftigen Bombardement den Deutschen am 24. November. Diese Stadt mit französischem Namen liegt in einem noch ganz gut deutschen Gebiet und heißt bei den Einwohnern selbst Dietenhofen. Die Deutschen nahmen hier 200 Geschütze und machten 4000 Gefangene.

Am 12. Dezember ergab sich die kleine Festung Pfalzburg, ein Felsennest, jedoch insofern wichtig, als es die Vogesenstraße nach Zabern beherrscht. Man fand darin 65 Geschütze und machte 52 Offiziere und 1839 Mann zu Gefangenen.

Am 14. Dezember capitulirte die Festung Montmedy, unfern von Sedan an der belgischen Grenze. Man machte hier 3000 Gefangene, befreite 237 deutsche Gefangene und nahm 65 Geschütze.

Die kleine Festung Hamm, in welcher Napoleon III. unter

Ludwig Philipp sechs Jahre lang gefangen gesessen hatte, ergab sich am 10. Dezember.

Mezières, unfern von Sedan, ergab sich am 2. Januar 1871. Es wurden über 2000 Gefangene gemacht, darunter 98 Offiziere, 106 Geschütze erbeutet und viele Vorräthe an Lebensmitteln. Der Platz war wichtig. Jetzt erst konnte eine zweite Eisenbahnlinie über hier von Saarbrücken nach Paris gezogen werden.

Die kleine Festung Rocroy wurde durch einen Handstreich am 6. Januar genommen. Hier fand man 72 Geschütze und machte 300 Gefangene.

Zwölftes Buch.

Gambetta in Tours.

Da Paris von den deutschen Heeren eng eingeschlossen war, konnte die dort ernannte republikanische Regierung den Provinzen keine Befehle zukommen lassen, hatte daher noch bei Zeiten vor der Cernirung durch den Feind einige ihrer Mitglieder (Cremieux, Fourichon, Glais-Bizoin) als ihre Delegirten nach Tours im noch vom Feinde unberührten Süden Frankreichs abgehen lassen, um hier in ihrem Namen und Auftrag das Land zu regieren und vor allem ein Massenaufgebot zu organisiren, und durch gewaltige Volksheere wie 1792 den äußern Feind zu vertreiben. Dieser letztern Aufgabe sollte sich Admiral Fourichon als Kriegsminister unterziehen, während der alte Cremieux als Justizminister in Tours den Vorsitz führte. Diese Herren in Tours waren, wenigstens im Anfange, mit denen in Paris ganz einverstanden und machten in ihren Edikten und Zeitungen einen gewaltigen Lärm, als sey Frankreich noch ungeheuer stark. Sie verfügten am 27. September: „die energischesten Maßregeln im Interesse der Nationalvertheidigung," eine Massenaushebung aller jungen Leute bis zum 25. Jahre unter Vorbehalt einer weiteren Massenaushebung der älteren Klassen, sobald Waffen genug vorhanden seyn würden.

Um trotz der Einschließung der Stadt Paris den Verkehr zwischen diesem Centralpunkt der Regierung und der Delegation in Tours zu unterhalten, wurde ein Luftpostdienst organisirt. „Nadar, der bekannte Luftschiffer, der einmal vor Jahren unsanft auf hannover'schem Boden niederschwebte, ist von der Regierung mit der ‚Organisirung dieses Dienstes' betraut und versieht somit gleichsam den Dienst eines Generalpostmeisters der französischen Republik. Sein Hauptquartier befindet sich am Petersplatz auf dem Montmartre, und von da hat er am 23. September seinen ersten Ballon steigen lassen, versehen nicht blos mit einem Paket Briefe und Depeschen, sondern auch mit einem Conducteur, der das Fahrzeug kunstreich über die Häupter des Feindes hinweg leitete. Angeblich feuerte die feindliche Artillerie auf das verdächtige Meteor und verfolgte es bis in die Gegend von Mantes, auf welchem Wege es ihm vergönnt war, ein Gefecht in der Gegend vom Mont Valerien mit aller Genauigkeit zu überblicken, von dem auf anderem Wege noch keine Kunde zu den Sterblichen gedrungen ist. Bei seiner Landung wurde der Ballon von dem Präfecten des Departements Eure empfangen, worauf sein Inhalt, bestehend in drei Säcken voll Depeschen, nach Tours befördert wurde. Mit derselben Gelegenheit wurden auch Correspondenzen befördert, die für die Times und die Independance belge bestimmt, von Herrn Nadar selbst angefertigt waren, offenbar zu dem Zweck, um 1) für sein sinnreiches Unternehmen, und 2) für die französische Republik Reklame zu machen."

Auch schon in der ersten Revolution hatten sich die Republikaner einigemal bei Schlachten der Luftballons bedient, um die Stellungen des Feindes besser übersehen zu können, diese Neuerung indessen bald nicht mehr der Mühe werth gefunden. Jetzt spielte man wieder damit Komödie, um die Phantasie des Publikums aufzuregen. Sicher war diese neue Posteinrichtung nicht, da man die Kunst, den Ballon zu lenken, noch nicht erfunden hatte. Der Wind trieb ihn häufig anderswohin, als wo man ihn haben wollte. Fiel

er aber nur auf Terrain, was vom Feinde nicht besetzt war, so gelangten Personen und Briefe immerhin an ihr Ziel. Auch verbreitete man von Paris aus ausdrücklich falsche Nachrichten mit solchen Ballons, die man dem Feind wollte in die Hände fallen lassen.

Mit der Delegation waren auch manche Pariser schon vor der Cernirung geflüchtet, um ihre Person in Sicherheit zu bringen unter dem Vorwand, die Delegirten zu unterstützen. Mehrere Pariser Blätter wanderten mit ihren Redakteuren nach Tours aus oder ließen dort wenigstens ein Nebenblatt erscheinen.

Der neuen Regierung kam es vor Allem darauf an, der Republik Anerkennung zu verschaffen, denn mit ihr mußte sie selber stehen oder fallen. Da die bisherigen Anhänger der Republik in Frankreich weder durch ihre Zahl, noch durch die Persönlichkeiten ihrer Führer Achtung genug eingeflößt hatten, suchte die neue Regierung eine republikanische Begeisterung zu forciren. Sie handelte unter dem Einfluß persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Eitelkeit in einem Augenblick, in welchem der Pöbel von Paris ihr eine Macht verliehen hatte, die mehr überraschte, als Nachhaltigkeit versprach. Bei mehr Besinnung hätte sie sich sagen müssen, sie werde sich unmöglich behaupten können, sie hätte sich also auch nicht der schweren Verantwortung aussetzen sollen, einen sieglosen Krieg fortzusetzen, neue Niederlagen den alten hinzuzufügen und Frankreich vollends zu Grunde zu richten. Das republikanische Princip selber konnte dabei nicht gewinnen. Indem die neue Regierung das Wohl Frankreichs diesem Princip zum Opfer brachte, verdarb sie die Republik und Frankreich zugleich.

Genauere Nachrichten von den einzelnen Departements und Städten im Süden fehlten, doch erfuhr man, fast überall herrsche Anarchie! „Heillose Verwirrung in Stadt und Land, Competenz-Conflicte zwischen den Spitzen der bürgerlichen und der militärischen Gewalt, Zuchtlosigkeit in den Trümmern der regulären Armee,

ultra-socialistische Anarchie im Süden, ultramontane Agitation im Westen, Legitimisten, Orleanisten, Republikaner, entlarvte Mouchards und verkappte Bonapartisten, überall in verderblicher Gährung und in lähmendem Gegensatz. In Orleans schreibt der General Communiqués für die Zeitungen und der Präfect stellt die Vorposten aus; in Lyon arretirt der Regierungs-Commissär den General, in Besançon der General den Regierungs-Commissär. In Toulouse bedroht man Jeden mit dem Standrecht, der nicht sofort zu den Waffen greift, in Savoyen untersagt man polizeilich die schon vorgeschrittene Bildung eines Freicorps. In Rochefort schickt man die Pompiers in Arrest, die den kaiserlichen Adler vom Helm abnehmen, in Marseille steckt man den Seecapitän ein, der noch keine Zeit gefunden, die imperialistischen Uniformknöpfe durch republikanische zu ersetzen. In Macon blöcken die Mobilgarden in fatalistischer Selbstverhöhnung ihren Chant du départ: „Nous partons, comme des moutons“; im Gers-Departement organisirt sich nach den Musterbildern eines Ponson du Temail'schen Schauerromans eine Bande von schwarzvermummten Jägern, die kein Wort sprechen und keinen Pardon geben.“

Der Kriegsminister Fourichon wollte die Generale geschont und im Dienst der Republik verwendet wissen, mittelst ihrer der Anarchie steuern, Zucht und Ordnung halten, die rasch improvisirten Volksheere gründlich discipliniren lassen, versetzte daher die Provinzen in Belagerungszustand und verlangte, die Civilbehörden sollten den Militärbehörden, die Präfecten den Generalen gehorchen. Das wollten nun aber die strikten Republikaner nicht, aus Furcht, die Generale könnten zu viele Gewalt bekommen. Auch weigerten sich die Präfecten und Magistrate, den oft sehr zweideutigen Generalen und Freischaaren Contributionen zu bezahlen. So war auch schon in der ersten französischen Revolution der Haß gegen die Generale bei allen Jakobinern genährt worden. Nach Fourichon's Rücktritt geschah nun das Unerhörte, daß der alte Cremieux, der als

Civilist gar nichts vom Militärwesen verstand, das Kriegsministerium übernahm, jedoch nicht auf lange, denn er trat es bald an eine Commission und nachher an Gambetta ab.

Da die republikanische Regierung nur durch Akklamation des Pariser Pöbels eingesetzt war, glaubte der größere Theil der neuen Regenten, sie müßten sich durch eine constituirende Versammlung legitimiren lassen. Die Republik würde dadurch Bestand erhalten und auch bei den neutralen Mächten mehr in Ansehen kommen. Eine Minderheit der Regenten fürchtete dagegen, die Wahlen zu einer constituirenden Versammlung möchten zu conservativ und monarchisch ausfallen und es sey besser für sie, die sich einmal im Besitz der Macht befanden, gleich dem Wohlfahrtsausschuß der ersten Revolution, ohne das Volk zu befragen, terroristisch fortzuregieren. Namentlich war Gambetta dieser Ansicht. Bevor er aber damit durchdrang, traf die republikanische Regierung Vorkehrungen, die Wahlen zur Constituante in ihrem Sinne zu lenken. Um nämlich den größtentheils republikanisch gesinnten Städtern das Uebergewicht über das mehr monarchisch gesinnte Landvolk zu sichern, wurde vorgeschrieben, die Wahlurnen sollten nur in den Departementsstädten aufgestellt werden. Dahin würden viele weit entfernt wohnende Bauern nicht kommen, andere aber sich von den Republikanern in der Stadt beschwatzen lassen. Die Vorsicht war zunächst unnöthig, denn es kam zu gar keinen Wahlen.

Sollte sich die Republik behaupten können, so mußte sie sich bis an die Zähne bewaffnen. Im Allgemeinen hatte das Volk keineswegs Lust zu einem Kriege bis auf's Messer. Die schon dem Kaiser seine Kriegserklärung vorgeworfen hatten, als derselbe noch über große Armeen befahl, wollten sich noch viel weniger für die Republik aufopfern, die den Krieg auch ohne Soldaten fortsetzen wollte. Die allgemeine Bewaffnung behielt also große Lücken, wenn es den Terroristen auch gelang, Aushebungen des Volks zu erzwingen, oder den Racenhaß gegen die Deutschen und den Nationalstolz zu ent=

flammen. Die Regenten gaben sich alle Mühe, das katholische Landvolk zu gewinnen. Einen guten Parteigänger fanden sie dabei an dem bekannten Elsäßer Abgeordneten Keller, der obgleich selbst ein Deutscher, den Krieg für einen heiligen erklärte und jeden Schuß auf einen Deutschen eine oeuvre sainte nannte und der, obgleich bisher der bigotteste Ultramontane, sich jetzt den gottlosen Republikanern anschloß und sich zum Führer des katholischen Volks anbot, um dasselbe an der Seite der neuen Jakobiner kämpfen zu lassen. Doch ließ sich das Landvolk nicht so in's Feuer bringen, wie Keller wollte. Unter den Moblots oder den gepreßten Bauern zeigte sich eher Friedensliebe als Kriegsbegierde. Es kam vor, daß ganze Gemeinden die Franctireurs vertrieben. In Mantes und in der Loiregegend hatten sich die Bauern und die kleinen Städte gegen die Franctireurs bewaffnet, gaben ihnen keine Lebensmittel, wollten überhaupt nichts von ihnen wissen und sagten: Schützen könnt ihr uns doch nicht, sondern seyd blos die Ursache, weshalb der Feind unsere Dörfer niederbrennt. — Auch war es nicht möglich, ein Dekret aus Tours vom 4. November vollständig in Vollzug zu setzen, wonach je 100,000 Einwohner auf ihre Kosten eine Batterie zur Armee stellen sollten.

Um die Verwirrung noch ärger zu machen, fingen die Regierungsmitglieder in Paris an, sich mit denen in Tours zu überwerfen. Paris galt noch immer als Hauptsitz der Regierung, Tours nur als Sitz einer Delegation. Nun hatten aber die Herren in Tours die schon einmal vertagten Wahlen zur Constituante auf den 16. Oktober ausgeschrieben im richtigen Gefühle, daß man es der Nation schuldig sey, ihr eine ordnungsmäßige Vertretung zu geben und eine legitime Regierung zu bestellen. Auch glaubten sie persönlich an Ansehen zu gewinnen, wenn sie sich mit einem Parlament umgäben und vielleicht hofften sie auch, dadurch ein Uebergewicht über die Herren in Paris zu gewinnen, jedenfalls aber dem Vorwurf zu begegnen, als seyen sie zu unthätig.

Als nun die Herren in Tours eigenmächtig die Wahlen ausschrieben, fürchteten die Herren in Paris, die Wähler in den Provinzen würden eine Mehrheit in die Constituante wählen, welche friedlich, monarchisch, klerikal gesinnt, die Republik umwerfen würde. Sie beeilten sich also, in ihrem persönlichen Interesse und im Namen des republikanischen Princips das Ausschreiben von Tours für nichtig zu erklären und die Wahlen bis auf eine Zeit hinauszuschieben, in welcher Frankreich vom Feinde völlig gereinigt seyn würde. Gambetta übernahm es, selber diesen Beschluß nach Tours zu bringen und persönlich dafür einzustehen, daß er befolgt werde. Dieser Gambetta, ein erst 32 Jahre alter Advokat (Israelit), hatte seine Kühnheit schon in der gesetzgebenden Versammlung bei jeder Gelegenheit zur Schau getragen und bestieg jetzt, da er auf keine andere Weise über den eisernen Ring, mit welchem die deutschen Heere Paris umgürtet hatten, hinauskommen konnte, einen Luftballon, der ihn bis in die Gegend von Amiens trug, von wo aus er glücklich nach Tours kam.

Im Nouvelliste de Rouen ist diese Luftreise beschrieben: „Er stieg am Freitag den 7. Oktober, Morgens 11 Uhr, in Paris vom Petersplatze auf den Höhen des Montmartre mit dem Ballon ‚Armand Barbès' in Gesellschaft eines Sekretärs Spuller und des Luftschiffers Trichet auf; mit einem zweiten Ballon stiegen auf die Herren v. Revillod, Reynolds (Newyork), May (gleichfalls ein Amerikaner), Cuzon (Unterpräfekt in Redon) und ein Luftschiffer. Anfangs gingen die Ballons nahe aneinander; über den preußischen Linien schossen die Preußen fortwährend nach den Schiffchen und die Kugeln pfiffen den Insassen um die Ohren. Bis 3 Uhr Nachmittags hielten sich die beiden Ballons einander ziemlich nahe und in gleicher Richtung, dann trennten sie sich, waren aber dem Ziele schon nahe gerückt. Um 4 Uhr stieg der Ballon Georges Sand bei Ruy im Departement der Saone ohne Unbequemlichkeiten nieder, während der Armand Barbès an einem Baume unweit Montdidier

hängen blieb und das Herabklettern Gambettas nicht ganz ungefährlich war und mit Hülfe von anwesenden Bauern bewerkstelligt werden mußte."

Gambetta benahm sich in Tours ziemlich wie ein Dictator und kanzelte den alten Cremieux ein wenig ab, ohne daß es jedoch zu einem offenen Bruche zwischen ihnen kam. Es war wohl kein Zufall, daß noch an dem nämlichen Tage, am 9. Oktober, auch die beiden berühmten Häupter der republikanischen Partei Italiens und Spaniens in Tours eintrafen. Sie waren ohne Zweifel bestellt worden, um den Grund zu einer republikanischen Conföderation des ganzen romanischen Südwestens von Europa zu begründen. Die französischen Republikaner trauten, wie Gambetta's Luftreise bewies, dem französischen Volke allein nicht, und suchten ein Plebiscit desselben zu verhindern, weil es schwerlich zu ihren Gunsten ausgefallen wäre, hofften aber eine Stärkung ihrer Partei in Frankreich durch die Republikaner Italiens und Spaniens. Namentlich scheint der alte Garibaldi, obgleich er in Caprera krank lag, beschworen worden zu seyn, er möge nach Frankreich kommen und den Oberbefehl über ein republikanisches Volksheer übernehmen oder, wenn ihm seine Kräfte das nicht mehr erlaubten, die französische Republik wenigstens durch seine Anwesenheit und durch den Glanz seines Namens moralisch unterstützen.

Er hatte sich heimlich von Caprera fortgestohlen, war über Corsika und Marseille herbeigeeilt und sehr ermüdet. Es war nicht möglich, ihm einen feierlichen Empfang auf der Eisenbahn zu bereiten. Der Infanterie-Offizier, welcher sich am Eisenbahnhof auf Wache befand, bot ihm eine Escorte an. Garibaldi antwortete, daß er nicht die Gewohnheit habe, escortirt zu werden, und fügte hinzu, daß er auf dem Schlachtfelde wieder mit ihm zusammentreffen werde, um das Territorium der französischen Republik zu befreien. Sie gingen zusammen nach der Präfektur. Garibaldi, obgleich sehr ermüdet, empfing die Mitglieder der Regierung und den Präfekten.

Während dieser Zeit kam das Bataillon der Franctireurs, welches die Ankunft Garibaldis erfahren, in dem Garten der Präfektur an und verlangte, daß Garibaldi Revue über es abnehme und rief zugleich: „Es lebe die Republik! Es lebe Garibaldi!" Garibaldi erschien, Cremieux und Glais-Bizoin an einem der Fenster. Da er leidend war, so konnte er nicht hinunterkommen. Cremieux und Glais-Bizoin kamen herab und musterten die Franctireurs. Auf das Verlangen der Franctireurs umarmte Glais-Bizoin Garibaldi im Namen des Bataillons. Garibaldi und Cremieux richteten einige Worte an die Franctireurs, worauf diese unter dem Rufe: „Es lebe Garibaldi! Es lebe die Republik! Es lebe Cremieux!" aus einander gingen.

Am gleichen Tage kam noch der berühmte Castelar von Madrid an, um der Regierung in Tours die Sympathieen der republikanischen Partei in Spanien auszudrücken und eventuell deren Hülfe anzubieten. Die Rede, die er vom Balkon des Stadthauses herab hielt, lautete: „Meine Herren ... Bürger! Ich danke Ihnen für die sympathische, mir zu Theil gewordene Aufnahme. Ich bin ebenfalls Republikaner, und wir werden, wie 1792, Frankreich über seine Feinde triumphiren sehen. Es wird die Feudalität, die Fürsten und ihre Nachkommen niederschmettern. Und wenn wir die preußischen Horden über den Rhein gejagt haben, so werden wir die französische Republik akklamiren, welche die Ideen der universellen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit repräsentirt. Sie allein kann uns den wahren Frieden geben, während die Bonapartisten und die Tyrannen für uns nur eine fortwährende Drohung im Auslande und die Urheber der Unruhen im Innern waren. Es lebe die französische Republik! Wenn wir die Preußen verjagt haben, so werden Spanien, Italien und Portugal mit Frankreich in der nämlichen republikanischen Brüderlichkeit vereinigt, die wahren Ideen der Freiheit, der Brüderlichkeit und der Gleichheit repräsentiren und die sichersten Bürgen des universellen Friedens seyn. Es leben die

romanischen Republiken!" Hohle Phrasen, die den Franzosen von Spanien her so wenig reelle Hülfe sicherten, als der Name Garibaldi von Italien her. Im Gegentheil mußten die neutralen Mächte, wenn sie geneigt waren, Frankreich zu helfen, scheu werden vor der Aussicht einer republikanischen Verbindung der romanischen Reiche.

In Tours kamen damals noch eine Menge Notabilitäten zusammen. Der General Bourbaki, der Napoleons Garde befehligt hatte, in Metz eingeschlossen, aber von dort auf eine mysteriöse Weise entkommen war und angeblich für die kaiserliche Dynastie intriguirt hatte, kam nach Tours. Da er aber Anspruch auf den Oberbefehl des Heeres machte, welchen Gambetta vielmehr seinem Garibaldi zugedacht hatte, mußte er wieder zurückreisen. Da man ihn indeß doch für einen guten General hielt und benutzen wollte, überließ man ihm das Commando einer erst noch zu bildenden Nordarmee in Lille. Auch General Uhrich fand sich ein und wurde damals noch wegen seiner guten Vertheidigung Straßburgs gelobt. Da er aber das Kriegsministerium, welches man ihm anbot, nicht annahm, weil er sein Ehrenwort als Gefangener nicht brechen wollte, ließ man ihn gehen und verleumdete ihn hinterdrein als Verräther. Auch Keratry, Chef der Pariser Polizei, dort aber wegen seiner Antecedentien in Mexico verdächtigt, ließ sich von Favre einen Auftrag für Spanien geben und floh auf einem Luftballon aus Paris heraus. Nachdem er bei Bar le duc niedergefallen war und sich dabei am Kopf verletzt hatte, ging er nach Tours und von da nach Madrid. Hier verlangte er vergeblich Hülfe für Frankreich und kam nach Tours zurück, um ein Commando über eine erst noch zu bildende Armee in der Bretagne zu übernehmen.

Das Siècle vom 25. Oktober denuncirte eine angebliche Friedensliga zu Tours, angeregt durch Thiers, Grevy, Guyot-Montpairoux, Wilson, Lefebvre und Pontalis. Auch machte sich der

Prinz von Joinville, der im Departement Charente inferieure zur Wahl in die Constituante empfohlen worden war, wieder durch einen chauvinistischen Brief bemerklich.

Aus der großen republikanischen Bewegung der gesammten romanischen Race im westlichen Europa wurde nichts. Garibaldi brachte nur eine kleine Schaar zusammen, welche den Kern einer Ostarmee bilden sollte. Die Nizzaner wollten sich sogar von Frankreich trennen. Aus Spanien fanden sich noch viel weniger Streiter ein, nur viele Zigeuner schlichen sich durch die Pyrenäen, um bei der zunehmenden Anarchie plündern zu helfen. Die spanische Regierung beantwortete die republikanische Demonstration in Tours mit rascher Vornahme einer Königswahl. Eine schwache Hülfe erhielt Gambetta von den Slaven, den alten Feinden der Deutschen. Viel Rühmens machte man von einer polnischen Legion, die ein gewisser Dombrowsky führen sollte. Dieser trug zwar den Namen des berühmten polnischen Generals, welcher Frankreich zur Zeit der Revolution und Napoleons des Großen gute Dienste geleistet hatte, war aber eine andere Persönlichkeit, da er schon einmal wegen Verbreitung falscher russischer Banknoten gestraft worden war. Auch fehlte es an Polen und wenn auch junge Polen verführt wurden, über die russische Grenze nach Wien zu entfliehen und sich von dort durch die französische Gesandtschaft weiter nach Frankreich spediren zu lassen, so waren das doch nur wenige und ungeübte Leute. Auch einige wenige Czechen und sogar eine kleine Zahl Neugriechen zogen dem Garibaldi zu. Auch eine irische Legion wurde erwartet. Ein gewisser Mac-Donald warb Iren unter dem Vorwand unschuldiger Sanitätszüge. Junge Leute, die sich dadurch betrogen sahen, wurden klagbar und die englische Regierung unterdrückte den Unfug. Reiner Humbug war die Ankündigung von 10,000 Nordamerikanern, die den Franzosen helfen sollten. Statt ihrer kamen nur ein paar Hundert wirkliche Franzosen, die sich in Amerika aufgehalten hatten.

Die Regierung in Tours sah sich daher auf die Streitkräfte Frankreichs allein beschränkt. Gambetta jedoch, der das Kriegsministerium und damit eigentlich die Dictatur übernommen hatte, trug die festeste Zuversicht zur Schau, das Massenaufgebot werde ausreichen, um die Deutschen bald über den Rhein zurückzujagen. Er bewies große Energie. Sein Plan war, in allen noch nicht vom Feinde besetzten Provinzen mittelst des Massenaufgebots vier große Volksheere zu sammeln, welche sich concentrisch nach Paris aufmachen sollten, um diese Hauptstadt zu entsetzen. Für jedes dieser Heere ernannte er einen General: für die Ostarmee, sofern sie sich unter Garibaldi nicht fügen wollte, Cambriels, für die Südarmee Polhes, für die Westarmee Fiereck, für die Nordarmee Bourbaki. Mannschaften waren genug da, nur an Waffen fehlte es. Kanonen wurden in Toulon und Lyon gegossen. Chassepots aber oder andere entsprechende Hinterlader waren viel zu wenig vorhanden. Man nahm also, was man von alten Gewehren fand und machte geschwind bei einem Bankhause in England eine Anleihe von 250 Mill. Franken zu 85 und 6 Prozent auf 34 Jahre. Davon kaufte man theils in England, theils in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungeheuere Mengen von Waffen und Munition auf, die ihnen auch mit möglichster Schnelligkeit und rücksichtsloser Nichtachtung der Neutralität in die nördlichen und westlichen Häfen Frankreichs zugeführt und mit denen die Volksheere wirklich bewaffnet worden sind.

Den Kern dieser Volksheere bildete nur der kleine Rest, der von den gefangenen Linientruppen übrig war, nur noch wenige Regimenter und Ersatzmannschaften aus den Depots, die großen Massen der Armeen mußte aus unexercirten Leuten zusammengerafft werden. Da unter diesen wenig Sympathien für die Republik und für ein voraussichtlich vergebliches Blutvergießen herrschte, bediente sich Gambetta des in der ersten Revolution bewährten Mittels des Terrorismus. Ohne diesmal die Republik alle Phasen

von der Mäßigung bis zum entsetzlichsten Terrorismus erst durchspielen zu lassen, fing Gambetta gleich mit dem letztern an, erhitzte in allen seinen Kundgebungen seinen republikanischen Anhang zu den kühnsten Wagnissen und erließ die grausamsten Befehle. Den ganzen Gemeinderath von Droix ließ er einkerkern, weil derselbe die Bürger abgehalten hatte, sich gegen die einrückenden Deutschen zu wehren. Allen Präfekten und Gemeinderäthen des Landes drohte er in einem Dekret vom 24. Oktober mit dem Tode, wenn sie, um etwa ihre Stadt zu schonen, die Vertheidigung vernachlässigen würden. Er duldete und veranlaßte, daß die republikanischen Blätter jeden General, Kommandanten, jede Civilbehörde verdächtigten, denuncirten und auf den Tod anklagten, der ihnen nicht auf der Höhe der Revolution zu stehen schien. So wurde der arme Kommandant zu Soissons, der diese Stadt übergeben hatte, mit Untersuchung und Tod bedroht und General Uhrich, der tapfere Vertheidiger Straßburgs, öffentlich als Feiger und Verräther gebrandmarkt.

Gambetta schrieb Kriegssteuern aus. Man bemerkte, daß die von den deutschen Generalen in französischen Städten ausgeschriebenen Contributionen in einem so reichen Lande viel zu gering seyen und daß man das Geld nicht dem Herrn Gambetta lassen solle. Vom Maire zu Dijon wurde bekannt, er werde alle Reichen, die aus der Stadt entflohen, am Vermögen strafen. Eine etwas verspätete Maßregel, welche die Regierung in Paris gleich anfangs hätte treffen sollen. Endlich gebot Gambetta auch unumschränkt über die Aushebungen und schreckte die Säumigen oder Widerspenstigen, welche die Waffen nicht ergreifen wollten, durch die Drohung des Erschießens. Nur von Mobilgarden konnte man eine größere Zahl zusammenbringen, aber diese waren unzuverläßig. Man hatte schon die Erfahrung gemacht, daß die Mobilgarden von Paris, als sie noch unter der kaiserlichen Regierung nach Chalons marschiren mußten, die Republik leben ließen und argen Unfug trieben, und daß umgekehrt, als die Republik schon proklamirt war, 6000 Mann

Mobilgarden aus den Provinzen von Paris wieder wegzogen, weil sie die Republik nicht anerkannten. Ohne Zweifel gehörte ein großer Theil der Mobilgarden im südlichen Frankreich den Männern des letzten Plebiscits für das Kaiserthum oder der klerikalen Partei an, so daß sich die republikanische Regierung schwerlich auf sie stützen konnte.

Auch Nationalgarden, die Bürgerwehr, verheirathete Männer, die eigentlich nur innerhalb ihrer Gemeinden hätten den Dienst versehen sollen, wurden in großer Zahl einberufen. Sie waren aber noch weniger zum blutigen Kampf entschlossen, als die Mobilgarden, wie folgender aufgefangene Brief eines Maire an seinen Unterpräfecten beweist: „Voller Freude hatte ich die Aufgabe übernommen, die Nationalgarde von Lagny zu commandiren. Das Bataillon war vollauf gut organisirt, aber jetzt, wo es gebraucht werden soll, löst es sich auf in ein Nichts. Die ganze waffenfähige Mannschaft zieht ab und bringt die Waffen, welche sie vorher selber enthusiastisch gefordert hatte, auf die Mairie zurück, weil der Besitz derselben sie dem Feinde gegenüber compromittiren würde und weil sie überhaupt die Waffen nicht zu führen verstände." So hatte, nach einem andern Bericht, die Stadt Etampes Waffen verlangt und sie bekommen. Sobald aber die Kunde einlief, daß einige Ulanen in der Nähe seyen, warf man 50,000 Patronen in's Wasser und die Waffen wurden auf dem Stadthausplatze im Voraus zusammengebracht, um den Preußen die Mühe zu sparen, die Bevölkerung entwaffnen zu müssen. Die Preußen kamen und zerstörten die Waffen. In Artenay gingen 12 Ulanen drei Tage lang ein und aus und zogen Contributionen ein, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, die Stadt zu vertheidigen, und an mehreren anderen Orten ist es sogar vorgekommen, daß die eingeschüchterte Bevölkerung die Freischützenschaaren ersucht hat, wegzurücken, weil ihre Anwesenheit zu sehr die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehe.

Gambetta erlaubte sich, das französische Volk, das sich so einen

Regenten, wie er war, gefallen ließ, auch darnach zu behandeln und Spott und Hohn mit ihm zu treiben, indem er es fortwährend auf's kolossalste belog, um ihm Muth zu machen. So verkündigte er eine amtliche Depesche über einen großen Sieg des Generals Ducrot, der am 7. Oktober errungen sey, worin es wörtlich heißt: „Die Preußen wurden vollständig geschlagen; sie verließen ihre Positionen, um sich auf Versailles zurückzuziehen." Diese amtliche Bekanntmachung über einen Sieg vom 7. ist die Mutter der spätern Telegramme und Proklamationen Gambetta's, worin die Sätze stehend sind: »Les Prussiens ont été complétement battus; ils ont abondonné leurs positions pour se replier sur Versailles.« Neben diesen Gerüchten wird der „Tod" des Generals Moltke sehr gepflegt, zu dem am 13. noch der des Prinzen Friedrich Karl hinzugefügt wurde.

Aber es gereichte der französischen Lügenpresse zur Entschuldigung, daß die Independance belge, daß Londoner und Wiener Blätter die Lügen nachdruckten und Beifall dazu klatschten. Der Kölner Zeitung wurde aus London geschrieben: „Seit die provisorische Regierung Frankreichs zur Hälfte in Tours, zur andern Hälfte in Paris Haus hält, werden wir durch Lügentelegramme gradezu ersäuft, sie nehmen täglich jetzt schon mehrere Spalten unserer Blätter ein. Dagegen waren die Lügen Palikao's wahres Kinderspiel. In ihnen lag, wenn nicht immer Bescheidenheit, doch der centralistische Gedanke, daß wie mit allem Andern so auch mit Schlachten-Bulletins die Provinz lediglich von Paris aus versorgt werden müsse. Demgemäß wurde damals blos von Paris aus gelogen. Jetzt ist die Lüge Gemeingut, und wenn nichts Anderes, ist sie jedenfalls gründlich decentralisirt worden. Jeder Präfect, jeder Maire, jede einzelne Provinzstadt leistet in diesem Fache Unglaubliches, das Unglaublichste aber Herr Gambetta, dem man bisher größere Republikanertugend nachgerühmt hatte, der aber leider das lasterhafte Kaiserreich gewaltig überbietet. Die Sache wäre

lächerlich, wenn sie nicht ihre traurigen Seiten hätte. Dadurch, daß Nord und Süd und Ost und West einander betrügen, wird der Widerstand nur in die Länge gezogen. Nutzen kann dem hart gestraften Lande dadurch unmöglich erwachsen."

Pariser Blätter rühmten, die Kabylen in Afrika würden nächstens 20,000 Reiter nach Frankreich zu Hülfe schicken. Nun sind aber die Kabylen gar keine Reiter, sondern im Gegensatz gegen die berittenen und umherstreifenden Araber nur Ackerbauer. Ferner meldeten die Blätter, in Havre seyen aus Amerika 10,000 Löwen- und Tigerjäger gelandet, um sich den französischen Heeren anzuschließen. Garibaldi sey in Marseille gelandet mit einem Heere, das gleich einer Lawine täglich anschwelle.

In Paris, schrieben die Blätter von Tours, stehe Alles gut. Der Constitutionnel versicherte von dort: In den Steinbrüchen des Fort Mont Valérien vor Paris seyen 100,000 Deutsche in die Luft gesprengt worden. Bei Sceaux sollten die Preußen 30,000 Mann und 35 Kanonen, bei Ivry am 26. September sogar 130,000 Mann und 40 Kanonen verloren haben. Die letztere Nachricht trug die Unterschrift Favres. Nach einer weitern von Gambetta unterzeichneten Nachricht hatten die Pariser Versailles wieder genommen, den ganzen preußischen Generalstab gefangen, eine Menge Artillerieparks erbeutet und die preußische Armee gänzlich in die Flucht geschlagen. Keratry hielt, nachdem er aus Paris entwichen war, zu Bordeaux eine Rede: „Paris ist heute uneinnehmbar. Es erwartet die Unterstützung der Provinz. Bazaine ist nicht mehr cernirt. Er steht in direkter und freier Verbindung mit Thionville; er hat drei ungeheure Züge mit Lebensmitteln und Munition nach Metz hineingeschafft. Er bereitet sich vor, und im gegenwärtigen Augenblick ist dieses bereits geschehen, die preußische Armee unter den Mauern von Metz zu cerniren. Ehe sechs Wochen vergehen, werden die Preußen vernichtet seyn. Vor einem Monat wollte Bismarck die Regierung der Republick nicht anerkennen und

heute sandte er den amerikanischen General Burnside nach Paris, um den Frieden anzubieten." — Die Correspondance Havas Bullins schrieb aus Tours: General Bourbaki organisire die Nordarmee und werde nächstens Bazaine in Metz entsetzen. Einige französische Blätter gingen noch weiter im Lügen und verlegten den Kriegsschauplatz aus Frankreich nach Deutschland. Das Journal de Macon schrieb, die französische Flotte sey am Nordseeufer gelandet, habe 40,000 Mann ausgeschickt, die französischen Gefangenen hätten sich unterdeß der für die Hannoveraner bestimmten Waffen bemächtigt, seyen mit den Landungstruppen vereinigt bis Berlin vorgedrungen und hätten diese Stadt in Asche gelegt. Von Bazaine hieß es, auch er sey aus Metz hervorgebrochen und über den Rhein gegangen und schon habe er den ganzen Schwarzwald niedergebrannt.

Um die deutschen Zeitungen Lügen zu strafen, die von so vielen französischen Gefangenen erzählen, überredeten die französischen Blätter ihre Leser, die Deutschen hätten nur ein paar tausend Franzosen gefangen, die sie aber auf den Eisenbahnen überall herum führten, um glauben zu machen, die man heute hier sehe, gestern dort gesehen und morgen wieder anderswo sehen werde, seyen nicht die nämlichen, wie man auf dem Theater eine kleine Schaar wiederholt vorüberziehen läßt, daß man eine große gesehen zu haben glaubt. Die „Union" berichtete aus Berlin, daß hier 3000 Frauen in langen Trauerkleidern unter die Fenster der Königin gezogen wären und hinauf geschrieen hätten: „Frieden! Frieden!" Denn der Krieg hätte in Berlin allein 14,000 Eheweiber zu Wittwen und 29,000 Kinder zu Waisen gemacht, sowie Handel und Wandel im ganzen Preußenlande vernichtet. Die Union garantirt die Richtigkeit obigen Berichtes und der Constitutionnel macht dazu die Bemerkung, das könne nur dazu beitragen, Frankreich in der résistance à outrance, dem Kriege bis auf den letzten Mann, zu bestärken.

Gambetta ließ sich auch durch den Fall von Metz nicht irre machen, sondern benutzte denselben als einen gleichsam sonnenklaren

Beweis, daß Frankreichs ganzes Unglück durch seine monarchische Staatsform verschuldet sey, und daß nur die republikanische Staatsform die Nation retten könne. Republikanische Heere würden alles wiedergewinnen, was die kaiserlichen verloren hatten. Seine Proklamation vom 30. Oktober beschuldigte den Marschall Bazaine einfach des Verraths: „Bazaine hat Verrath geübt, er hat sich zum Werkzeuge des Mannes von Sedan gemacht und zum Mitschuldigen der Eroberer, und mit Verachtung der Ehre der Armee, über welche er die Obhut hatte, hat er, selbst ohne eine letzte Anstrengung zu versuchen, 120,000 Kämpfer, 20,000 Verwundete, seine Gewehre, seine Kanonen, seine Fahnen, und die stärkste Citadelle Frankreichs, Metz, jungfräulich bis auf ihn von aller Befleckung, den Fremden überliefert. Ein solches Verbrechen steht selbst über den Strafen der Gerechtigkeit, und jetzt, Franzosen, messet die Tiefe des Abgrundes, in welchen euch das Kaiserthum gestürzt hat. Unheilvolles Nachspiel zu dem militärischen Handstreiche vom Dezember! Es ist Zeit, uns wieder zu erheben unter der Aegide der Republik, welche wir weder im Innern noch im Aeußern kapituliren zu lassen entschlossen sind."

Wenn auch Bazaine sich auf eine Restauration der kaiserlichen Dynastie Hoffnung gemacht hätte, so wäre das noch kein Verrath an Frankreich gewesen, denn eine solche hätte Frankreich weniger geschadet, als das wahnsinnige Treiben Gambettas, der nicht französisches Nationalinteresse, sondern nur weltrepublikanischen Schwindel vertrat, und das französische Volk mit dem grausamen und doch unhaltbaren Terrorismus der Conventszeiten beglückte. In wiederholten Proklamationen verkündete er, der Soldatenkrieg habe jetzt aufgehört und der Volkskrieg beginne. Was die Soldaten verdorben, würde das Volk wieder gut machen, Frankreich retten, die Welt retten.

Alle diese Manöver Gambettas, das Massenaufgebot und die Prahlereien mit französischen Siegen und deutschen Niederlagen

weckten doch die Begeisterung und Kriegslust im Volke nicht, wie er es wünschte. Ueberall in den Provinzen erschraken die Reichen, stutzten die Bauern und nur der Pöbel gab sich anarchischen Gelüsten hin. Anstatt Volksheere zu bilden, die Paris hätten entsetzen können, amusirte man sich in den größern Hauptstädten des Südens, die rothe Republik auszurufen, oder Sonderbünde zu bilden. Von Lyon aus hätte wohl ein Versuch gemacht werden können, aber es geschah nicht. In Mühlhausen waren viele tausend Fabrik-Arbeiter wegen Stockung der Geschäfte entlassen worden, aber sie hatten keine Lust, sich in Regimenter einreihen zu lassen und gegen den Feind zu marschiren. Gambetta sagte zu dem reichen Fabrikanten Dollfus, der sich bemühte, entlassenen hungernden Arbeitern wieder Arbeit zu verschaffen: Jetzt sey keine Zeit zum arbeiten, sondern zum fechten! und befahl alle Fabriken und Werkstätten zu schließen.

Wir wenden uns nun zum Osten und Süden Frankreichs, um theils die Operationen der Deutschen, nach der Eroberung von Straßburg, theils den Versuch Garibaldis, im Süden der Vogesen eine größere Macht zu concentriren, theils die Vorgänge im äußersten Süden Frankreichs zu verfolgen.

Nachdem Straßburg erobert und Paris von der deutschen Hauptmacht cernirt war, nahm die Oberleitung der Operation im preußischen Hauptquartier darauf Bedacht, einen Vorstoß der im Süden sich sammelnden französischen Volksheere zum etwaigen Entsatz von Metz und Paris, oder wenigstens zum Unterbrechen der Etappenstraße, auf welcher die deutsche Armee vor Paris ihre Verbindung mit Deutschland unterhielt, zu verhindern. Zu diesem Zweck wurde einerseits das 14. Armeecorps, welches unter General von Werder bisher Straßburg belagert hatte, südwärts vorgeschoben und von der vor Paris stehenden dritten oder Südarmee des Kronprinzen von Preußen das bayrische Armeecorps v. d. Tann, durch Preußen verstärkt, gleichfalls zu einem Vormarsch nach Süden commandirt.

Unterdeß wurden auch im obern Rheinthal einige deutsche Truppen vorgezogen, um die kleinen Festungen Schlettstadt und Neubreisach zu belagern und noch einmal Mühlhausen zu recognosciren. In letzterer Stadt waren nach dem Abzug der ersten deutschen Truppen, die sich nur auf einen Tag dort eingefunden hatten, die zahlreichen Arbeiter wieder sehr unruhig geworden. Als nun von Neuem 6000 Mann deutsche Truppen einrückten, requirirten sie „50,000 Fr. baar, 30,000 Rationen, 60,000 Flanellhemden, 60 Proviantwagen mit je 2 Pferden bespannt. Sollten diese Requisitionen im Verlaufe des Nachmittags nicht geleistet werden, so werde die Stadt unverzüglich bombardirt werden. Die städtischen Abgeordneten konnten sich zur Genüge überzeugen, daß die Kanonen aufgepflanzt, gegen das Arbeiterquartier gerichtet waren und die Geschützbedienung zum Schießen bereit stand. Natürlich war es nur eine Drohung. Die Arbeiter flüchteten aber bereits aus dem bedrohten Quartier. Der Stadtrath versammelte sich sofort und sandte eine Delegation, worunter den in Deutschland und Frankreich bekannten greisen Fabrikanten Jean Dollfus, an das Generalquartier ab, mit dem Auftrage, in Betreff der Requisitionen zu unterhandeln. Eine solche Unterhandlung kam denn auch zu Stande: 25,000 Fr. wurden baar erlegt, für den Rest, sowie für die Lieferung der übrigen Requisitionen ist Aufschub gegeben." Das geschah am 2. Oktober. Am folgenden Tage warnte eine Proklamation des Magistrats die Arbeiter dringend und unter Androhung strenger Strafen vor jeder Zusammenrottung. Die Geringfügigkeit der Requisition in einer so reichen Stadt erklärt sich wohl aus der Voraussicht, daß die Stadt bei Deutschland bleiben sollte.

Die kleine Festung Schlettstadt vertheidigte sich nach Kräften, aber nicht lange. „Bereits am 24. des Morgens gegen 9 Uhr wurde auf den Wällen und auf dem imposanten alten Münsterthurme Schlettstadts die weiße Fahne aufgezogen und in Folge dessen vom General v. Schmeling der Generalstabs-Offizier der

Division, Major v. Kretschmann, zum Abschlusse der Capitulation ermächtigt. In Erwiderung auf den Wunsch des Gouverneurs, welcher zum Zwecke der Verhandlung einen 24stündigen Waffenstillstand begehrte, wurde diese Frist nur bis 2 Uhr Nachmittags bewilligt, und der Erfolg rechtfertigte vollständig die Zweckdienlichkeit dieser Beschränkung. Denn als Major v. Kretschmann sich bald darauf zur Beschleunigung der Verhandlung in Begleitung eines Ordonnanz-Offiziers, Premier-Lieutenants Jordan, in das Commandanturgebäude der Festung begab, bot das Innere der Stadt bereits ein grelles Bild der Unordnung. Die Besatzung, größtentheils betrunken, plünderte gemeinsam mit dem Pöbel die Magazine, steckte Häuser in Brand und legte sogar Leitungen und Feuer an die Pulvermagazine. Während französische Offiziere dies zu verhindern bemüht waren, ohne jedoch Autorität erlangen zu können, begab sich der Gouverneur Comte de Reinach mit den genannten preußischen Offizieren in den Bereich unserer, bereits unmittelbar vor dem Thore befindlichen Truppen, woselbst die Capitulation alsbald zum Abschlusse geführt wurde. Noch bevor die Genehmigung des Generals v. Schmeling zu derselben eingeholt werden konnte, wurden auf Wunsch des französischen Gouverneurs drei preußische Bataillone in die Festung geführt, welche sofort die von dem französischen Artillerie-Commandanten bezeichneten Pulvermagazine absperrten und weiteren Excessen vorbeugten. Nach erfolgter Genehmigung der Capitulation wurde den Bedingungen derselben gemäß die Festung von ihrer gesammten, in Kriegsgefangenschaft eintretenden Garnison um 4 Uhr Nachmittags geräumt. Die Stärke derselben erwies sich auf nahe an 100 Offiziere, welchen zufolge der neuerdings aus dem königlichen Hauptquartier ergangenen Bestimmung die bei den bisherigen Capitulationen gewährte Bedingung der Freilassung auf Ehrenwort nicht zugestanden war, und auf rund 2000 Mann verschiedener Waffen einschließlich der Mobilgarden. Erbeutet wurden 120 Geschütze, darunter 49 gezogene,

und nicht unerhebliche Vorräthe an Taback, Proviant und sonstigen Beständen."

Am 10. November capitulirte auch Neubreisach, nachdem vorher durch die preußischen Belagerungstruppen unter General v. Schmeling das Fort Mortier durch heftige Beschießung zur Uebergabe gezwungen worden war. Die 240 Mann der französischen Besatzung waren größtentheils bei der Gefangennehmung betrunken, so daß man etliche 40 derselben in völlig berauschtem Zustande in den Kassematen des Forts liegen lassen mußte und auf dem Transport nach Riegel französische Soldaten und Offiziere in Streit geriethen, der bis zu Thätlichkeiten kam, so daß die preußische Begleitungsmannschaft mit Gewalt einschreiten mußte. — In der Festung selbst wurden 5000 Gefangene gemacht.

Gegen Ende November brachen in Mühlhausen wieder Arbeiter-Unruhen aus, wegen herabgesetzter Löhne und großer Noth. Man fing die Fabriken zu stürmen an. Der preußische Etappencommandant Major v. Bodmer stellte jedoch die Ordnung wieder her und gestattete, um größeres Unheil zu verhüten, die Auswanderung der ärgsten Schreier, denen die französische Direktion der Schweizer Ostbahn einen Extrazug bis nach Basel zur Verfügung stellte.

Werder entsandte eine badische Infanteriebrigade unter General von Degenfeld auf die Westseite der Vogesen. Der General berichtet: „Die Ueberschreitung des Gebirges war dadurch theilweise sehr mühsam gemacht, daß auf den meisten Paßhöhen in größerer Ausdehnung angelegte Verhaue und Wegabgrabungen zuerst beseitigt und für Fuhrwerke practikabel gemacht werden mußten. Eine direkte Vertheidigung dieser lokal angelegten Hindernisse erfolgte nur bei Champenay (auf der Route St. Blaise-Plaine nach Belval) am 4. Oktober; schon die Teteabtheilung genügte jedoch zur Versprengung des Gegners.

Am 6. Oktober sollte St. Dié besetzt werden. Während des Vormarsches wurde jedoch die Colonne durch eine in Eilmärschen

aus dem Süden und der ganzen Umgegend zusammengezogene reguläre französische Colonne, welche von Bruyères und theilweise Ramberviller anrückte, in der rechten Flanke angegriffen. Das sich in Folge dessen entspinnende blutige Gefecht bei Etival endete mit vollständiger Zurückwerfung und theilweiser Auflösung des Gegners.

Weiter berichtete General v. Werder: „Der vor mir befindliche Feind zog sich bei Annäherung der diesseitigen Truppen fluchtartig auf Belfort und per Bahn auf Dijon zurück. Die Eisenbahn Vesoul-Belfort ist diesseits unterbrochen. Die Einwohner, vom Terrorismus befreit, zeigen sich sehr entgegenkommend. Circa 500 gefangenen Mobilgarden gelang es, in der Gegend von Château Thierry am 16. während eines Angriffes von Franctireurs zu entkommen.“ Vesoul, die Hauptstadt des Departement Haute-Saone, wurde genommen.

Die französische sog. Ostarmee und General Cambriels wollte sich dem Werder'schen Corps entgegenstellen, wurde aber zurückgeworfen. Der preußische Staatsanzeiger meldete: „Auf dem Marsche von Vesoul, der Hauptstadt des Departements Haute-Saone, bis in die Gegend des Oignon, von welchem Vesoul kaum 4 Meilen nördlich liegt, hatte die badische Division unter General v. Beyer fast Schritt für Schritt dem Feinde das hügelige Terrain in mehreren Zusammenstößen abgewinnen müssen. In der Gegend der Dörfer Rioz und Etuz hatte General Cambriels sich dem weiteren Vordringen des 14. Corps energischer zu widersetzen begonnen. Die Avantgarde-Brigade von Degenfeld hielt das Gefecht hin, bis die beiden Infanterie-Brigaden Prinz Wilhelm von Baden und v. Keller zu ihrer Unterstützung herankamen; der Kampf entbrannte dann in Folge des feindlichen Widerstandes immer heftiger, bis endlich trotz des letztern General Cambriels über den Oignon-Fluß zurückgeworfen, aus dem Dorfe Auxon-Dessus vertrieben und auf Besançon zurückgedrängt wurde, wobei schließlich 2 Bataillone des 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30, aus der Reserve

vorgezogen, die Verfolgung übernahmen. — Am 25. Oktober, also zwei Tage vor dem Gefechte bei Talmay, war das Hauptquartier Werder's in Gray gewesen (etwas über die Hälfte Wegs von Vesoul nach Dijon). Am 27. schlug Werder den Feind bei Gray und nahm ihm 15 Offiziere und 500 Mann Gefangene ab. Von hier aus aber setzte er den Marsch nach Besançon nicht fort, denn er hätte vor dieser sehr festen Stadt Halt machen und jedenfalls einen längern Aufenthalt nehmen müssen, was dem Zweck der Expedition, der Säuberung eines größtmöglichen Terrains von organisirten und nicht organisirten feindlichen Banden und der Operation gegen die Mitte des feindlichen Landes zu, widersprochen hätte. Das Armeecorps schlug vielmehr jetzt den Weg gegen Westen (Südwesten) ein. Werder schickte den General Beyer voran gegen Dijon und meldete, daß derselbe am 30. Oktober vor Dijon hartnäckigen Widerstand fand. Prinz Wilhelm von Baden nahm die Höhen von St. Apollinari und die Vorstädte, worauf der Feind abzog. Am 31. Oktober früh wurde die Stadt von der Mairie übergeben. Diesseits 5 Offiziere verwundet, 250 Mann todt und verwundet. Feindlicher Verlust 38 Todte und Verwundete, 1100 Gefangene. Der Kampf dauerte 8 Stunden lang, die Wegnahme der Stadt war aber auch ein bedeutender Gewinn. Dijon, die alte Hauptstadt des Herzogthums Burgund, jetzt Hauptstadt des Departements Cote-d'Or, zählt etwa 40,000 Einwohner. Sie ist in weiter, fruchtbarer Ebene, an der großen Straße von Paris nach Genf und an der Eisenbahn von Paris nach Lyon."

Der französische Consul in Basel, ein berüchtigter Lügenfabrikant, schrieb in das Journal de Geneve, Werder habe vor Besançon eine große Niederlage erlitten. Nicht weniger als 1200 Badener seyen gefallen, 2—300 in die Schweiz geflüchtet, wo man sie entwaffnet hätte. Diese grobe Lüge hatte zunächst den Zweck, den niederschlagenden Eindruck abzuschwächen, den die Capitulation von Metz auf die Franzosen gemacht hatte.

Um die Ansammlung von Moblots und Franctireurs, welche

die französische Ostarmee verstärken sollten, zu hemmen, wurde ein fliegendes Corps Badener, von 1800—2000 Mann aller Waffen von Colmar aus am 24. Oktober in's Münsterthal entsendet und kamen durch das Osenbachthal zurück. Sie zogen immer hin und her, wie die Württemberger im Anfang des August am Oberrhein gethan hatten, mit großen Lärmen, um glauben zu machen, es seyen ihrer viel mehr.

In der alten Freigrafschaft Burgund fanden die deutschen Truppen eine bessere Aufnahme, als in der Regel im Elsaß geschehen war. Man schrieb aus ihrer Mitte: „Mit dem Eintritt in die Franche comté, überhaupt in das südlichere Frankreich, mit seinen reichen Rebengeländen, den schweren ergiebigen Aeckern, den reichen alten Städten und den vielen burgartigen Dörfern, werden die diesseitigen Truppen mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen, und bis auf wenige Orte ist an der Verpflegung kein Mangel."

Nach mehreren kleinen, für die deutschen Truppen siegreichen Gefechten drangen dieselben unter General von Treskow in die Nähe der Festung Belfort vor und cernirten dieselbe am 3. Novbr. Belfort ist, wie wir hier aus dem preußischen Staatsanzeiger entnehmen, „einer der wichtigsten Communicationssperrpunkte des südlichen Frankreich und hat dadurch, daß es Knotenpunkt dreier Eisenbahnlinien geworden, in neuerer Zeit noch erhöhten Werth erhalten; gegenwärtig aber wird es noch von um so größerer Bedeutung, als der südlichste Theil des Elsaßes erst durch den Besitz dieses Platzes völlig für Deutschland gesichert erscheint. Es kreuzen sich an diesem Punkte die Bahnen, welche östlich über Altkirch und Mühlhausen nach Basel, westlich über Vesoul nach Paris und südwestlich in das Thal des Doubs nach Besançon führen, drei Linien, durch welche also die Verbindung mit der Schweiz, dem mittleren, wie dem südöstlichen Frankreich hergestellt wird. Die Festung, welche denen 1. Klasse (nicht 2., wie in mehreren Blättern irrig mitgetheilt), zugehört, liegt an der Savoureuse in einer von

mehreren Bergkuppen überhöhten Ebene, am Fuße von kalksteinhaltigen Bergen, unter denen der fast 1500 Fuß hohe Miotte und der 1300 Fuß hohe mont de la justice die bedeutendsten sind. Belfort vertheidigt die Zugänge zwischen den Vogesen und dem Jura, sperrt die aus dem niederen Elsaß in das Thal des Doubs und deckt namentlich die Straße, die unter dem Namen »trouée de Belfort« bekannt ist. Die Stadt wird von einer noch von Vauban errichteten Citadelle beherrscht, welche, auf einem fast senkrecht aufsteigenden Felsen gelegen, mit einer bastionirten Enceinte umgeben ist, die sie von zwei bedeutenden Vorstädten trennt. Außer diesen Befestigungen des sogenannten »roche de Belfort«, deren höchster Punkt 200 Fuß über der Savoureuse liegt, wird Belfort wesentlich durch ein permanent befestigtes Lager (le camp retranché permanent du Vallon) vertheidigt, welches etwa 20,000 Mann umfassen kann, und durch die bedeutenden Forts de la Miotte und de la Justice, sowie die neueren starken Werke des Barres und des Hautes-Perches geschützt wird. Die Stadt ist einer der Hauptorte des Departements Oberrhein, zählt 8400 Einwohner, ist Sitz verschiedener Civil- und Militärbehörden, hat einzelne hervorragend schöne Gebäude, wie Hospital, Synagoge, Theater und Bibliothek, und einen nicht unbedeutenden Transithandel. — Von der Festung Belfort in der Betrachtung nur schwer zu trennen ist das feste Schloß von Montbéliard (auch Montbelliard) oder Mömpelgard, das nach einer reichen Geschichte zuletzt dem Herzog Karl Eugen von Württemberg gehörte, 1792 von Frankreich gleich anderen im Elsaß enclavirten Gebietstheilen zu Frankreich geschlagen und im Frieden zu Lüneville 1801 völlig an dasselbe abgetreten wurde. Der Platz gehört nunmehr zum Departement Doubs, hat 6470 Einwohner und sehr bedeutende Uhrenfabriken, Gerbereien, Webereien u. s. w. Am Zusammenfluß der Allaine, der Savoureuse und der Lisaine (oder Lusine) und ferner am Rhein-Rhone-Kanal gelegen, ist es kaum drei Meilen südlich von Belfort entfernt; es

deckt den in das Doubs-Thal und nach Besançon führenden Schienenweg, der unmittelbar bei dem befestigten Schlosse vorüberzieht, dessen Fortifikationen auch das kaiserliche Dekret über die Festungs-Rayons vom 26. Juni 1867 noch beibehalten hat, wiewohl dasselbe eine nicht unbedeutende Zahl fester Plätze aus den Reihen derselben gestrichen oder doch deklassirt hat. Montbéliard ist außer für die Bahnlinie wichtig als Knotenpunkt mehrerer Straßen wie durch seine Lage am oben genannten Kanal, den die Kanonen des Schlosses theilweise bestreichen. Unter den Festungswerken dieses letzteren, welches 1751 renovirt worden ist, sind namentlich der runde Thurm und der neue Thurm nennenswerth; ersterer stammt bereits aus dem 15., letzterer aus dem 16. Jahrhundert."

Der Salut public meldete aus Belfort ein trauriges Ereigniß: „Der am dortigen Collegium angestellte französische Professor Rietsch war mit einer Deutschen verheirathet und wurde kürzlich vom Volke so sehr als angeblicher Spion verfolgt, mißhandelt und zur Flucht gezwungen, daß er sich selbst entleibte." Mehrere Ausfälle aus dem sehr festen Belfort wurden zurückgeschlagen, am 16. und 23. November.

Wir verlassen nun Belfort einstweilen, um uns nach Garibaldi umzusehen, welchen Gambetta auserkoren hatte, mit den Truppen aus Lyon und dem ganzen Rhonegebiet, wie auch mit seinen italienischen Freischaaren im Osten Frankreichs eine große Rolle zu spielen und den deutschen Heeren in Frankreich eine gefährliche Diversion im Rücken zu machen. Allein Gambetta täuschte sich, Garibaldi richtete nichts aus.

Garibaldi überschätzte sich, indem er die Einladung annahm, als ein Retter und Erlöser Frankreichs aufzutreten. Auch blieb er sich dabei nicht consequent, denn als italienischer Nationalheld, gleichsam ein personificirtes Italien, durfte er nimmermehr den Franzosen dienen, die sein Italien nur als ihren Vasallenstaat angesehen, verachtet und ihm Savoyen und Nizza geraubt hatten. Aber die Eitelkeit und republikanische Principienreiterei verführten den alten

Mann, noch solch eine große Thorheit zu begehen. Als er in Tours angelangt war, zeigte sich bald, er sey hier nicht in seinem Elemente. Der Erzbischof von Tours protestirte gegen ihn, als einen notorischen Feind der heiligen Kirche. Auch die aus der bigott katholischen Bevölkerung Südfrankreichs hervorgegangenen Moblots scheuten ihn und die französischen Generale weigerten sich, unter einem italienischen Abenteurer zu dienen. Sein Gönner Gambetta sah bald ein, daß hier nichts für ihn zu thun sey und schickte ihn am 17. Oktober nach Besançon, um in den Gebirgen Vogesenjäger, gleich seinen vormaligen Alpenjägern zu organisiren. Die Gebirgsgegend war einem Guerillakriege sehr günstig und Garibaldi konnte sich theils auf Besançon, theils auf Belfort stützen, das eine eine schwerzugängliche Stadt, das andere eine Festung ersten Rangs. Gambetta erwartete nichts Geringeres, als daß Garibaldi hier bald eine beträchtliche Streitmacht zusammenbringen würde, stark genug, um das verhältnißmäßig kleine Corps von Werder zurückzuschlagen und unterstützt von der großen Ostarmee, die sich schon lange in Lyon hatte bilden sollen, Metz zu entsetzen.

Aber die Sachlage war dem republikanischen Dictator nicht so günstig, wie er meinte oder vorgab. Als Garibaldi nach Besançon kam, fand er nur die traurige Erbschaft des soeben von Werder total geschlagenen Cambriels vor. Dessen Freischaaren waren gänzlich zersprengt und gaben ihm die Schuld, während er selbst mit solchen Truppen nichts ausrichten zu können erklärte. Auch wurde er bald vom Commando entfernt.

Garibaldi war sehr ärgerlich, Gambetta aber kam zu ihm nach Besançon, donnerte und wetterte unter die verzagten Truppen hinein, ließ 21 Offiziere erschießen und vertröstete den alten Italiener, der nunmehr Dole zu seinem Hauptquartier machte. Aber der „Movimento" klagte, daß er nur 2000 Mann habe zusammenbringen können; 2000 Mann, schlecht bewaffnet und ohne Munition, das sey das Heer, welches Gambetta ihm anvertraut habe und von

dem Europa Wunder erwarte. „Die herbeigeeilten Italiener sind auch ohne Waffen und viele ohne die nöthigste Bekleidung. Es ist natürlich, daß der Name des Generals hinreicht, daß einige seiner Anhänger ihm folgen; aber wie ganz anders strömten die Freiwilligen ihm einst in Italien zu. Er befand sich eben in Frankreich." Der in Genua erscheinende Movimento meldete weiter am Ende des Oktober, Garibaldi habe seinen Sohn Menotti, seinen Schwiegersohn Canzio, mehrere andere italienische Freunde um sich versammelt, zu denen auch der Pole Bosak=Hauke, angeblicher Gast Haucke's und Schwager des Prinzen Alexander von Hessen*) und der Spanier Orense gekommen seyen. Ihnen folgten italienische, auch spanische und sogar englische Freiwillige. „Gebildet seyen bereits drei Brigaden, deren erste unter dem Commando des Generals Bosak aus einem Regiment Mobilgarden, einem Bataillon Franctireurs unter dem Befehl Orenses besteht; in letzterem sollen viele Engländer und Spanier seyn. Die zweite Brigade commandirt Oberst Marie, dieselbe besteht fast ausschließlich aus Franzosen. Die dritte Brigade unter Menotti Garibaldi besteht aus einem Regiment französischer Mobilgarden, zwei Bataillonen Italiener und einem Bataillon Nizzarden. Jeder Brigade ist eine Compagnie Genietruppen beigegeben. Daß man nicht zu sehr darauf vertraut, daß vor dem Blick des

---

*) Im Gotha'schen genealogischen Almanach findet sich unter Hessen=Darmstadt die Notiz: „Prinz Alexander, vermählt mit Julie, Prinzessin von Battenberg, des Grafen Moriz v. Haucke Tochter." Wenn der in Rede stehende Graf v. Haucke ein Neffe des Grafen Moriz v. Haucke ist, so kommt die in einem Artikel des „Bund" hervorgehobene Verwandtschaft mit dem Kaiser von Rußland daher, daß die Schwester des Prinzen Alexander von Hessen=Darmstadt die Kaiserin von Rußland ist. Eine geborene Prinzessin von Battenberg kann die Wittwe des gegen die Deutschen gefallenen Grafen v. Haucke um deßwillen nicht seyn, weil dieser von einer in Oberhessen an der Eder gelegenen Stadt entlehnte Titel der Gemahlin des Prinzen Alexander bei ihrer Vermählung vom Großherzog verliehen wurde.

Einsiedlers von Caprera die Deutschen in den Boden versinken, zeigen die Berichte aus Lyon, denen zufolge die dortige Bevölkerung den Befehl erhalten hat, sich auf zwei Monate zu verproviantiren." Ein junger Franzose aus Dole schrieb, er diene unter Garibaldi, aber die Bevölkerung der Vogesen betrage sich nicht gut gegen dessen Truppen und wolle ihnen sogar gegen Bezahlung nichts geben. Die Independance belge entschuldigt das lange Zögern Garibaldis damit, daß der rothe Flanell für die Hemden seiner Armee nirgends in der Nähe zu bekommen gewesen sey und erst — aus Berlin hätte bestellt werden müssen. Auch beschäftigte sich Garibaldi mit Nebendingen und ließ z. B. die Jesuiten aus einem ihrer Klöster in Dole vertreiben. In Italien war man von Seiten der Regierung froh, den gefährlichen Phantasten losgeworden zu seyn. Aber auch, die es besser mit ihm meinten, zuckten die Achseln zu seiner Verblendung. Eine italienische Karikatur „stellte Frankreich als den auf der Bahre liegenden Lazarus dar, der vom Messias Garibaldi von dem Tode auferweckt wird. In der That ein schönes Bild: an der einen Seite Garibaldi, an der anderen de Charette, so kann Frankreich sein Jahrhundert in die Schranken rufen. Das Reizendste ist, daß die Curie an die zu hoffenden Großthaten ihres Ex-Colonels eben so sanguinische Hoffnungen knüpft, wie die Republikaner an die ihres Helden. Wenn Ersterer durch eine religiöse Erhebung des katholischen Frankreichs die Preußen gedemüthigt haben wird, so wird er natürlich nichts Eiligeres zu thun haben, als dem heiligen Vater seine Provinzen wieder zurück zu erobern und das Reich der Revolution zu zerreißen."

Man ging so weit, Gambetta zu beschuldigen, derselbe habe den alten Garibaldi allerdings im Interesse Frankreichs kommen lassen, aber nur in die Vogesen geschickt, um ihn von Nizza und Savoyen fernzuhalten und von der sehr aufgeregten Partei zu trennen, welche die günstige Gelegenheit benutzen wollte, um diese beiden von Frankreich geraubten Länder an Italien zurückzubringen.

Wenn also den Franzosen Garibaldi auch in Dole nichts nützte, so schadete er ihnen wenigstens nichts in Nizza.

Seine drei sog. Brigaden blieben unvollständig und waren meist nur Ausländer. Er soll deshalb sehr unwillig geworden seyn und dreimal seine Entlassung verlangt, Gambetta soll ihn aber immer wieder beschwichtigt haben. Da vertrieb er sich die Zeit mit Proklamationen und antwortete z. B. dem Glückwunsch seiner Freunde in Griechenland: „Ich bin alt, aber den Rest meiner Kräfte schulde ich Frankreich, das für die Freiheit kämpft. Griechenland, die Mutter von Miltiades, Leonidas, Thrasybul und Timoleon, das Land der Helden von 1821, Griechenland, die Mutter der Freiheit, kann nur Sympathien für Frankreich haben, heute kämpfen wir in Frankreich für die Freiheit, morgen werden wir es in Epirus und Macedonien thun u. s. w."

Wie durch seine gewohnten Prahlereien der tiefste Aerger durchbrach, beweist seine merkwürdige Proklamation vom 27. Oktober: „Soldaten der Armee der Vogesen! Der kosmopolitische Kern, der sich im Schooße der französischen Republik aus den auserwählten Männern des besten Theiles aller Nationen bildet, stellt die Zukunft der menschlichen Gesittung dar, und auf dem Banner der edlen Schaar könnt ihr den Wahlspruch eines freien Volkes lesen, der bald der ganzen Menschenfamilie zu eigen seyn wird: ‚Alle für Einen und Einer für Alle.' Der Egoismus beherrscht die Welt, und die Selbstherrschaft bekämpft in der französischen Republik den Keim des ihr verhaßten Menschenrechts. Sie ist der Genius des Bösen, der aus allen Kräften für seine Erhaltung wirkt. Und die Völker? Die modernen Republiken schwimmen, gleich dem alten Karthago, mit sybaritischer Behaglichkeit in ihrem Golde und erfreuen und bereichern sich, während die Despoten im Dunkel fest zu einander stehen, an dem Unglück des Brudervolkes. Die Schweiz, die sich für zu schwach hält, beugt das Haupt und bedeckt mit der Mütze des Wilhelm Tell die vollen Kassen ihrer Banken. Grant,

der nur mit einem Wink seines Fingers die Soldaten des Prim bis nach Madrid hätte verscheuchen können, läßt ruhig ein ganzes Volk, das der großen Familie Washingtons angehört, hinmorden und vernichten, und will es der großen Republik kaum gestatten, den tapferen Söhnen des Lafayette ein freundliches Wörtchen entgegenzubringen. Und du stolzer und klassischer Boden des Asyls der Verbannten, du, der zuerst die Befreiung der Racen proklamirte und sich nun des Triumphes seiner muthigen Initiative erfreut, willst du denn wirklich die Schwesternation in ihrem gigantischen Kampfe allein lassen, die gleich dir als Vorhut des Fortschrittes voranzieht und immer voranziehen wird? Im heroischen von Frankreich unterhaltenen Kampfe finden sich nur mehr die Reste des tapferen Heeres, das der dummste aller Despoten zur Niederlage geführt hat. Aber die Nation lebt; sie erhebt sich wie Ein Mann und wird es den alten Selbstherrscher auf's Tiefste bereuen lassen, daß er seine Menschenschlächterei wieder rüstig hatte fortsetzen wollen. Was für eine edle Aufgabe ist nun euch beschieden, ihr Söhne der Freiheit der Auserwählten der Völker. Wahrhaftig, ich würde den Titel eines Soldaten der Republik nicht für eine Krone hergeben wollen. Apostel des Friedens und der Verbrüderung der Völker, zwingt man uns den Kampf auf, und wir werden uns mit jenem freudigen Muthe schlagen, den das Bewußtseyn der Gerechtigkeit einflößt, indem wir das stolze Wort des berühmten Chernier verherrlichen: ‚Die Republikaner sind Männer, die Sklaven aber Kinder.‘ Ich zweifle auch keinen Augenblick an eurem Muthe und verlange von euch nichts Anderes, als kaltes Blut und Disciplin, die unerläßlichen Erfordernisse im Kriege. Amanges, den 27. Okt. Garibaldi.“

Am 4. November feierten die alten Anhänger Garibaldis den Jahrestag ihrer traurigen Niederlage bei Mentana. Man verfehlte nicht, sich dabei zu erinnern, wie unwürdig Garibaldi handele, indem er jetzt denselben Franzosen diente, die damals so unbarmherzig mit seinen Leuten umgingen. „Wie manchen Italiener habe ich

Worte heißen Ingrimms gegen die übermüthige Nation äußern hören, welche jene armen, barfüßigen Jungen niederschießen ließ und vor aller Welt sich der Wunder berühmte, welche ihre Chassepots — zum ersten und zum letzten Mal — verrichtet hatten! Und jetzt kämpft der, welcher jene unerfahrene Schaar in's Verderben geführt hat, mit anderen Italienern an der Seite eben jener Nation, die seine eigene Vaterstadt von Italien getrennt hält, gegen ein anderes Volk, dem er für die Befreiung der venetianischen Provinzen und Roms dankbar seyn müßte. Der heutige Tag ist recht geeignet, den Italienern die ganze Thorheit ihres Nationalhelden zum Bewußtseyn zu bringen."

Am meisten war man in Nizza über Garibaldi erbittert, weil man immer gehofft hatte, er würde seine Vaterstadt wieder mit Italien vereinigen. Man schrieb in den ersten Tagen des November: „Wenn Garibaldi gesehen hätte, wie die Nizzarden zehn Jahre lang unter der Napoleonischen Herrschaft und zwei Monate unter der Republik gelebt haben; wenn er die Unterdrückung, den Uebermuth und die Undankbarkeit der Franzosen gesehen hätte; wenn er Zeuge der unbeschreiblichen Freude der Franzosen über die Tragödie von Aspromonte gewesen wäre; wenn er die Sarkasmen und den Hohn über die Niederlagen von Custozza und Lissa gehört; wenn er Zeuge des Uebermuthes und der Feste gewesen wäre, welche nach der schimpflichen Komödie der Cession des Venetianischen gefeiert wurden, welches uns später wie ein unverdientes Geschenk der großen Nation überwiesen wurde; wenn er gesehen hätte, wie nach dem Blutbade von Mentana die französischen Soldaten den Ruhm des unerhörten Sieges gefeiert haben und den Namen Garibaldis in der nach ihm benannten Straße seiner Vaterstadt auslöschten; wenn er noch in diesen letzten Tagen die Vorwürfe über die Einnahme Roms und die Drohung von Repressalien nach den ‚zukünftigen Triumphen' vernommen hätte, — so würde er sich überzeugt haben, daß der französische Uebermuth und die Mißachtung der Rechte

Anderer derselbe sey unter der Republik wie unter dem Kaiserreich." Der von der Regierung nach Nizza gesendete Präfekt erklärte in seinem ersten Circular, daß die Nizzarden für immer Franzosen seyn würden. „Wenn unsere Herren Unterdrücker consequent seyn wollten," sagt der Schreiber jenes Briefes, „so müßten sie eingestehen, daß, wenn Bismarck nach Favre's Versicherung ein Attentat auf die individuelle Würde begeht, indem er Straßburg will, welches der Abstammung, der Sprache und den Gewohnheiten nach deutsche Stadt ist, die französische Republik, indem sie Nizza zurückhält, nicht nur die individuelle Würde niedertritt, sondern einen schimpflichen Verkauf eines Volkes ratificirt, welches durch seine Sitten, seine Sprache und seine Ueberlieferungen nichts mit Frankreich gemein hat." In Nizza ist die Ansicht allgemein, daß Garibaldi sich selbst getäuscht habe, wenn er hoffe, daß die Republik Nizza freigeben werde. Dagegen wurde aus Genf geschrieben, Garibaldi, der für die Universalrepublik wirke, werde, wenn er siege, mit seiner Armee in Italien einrücken, Victor Emanuel vertreiben und auch hier die Republik gründen.

Es stand ihm jedoch nur eine sehr kleine Welt zu Gebote. Zu den wenigen Italienern, Spaniern, Polen, die sich in Dole um ihn geschaart hatten, sollten noch einige wenige neugriechische Freiwillige aus Athen und sogar eine handvoll tollköpfige Czechen stoßen, worüber man namentlich in Oesterreich spottete. Eine aus der Bretagne herbeigekommene Legion zog in der Mitte des November wieder ab, weil sie zu gut katholisch dachte, um unter dem italienischen Ketzer dienen zu wollen; in übermüthigem Trotze erregte Garibaldi das katholische Volksgefühl der Franzosen noch mehr gegen sich auf durch die Bosheit, mit der er seine Freischaaren vorzugsweise in Kirchen und Klöster einquartirte und dort übel hausen ließ. Der Pfarrer des Dorfes Epinai predigte gegen ihn vor den Bauern und wurde verhaftet. Gambetta jedoch befahl, ihn zu schonen, damit das Volk nicht noch mehr erbittert werde. Auch die „Union", das

bekannte katholische Organ, erklärte Garibaldi für einen Bramarbas, der nicht die tapfern Deutschen, sondern nur wehrlose Kirchen und Klöster angreife und sich anmaße, obgleich er kein Franzose sey, auf französischem Boden zu administriren und Justiz zu üben.

Nur in Rom, wo die italienischen Republikaner jetzt ihr Hauptlager aufschlugen, fand Garibaldi noch die alte Bewunderung. Man schrieb von dort: Wir sehen ihn an den Schaufenstern ihrer Depots als Gott Vater dem in die Wassertiefen versunkenen Frankreich aus den Wolken herab die Hand reichen, während die fruchtbare Phantasie unbeschäftigter Bleifedern ein siegreiches Schlachtenbild nach dem andern ihm zu Ehren wider die deutschen Heere zu Papier bringt.

Wahrscheinlich wegen ihrer Unpopularität in Frankreich entschädigten sich die Italiener im Lager Garibaldis nicht nur durch Plünderungen der Klöster und Kirchen, sondern auch durch Spitzbübereien, die sie an den Einwohnern begingen: „Soldaten und selbst Offiziere der Vogesen-Armee waren vielfach in die Läden von Autun gegangen, dort hatten sie sich zu allem verholfen, was sie eben brauchten und mit einem ‚Bon' bezahlt, zu dessen Ausgabe sie nicht berechtigt waren. In vielen Fällen war sogar dieser Schein der Ehrlichkeit nicht einmal gewahrt worden. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, hat Oberst Bordone, der Chef des Stabes, eine Proklamation in französischer und italienischer Sprache erlassen, in welcher er Vorkommnisse dieser Art constatirt, vor deren Wiederholung warnt und für diesen Fall mit kriegsgerichtlicher Untersuchung droht. Bis zu welchem Grade die Mißbräuche mit diesen Bons getrieben worden sind, zeigt eine Anekdote, welche der Correspondent einem garibaldianischen Offizier verdankt. Das Departement des Hauptquartiers, welches mit den Bons und Requisitionen zu thun hat, war eines Morgens damit beschäftigt, die zur Zahlung präsentirten Anweisungen zu berichtigen, als ein hübsches junges Frauenzimmer eine Anweisung auf 280 Francs für 280 gelieferte

Bündel Stroh präsentirte. Der Offizier nahm das Stück Papier, drehte es in seiner Hand um und um, und als er sah, daß der Bon ohne Ermächtigung ausgestellt war, fragte er die Schöne, wie sie zu demselben gekommen sey. O, ganz einfach. Ein Offizier der Mobilgarde hatte es ihr gegeben, der — nun, der bei ihr im Logis gewesen war. Als ihr mitgetheilt wurde, daß der fragliche Offizier weder ermächtigt war, Bons auszustellen, noch zu fouragiren, zog das Gesicht des Dämchens sich bedeutend in die Länge, und ein Kreuzverhör brachte bald zu Tage, daß das Stroh gar nicht geliefert worden war, sondern daß der Herr Offizier ihr den Bon ganz einfach als ein kleines ‚Cadeau' gegeben hatte."

Insbesondere beklagte sich der Bischof von Autun, die Freischaaren hätten in seinem Palast geraubt.

In Lyon, der zweitgrößten Stadt Frankreichs, kämpften entgegengesetzte Parteien mit einander, ohne sich über die Mittel zu vereinigen, um Frankreich aus seiner bedrohten Lage herauszuhelfen. Die volkreiche Stadt Lyon war wie Paris mit Forts umgeben, eine starke Festung, aber zunächst nicht bedroht und daher entblößt von Truppen, die man zur Feldarmee geschickt hatte. Da es nun in Lyon an Truppen fehlte, bekamen hier die zahlreichen Arbeiter die Oberhand, meist Seidenarbeiter, durch deren Stimmenmehr Raspail in den gesetzgebenden Körper gewählt worden war. Als in Paris die Republik erklärt war, glaubten diese Socialisten in Lyon noch weiter gehen zu dürfen, pflanzten die rothe Fahne auf und gründeten eine unabhängige Regierung der Commune von Lyon mit socialistischer Tendenz. Dies hatte zur Folge, daß die in der Nähe von Lyon im Lager von Satoney versammelten Mobilgarden ebenfalls revoltirten, ihren bonapartistischen Offizieren nicht mehr gehorchten und sich zerstreuten. Einige von ihnen plünderten das geistliche Seminar und ein Kapuzinerkloster, in welchem sie als Kapuziner verkleidet viehische Orgien feierten.

In der Stadt stellte sich der Abenteurer Cluseret an die

Spitze des Pöbels. Früher französischer Offizier, hatte derselbe auch unter Garibaldi und im nordamerikanischen Bürgerkriege gedient. Dort hatte er die Neger gegen die Weißen in's Feld führen wollen und nach Europa heimgekehrt, improvisirte er die rothe Republik. General Estivant de Villenbois, der bisher in Lyon commandirt hatte, mußte vor ihm flüchten. Unter Cluseret wurden die Arbeiter Herren der Stadt, ließen keinen Einwohner mehr hinaus und machten dieselben zittern für ihr Eigenthum. Die Regierung in Paris schickte zwar einen neuen Präfekten, Challemel-Lacour, und einen neuen General, Mazure, nach Lyon, die aber von der Comune nicht anerkannt wurden.

Ein offener Kampf war unvermeidlich. Der Präfekt fand aber eine nachdrückliche Unterstützung bei der honetten Bürgerklasse, die sich als Nationalgarde organisirt und bewaffnet hatte und sich nicht von den Arbeitern wollte ausplündern lassen. Beide Parteien stritten um das Stadthaus, den Sitz der Regierung. „Es war," schrieb man aus Lyon, „ein sehr wechselvoller Auftritt, der am 29. September in und vor dem Stadthause stattfand. Zuerst war Cluseret von der Nationalgarde verhaftet und nach dem Stadthause gebracht worden. Saigne rief das Volk zu seiner Befreiung auf und zeigte an, daß das Bataillon der Arbeiter der Croix-Rousse zur Unterstützung der Erhebung herannahen werde. Darauf stürzte sich ein Haufe in das Stadthaus, drängte die wenigen Nationalgardisten, die daselbst Wache hielten, zurück und befreite den ‚General'. Gleichzeitig wurden aber der Präfekt Challemel-Lacour, der Bürgermeister Hénon und verschiedene gerade anwesende Municipalräthe verhaftet. Cluseret trat auf den Balkon des Stadthauses und verkündigte, daß das Volk nunmehr sein eigener Herr und die Reaktion gefangen sey. Die Sache nahm eine bedenkliche Wendung. In allen Stadttheilen wurde Generalmarsch geschlagen. Die Läden schlossen sich. Allein es währte nicht lange, so kam an verschiedenen Punkten die Nationalgarde heran. Das 4. Bataillon der Croix-Rousse, auf das Saigne

hauptsächlich gezählt hatte, wendete sich gegen ihn und seine Anhänger und befreite den Präfekten, den Bürgermeister und die Gemeinderäthe. Inzwischen hatte sich der Terreauxplatz mit Nationalgardisten angefüllt. Der Präfekt verlas unter allgemeinem Beifalle eine eben aus Tours eingelaufene Depesche, welche ihn für alle bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten mit unbeschränkter Vollmacht bekleidete. Saigne, Cluseret und andere Rädelsführer wurden nun ihrerseits festgenommen. Um 6 Uhr Abends war alles wieder ruhig, und die Nationalgarde zog compagnieweise heim."

Bei der Besiegung des Aufstandes spielte doch auch das Geld eine Rolle, wie in Basel eine aus Lyon geflüchtete Dame erzählte. „Ihr Vater bekleidet einen öffentlichen Ehrenposten und sie ist eine sehr gute französische Patriotin, die sich bis zum letzten Augenblick durch Wohlthaten in Lyon ausgezeichnet hat. Von den merkwürdigen Vorfällen in ihrer Stadt mag ich Ihnen nur das Eine, nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit Anvertraute, mittheilen. Einige Zeit, nachdem die rothe Republik in Lyon das Haupt erhoben, gelang es einem Haufen Social-Demokraten, sich in der Rue de la Luzerne festzusetzen. Es ist dieses eine enge Straße, in welcher ein großes Criminalgefängniß mit etwa 1000 Insassen steht. Darob entsetzlicher Schrecken in der Stadt. Man schickt ein Mitglied des Gemeinderaths an die Verschanzten ab, um mit ihnen zu unterhandeln. Sie halten ihn fest. Darauf begibt sich der Staatsanwalt, le procureur de la République, Andrieux mit Namen, zu ihnen. Sie sequestrirten auch ihn. ‚Darüber bricht die Nacht herein,' erzählt die Berichterstatterin, ‚eine Nacht der Angst, des Schreckens. Am andern Morgen tritt mein Mann an mein Bett und spricht: Beruhige dich, Alles ist gerettet. Die Rothen in der Rue de la Luzerne haben capitulirt um den Preis von 100 Franken pro Mann. Wir haben eben die 25,000 Fr. hinausgeschickt, welche für die 250 Mann erforderlich waren.' So der authentische Be-

richt, den das Gouvernement von Tours nicht urbi et orbi verkündigen wird."

Der energische Präfekt löste die Franctireurs als eine zuchtlose Bande auf, am 4. Oktober, tadelte aber in seiner Proklamation, daß General Mazure zu unthätig geblieben, daher von der Regierung in Paris entlassen und die ganze Civil- und Militärgewalt in den Händen des Präfekten vereinigt worden sey.

Wie der Times aus Lyon geschrieben wurde, war die Geistlichkeit über eine Ordre sehr erbittert, welche die sämmtlichen Priester bei einer dreitägigen Gefängnißstrafe aufforderte, in die Nationalgarde einzutreten. In Folge dessen gab die Municipalität ihren Trotz in einem noch entschiedeneren Akte kund, indem sie Niemanden anders, als dem Erzbischofe selbst eine Einberufungsordre zuschickte. Wie unter diesen Umständen erklärlich, waren in den Straßen nur sehr wenige Geistliche sichtbar.

Da die Regierung in Lyon eigenmächtig Steuern ausschrieb, also unabhängig seyn zu können glaubte, erließ die Regierung in Tours ein Dekret, welches diese Steuererhebung verbot. Die Commune von Lyon fuhr indessen fort, selbständig zu handeln. Der Maire Hénon erließ donnernde Dekrete, z. B.: „Angesichts der Umstände verordnen wir: Ehe wir die Schande einer Uebergabe erleben, wollen wir uns lieber vernichten lassen. Nur Greise, Kinder und Frauen dürfen den Platz verlassen. Die sich vor dem Feinde als Feiglinge erweisen, sollen als Deserteure behandelt werden, ihre Namen sollen auf ewig gebrandmarkt seyn. Der Bürgermeister von Lyon: Hénon." Als die Deutschen allmälig näher rückten und Dijon einnahmen, von wo 200 Moblots nach Lyon geflüchtet kamen, wurden diese hier als Feiglinge übel empfangen und vom Pöbel mißhandelt. Die große Arbeiterbevölkerung Lyons zog die Arbeiter aus den leer stehenden Fabriken von Mühlhausen und andern Orten an sich und sie bildeten eine Macht, vor welcher die wohlhabenden Bürger so große Furcht hatten, daß sich in den Straßen der Stadt keine Equipage

mehr sehen ließ. Man schrieb aus Lyon: „Die Lyoner Zustände spotten aller Beschreibung; das ist ein Bild der Anarchie, wie man es sich nicht vorzustellen vermag. Die Tausende und Tausende von Männern, die sonst friedlich in den Fabriken arbeiteten, lungern jetzt auf den Straßen und Plätzen umher; ein Theil arbeitet an Befestigungswerken, welche außerhalb der Stadt errichtet werden; ein anderer Theil liegt in den Cafés und Restaurationen, alle mit einander scheinen jetzt nur die eine reguläre Beschäftigung zu haben, jeden anständig Gekleideten, Jeden, der Handschuhe trägt oder gar in Miethwagen fährt, zu beschimpfen. Der Himmel weiß, wovon alle diese Leute, die doch nichts Erspartes zu verzehren haben, jetzt leben! Auf den Bahnhöfen lauern ganze Horden Proletarier den ankommenden Fremden förmlich auf, mit welchen sie aus irgend einer bei den Haaren herbeigezogenen Ursache Streit vom Zaune brechen und deren Verhaftung sie schließlich veranlassen, bei welcher Gelegenheit es vorkommen soll, daß sie sich des Gepäckes des betreffenden ‚Etranger‘ (was mehr als zur Hälfte gleichbedeutend mit ‚Spion‘ gilt) bemächtigen, angeblich, um es zur Präfektur zu tragen, in Wahrheit aber, um es auf dem Wege dahin spurlos verschwinden zu lassen.“

In Nîmes erhoben sich die Arbeiter, drangen in die Fabriken und übten Greuel des Vandalismus. Bald kamen Emissäre Cluserets und der rothen Republikaner aus Lyon und gründeten auch in Nîmes eine Communalregierung. Ein Marquis von Valfons wagte zu opponiren, mußte sich aber flüchten. — In der Festung Grenoble erhob sich das Volk ebenfalls, setzte den Commandanten General Grafen v. Monnet ab und verhaftete den Platzcommandanten Oberst v. Cassagne. Der Widerstand gegen die Offiziere und die Verhaftung von Generalen erklärt sich daraus, daß dieselben noch dem Kaiserreich anhingen. Wie sollten aber Mobilgarden und Freischaaren ohne kriegskundige Offiziere dem immer weiter auch gegen Süden vordringendem Feinde gewachsen seyn?

In der großen Stadt Marseille gingen die Wogen der Anarchie noch höher. Hier war der Umschlag der Volksstimmung am auffallendsten, zum Beweise wie leichtsinnig und neuerungssüchtig die Franzosen sind. Man hatte hier noch im Sommer dem Kriege und dem Prästige des Kaiserthums laut zugejubelt. Am 16. Juli schrieb der Präfect von Marseille an den Minister des Innern in Paris: „Eine große Manifestation hat in diesem Augenblick stattgefunden. Der Zapfenstreich mit Fackeln durchzieht die Straßen der Stadt, gefolgt von 10—15,000 Personen, welche ‚Reine Hortense‘ und die ‚Marseillaise‘ singen. Die Rufe: ‚Es lebe der Kaiser! Nieder mit Preußen! Nach Berlin!‘ ertönen von allen Seiten. Die Menge ist elektrisirt. Keine Unordnung.“

Kaum aber waren die französischen Armeen geschlagen, der Kaiser in Sedan gefangen und die Republik erklärt, so war auch Marseille schon wieder außer sich vor Freude. Sogleich begann ein allgemeines Treibjagen auf die Mouchards (von der geheimen Polizei angestellt). Der Pöbel war hier wieder, wie in frühern Revolutionen, zügellos und verheerte unter anderm die Güter des General Reille, weil er bei der Capitulation von Sedan thätig gewesen und vernichtete ihm die Ernte. In der Stadt allein wurden 32,000 Mann Nationalgarde gemustert, der Maire schrieb eine Anleihe von 10 Millionen aus und der reiche Grieche Zaffirapolo gab 2 Millionen zur Anschaffung von Waffen her. Und doch wurde die große Volksarmee nicht organisirt. In der neuen Züricher Zeitung erschienen „Beobachtungen eines Schweizers“, in denen die Stimmung in Marseille als höchst frivol geschildert wurde. Vergebens befahl die Delegation in Tours, die Marseiller sollten sich in Masse mit der Loirearmee vereinigen, um gegen Paris operiren zu helfen. Sie blieben daheim, machten sich's bequem, sangen die Marseillaise, tranken Kaffee und spielten Domino. Man schickte ihnen von Tours aus den General Delpech, um sie zum Kampf aufzurufen. Sie empfingen ihn auch mit Lebehoch, sangen das

mourir pour la patrie, rührten sich aber nicht vom Fleck und ließen den armen Delpech allein wieder abreisen. Dennoch hielten sie Volksversammlungen, schwazten unendlich viel und thaten nichts. „Das ist, schreibt der Schweizer, die unausbleibliche Folge der in Frankreich grassirenden Ignoranz in den unteren und mittleren Ständen und des grenzenlosen Eigendünkels der Nation. Seit zwei Monaten Republikaner, das heißt, der Inbegriff aller Freiheit, glaubt sich nun Jeder berechtigt, zu befehlen, und keiner will gehorchen; denn er gehört ja zum ‚peuple souverain'".

Ein Hauptdemagoge, Esquiros, Präsident des Bouches du Rhone benutzte die anarchische und zugleich particularistische Stimmung des Volks und bildete eine förmliche Föderation der Südprovinzen Frankreichs, der Departements: Herault, Drome, Hauclusse, Isere, Gard, Rhone, Bouches-du-Rhone, Var, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Alpes maritimes unter dem Namen einer ligue du midi. Dieser Esquiros verjagte alle Jesuiten und zog ihre Besitzungen ein. Auch der arme Vicomte de Laguerronnière, vormals Gesandter in Constantinopel, Freund der Kaiserin Eugenie und Eigenthümer der „France" wurde, als er am 20. September auf seiner Rückreise in Marseille landete, sogleich verhaftet und seiner Papiere beraubt, aber des andern Tages wieder in Freiheit gesetzt.

Am 9. Oktober hieß es: „Die Liga des Südens, gebildet von 15 Departements und Algerien, ist definitiv organisirt. Wir haben Alfons Gent zum Generalbevollmächtigten der Liga des Südens ernannt. Eine Delegation von 4 Mitgliedern ist in diesem Augenblicke in Tours, um unsere Beschlüsse von der provisorischen Regierung ratifiziren zu lassen. Während unsere Freunde sich nach Tours begaben, wurde Esquiros durch eine Depesche Gent's Ernennung zum Delegirten des Kriegsministeriums und zum Generalbevollmächtigten aller Ligen des Südens angezeigt. All unsere Plane sind fertig und werden in Ausführung gebracht, sobald

unsere Vollmachten festgesetzt und anerkannt sind. Unter andern Maßregeln sind folgende bereit: Prämie für Gewehre, die sofort geliefert werden; Requisition, nach Maßgabe des Vermögens von 100,000 Fr. an; keine Anleihe; das Volk, das sein Leben einsetzt, darf keine anderen Lasten tragen; binnen 48 Stunden Einlieferung und Abstempelung aller öffentlichen Werthpapiere; jeder nicht mit dem Stempel der Republik versehene Werth ist nichtig und hat keinen Werth; in allen Gemeinden Ausschüsse, die mit einer permanenten Commission im Hauptorte des Departements korrespondiren, während letztere Commission direkt mit der Assemblée in Marseille korrespondirt; die Assemblée souveraine, mit einem Vollziehungs-Ausschusse, der jede Minute verantwortlich und absetzbar ist; Erneuerung dieses Ausschusses alle vierzehn Tage, so daß alle Departemental-Delegirten nach einander an die Reihe kommen; drei Abgeordnete für jedes Departement, einer in Permanenz zu Marseille, die beiden anderen fortwährend auf der Rundreise in ihrem Departement; ihre Aufgabe, Alles zu zerbrechen, was der Revolution und der Landesvertheidigung hinderlich ist; sie ergreifen jede Maßregel gegen die Reaktion, machen dem Volke begreiflich, daß es frei ist, daß wir hinter ihm stehen, mit offenem Auge gegen seine Feinde. Der Bauer wird Republikaner in vierzehn Tagen."

Esquiros blieb in Marseille der gefeierte Dictator. Am 10. Oktober wurde ihm von der Garde civique und dem internationalen Verein eine große Huldigung dargebracht, seine Rede mit großem Beifalle aufgenommen, und nachdem die Marseillaise abgesungen worden war, ergriff einer der Anwesenden das Wort: „Ihr habt" — sagte er — „unseren Patriarchen gehört. Niemals hat man besser gesprochen. Um das Andenken an unseren Führer zu bewahren, schlage ich vor, der Straße, die vor euch liegt, den Namen Esquiros zu geben." Dieses wurde auch angenommen, und die Saint-Ferreol-Straße wird in Zukunft Esquiros-Straße heißen.

Am 12. Oktober verlangte das Volk, die Reichen mit einer Zwangsanleihe zu belasten, und zerstörte die Gazette du Midi, weil dieselbe einen Aufruf des Grafen von Chambord abgedruckt hatte. Dieser hoffte, beim katholischen Landvolk noch die alten Sympathien für die Bourbons zu finden, als deren letzter Sprößling er auf den erledigten Thron von Frankreich Anspruch machte. Aber die wüthenden Republikaner in Marseille hielten seinen Namen für gleichbedeutend mit der Reaction und verwarfen ihn.

Die Regierung in Tours war sehr unzufrieden mit dem eigenmächtigen Verfahren der Liga des Südens und ernannte Gent zum außerordentlichen Commissär, um in Marseille die Ordnung und das Ansehen der republikanischen Centralregierung herzustellen. Noch vor Gent kam Delpech, gleichfalls als Regierungscommissär von Tours in Marseille an, hatte nur den Auftrag, die Ordnung in Nizza herzustellen, weil man hier die Wiedervereinigung mit Italien verlangte, ließ sich aber von der Begeisterung in Marseille mit fortreißen. Man erfuhr, in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November herrschte eine furchtbare Aufregung in Marseille. Der Amerikaner Train hatte in einer Versammlung, welche in der Alhambra Statt fand, Frankreich den Degen Cluseret's angeboten. Zugleich verlangte Delpech von der Regierung von Tours die ausgedehntesten Vollmachten, welche ihm aber verweigert wurden. Dieser sowohl, als der Dictator von Marseille, reichten alsdann ihre Entlassung ein, worauf eine Manifestation Statt fand, um sie zu bitten, dieselbe wieder zurückzuziehen. Diese weigerten sich und erklärten, sie aufrecht erhalten zu wollen. Dieses geschah aber nur zum Schein, denn man wollte, daß die Agitation zunehme, da es in der Absicht der Leiter der Bewegung lag, den Gemeinderath aufzulösen, der sich lau gezeigt hatte und sich am 1. November versammeln sollte. Um 2 Uhr wurde dann auch das Rathhaus von der Emeute überfallen, der Gemeinderath für aufgelöst erklärt und durch eine Commission ersetzt. Die aus dem Stadthause verjagten Gemeinde-

räthe versammelten sich jedoch beim General Marie, dem Ober-Commandanten der Stadt, und forderten ihn auf, sie wieder in Besitz des Stadthauses zu setzen. Delpech (der Präfekt) ließ nun die Maske fallen, und als die Räthe auf dem Rathhause ankamen, erfuhren sie, daß der Präfekt die Auflösung genehmigt habe. Am Abend sandte der General Marie an die Journale eine Depesche Gambettas, welche den Belagerungszustand in Marseille unter dem Oberbefehl des genannten Generals bis zur Ankunft des zum Präfekten der Rhonemündungen ernannten Herrn Gent proklamirte. Delpech untersagte aber diese Veröffentlichung. Er sowohl als Esquiros weigerten sich, Gent anzuerkennen, riefen die sogenannte „Garde Civique“ zu ihrer Hülfe herbei, und Esquiros nahm die Regierung des ganzen Südbundes in die Hand. Eine revolutionäre „Commune“ installirte sich im Stadthause unter der Präsidentschaft des „Citoyen“ Carcassonne und veröffentlichte sofort ein Manifest, in welchem angekündigt wurde, daß ihr Zweck das Heil der französischen Republik sey, daß der Gemeinderath sich unfähig gezeigt, diese Aufgabe zu erfüllen, und daß das Volk ihn durch eine revolutionäre „Commune“ ersetzt habe, die mit Energie handeln werde. Inzwischen traf Gent ein und begab sich sofort auf die Präfektur. Die Führer der Bewegung waren dort versammelt. Gent wurde aufgefordert, seine Entlassung einzureichen und sich Esquiros anzuschließen. Da der neue Präfekt sich aber weigerte, dieses zu thun, so wurde ein Schuß auf ihn abgefeuert, der ihn am Unterleib, doch nicht gefährlich verletzte. Esquiros blieb natürlich an der Gewalt, und der General Cluseret schien wirklich Ober-Commandant der Streitkräfte des Südens zu seyn, da derselbe drei Proklamationen erließ.

Aber schon in den nächsten Tagen erfolgte ein Umschlag. Die gemäßigten Elemente der Bevölkerung, vertreten in der Nationalgarde, wollten Frankreich nicht in Sonderbünde getheilt wissen, sondern waren für die Centralregierung in Tours, schaarten sich um Gent und den

von Gambetta ernannten General Rose und es wäre zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht Esquiros selbst es verhindert hätte. Am 3. November war er sowohl wie Cluseret mit den Mitgliedern der Commune verschwunden, am 4. wurde das Stadthaus von der Nationalgarde besetzt und die einige und untheilbare Republik feierte einen Triumph über den republikanischen Particularismus. Es ist selbst in einer solchen Zeit des ärgsten Unfugs doch zu rühmen, daß die Franzosen gesunden Verstand genug behielten, die National-Einheit für wichtiger zu nehmen, als den Freiheitsschwindel. Der Pöbel von Marseille, der bekanntlich zum rohesten aller Seestädte gehört, blieb zwar trotzig, verhielt sich aber im Ganzen ruhig. Die Bürger und das Landvolk waren friedlich gesinnt und wollten sich zum Massenaufgebot nicht hergeben. Von den 130,000 Mann Nationalgarden, welche Gambetta ausgeschrieben hatte, kamen nur 30,000 zusammen. Doch ließ General Rose aus den Arsenalen von Toulon Geschütze zur Loirearmee abgehen und eifrig neue Kanonen gießen.

Natürlicherweise gaben die großen Städte den Ton an, das Landvolk hielt sich passiv. Wenn man liest, was der französische Graf Gobineau über das Landvolk im Südwesten Frankreichs geschrieben hat, so begreift man das verschiedene Verhalten der Moblots. Der Graf sagt geradezu, jedes Landvolk stehe der Civilisation nicht nur fern, sondern hasse sie auch in dem Grade, daß es stolz darauf sey, weder lesen noch schreiben zu lernen. Der Klerus habe tausend Jahre Zeit gehabt, diese Leute einigermaßen zu bilden, es aber niemals versucht, und sey dafür in der ersten Revolution hart bestraft worden, denn damals habe sich das von Steuern gedrückte Volk von den Jakobinern zum Morde nicht nur des Adels, sondern auch der Priester aufreizen lassen. Das habe sich später in einer bonapartistischen Jaquerie wiederholt. Das Volk war gegen die Priester aufgebracht, weil sie noch an den Bourbons hingen, während der neue Napoleon an die großen Thaten des alten mahnte und das Landvolk sich für ihn begeisterte. Als ein Pfarrer auf

der Kanzel Christum einen König der Könige nannte, rief man ihm zu: Wir wollen keinen König, es lebe der Kaiser! Einen Pfarrer in der Umgegend von Blaye mißhandelte dasselbe Volk, weil er angeblich in den Wolken herumfahre und Ungewitter mache. Auf dieses dumme Volk nun stürmten jetzt die republikanische, die bonapartistische und die bourbonische Partei zugleich ein und rissen es hin und her.

In Toulouse bildete sich ein revolutionärer Wohlfahrts-Ausschuß und der Gemeinderath mußte abdanken. Was jener Ausschuß im Sinne hatte, verkündete die in Toulouse erscheinende Emancipation: „Wir verlangen, daß die Todesstrafe und ohne weitere Berufung gegen jeden Mann: Arbeiter, Bauer, Sohn als Familienstütze, Seminaristen, Jesuiten, Mönch, Abbé, Pfarrer oder Bischof erkannt werde, wenn er weniger als 35 Jahre zählt und, ordentlich aufgefordert, sich zu den Fahnen zu begeben, sich nicht zur bestimmten Zeit stellt. Wir verlangen, daß diese Todesstrafe, wenn so ausgesprochen, vollstreckt werde, sobald man des Deserteurs habhaft geworden, und daß dem Schuldigen in keinem Falle Gnade ertheilt werden dürfe. Wir verlangen ferner, daß die Güter der Deserteurs, Flüchtlinge wie aller derer, die sich feig verstecken oder retten, Angesichts der jetzigen Gefahren des Vaterlandes, sofort confiscirt und unverzüglich zum Besten der ohne Hülfsquellen und ohne Existenzmittel in Folge des Auszuges ihrer Väter und Gatten befindlichen Frauen und Kinder verkauft werden." — General Hubral, der hier commandirt hatte, und seine Offiziere wurden abgesetzt.

Auch in der großen Handelsstadt Bordeaux gährte es so, daß sogar Emil Girardin, der von Paris dahin geflüchtet war, als angeblicher preußischer Spion vom wüthenden Volke in seiner Wohnung ergriffen werden sollte, sich aber noch rechtzeitig retten konnte.

Der größte Skandal ereignete sich in Perpignan. Als hier die Nachricht ankam, Metz sey gefallen, und man in Gambetta's Prokla-

mation zu lesen bekam: „Soldaten, eure Offiziere sind Feiglinge und Verräther", fiel der Pöbel alsbald über die in der Stadt lebenden Offiziere her, drang in ihre Cafés, überhäufte sie mit Schmähungen und mißhandelte sie tödtlich. Zuerst einen Schwadronchef der Gensdarmerie. Nach der Gazette du Midi „erhielt sein Oberst, der ihm helfen wollte, einen Schlag auf den Kopf, daß er bewußtlos liegen blieb. An demselben Abend wurde der Platzkommandant von Perpignan, der allgemein geachtete Oberst Pays, als er sich in Uniform zum General begab, auf der Straße überfallen und nach dem Kanale zu geschleppt, wo man ihn ersäufen wollte. Der Bürgermeister der Stadt, der sich in der Nähe befand, eilte herbei, um ihn zu retten, allein auch er wurde auf das schwerste mißhandelt. Der Oberst, ein alter, schwächlicher Mann, wurde niedergeworfen, mit Säbelhieben und Kolbenstößen am Kopfe, in der Hüfte und an den Füßen vielfach verwundet, und blieb bewußtlos auf dem Boden liegen. Ein Nationalgardist hob ihn auf, um ihn nach dem Spitale zu bringen. Allein auf diesem Wege fiel die wüthende Menge, unter der sich einige Weiber hervorthaten, abermals über ihr Opfer her. Ohne die Geistesgegenwart eines Krankenwärters, der ihn schnell in den Hof des Spitals hineinriß, war der Oberst verloren. Er befand sich übrigens noch lange in einem nahezu hoffnungslosen Zustande. Noch schlimmer erging es am folgenden Tage einem angesehenen Bürger der Stadt, Herrn v. Bordas, auf den die Menge schon seit längerer Zeit erbittert gewesen zu seyn scheint. Er wurde auf der Straße angefallen und flüchtete sich in einen Wachtposten der Nationalgarde. Von da riß man ihn heraus, schleifte ihn durch die Straßen und schleppte ihn zum zweitenmale aus einem Ladengewölbe wieder hervor, wo er Schutz gesucht. Der Mann war furchtbar zugerichtet; ein Auge hing ihm aus dem Kopf, der Leib war ihm aufgerissen, der Arm dreimal zerbrochen, und immer schlugen die Rasenden auf ihn los, zogen ihn an dem zerbrochenen Arme durch die Straßen, traten mit Füßen

auf ihm herum und ließen ihn im erbarmungswürdigsten Zustande vor seinem Hause liegen."

Aus Algerien hörte man nur von Infamien, deren sich die Franzosen schuldig gemacht hatten. Um jeden Preis suchten sie zu verhüten, daß man an der Nordküste Afrikas die Niederlagen Frankreichs erführe, weil sie darauf gefaßt seyn mußten, daß sich die Eingeborenen dann alsbald empören würden. Wehe dem, der die Niederlagen verrathen hätte! Die ankommenden Schiffe erhielten die entsprechende Ordre. Zu Lande wurde an der Grenze von Tunis Niemand zugelassen, der nicht einen französischen Paß vorzeigen konnte. In Bona sollen nach französischen Berichten zwei preußische Offiziere als Spione erschossen worden seyn. Wahrscheinlich eine auf die europäische Lesewelt berechnete Lüge, oder wurden zwei Unschuldige erschossen, die man nur für Spione ausgab. Zwei harmlose deutsche Reisende, ein Orientalist aus Berlin und sein jüngerer Begleiter wurden vom französischen Consul in Tunis dem Bey von Tunis als preußische Agenten denuncirt, die eine Revolution in Algerien anzetteln sollten. Der schwedische Consul, der zugleich Agent des Norddeutschen Bundes war und an den sie sich sogleich wandten, war abwesend und so blieben sie schutzlos, denn der Bey hatte große Angst vor Frankreich und lieh dem französischen Consul sein Ohr. Der schwedische Consul, Tulin, kam zurück, weil er aber dem Bey über die Niederlagen Napoleons III. die erste Nachricht gab, klagte ihn der französische Consul als Lügner an und der Bey war so schwach, den armen Tulin nach Paris zu schicken, um sich dort zu verantworten. Die beiden deutschen Reisenden konnten noch froh seyn, zur See wieder fortzukommen. Freiherr Heinrich v. Maltzan, der das alles in der A. A. Z. Nr. 264 erzählt, bemerkt mit Recht, wie schlecht es noch mit der Vertretung der Deutschen in fremden Welttheilen steht.

In Algier selbst konnte das Geheimniß der Niederlagen nicht zu lange bewahrt werden. Um nun auf eine Empörung der Ein-

geborenen vorbereitet zu seyn, wurden alle französischen Civilisten in der Colonie bewaffnet, nur nicht die Deutschen, die man also jeglicher Mißhandlung und Beraubung preisgeben wollte. Nach und nach wurde fast das ganze Militair aus Algerien zurückgezogen, um in Frankreich gegen die Deutschen zu kämpfen. Der Municipalrath von Algier maßte sich nun die höchste Gewalt an und nöthigte Ende November den General Walsin-Eszterhazi, der Gouverneur in Algier werden sollte, sich wieder einzuschiffen. Man sah voraus, daß der Truppenmangel die Eingeborenen reizen würde, wieder Aufstandsversuche zu machen, und lockte daher noch so viel als möglich der letztern, sich für Frankreich anwerben zu lassen, wohin denn auch immer noch, wenn auch nur in kleinen Partien, solches schwarze Gesindel nachgeschickt wurde. Dennoch hörte man von Aufständen in den Provinzen Oran und Constantine und von der Neigung der benachbarten Marokaner, den Aufständischen zu helfen.

Im November langte in Versailles eine „Bittschrift des Volks von Algerien" an König Wilhelm an, in arabischer Sprache (ohne Datum). Der siegreiche König wurde darin gebeten, Algerien aus der Knechtschaft des übermüthigen Franzosenvolks zu befreien. Wie sich Allah des Königs in Gnaden angenommen habe, um ihm zum Siege zu verhelfen, so möge der König sich auch wieder der Bittsteller annehmen, um ihnen zur Freiheit zu verhelfen.

Im Westen Frankreichs hatte bisher Ruhe geherrscht und Niemand daran gedacht, die deutschen Truppen könnten bis Orleans vordringen. Man war daher, als es dennoch geschah, erschreckt und aufgeregt. Auch konnte man nicht gleich einen Entschluß fassen, was zu thun sey. Daß man sich wehren wolle, lag im Stammcharakter der Vendéer. Dieses fromme und patriarchalische Landvolk hatte aber heute so wenig wie vor 76 Jahren ein Wohlgefallen an der Republik und fühlte sich vollends verletzt durch die Berufung des gottlosen Garibaldi nach Frankreich. Es würde noch im Frühling das Kaiserthum, wie durch das Plebiscit, so mit den Waffen

unterstützt haben; aber der Kaiser war gestürzt und weil er den Papst im Stich gelassen, war alles Vertrauen von ihm gewichen. Wie es scheint, gaben sich die Republikaner viele Mühe, Anhang unter dem strenggläubigen Landvolk dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen die Deutschen nicht nur als fremde Eroberer, sondern auch als Ketzer schilderten. Wenn sie sich gegen die Deutschen waffneten, sollte es geschehen, wie einst in den Kreuzzügen. Wirkliche oder nur vorgebliche Nachkommen der berühmtesten Helden der Vendée zur Zeit der ersten Revolution, ein Cathelineau und ein Stofflet gaben sich dazu her, die Bauern der Vendée zum Kampf gegen die Deutschen aufzurufen.

Wie unnatürlich nun auch die Waffenbrüderschaft frommer Vendéer mit Garibaldi, dem Todfeind des Papstes, und mit den republikanischen Terroristen in Paris, mit den allerreligions- und sittenlosesten Parteimännern wie Hugo, Girardin &c. erschien, so zog die republikanische Regierung es doch vor, sich recht gern jener dummen Bauern zu bedienen, um den Deutschen noch mehr Streitkräfte entgegensetzen zu können. Der alte Jude Cremieux, der in Tours noch an der Spitze der Regierung stand, machte sich eine schadenfrohe Lust daraus, mit der einen Hand die Fahne der Jungfrau Maria, mit der andern die der rothkappigen Freiheitsgöttin einzusegnen, durch folgendes Umlaufschreiben an die Präfekten: „Meine lieben Präfekten! Lassen Sie den Herrn von Cathelineau, Stofflet und Queriau die Mission, die sie sich gegeben und die wir gut geheißen haben. Es handelt sich augenblicklich nur darum, die Preußen zu bekriegen; lassen wir alle Meinungen um das eine Ziel sich vereinigen, unter der Fahne Frankreichs unseren Boden zu befreien. Die Namen der Vendéer sind heute nur noch eine Erinnerung aus unserer Geschichte und Sie und unsere lieben republikanischen Freunde begreifen gewiß die Kluft, welche den vermeintlichen Erben des göttlichen Thrones und unsere schöne Fahne der Revolution trennt. Treten Sie aber nicht den Vendéern von 1870 ent-

gegen. Mögen unsere Mitbürger sich einigen; marschiren wir zusammen unter unseren nationalen Farben: nehmen wir keinen Anstoß daran, daß französische Katholiken die heilige Jungfrau anflehen, während freidenkende Franzosen die heilige Freiheit anrufen. Cremieux."

Sein College in der Regierung, Glais-Bizoin, ein Republikaner vom reinsten Wasser, ärgerte sich aber über die Arglist des alten Juden und warf sich zwischen die verrückte Umarmung der Papisten und Garibaldianer. Als nämlich der Oberst Charette, Enkel des gleichnamigen Vendéegenerals aus der ersten Revolution, der bisher in der päpstlichen Armee gedient hatte und jetzt von Rom vertrieben war, nach Tours kam und sich nicht schämte, seine Dienste der Republik anzubieten, und Cremieux ihn willkommen hieß und sagte, er habe nichts dagegen, wenn er mit dem weißen Banner und den Lilien in's Feld ziehe oder das Bild der heiligen Jungfrau vor sich her tragen lasse; denn auch er und die reinen Republikaner würden jetzt unter dem Zeichen einer Jungfrau, dem der unbefleckten Freiheit, kämpfen, trat ihm Glais-Bizoin energisch entgegen und verhinderte, daß Charette Oberbefehlshaber in der Vendée werden sollte. Die Kölner Zeitung schrieb: „Glais-Bizoin ist ein Bretagner und sein ehemaliger Wahlkreis stößt dicht an die eigentliche Vendée, gehört zum Theil auch zu ihr. Ruft man nun in dieser Provinz die legitimistischen und religiösen Leidenschaften wach, so ist es natürlich, daß er, der Voltairianer und Mann der Republik, um sein Bischen Lokaleinfluß gebracht wird. Aus diesem Grunde suchte er die von Cremieux gegebene Zusage zu hintertreiben und bis jetzt verlautet noch nichts von einer Insurgirung der Vendeé durch Charette." Es bleibt dahingestellt, ob Glais-Bizoin aus diesem persönlichen Grunde handelte. Jedenfalls hatte er Recht, wenn er nicht Schlüsselsoldaten und Sansculotten wollte zusammenkuppeln lassen.

Das katholische Landvolk war wohl von Agenten der ältern Linie Bourbon, namentlich von Priestern beeinflußt. Der letzte

Sprößling dieser Linie, der Graf von Chambord, der schon längst den Titel König Heinrich V. angenommen hatte und immer noch darauf wartete, auf dem französischen Throne restaurirt zu werden, meldete sich mit seinen Ansprüchen auch dießmal und erließ folgende Proklamation: „Franzosen! Ihr seyd von Neuem Herr eurer Geschicke. Zum vierten Male seit weniger als einem Jahrhundert sind eure politischen Institutionen zusammengestürzt und wir sind den schmerzhaftesten Heimsuchungen preis gegeben. Soll Frankreich das Ende dieser fruchtlosen Agitation, Quelle so vielen Unglücks, endlich sehen? Es ist an euch, darauf die Antwort zu geben. Während eines unverdienten langjährigen Exils habe ich nicht einen einzigen Tag gestattet, daß mein Name die Ursache von Spaltungen und Unruhen werde; aber heute, wo er ein Pfand der Versöhnung und Sicherheit seyn kann, zaudere ich nicht, meinem Lande zu sagen, daß ich bereit bin, mich ganz seinem Glücke aufzuopfern. Ja, Frankreich wird wieder auferstehen, wenn es, durch die Lehren der Erfahrung erleuchtet, durch so viele fruchtlose Versuche ermüdet, seine Zustimmung gibt, auf den Weg zurückzukommen, welchen ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat. Haupt jenes Hauses Bourbon, welches mit Hülfe Gottes und eurer Väter Frankreich in seiner machtvollen Einheit constituirt hat, mußte ich tiefer, denn irgend Jemand, die Größe unseres Unglücks ermessen, und es gehört mir mehr denn irgend Jemand an, dasselbe wieder gut zu machen. Möge die Trauer des Vaterlandes das Signal zur Wiedererwachung und zum edlen Elan seyn. Der Fremde wird zurückgeworfen werden und die Integrität unseres Territoriums gesichert seyn, wenn wir verstehen, unsere Bemühungen, unsere Opfer und unsere Aufopferung zu vereinigen. Vergeßt nicht, daß die Rückkehr zu den Traditionen des Glaubens und der Ehre der einen Augenblick lang geschwächten großen Nation ihre Macht und ihren Ruhm wieder verschaffen wird. Ich sagte euch vor Kurzem: Regieren heißt nicht den Leidenschaften der Völker schmeicheln, sondern sich auf ihre Tugenden stützen. Laßt

euch nicht durch unheilvolle Illusionen hinreißen. Die republikanischen Institutionen, welche den neuen Inspirationen entsprechen können, werden niemals Wurzel fassen auf unserem alten monarchischen Boden. Von den Bedürfnissen meiner Zeit durchdrungen, besteht mein ganzer Ehrgeiz darin, mit euch eine wahre nationale Regierung zu gründen, welche das Recht als Grundlage, die Redlichkeit als Mittel, die moralische Größe als Zweck hat. Löschen wir daher die Erinnerung an unsere vergangenen Discussionen aus, die der Entwickelung des wahren Fortschrittes und der wahren Freiheit so nachtheilig waren. Franzosen! Möge ein einziger Ruf aus eurem Herzen ertönen: Alles für Frankreich, durch Frankreich und mit Frankreich!“

Gewiß war es gut auf das fromme Landvolk berechnet, an die guten alten Zeiten vor der Revolution zu erinnern, welche nur wiederkehren könnten, wenn auch die alte Dynastie wiederkäme. Kaum war Orleans verloren, so kam man auf den sinnreichen Gedanken, eine neue Jungfrau von Orleans in Scene zu setzen, um vielleicht durch dieses Mittel das fromme Landvolk in lebhaftere Bewegung zu bringen. Aus Versailles wurde geschrieben: „Man meldet, natürlich jetzt erst nach der erfolgten Einnahme der Stadt Orleans, allen Ernstes das Auftauchen einer neuen Jungfrau, einer modernen Jeanne d'Arc, welche sich urplötzlich an der unteren Loire gefunden und welche die Herzen der Franzosen mit neuem Muthe und neuer Hoffnung erfülle. Das begeisterte junge Mädchen, welches, wie ihre Vorgängerin unter Karl dem VII., Visionen hat und der Stimme der Mutter Gottes gehorcht, hatte, scheint es, diesmal nicht nöthig, ein Examen darüber zu bestehen, ob sie nicht etwa mit ‚bösen Mächten‘ in intimer Verbindung stehe. Dafür trägt auch die neue Jungfrau keine Rüstung und kein Schwert, sondern einen langen, schwarzen, kaftanähnlichen Mantel; wahrscheinlich, um so die Trauer über die Lage des Vaterlandes anzudeuten. Man hat ihr auch den Oberbefehl über die Loire-Armee bis zur

Stunde noch nicht anvertraut. Dennoch aber zieht sie an der Spitze der Truppen, welche sich in Tours noch befinden, einher und trägt ihnen ein seidenes Banner voran, auf welchem die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde gemalt sind, so daß es fast den Anschein hat, als hätten die Regisseure dieses neuen Wunders vom eifrigen Studium der Schiller'schen Jungfrau von Orleans Nutzen gezogen. Die Nachricht, so fabelhaft sie klingt, ist in officieller Weise hier in's Hauptquartier der Südarmee gemeldet worden und deshalb auch werth, in Deutschland gekannt zu werden. Inzwischen fährt der General v. d. Tann fort, sich in Orleans wenig an die von der Jungfrau ihm drohende Gefahr zu kehren. Er hat der reichen Stadt eine Kriegscontribution von 1½ Millionen Franken auferlegt und die Stadt Etampes wegen Durchschneidung eines Telegraphendrahtes in eine Strafe von 40,000 Franken genommen, während man sonst für dieses Vergehen nur 2000 Franken einzutreiben pflegt. Das Vorgehen des Generals hatte jedenfalls zur Folge, daß die Stadtbehörden sofort einen eigenen Sicherheitsdienst organisirten, um so selbst die Wiederholung von Vergehen und Strafe zu verhüten."

Am 22. Oktober wurde Keratry, nachdem er im Namen der republikanischen Regierung in Madrid die spanische Hülfe vergebens nachgesucht hatte und zurückgekehrt war, zum Oberbefehlshaber in den westlichen Departements ernannt. Die schnell zusammen gerafften Moblots, die er commandiren sollte, erhielten den Namen der Armee von Bretagne.

Im Norden Frankreichs war man ruhiger. Man scheint hier richtiger überlegt zu haben, erstens, daß der Kaiser den Krieg im Uebermuth provocirt und den Deutschen Unrecht gethan habe, zweitens, daß nach der Vernichtung der regulären Armeen Frankreichs das in Waffen ungeübte Volk dem starken und trefflich disciplinirten Feinde doch keinen erfolgreichen Widerstand leisten könne, daß es demnach das Vernünftigste gewesen wäre, wenn gleich nach

der Gefangennahme des Kaisers die neue Regierung um Frieden gebeten hätte, denn sie würde denselben erhalten und, wenn sie auch hätte Opfer bringen müssen, sich doch die viel größern Opfer erspart haben, womit sich das französische Volk durch die unsinnige Fortsetzung des Kriegs belastete. Man erfuhr, in der Normandie sey man sehr für den Frieden gestimmt. Der Courier de Havre sprach warm für den Frieden. Das Journal de Fecamp sagte geradezu: „Demüthigen wir uns! Haben wir die Würde des Unglücks! Unterwerfen wir uns schweigsam, bescheiden! Der Friede, der Friede allein, der überall von ganz Frankreich gefordert wird, kann die Zukunft des Landes retten, indem seine Menschen und Hülfsquellen geschont bleiben. Zur Stunde müssen wir im Hinblick auf das Unglück des Vaterlandes den Muth haben, den Nacken zu beugen und um Frieden zu bitten."

Auch die englische Times theilte Correspondenzen aus Frankreich mit, die sich eben so verständig aussprachen und die Regierung der nationalen Vertheidigung auf's bitterste tadelten, daß sie blos aus republikanischer Principienreiterei und aus persönlichem Ehrgeiz das Wohl Frankreichs so leichtsinnig auf's Spiel setzte, und daß Leute, die gar nichts vom Kriegführen verstehen, mit ganz unzureichenden Mitteln dennoch Krieg führen wollten. Die „France" war kühn genug, die Männer der Regierung persönlich anzugreifen und geradezu auszusprechen, sie seyen eine Hand voll Menschen, die ohne Mandat nur aus dem allgemeinen Unglück Vortheil ziehen wollen.

Dreizehntes Buch.

Napoleon in Kassel.

Hatte Napoleon III. einen Fehler begangen, indem er Deutschland muthwillig angriff, so beging die republikanische Regierung einen noch größeren, indem sie den Krieg fortsetzte, da sie doch die Mittel nicht mehr besaß, die dem Kaiser noch vor einem Monat zu Gebote gestanden hatten. Die französische Nation verrieth wenig Verstand. In einem so kritischen Augenblicke hätte sie sich demüthigen müssen und einen billigen Frieden erlangen können, da sie die Schuld des Krieges auf den Kaiser schieben konnte. Die französische Nation verrieth aber auch wenig Ehrgefühl. Sie hatte sich 22 Jahre lang von Napoleon regieren lassen, ihm Huldigungen aller Art dargebracht, wie er denn auch mit Glück und Verstand regierte, zwei Provinzen von Italien erwarb und das Ansehen Frankreichs in den Augen ganz Europas mehr hob, als unter den frühern Regierungen der Fall gewesen war. Diesen Mann jetzt auf einmal wegzuwerfen und zu brandmarken, als hätte sich die französische Nation seiner zu schämen, war ungerecht. Die Nation würdigte sich dadurch nur selber herab. Auch kam vieles, was an Napoleon III. wirklich zu tadeln ist, auf Rechnung der französischen Nation. Alles deutet an, daß er große Sorge trug, seiner Dynastie Dauer zu geben. Daher seine eifrigen Bemühungen, es den Fran=

zosen recht zu machen. Wie sollte man es aber diesem Volke recht machen? Er durfte es mit dem eifrig katholischen Landvolk, also auch mit dem Klerus nicht verderben. Er mußte die liberale Strömung in den gebildeten Klassen zu mäßigen, nöthigenfalls zu leiten suchen, um es auch mit dieser mächtigen Partei nicht zu verderben und um durch sie die Republik und Anarchie niederzuhalten. Es war gewiß keine Kleinigkeit, so heterogene Parteien im Gleichgewicht zu erhalten.

Sie brachten ihn schließlich aus dem Gleichgewicht. Wie sehr er bemüht war, den Krieg mit Deutschland zu vermeiden, geht grade aus den vielen immer wiederholten Anträgen an Preußen hervor. Er würde sich damit nicht so sehr compromittirt haben, wenn er nicht ernstlich gewünscht hätte, den Krieg vermeiden zu können. Ohne für Frankreich die Rheingrenze oder wenigstens Belgien erwerben zu können, glaubte er seine Dynastie nicht gesichert. Er konnte dazu nur durch ein Bündniß mit Preußen gelangen, dem er dafür gern die größten Concessionen auf Kosten des übrigen Deutschland gemacht hätte. Da aber der König von Preußen keine preußische Eroberungs- und Theilungspolitik trieb, sondern die nationale, und auch nicht den kleinsten Theil Deutschlands dem Franzosen preisgeben wollte, sah sich Napoleon III. in eine peinliche, immer unerträglicher werdende Passivität versetzt, bis ein Zufall, die spanische Thronkandidatur, ihm die Besonnenheit raubte und er falschem Rathe folgend sich zum Kriege fortreißen ließ.

Der gefangene Kaiser reiste in Begleitung eines preußischen Generals und seiner eigenen Suite mit zehn Wagen auf der Eisenbahn durch Belgien und über Köln nach Kassel, wo ihm durch die Großmuth König Wilhelms die schöne Wilhelmshöhe zum Wohnsitz angewiesen war. Unterwegs hielt der Zug in Jemelle, wo seit etwa 14 Tagen der Prinz Pierre Bonaparte, der früher schon da gewohnt, seinen Aufenthalt genommen hatte. Derselbe begrüßte den Kaiser trauernd am Wagen. Schon am Abend des

5. September kam der Kaiser bei Kassel an, und fuhr in einem zweispännigen Wagen nach Schloß Wilhelmshöhe, wo er im Hauptgebäude seinen Wohnsitz nahm. Sechszehn Cavaliere, worunter die Prinzen Ney und Murat, und eine Dienerschaft von etwa 40 Personen sind mit einem späteren Extrazug eingetroffen. Ein starkes Detachement Infanterie hatte sich vor dem Schloß aufgestellt und detachirte Posten wehrten den Zutritt zu demselben.

Die Wilhelmshöhe bei Kassel ist von einem prächtigen Hochwaldpark mit den schönsten Wasserkünsten umgeben. Durch eine Lindenallee, an welcher viele nette Häuser sich befinden, gelangt man zu dem Schlosse, an dessen Seiten prachtvolle Blumenanlagen sind, welche vorzüglich dem Landgrafen Karl (gest. 1730) und dem Kurfürsten Wilhelm (gest. 1821) ihre Entstehung verdanken. In der Nähe des Marstalles führen durch den Wald bequeme zum Theil aus Felsen gebildete Schlängelwege nach dem neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch, 50 Fuß breit, von da links hinein zum Tempel des Merkur, dann auf Waldwegen zum Riesenschloß oder Oktogon, auf dem höchsten Punkt der Anlagen, 1312 Fuß über der Fulda. Das Oktogon besteht aus drei mit großer Kühnheit über einander gestellten Tonnengewölben, von denen das oberste von 192 gekuppelten 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der eine herrliche Rundsicht gewährenden Plattform desselben ist eine 96 Fuß hohe Spitzsäule, von welcher die 31 Fuß hohe Nachbildung des farnesischen Herkules („der große Christoph“) aus geschlagenem Kupfer herabschaut. In seiner Keule haben 9 Personen Raum. In der Grotte vor dem Oktogon rechts ist ein Vexirwasser. Vom Oktogon ziehen sich die Kaskaden den Berg hinab. Ihre Länge beträgt 90 Fuß, ihre Breite 40 Fuß; von 150 Fuß zu 150 Fuß werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Auf schönen Waldwegen gelangt man rechts bergab, etwa auf halber Berghöhe, bei dem Steinhöfer'schen Wasserfall vorbei zur Löwenburg, einer 1793 vom Kurfürsten Wilhelm I., der auch hier beigesetzt ist, er=

bauten Ritterburg mit allem Zubehör, Burgkapelle, Rüstkammer und dergleichen. Unterhalb der Löwenburg ist die Fasanerie und nächst dieser das chinesische Dorf, welches aus Häuschen mit chinesischer Bauart besteht. Vor dem Schloß ist ein Teich mit der großen Fontäne, einem 12 Zoll starken, 190 Fuß hohen Wasserstrahl, dem höchsten in Europa, dem Wunder der Wilhelmshöhe. Nicht fern von dieser liegt links die Teufelsbrücke, rechts der Aquädukt mit einem hohen prächtigen Wassersturz. Die Umgebungen eines andern großen Teiches, östlich vom Schlosse, sind besonders schön.

Der Kaiser wurde hier mit aller einem Souverän gebührenden Achtung behandelt. In Frankreich legte man etwas sophistisch ein Gewicht darauf, daß er nicht gefangen worden sey, sondern sich gefangen gegeben habe.

In denselben Tagen ließ man in Paris die Correspondenzen Napoleons drucken, die bei seiner Abreise nicht verborgen oder vertilgt worden waren. Die erste Lieferung enthielt nur schmutzige Wäsche von geheimen Liebschaften des Kaisers und scandalösen Hofgeschichten. Die zweite Lieferung hatte einen größeren historischen Werth, weil sie bestätigte, was Graf Bismarck dem Herzog von Gramont und Benedetti vorgehalten hatte. Unter den Papieren des Kaisers fanden sich nämlich Bemerkungen, die er seinem Cabinetschef Conti dictirt hatte und die in der zweiten Lieferung abgedruckt waren. Darin hieß es unter anderm: „Wenn Frankreich sich kühn auf dem Terrain der Nationalitäten etablirt, so ist es wichtig, schon jetzt festzustellen, daß es eigentlich keine belgische Nation gibt, und diesen Hauptpunkt in Bezug auf Frankreich in's Auge zu fassen. Wenn das Berliner Kabinet seinerseits geneigt wäre, mit Frankreich Arrangements zu treffen, die letzterem conveniren würden, mit Berlin einzugehen, so wäre es gut, einen geheimen Akt zu vereinbaren, der beide Theile engagiren möchte. (Wem fällt da nicht Benedetti ein?) Ohne behaupten zu wollen, daß ein solcher Akt eine vollständig sichere Bürgschaft bieten möchte, so würde er doch den doppelten

Vortheil nach sich ziehen, Preußen zu compromittiren, aber doch für dasselbe ein Unterpfand für die Aufrichtigkeit der Politik und der Absichten des Kaisers seyn. Es ist aber nöthig, sich nicht zu verhehlen, daß bei Kenntniß des Charakters des Königs von Preußen und seines Ministers die letzten diplomatischen Zwischenfälle, sowie die gegenwärtige Stimmung der öffentlichen Meinung in Frankreich selbst (den König und Bismarck) in der Ueberzeugung bestärken mußten, daß wir auf die Wiedererlangung der Rheingrenze nie verzichtet haben. Um sicher zu seyn, das nöthige Vertrauen zum Eingehen einer so intimen Verbindung zu finden, müssen wir uns bemühen, die Besorgnisse zu verscheuchen, welche diese Eventualität immer hervorgerufen hat; diese Besorgnisse sind durch unsere letzten diplomatischen Mittheilungen lebhafter geworden. Ein solches Resultat kann nicht durch Worte allein erreicht werden, es bedarf hiezu nur eines Aktes, der darin bestehen würde, das schließliche Schicksal Belgiens im Verein mit Preußen zu ordnen und der Preußen den Beweis liefern müßte, daß der Kaiser ganz entschieden anderwärts als am Rhein die Frankreich nothwendige Erweiterung suchen wolle, und welcher nach den Ereignissen, deren Schauplatz Deutschland gewesen, uns die relative Sicherheit einbringen soll, daß die preußische Regierung unserer Vergrößerung gegen Norden hin keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde."

Das Gelüsten nach Belgien war übrigens in Frankreich nichts Neues. Napoleon III. überkam es schon von seinem Vorgänger Ludwig Philipp. Es ist bekannt, daß dieser Belgien gern annectirt oder wenigstens seinem Sohn, dem Herzog von Nemours, zugeschoben hätte. Höfken schrieb noch zur Zeit Ludwig Philipps in seinem interessanten Buch über Belgien (1845), wie gebieterisch Frankreich mit Belgien verfahre. Die französische Industrie suchte der belgischen zu schaden. Bei allen Unterhandlungen wollte sich Frankreich den Löwenantheil zueignen. Der französische Schutz wurde für Belgien drückend und schimpflich. Man erinnerte die Belgier an

die Zeit, in welcher sie französischen Präfekten gehorchen mußten und gab ihnen zu verstehen, die Zeit würde wiederkehren.

Interessant war eine aufgefundene Correspondenz Napoleon's III., aus welcher erhellte, wie wenig man berechtigt gewesen war, zu glauben, Sachsen habe seine Schonung im Prager Frieden der Fürsprache Frankreichs zu danken gehabt. Der Kaiser schrieb während der Nikolsburger Verhandlungen an Rouher am 26. August 1866: „Wäre es nicht besser, daß Preußen dieses Sachsen, ein protestantisches Land, annectirt, und daß der König von Sachsen auf dem linken Rhein-Ufer, in einem katholischen Lande, untergebracht würde? Aber alles dieses soll nur freundschaftlich insinuirt werden." Die Verpflanzung des katholischen Königs von Sachsen an den Rhein hatte wohl den Zweck, ihn zum Fürsten Primas des in Aussicht genommenen neuen Rheinbunds zu machen. Eine ähnliche Verpflanzung des Königs der Belgier nach Mexiko (wie sie Napoleon in Aussicht nahm, wenn der kinderlose Maximilian sterben würde) sollte Frankreich den Besitz Belgiens verschaffen.

Am Ende des September wurde ein angebliches Manifest Napoleon's III. zuerst durch die „Situation" veröffentlicht, bald aber für unecht erklärt. Der Grundgedanke, der dem Exkaiser hier untergeschoben wurde, war, der König von Preußen möchte jetzt noch sich mit Napoleon alliiren, um ihn in Frankreich wieder herzustellen und den Republikanismus niederzudrücken. Wie anmaßlich und unpassend eine solche Zumuthung unter den gegebenen Umständen erscheinen muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß jenes Manifest, von wem es auch herrühren mag, einen gesunden Gedanken enthält, welcher — freilich unter ganz andern Umständen — Europa hätte Früchte tragen können, nämlich den Gedanken, daß es für die germanische und romanische Race zuträglicher seyn würde, zusammenzuhalten, anstatt sich im Angesicht der slavischen Race, welche sich beständig von Asien her rekrutirt, wechselseitig zu zerfleischen. Das hätte Napoleon III. vor dem Kriege bedenken sollen.

Schon vor dem Kriege schrieb Graf Bismarck an den deutschen Gesandten in London, Grafen Bernstorff: „Die Ueberzeugung, daß mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen sey, wird bei Napoleon III. den Entschluß gereift haben, eine solche gegen uns zu erkämpfen. Ich habe sogar Grund, zu glauben, daß auch noch nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht werden würde, an der Spitze beider gerüsteten Heere dem unbewaffneten Europa gegenüber gemeinsam das Benedetti'sche Programm durchzuführen."

Man zweifelte nicht, der französische Kaiser habe für alle Fälle im Ausland bedeutende Summen angelegt. Sein Sekretär Pietri ließ öffentlich drucken, der Kaiser habe keinen Sous mitgenommen, aber das Siècle spottete über dieses pas un sous und zählte die Summen auf, die der Kaiser im Ausland angelegt habe: „1854 bei Gebr. Baring in London 6 Mill.; 1855 bei der Victoria-Bank in London 3 Mill.; 1856 bei Kinalet u. C. in Wien 3 Mill.; 1860 bei J. P. Jecker in Mexiko 14 Mill. (jedenfalls schlecht placirt); 1863 in der chinesischen Anleihe 3 Mill. (auch schlechtes Geschäft); 1864 in der türkischen Anleihe 5 Mill.; 1866 in Newyork in Hypotheken durch Vermittlung von Gebr. Brown 10 Mill.; 1867 in der russischen Anleihe durch Funda u. C. und Pluz in Petersburg 6 Mill.; 1869 durch die Kaiserin in einem Gute bei Santander durch Vermittlung von Don Trupita 3 Mill.; im nämlichen Jahre bei Berg von Dussen in verschiedenen Werthpapieren 7 Mill.; im Ganzen 60 Millionen."

Die Staatsausgaben waren groß, aber es wurde unter dem Kaiserreich auch ungeheuer viel unnütz vom Hofe und seinen Günstlingen, Ministern und Generalen verschwendet. Nach dem Falle von Metz wurde von dort geschrieben: „Die Schäden, welche das Kaiserthum Frankreich geschlagen, kommen alltäglich mehr an's Licht. In der Kasse der Bankfiliale zu Metz wurden für 56 Millionen Franken Bons de l'Etat (Staatsscheine) gefunden, welche also eine

entsprechende Summe darstellen, welche die Staatsverwaltung daraus entnommen hat. Aehnliches ist bei allen andern Filialen der Banque de France der Fall; sehr leicht dürften 7 bis 8 Hundert Millionen herauskommen, welche der Staat der Bank schuldet. Und doch ist dies nur der kleinere Theil der durch das Kaiserreich geschaffenen schwebenden Schuld. Nach einem unter Napoleon III. eingeführten Gesetze sind alle Gemeinden, Corporationen, milden Stiftungen und besonders auch die Sparkassen gehalten, ihre flüssigen Kapitalien und Gelder in der Staatskasse zu hinterlegen. Die Gemeindesteuern werden sogar für das ganze Jahr vorausbezahlt und der Betrag sofort Anfangs des Jahres besagter Kasse abgeführt, die nicht eher als am Jahresschlusse dieselben herauszugeben hat. Dann kommt aber wiederum der Ertrag der neuen Gemeindesteuern hinzu, so daß der Staat sofort wieder eine mindestens gleiche Summe einnimmt. Derselbe hat auf diese Weise durch die Gemeinde-, Stiftungs- u. s. w. Gelder ein fortdauerndes unverzinsliches Darlehen, das sich sogar alljährlich erhöht. Die Sparkassen müssen ihrerseits ebenfalls all' ihre Gelder der Staatskasse anvertrauen, welche nur 3½ pCt. Zinsen dafür zahlt. Die Sparkassengelder betragen für ganz Frankreich gegenwärtig über 600 Millionen und nahmen in letzter Zeit alljährlich um 25 bis 30 Millionen zu.

Man begreift nun wohl, daß Frankreich auf diese Weise eine schwebende Schuld von etwa 2000 Millionen besitzt. Da die Staatseinnahmen ungefähr dasselbe betragen, so kann man sagen, Frankreich sey immer um die ganze Einnahme eines Jahres in seinen Finanzen zurück. Durch dieses System setzt sich übrigens der Staat in den Besitz fast aller Geldmittel des Landes. Es ist eine finanzielle Centralisation, wie sie nirgends besteht, aber sie entspricht vollkommen der ganzen Staatseinrichtung, welche ja die Centralisation in allen Gebieten des öffentlichen, geistigen und materiellen Lebens auf das Höchste getrieben hat. Je genauer man die französischen Verhältnisse prüft, desto überzeugender tritt überall der

Beweis hervor, daß die politische Centralisation alle diese Erscheinungen nothwendig nach sich zieht.

Durch den Krieg hat diese finanzielle Frage eine um so größere Wichtigkeit. Wo wird Frankreich bei dieser Zerrüttung die Mittel hernehmen, um die Entschädigungs-Ansprüche Deutschlands sofort zu bestreiten? Auf den Augenblick oder in kurzer Frist werden die von uns geforderten Milliarden kaum herbeigeschafft werden können. Ist doch schon seit Juli alles Gold aus dem Verkehr geschwunden, während die durch Zwangscours entwertheten Banknoten auf den doppelten Betrag vermehrt worden sind. Hier, sowie in allen besetzten Provinzen sieht man fast nur deutsches Geld, das früher unbekannt und verschmäht, gegenwärtig allenthalben gern genommen wird."

Der Exkaiser suchte sich begreiflicher Weise durch seine Organe von der Schuld an dem unglücklichen Kriege möglichst rein zu waschen. Da hieß es, er sey getäuscht worden, seine Gesandten in Deutschland hätten ihm falsche Nachrichten gegeben, er dürfe nur nach Deutschland kommen, um zu siegen, das ganze südliche Deutschland würde sich für ihn erheben. Als Gramont, um sich selbst rein zu waschen, solche Behauptungen drucken ließ, ertheilte ihm Graf von St. Vallier, früher französischer Gesandter in Stuttgart, ein Dementi mit der Versicherung, daß die süddeutschen Gesandten den Minister von dem wirklichen Stande der Dinge der Wahrheit gemäß unterrichtet hätten. Dies wird von anderen kompetenten Seiten bestätigt. Aber die Regierung des Kaiserreiches traute mehr den Berichten gewisser offiziöser Agenten, die ihren, der Regierung, kriegerischen Gelüsten besser entsprachen und seitdem durch die in St. Cloud gefundenen Papiere enthüllt wurden. Hierbei ist zu bemerken, daß der Verdacht, Oberst Stoffel, der Militärbevollmächtigte Napoleons in Berlin, habe seinem Herrn die preußische Armee als ungefährlich geschildert, unbegründet und eine Verleumdung war, denn Stoffel warnte den Kaiser vor der preußischen Armee, als vor der tüchtigsten der Welt.

Ohne Zweifel hoffte Napoleon III. noch viel von der Armee in Metz, wo ihm Bazaine treu blieb. Als nun Metz endlich capituliren mußte und die ganze dort gefangene französische Armee nach Deutschland transportirt wurde, schien der tiefe Schmerz des Kaisers auf der Wilhelmshöhe doch wohl zu verrathen, daß er auf seine vormalige Haupt- oder Rheinarmee noch immer Hoffnungen gesetzt hatte. Er aß fast gar nichts mehr und war außerordentlich schweigsam und niedergeschlagen. Alle drei in Metz gefangenen Marschälle, Bazaine, Canrobert und Leboeuf, wie auch der alte Changarnier wählten Kassel zu ihrem Aufenthaltsort, um dem Kaiser wenigstens ihre Treue zu beweisen.

Während Bazaine in Kassel lebte, schrieb man von dort: „Seine schöne junge Gemahlin liegt jetzt im Hotel du Nord in den Wochen. Der glückliche Erbe der zahlreichen Millionen, die sein Vater in Mexiko gefunden, ist nicht auf deutschem Boden geboren, obgleich er in Kassel das Licht der Welt erblickte, denn in dem Augenblicke, als der junge Bazaine sein warmes Mutternest verließ, ward er auf französische Erde gebettet, welche zu diesem patriotischen Zwecke der umsichtige Vertheidiger von Metz in einem Kästchen mitgebracht hatte.“

Man ging so weit, zu glauben, dem französischen Kaiser würde auch seine Garde auf die Wilhelmshöhe geschickt werden, wie die Herzogin von Hamilton vom König von Preußen wirklich verlangt haben soll. Ja, in dem Schreiben eines angeblichen französischen Diplomaten an Gambetta wurde dieser ermahnt, die Republik fest zu begründen und schlagfertige Volksheere aufzustellen, weil sonst Napoleon III., von Preußen begünstigt, mit seiner ganzen in Deutschland gefangenen Armee von mehr als 300,000 Mann nach Paris zurückkehren, den Thron wieder einnehmen und dann eine schreckliche Reaction üben werde. Das sey schon in Sedan verabredet worden und Napoleon habe sich nur deshalb gefangen gegeben, denn auf diese Weise habe er den Ollivier'schen Parlamentarismus, die Sorge

um die Republikaner und die doch einmal unvermeidlich gewordene Revolution bequemer loszuwerden gehofft, als wenn er in Paris geblieben wäre und nie den Krieg erklärt hätte. Jedenfalls gab es noch einen rührigen Anhang des depossedirten Kaisers und noch mehr Intriguen, als womit derselbe sich wirklich beschäftigte, wurden ihm untergeschoben. Die Unterstellung, Preußen begünstige den Bonapartismus, ging übrigens zunächst von Wien aus und gehörte zu den vielen Bosheiten der Wiener Presse. So wurde im Oktober von dort geschrieben: „Cardinal Bonaparte hat letzter Tage einen Brief von Napoleon III. bekommen, in welchem er aufgefordert wird, alle Anstrengungen zu machen, um Pius IX. dahin zu bestimmen, daß er mit all seinem Einfluß die Wiederherstellung der Napoleonischen Dynastie unterstütze. Der Exkaiser, oder vielmehr seine Dynastie, würden sich in diesem Falle verpflichten, dem heiligen Vater die weltliche Herrschaft mit den Grenzen von 1859, oder wenigstens in dem beiläufigen Umfange derselben wieder zu verschaffen. Der kaiserliche Vetter im Vatican handelt denn auch nach Ordre und thut sein Möglichstes, um den Sinn des Papstes in die gewünschte Richtung hineinzudrängen.“ Dann wird noch hinzugefügt, man gebe sich große Mühe, Preußen auch für den Papst zu gewinnen. Dasselbe breiteten auch die französischen und belgischen Blätter Gambetta's aus, um ihre Leser zu überreden, die deutschen Protestanten seyen unzufrieden mit dem König Wilhelm und Deutschland überhaupt sehne sich nach Frieden.

Die Enthüllungen, die man aus den in St. Cloud aufgefundenen Papieren schöpfte, waren übrigens nicht nur den Bonapartisten sehr unbehaglich, sondern auch der republikanischen Regierung. Denn man fand unter jenen Papieren eine Menge Berichte der Präfekten, aus denen hervorging, fast in allen Provinzen habe man der Kriegserklärung des Kaisers zugejauchzt. Favre hatte im Gegentheil behauptet, der Kaiser allein sey an dem Kriege schuld, denn Frankreich habe den Frieden gewollt, und man hatte früher die Berichte

einiger Präfekten abdrucken lassen, welche die Volksstimmung wirklich als friedlich geschildert hatten. Unter den aufgefundenen Papieren befand sich auch eine erlogene Correspondenz aus Basel, worin über die Verhaftung eines eidgenössischen Generals und mehrerer seiner Offiziere in Deutschland geklagt wurde. Es war eine Lüge, kein Schweizer war in Deutschland verhaftet worden. Aber es galt, solche Lügen auszubreiten, um den Chauvinismus zu rechtfertigen.

Ende November erschien in Brüssel „le drapeau," ein neues bonapartistisches Blatt, welches der alte Mameluk Clement Duvernoy herausgab. Es sollte auf eine Restauration des Kaiserthums hinarbeiten, rivalisirte insofern mit den Organen der bourbonischen und orleanistischen Partei und wollte daher in einer seiner ersten Nummern wissen, der Graf von Chambord habe dem König von Preußen geschrieben, sey aber keiner Antwort gewürdigt worden. Das Blatt kokettirte mit der preußischen Hülfe.

Die Bonapartisten verkündeten schon, nach dem Falle von Paris würden der frühere Senat und gesetzgebende Körper einberufen und das Kaiserthum hergestellt werden. Unter den internirten und gefangenen Offizieren wurde gewaltig für diesen Plan agitirt. Aber Gambetta's Agenten blieben auch nicht unthätig und brachten es dahin, daß eine Anzahl gefangener Offiziere mit ihren Unterschriften gegen das Kaiserthum protestirten. Dem Pesther Lloyd wurde aus Hamburg geschrieben: „Sie haben wahrscheinlich in der ‚Independance' und anderen Zeitungen einen aus Hamburg und Altona datirten, mit einigen 100 Unterschriften von französischen Offizieren versehenen Protest gegen die Dynastie Napoleons gelesen! Dieser Protest dürfte theilweise an Werth verlieren, wenn man die Entstehungsgeschichte desselben kennt. Sie werden gehört haben, daß die wenigsten gefangenen französischen Offiziere mit Glücksgütern gesegnet sind, im Gegentheil haben dieselben mit der größten Noth zu kämpfen. Diese Verlegenheit benutzen die Agenten Napoleons und Gambettas. Ersterer ließ bekanntlich 1 Million Francs zur

‚Unterstützung‘ für die gefangenen Offiziere bei dem Hause Behrend und Comp. anweisen, während die Agenten der provisorischen Regierung persönlich Gaben an die Offiziere verabfolgten. Das Resultat dieses Wettstreites in ‚Humanität‘ ist obenerwähnter Protest, der von jenen Offizieren ausgeht, denen die Abgesandten der Republik das Versprechen gaben, daß im Falle der Zurückkunft ihre Chargen durchgängig um einen Grad erhöht würden. In einer Versammlung der hier internirten 1700 französischen Offiziere, bei welcher es zu einer großen Spaltung unter denselben kam, fanden heftige Streitigkeiten zwischen beiden Parteien statt. Der größte Theil der Versammlung bestand aus Anhängern der Napoleoniden, welche ihren Gegnern Undankbarkeit gegen das Kaiserreich vorwarfen. Die Letzteren hinwiederum erklärten unumwunden, daß Napoleon sie auf die gemeinste und feigste Art verrathen habe.“

Die Republikaner motivirten ihren Haß gegen Napoleon durch die schrecklichen Schläge, die ihnen vor 22 Jahren der „zweite Dezember“ gegeben. Sogar ein Deutscher, Gustav Rasch, schrieb ein „Schuldbuch Louis Bonapartes.“ „Der Exkaiser wird darin die Hinrichtungen der französischen Republikaner mittelst der ‚trockenen Guillotine‘ in der afrikanischen Steppe und auf der Teufelsinsel, die Knechtschaft der Geister während des zweiten Kaiserreichs und den Schrecken finden. Sechstausend Todte der Steppe! Welche Menschenhekatombe! Und wie gingen die Hinrichtungen der Republikaner mittelst der trockenen Guillotine auf der Teufelsinsel vor sich? Ein Beispiel von Tausenden: Eugen Millelot von Clamecy starb an hundert Peitschenhieben, welche er auf Befehl Morny's, des Halbbruders Louis Bonaparte's, dessen Statue die Regierung der französischen Republik heute in den Bagno von Toulon versetzt hat, in Cayenne in Gegenwart seines Vaters, seines Bruders und seiner Freunde erhielt — weil er einen Fluchtversuch gemacht hatte. Und worin bestand der zweite bonapartistische Schrecken, mein Herr? In den Einkerkerungen und Deportationen von Tausenden von ‚Ver-

dächtigen‘ im Jahre 1858. Die Deportationen des Jahres 1858 fanden sämmtlich auf Befehl der immer aus drei Bonapartisten zusammengesetzten ‚gemischten Commissionen‘ statt. Keiner der ‚Verdächtigen‘ ist vor einem Gerichtshof verurtheilt, keiner behufs seiner Vertheidigung gehört worden.“

In Brüssel hat ein Graveur den eigenthümlichen Einfall gehabt, eine Anzahl der letzten, von dem Kaiser Napoleon geschlagenen Fünffrancsstücke in der Art umzuarbeiten, daß das Bild des Kaisers eine preußische Pickelhaube trägt. Dadurch soll die unnützer Weise befürchtete bonapartistische Restauration unter Preußens Auspicien karikirt werden. Dennoch erwies sich die französische Nation undankbar und frivol, insofern sie alle Erinnerungen an den Kaiser, dem sie 22 Jahre lang gehorcht, den sie durch drei Plebiscite bestätigt, dem sie zugejauchzt, den sie bewundert hatte, jetzt auf einmal verleugnete, schändete, alle seine Statuen und Bilder wegschaffte oder zertrümmerte, alle Orte, Straßen 2c., die nach ihm genannt waren, umtaufte und ihm nur noch Schlechtes nachsagte. Aber es war nur Terrorismus der republikanischen Partei, von welcher der Vandalismus an den kaiserlichen Reliquien geübt wurde. Zuweilen dauerte es die guten Bürger in den Städten, so viele Denkmäler des Nationalruhms zerstören zu sollen. In Grenoble sollte die Reiterstatue Napoleons I. weggeschafft werden, „da aber das Roß jedenfalls unschuldig, auch für einen anderen Reiter zu gebrauchen ist — etwa um den Bürger Ersten Consul Gambetta mit einer Jakobinermütze darauf zu setzen —, so hat der Municipalrath beschlossen, daß nur der kaiserliche Reiter vernichtet, das Pferd aber sorgfältig aufbewahrt werde.“

Vom Prinzen Napoleon berichtete der General Changarnier, „diese dicke und große Person sey in seinen kleinen ärmlichen Salon eingedrungen und habe zu ihm gesagt: Sie allein können Frankreich retten und dem Kriege ein Ende machen. Die Kaiserin ist ein dummes Thier (une brute). Werden Sie Frankreichs Regent

und führen Sie den jungen kaiserlichen Prinzen. Ich bürge Ihnen für die Zustimmung des Königs von Preußen und Bismarcks. Vereinigen Sie sich an der Grenze mit 150,000 unserer Gefangenen, welche von Generalen nach Ihrem Willen kommandirt werden sollen. Wenn Sie die provisorische Regierung und einige fünfzig andere Unruhestifter erschießen lassen werden, wird die Ordnung für immer hergestellt seyn. Falls Sie einstimmen, wird sogleich ein Unterhändler an Herrn Bismarck abgeschickt werden. — Prinz, antwortete ich, ich will keine Romane mehr machen, am allerwenigsten so lächerliche. — Darauf wies ich ihm die Thür, und er entfernte sich."

Sehen wir uns nun nach der schönen Exkaiserin um, die in England lebte und von der das Gerücht ging, sie habe für ihren unglücklichen Gemahl eher Vorwürfe als Trost. Die Kaiserin Eugenie mußte in derselben Nacht aus Paris flüchten, in welcher die Republik ausgerufen wurde. Man beschuldigt sie, durch ihre Kriegslust die des Kaisers angefeuert und dadurch an dem Unglück Frankreichs einen nicht kleinen Antheil gehabt zu haben. Wenn Napoleon selbst nach seiner Gefangennehmung in Sedan sich äußerte, er habe den Krieg nicht gewollt, er sey aber dazu getrieben worden, so scheint er damit nicht auf seine Gemahlin, sondern auf seine Minister hingedeutet zu haben. Indessen ist es unzulässig, einen bekanntlich sehr schlau berechnenden und ruhig urtheilenden Mann, welcher frühe schon die Schule des Unglücks durchgemacht, dann mit großer Geschicklichkeit 22 Jahre lang Frankreich regiert hat, für einen Schwachkopf ansehen zu wollen, der sich von andern habe verführen lassen. Auch seine Gemahlin wird ihn gewiß nie zu etwas überredet haben, was er nicht selbst gewollt hätte. Nur das ist unzweifelhaft, daß die schöne Eugenie auf der Höhe, zu welcher sie das Glück emporgetragen, ein wenig übermüthig geworden ist und vom Kriege gehofft hat, er werde ihr und ihrem Sohne noch mehr Glück und Glanz erwerben. Der jähe Sturz von ihrer Höhe muß sie also sehr erschüttert haben. Schon als Regentin wurde sie in

Paris auf eine beleidigende Weise zurückgesetzt und mißachtet. Die Minister thaten, was sie wollten. Als vollends die Republik proklamirt wurde, war ihre kaiserliche Person nicht mehr sicher in Paris. Es hieß sogar, in derselben Nacht hätte ihre Dienerschaft ihre Gemächer ausgeplündert.

Ueber die Flucht der Kaiserin aus Paris enthält der Daily Telegraph folgende Mittheilungen aus der Feder eines Augenzeugen: Die Absetzung der napoleonischen Dynastie wurde im Corps Legislatif am Sonntag den 4. September gegen 1 Uhr Mittags ausgesprochen. Um 2 Uhr stürzte der damalige Polizei-Präfekt Pietri athemlos in die Gemächer der Kaiserin in den Tuilerien mit der überraschenden Ankündung und Warnung: „Die Absetzung ist erklärt worden. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Retten Sie ihr Leben, Madame, wie ich mich beeile, das meinige zu retten!“ Dann verschwand er. Die Kaiserin blieb allein mit ihrer alten, treuen Sekretärin, Madame le Breton, und Herrn Ferdinand de Lesseps, welche beide ernstlich in sie drangen, sofort die Flucht zu ergreifen. Vergebens alle Rathschläge. Sie hielt es für eine Feigheit, den Palast zu verlassen. Sie wollte, sagte sie, lieber vom Pöbel wie Marie Antoinette behandelt werden, als Sicherheit in einer unwürdigen Flucht suchen. Eine Zeit lang war alle Ueberredung vergebens; schließlich beruhigte sich die Kaiserin einigermaßen und sah die völlige Nutzlosigkeit ihres Verbleibens ein. Von den zwei genannten Gefährten begleitet, floh die Kaiserin durch die lange Gallerie des Louvre, bis sie plötzlich vor einer verschlossenen Thüre stillstehen mußte. Deutlich konnte man den Lärm der Menge hören, die bereits den Privatgarten der Tuilerien betreten hatte. Um Zeit zu gewinnen, schlug Lesseps vor, auf die Terrasse hinauszugehen und durch die wachthabenden Soldaten das Volk auf einige Minuten zurückdrängen zu lassen, während er selbst außerdem die Menge durch eine Anrede aufhalten wollte. Dies wurde jedoch überflüssig. Madame le Breton fand einen Schlüssel, öffnete die

Thür und die Kaiserin gelangte mit ihren beiden echten Freunden auf die Straße am Ende des Louvre. Hier stiegen sie in einen gewöhnlichen Fiaker, nicht ohne Gefahr, sofort entdeckt zu werden, denn ein kleiner, kaum zwölfjähriger gamin de Paris schrie: Voilà l'Impératrice! Glücklicherweise schien dies Niemand zu hören oder zu beachten, und der Fiaker entfernte sich ruhig mit den beiden Damen. Sie fuhren nach der Wohnung des Herrn v. Lesseps auf dem Boulevard de Malesherbes, wo die Kaiserin kurz darauf den Fürsten Metternich empfing, der alles nur Mögliche that, um ihre Abreise nach einem sicheren Orte zu erleichtern. Am Abend fuhr die Kaiserin, begleitet von Madame le Breton, nach dem Nordbahnhofe, entging, Dank ihrem dichten Schleier, jeder Erkennung, und reiste um 7 Uhr sicher und unentdeckt nach der belgischen Grenze ab.

Nach andern Nachrichten der Times wurde sie vom Fürsten Metternich und zwei andern Herrn, nachdem sie mit ihnen die Tuilerien verlassen hatte, im Straßengedränge getrennt und von einem Jungen erkannt. Der Pöbel rief ihr zu à la Guillotine! und doch gelang es ihr, sich nochmals im Gedränge zu verlieren und das Haus eines Freundes zu erreichen. Paris mit der Eisenbahn zu verlassen, schien zu gefährlich, und es war keine andere Fahrgelegenheit zu finden, als ein nach der Normandie zurückkehrender Marktkarren. Auf diesem Karren fuhr die Kaiserin drei Tage und zwei Nächte, ehe sie in der Nähe von Trouville die See erreichte, und hier von Sir John Bourgoyne an Bord seiner Yacht aufgenommen wurde. Vor ihr kam ein Franzose an Bord mit der Bitte, sich einmal eine englische Yacht ansehen zu dürfen. Sir John, welcher ihn halbwegs für einen französischen Spion hielt, gestattete ihm die Besichtigung des Fahrzeuges, und bald nachdem er sich entfernt hatte, kamen zwei andere Herren mit der nämlichen Bitte. Nachdem sie die Yacht genau in Augenschein genommen und vielerlei Fragen über deren Fahrgeschwindigkeit rc. gestellt hatten,

baten sie, den Eigenthümer allein sprechen zu dürfen. Der eine, welcher sich als Herr v. Lesseps vorstellte, sagte, sie seyen gekommen, einen Gefallen zu erbitten, und verließen sich auf seine Ehre als englischer Gentleman, daß er, auch falls er die Bitte nicht zu erfüllen im Stande sey, von der ihm zu machenden Mittheilung keinen Gebrauch mache. Dann erzählten sie die Geschichte von der Flucht der Kaiserin und baten ihn, dieselbe nach England zu bringen. Die Kaiserin kam ohne alles Gepäck an Bord, sie hatte nicht einmal Kamm und Bürste, noch auch das geringste von frischer Wäsche bei sich. Die Ueberfahrt nach der Insel Wight war sehr rauh, und äußerst erschöpft langte die entthronte Fürstin in Rhyde an, woselbst sie sich bei Sir John und Lady Bourgoyne mit Thränen in den Augen für die ihr geleistete Hülfe bedankte (beide waren ihr früher unbekannt gewesen) und woselbst die Matrosen des kleinen Kutters zum erstenmale erfuhren, wer die Dame gewesen, die geheimnißvoll an Bord gekommen und in Lady Bourgoyne's eigener Cabine einlogirt war. Die Kaiserin hielt sich nur so lange auf, als nöthig war, um den ersten Dampfer abzuwarten, der von dort nach Portsmouth hinüberfuhr.

Mit einem dieser Passagierdampfer, dem ersten, der des Morgens von Rhyde nach Portsmouth abfuhr, machte die Kaiserin Eugenie am 6. September die Ueberfahrt. Es war um halb acht Morgens, die See ging hoch, graue Nebel umhüllten Land und Meer, das Deck war kalt und naß, ein Köfferchen und zwei Handtaschen enthielten alle ihre Reisehabseligkeiten. Zwei Frauen und ein einziger Diener bildeten ihre Begleitung, und außer diesen gab es der Passagiere kaum ein Dutzend auf dem Schiffe, das sie herübertrug. Es mag seit langer Zeit die trübseligste Gesellschaft gewesen seyn, die einer dieser Vergnügungsdampfer an Bord genommen hatte. In Portsmouth wurde am Landungsplatze ein Miethwagen genommen, der die Flüchtigen nach dem am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen Bahnhofe führte, und dort angekommen,

mußten sie abermals geraume Zeit warten, bis der nächste Zug nach Hastings abging. Es ist eine ziemlich lange Fahrt längs der Südküste, welche ein- oder zweimaligen Wagenwechsel erfordert, und es war sehr dunkel, als die Kaiserin in Hastings anlangte. Eine telegraphische Depesche aus Rhyde scheint den Prinzen von der Ankunft der Mutter benachrichtigt zu haben, denn er erwartete sie auf der Treppe des Hotels. Der arme Junge! Wenige kannten ihn und noch weniger die tiefverschleierte Frau, der er sich schluchzend in die Arme warf. — Man sah ihn später mit seiner Mutter spazieren gehen. Er sah schmächtig und niedergeschlagen aus, trug einen weißen breitrandigen Hut und war dankbar für jeden freundlichen Gruß. Am 24. September siedelte die Kaiserin mit ihrem Sohn nach Camdenhouse in Chislehurst in Kent, einem kleinen altmodischen Landsitz des Alterthumforschers Camden, nur drittehalb Meilen von London über. Gleichzeitig erfuhr man, sie habe von der Königin Victoria einen Trostbrief erhalten. Auch empfing sie, jedoch erst am 26. Oktober, den Besuch des Prinzen und der Prinzessin von Wales „nicht ohne Ceremoniel“ wie es hieß.

In ihrem Asyl zu Chislehurst fanden sich, wie nicht anders zu erwarten war, manche von den nach England geflüchteten Mamelukken des gestürzten Kaiserreichs ein und wurde eifrig gerathschlagt, ob nicht, wenn auch nicht die Restauration des Kaisers selbst, doch die seiner Dynastie zu ermöglichen wäre. Nichts lag näher, als dabei an den Marschall Bazaine zu denken, der zwar dem Kaiser den Oberbefehl über die Armee hatte abnehmen müssen, das aber vielleicht nur gethan hatte, um dem Kaiser oder doch seiner Dynastie die Armee zu erhalten. Denn er betrachtete sich noch als allein der Kaiserin Regentin verpflichtet und erkannte die Republik nicht an. Andererseits hoffte man von Preußen, es werde sich lieber mit dem Kaiserthum, als mit der Republik auf Friedensverhandlungen einlassen. Die obenerwähnten, dem Kaiser zugeschriebenen, in der „Situation“ abgedruckten Idées sollten dazu mitwirken.

Bazaine ließ den Gardegeneral Bourbaki heimlich aus Metz nach Chislehurst abgehen und schickte später seinen Adjutanten General Boyer in's preußische Hauptquartier. Da der König von Preußen dem wunderlichen Plan seine Mitwirkung versagte und er also unmöglich ausgeführt werden konnte, ist es für die Geschichte ziemlich gleichgültig, zu wissen, wie weit sich die Kaiserin Eugenie in den Plan eingelassen hat. Wahrscheinlich ziemlich tief, denn sonst würde sie sich nicht so viele Mühe gegeben haben, es hinterdrein zu leugnen. Es ist wenigstens sehr bezeichnend, daß ihr Dementi erst am 28. Oktober in der Daily News erschien, also unmittelbar nach der Capitulation von Metz, welche jede Hoffnung auf eine Durchführung des Plans vereitelte.

Der Artikel der Daily News bezweckte nichts anderes, als die Kaiserin rein zu waschen von jedem Verdacht, als hätte sie die Restauration der kaiserlichen Dynastie vom König von Preußen durch Concessionen an Deutschland erkaufen wollen. Jetzt erst lag ihr alles daran, glauben zu machen, sie habe von Anfang an insofern mit der republikanischen Regierung übereingestimmt, als sie die Abtretung von Elsaß und Lothringen verweigert habe. Der Artikel der Daily News sagt von ihr: „Mit derselben Treue, als ob sie noch in Frankreich und in vollem Besitz der Macht wäre, welche das Mißgeschick von Sedan zerstörte, beschäftigen sich ihre Gedanken nur mit der nationalen Vertheidigung Frankreichs. In diesem Punkte sind ihre Ideen in voller Uebereinstimmung mit denen der Regierung in Tours, daß nämlich jede Gebietsabtretung zu verweigern sey. Den Beweis hiefür findet man in ihrer Antwort an den ersten Abgesandten, der vom Grafen Bismarck am 15. September an sie abgeschickt wurde. Sie war damals erst seit wenigen Tagen in England, und die Ereignisse, welche zu ihrer Verbannung geführt hatten, waren noch so frisch, daß es vielleicht zu entschuldigen gewesen wäre, hätte sie die erste Gelegenheit benutzt, ihre Autorität geltend zu machen. Preußen war dazumal bereit, Frieden zu machen.

Die Siege bei Weissenburg, Forbach und Sedan waren für seinen Ruhm hinreichend. Die öffentliche Meinung in Deutschland war damals noch nicht erbittert durch die Fortdauer eines Krieges, welchen die Uebergabe des Kaisers anfänglich zu beenden schien, und der Kanzler des Norddeutschen Bundes fühlte sich noch nicht gezwungen, einem durch den Kampf erschöpften Lande eine beträchtliche Gebietsentschädigung zu bieten. Demgemäß schlug er der Kaiserin vor, auf Grundlage der Uebergabe Straßburgs nebst einem Theile des Departements Bas-Rhin mit im Ganzen nur 25,000 Einwohnern und einer Kriegsentschädigung von 2000 Millionen Fr. Frieden zu schließen. Die Kaiserin verwarf lange vor der provisorischen Regierung den Gedanken einer Gebietsabtretung und lehnte diesen Vorschlag ab, der auch so vollkommen unbekannt blieb, daß man ihr heute Ansichten in die Schuhe schiebt, welche vollständig unvereinbar mit ihren vergangenen Handlungen seyn und eben so sehr gegen ihre eigenen Interessen wie gegen die Frankreichs angehen würden. Ohne Zweifel wurden in Chislehurst zwischen der Kaiserin und ihrem Hofe Erörterungen gepflogen. Die Aussichten auf eine Restauration und die Mittel, welche anzuwenden wären, wenn die Stunde schlagen wird, mögen dort immerhin erörtert werden; aber die dort geäußerten Ansichten sind und bleiben Privatansichten, und keinerlei Indiscretion — an sich schon eine sehr unwahrscheinliche Sache — gibt irgend Jemandem das Recht, dieselben in bestimmter Form mitzutheilen, viel weniger noch denselben einen amtlichen Charakter zu geben. — Ohne Zweifel wünscht die Kaiserin sehnlichst das Ende der Feindseligkeiten herbei; aber was auch immer jene verwegenen Parteigänger, deren gefährliche Dienste sie zurückweist, behaupten oder durchblicken lassen mögen, und was auch immer die Intriguen seyn mögen, bei denen Graf Bismarck sie zum Werkzeug zu machen sucht, so steht doch fest, daß sie im Traume nicht daran denkt, einen Zoll französischen Bodens oder auch nur das geringste Theilchen der nationalen Ehre ihren dynasti-

schen Interessen zu opfern. Wenn es sich nicht mehr um Elsaß und Lothringen handelt, so wird die Kaiserin unzweifelhaft alle Anstrengungen machen, sich mit dem Lande in Einvernehmen zu setzen, um einen ehrenhaften Frieden zu erlangen, aber bis dahin wird sie sich mit derselben Würde und Entschlossenheit wie früher zurückhalten."

Den Schluß des Artikels bildet ein Ausfall auf den Prinzen Napoleon, welcher auch nach Chislehurst kam und der Kaiserin indirekt Vorwürfe machte, sofern er an den bisherigen Mameluken des Hofes, die ihre Günstlinge gewesen, kein gutes Haar ließ und die Minister sogar Blödsinnige nannte, die an allem Unglück Schuld seyen. Aber die Kaiserin „gab dem Vetter eine Antwort, von der die folgenden Sätze den Inhalt, wenn nicht die Worte darstellen: ‚Ich weiß nicht, Monseigneur, — sagte die Kaiserin —, was Sie unter einem Ministerium von Blödsinnigen verstehen. Das aber weiß ich, daß ich bis zum letzten Augenblick von ergebenen treuen Freunden bedient war. Während der letzten 18 Jahre haben Sie dem Kaiserreich Opposition gemacht. Sie und Ihr Anhang haben nie aufgehört es zu untergraben und heute, wo der Kaiser gestürzt ist, verfolgen Sie ihn immer noch. Wären Sie am 4. September in Paris gewesen, so hätten Sie guten Rath ertheilen können; aber sie waren abwesend, wie Sie es zufällig so oft im Augenblicke der Gefahr waren, natürlich zu ihrem großen Bedauern, ich zweifle nicht daran.‘ Darauf zögerte der Prinz Napoleon nicht länger, er nahm seinen Hut und verließ das Gemach."

Ganz unerwartet kam die Kaiserin Eugenie in Begleitung des Grafen Clary, als dessen Gattin sie gereist war, am 30. Oktober auf der Wilhelmshöhe an, gleichzeitig auch Bazaine, wie auch Prinz Murat, Canrobert und Leboeuf. Die Kaiserin reiste aber schon am 2. November wieder ab und kehrte nach England zurück. Hier erwies ihr die Königin Victoria bald darauf die Ehre, sie in Windsor zu empfangen.

Man schrieb der Kaiserin Eugenie wahrscheinlich einen tiefgreifenderen Einfluß auf ihren Gemahl zu, als sie ihn wirklich besaß. Auch hat der Haß der republikanischen und vielleicht auch der Neid der orleanistischen Partei ihre Erscheinung in der Weltgeschichte karrikirt, ihren Namen gelästert. Erst die Nachwelt wird unparteiischer über sie urtheilen können. In der Geschichte der Gegenwart haben aber so viele Lügen eine wichtige Rolle gespielt und bedeutende Wirkungen zur Folge gehabt, daß der Geschichtschreiber sie nicht ganz ignoriren darf. Die Summe dessen, was die Feinde des Kaiserthums der Kaiserin vorwarfen, liegt in folgender kurzen Charakteristik.

Eugenien's Mutter war die Tochter eines Schotten, Namens Kirkpatrik, der sich in Spanien niederließ und mit Colonialwaaren handelte. Diese Miß Kirkpatrik war sehr schön und bekam einen armen Artillerieoffizier, den Grafen Teba von Montijo, zum Gatten. Sie war so galant als schön und fand viele Liebhaber, vornehme Herrn, unter andern den Lord Clarendon, welcher für den eigentlichen Vater Eugeniens gehalten wird. Eugenie hatte noch eine ältere Schwester und beide wurden Hofdamen der „tugendhaften" Königin Isabella. Eugenie war in den Herzog von Alba verliebt und als dieser ihre Schwester heirathete, vergiftete sie sich. Da sie aber das Gefäß nicht umgerührt hatte, blieb das Gift im Satz unten zurück und sie kam mit dem Leben davon. Seitdem ergab sie sich einem Liebhaber nach dem andern und wohnte mit leidenschaftlicher Lust den blutigen Stiergefechten bei. Einer ihrer vorgezogensten Liebhaber war der Herzog von Aumale, der als Schwager der Königin Isabella an deren Hofe lebte. Aumale und Eugenie wurden oft zusammen gesehen. Auch der Minister Narvaez soll Eugenie gehuldigt haben. Inzwischen konnte sie keinen Gatten finden, weil sie wegen ihrer Galanterie zu sehr verrufen war. Sie verließ nun Spanien und ging mit dem jungen Fürsten Camerata nach Spaa, der berühmten Spielhölle in Belgien. Von hier kam

sie nach Paris und erregte auf einer Jagdpartie bei Compiegne als eine blendend schöne Erscheinung im elegantesten Kostüm auf stolzem andalusischem Rosse allgemeine Bewunderung.

Hier war es, wo Napoleon III. sie zum erstenmal sah, sich heftig in sie verliebte und sie zu seiner Gemahlin erkor. Er hatte nämlich eben von allen deutschen Höfen, bei denen er als Freiwerber anklopfte, Körbe bekommen, war darüber ärgerlich und glaubte es mit der schönen Spanierin versuchen zu dürfen. Eugenie selbst war vom Schicksal, wie ihr einmal eine Nonne prophezeit haben soll, zu einer Krone berufen. Genug! die Vermählung kam zu Stande und der arme Camerata soll sich wegen Verlust an der Börse selbst entleibt haben. Die Kaiserin setzte ihre Galanterien fort, wie der Kaiser die seinigen auch. Als Prinz Lulu zur Welt kam, schrieb man ihm mehrere Väter zu, mit besonderer Bestimmtheit den General Fleury. In der ersten Zeit ihrer Ehe soll sie wenig Einfluß auf die Regierung geübt haben. Erst als ihre Reize zu verblühen anfingen und sie fromm wurde, bearbeitete sie ihren Gemahl im Interesse der klerikalen Partei und soll ihn namentlich zu Gunsten des Papstes gestimmt haben. Der Kaiser war freilich älter und den Rathschlägen Anderer zugänglich geworden, equilibrirte aber noch immer geschickt genug zwischen Victor Emanuel und dem Papste, zwischen seinem radikalen Vetter, dem Prinzen Plon-Plon, und seiner Gemahlin. Endlich soll sie ihn auch zum Kriege gegen Deutschland fortgerissen haben. Sie allein hätte das wohl nicht vermocht, aber die öffentliche Meinung schrieb es ihr zu.

Unter den Papieren, welche man in den Tuilerien gefunden hat und die von der republikanischen Regierung veröffentlicht wurden, fand sich auch folgender Auszug aus dem amtlichen Geheimregister der Pariser Polizei: „Rue St. Antoine Nr. 10, dritte Etage. Seit 1. April 1848 bewohnt von Frau v. Montijo, genannt Gräfin Teba, mit ihrer Tochter Eugenie. Frau v. Montijo, Wittwe eines spanischen Refugié, Herrn v. Montijo Grafen Teba.

Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau v. Montijo, von ihrem Manne getrennt, kam mit ihrer Tochter nach Frankreich, ging dann nach England — wieder nach Frankreich — wieder nach Spanien — dann nach Paris. 1825 Chaussee d'Antin Nr. 8. Hielt kleine Cirkel von galanten Frauen und älteren Roués; die Polizei wurde benachrichtigt — 1828 wieder nach England wegen Schulden. Ihre Tochter in der Pension zurückgelassen. — Bis 1836 kein Vermerk. — November 1838 nach Paris zurück; wurden 6 Wochen observirt. Drei Jahre ohne Anzeige. Mai 1842 Selbstmordversuch des Cassirers Henry in ihrer Wohnung. Verdacht verbotenen Spiels. Ihre Tochter Eugenie Veranlassung von Rencontres zwischen Oberst Sourvilliers und Capitän Flausout; Polizei-Commissar Nocé berichtet: Frau v. Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inactiven Offizieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung comfortabel eingerichtet; 1800 Francs Miethe. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournure, hat viele Anbeter." Man braucht übrigens einem pariser Polizeibericht (selbst die Aechtheit vorausgesetzt) kein unbedingtes Zutrauen zu schenken.

Man verfehlte nicht, auf eine ziemliche Aehnlichkeit im Benehmen und in den Schicksalen der Königin Maria Antoinette und der Kaiserin Eugenie aufmerksam zu machen. Beide waren im Schooße des Glücks ein wenig übermüthig geworden, beide hatten in ewig wechselnder Putzsucht alle Länder der gebildeten Welt mit dem affreusen Modetand überschwemmt, der die Unnatur der Zeiten charakterisirt. Den unnatürlichen und abscheulichen Frisuren, Chignons, koketten Hütchen, Culs de Paris, Pochen und Reifröcken Marie Antoinettens, die wir noch aus Bildern und Kupferstichen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen, entsprachen völlig die Haargebirge, Hutdeckelchen, Crinolinen und geflügelten Hintertheile der Kaiserin Eugenie. Wenn wir Deutschen jetzt mitleidig auf diese gefallene Kaiserin herabsehen, so hat sie doch ein Recht,

uns zu verachten, denn wir haben unsern braven Frauen und Töchtern erlaubt, sclavisch alle die Modenarrheiten mitzumachen, welche sie uns von Paris aus vorschrieb. Und werden sie nicht jetzt noch immer mitgemacht? Es ist staunenswürdig, daß man in Deutschland noch nicht begriffen hat, wie wenig diese Nachäffereien zu unsern welthistorischen Siegen passen. Dahin gehören auch die zuchtlosen französischen Operetten, Lustspiele und Ballette, die immer noch auf deutschen Theatern den Vorzug haben. Nicht selten las man in deutschen Zeitungen oben die Siegesnachrichten aus Frankreich und unten im Feuilleton Theaterberichte voll Bewunderung französischer Unzucht.

Napoleons Sohn, der vierzehnjährige Prinz Ludwig, gewöhnlich Lulu genannt, flüchtete noch mit seinem Vater aus Metz. Da der Vater aber einen schlimmen Ausgang des Feldzugs wohl voraussehen konnte, zog er es vor, ehe das Unglück von Sedan erfolgte, sich von dem Knaben zu trennen und denselben über die belgische Grenze zu schicken, wo er beim Fürsten von Chimay eine gastliche Aufnahme fand. Das ist der Fürst, der längere Jahre die Vertrauensperson des Königs Leopold I. in den Tuilerien war. Er ist der Sohn der Madame Tallien, die in dritter Ehe, nachdem sie von ihren beiden früheren Männern, Herrn v. Fontenay und dem berühmten Revolutionsmanne Tallien, nacheinander geschieden war, den Grafen Caramon, späteren Fürsten von Chimay, heirathete. Die Gemahlin des gegenwärtigen Fürsten von Chimay, Tochter des Banquiers und Millionärs Pallaprot, war in ihrer Jugend durch ihre Schönheit sowie durch ihre Aehnlichkeit mit Napoleon I. berühmt. Lulu blieb indeß nicht lange in Belgien, sondern wurde bald über Ostende nach Hastings gebracht.

Man konnte nicht umhin, bei dem Schicksal des armen Knaben an die andern „Kinder Frankreichs" zu denken, die ebenfalls vom französischen Volke, wie von einem stürmischen Meere hinausgeschleudert worden sind. Schon viere vor ihm 1) Ludwigs XVI.

Sohn, geboren am 27. März 1785, Dauphin und Herzog von der Normandie stirbt in Folge der Mißhandlungen durch den Schuhmacher Simon am 8. Juli 1795 im zehnten Lebensjahr als das Opfer einer satanischen Pädagogik. 2) Napoleons I. Sohn, geboren am 20. März 1811. Man begrüßte sich damals in Paris: „le roi de Rome est arrivé — es glückt ihm Alles.“ Er führte seit 1818 den Titel Herzog von Reichstadt, läuft seit 1822 als Napoleon II., starb am 22. Juli 1832 und liegt in Schönbrunn begraben. 3) Der Herzog von Bordeaux, geboren am 29. September 1820, der Sohn des Herzogs von Berry, Enkel Karls X., welcher am 2. August 1830 zu Gunsten desselben als Heinrich V. die Krone niederlegte. Am 16. August 1830 verließ der Prinz als Graf von Chambord Frankreich und lebt seither in der Verbannung. 4) Der Graf von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, Enkel Louis Philipps, geboren am 24. August 1838, seit 24. Februar 1848 in der Verbannung.

Vierzehntes Buch.

Der Seekrieg.

Da die französischen Armeen überall zu Lande geschlagen wurden, konnte auch die französische Flotte den Plan nicht ausführen, zu welchem sie in die Nord- und Ostsee geschickt worden war, denn zu diesem Plane gehörte, daß sie nicht nur 30,000 Mann Landungstruppen mitnehmen, sondern auch noch durch eine französische Armee, die über Holland in's Hannöver'sche einfallen würde, unterstützt werden sollte. Alles war insgeheim verabredet worden. Die Rüstungen der Holländer unter dem Prinzen von Oranien schienen zwar nur auf Sicherung der Grenzen berechnet, aber die heimliche Ansammlung von dänischen Truppen in Jütland konnte keinen andern Zweck haben, als in Schleswig einzufallen und den Franzosen, die mit der Flotte kommen würden, zu helfen. Die ersten großen Siege der Deutschen im Elsaß machten alle diese Anplanungen zu nichte.

Der Moniteur universel der Regierung von Tours veröffentlichte am Ende des Jahrs einen Bericht über die Flottenexpedition, woraus man ersieht, daß der Kaiser etwas voreilig geplant hatte, da die französische Flotte noch nicht gehörig vorbereitet war. Viceadmiral Graf Bouet Villaumez wurde erst am 22. Juli zum Befehlshaber ernannt. Er sollte Bahn brechen, eine zweite Flotte

aber unter dem Viceadmiral Laronciere mit Transportschiffen und 30,000 Mann Landungstruppen unter General Bourbaki ihm nachfolgen. Es war aber schlecht vorgesorgt. Bouet konnte in Cherbourg, wo die Flotte ausgerüstet wurde, nur sieben Panzerfregatten und einen einzigen Aviso zusammenbringen. Damit sollte er zunächst gegen den Jahdebusen operiren. Zugleich schickte der Kaiser den Herzog von Cadore nach Kopenhagen, um die Dänen zur Cooperation zu bewegen. Bouet erhielt am 2. August den Befehl in die Ostsee einzulaufen, hatte aber keine Seekarten mit und die Dänen wagten nicht, an Deutschland den Krieg zu erklären. Nun konnte auch die Landungsarmee nicht abgehen, theils weil es noch an Transportschiffen fehlte, theils auch wohl, weil man nach den ersten großen Niederlagen im Elsaß für räthlicher hielt, diese Truppen in Frankreich zurückzubehalten, wo sie wirklich später der Vertheidigung von Paris sehr zugute kamen. Bouet war in großer Verlegenheit und setzte, um nicht allein die Verantwortung zu tragen, daß er nichts thun könne, eine Commission von erfahrenen Seeoffizieren nieder, welche erklärte, alle Punkte der deutschen Küste, die sich anzugreifen verlohnten, seyen zu stark armirt, man müsse sich auf eine Blokade beschränken, nur Colberg und Danzig allein könne man angreifen. Demzufolge blokirte Bouet vom 23. August an Kiel, Lübeck, Stralsund, Stettin. Auch die deutschen Handelsschiffe, die man wegfing, seyen nach dem französischen Bericht kaum der Mühe werth gewesen, da die meisten Kauffahrer die russische oder schwedische Flagge geführt hätten.

Mit vieler Ruhe und Großmuth vergönnte die norddeutsche Regierung den französischen Kauffahrteischiffen, noch sechs Wochen ungekränkt in deutschen Häfen weilen und ihre Waaren einnehmen zu können. — Im Hafen zu Danzig wurden zwei französische Schooner zurückgehalten, weil sie Kriegsbedürfnisse (Haber) geladen hatten. Zu Glücksstadt wurde ein französischer Offizier und der Lootse, der ihn geführt hatte, verhaftet. Die Lootsen von Helgo-

land erklärten freiwillig, sie würden französischen Schiffen nicht dienen, die von Norderney, Borkum und den andern vorliegenden Nordseeinseln zogen sich alle auf's Festland zurück, um nicht etwa gezwungen dienen zu müssen.

Die preußische Kriegsflotte war zufällig nicht zur Hand, sondern nach Madeira gedampft. Ein Beweis, wie wenig die preußische Regierung die Nähe eines Krieges geahnt hatte. Indessen war für Strandbatterien und andere Vertheidigungsmittel der deutschen Küsten gesorgt und übernahm General Vogel von Falkenstein das Commando an den Nordseeufern. Derselbe richtete am 18. August an den französischen Admiral ein Schreiben, welches ihm der Prinz von Hessen überbrachte und worin er demselben bemerkte: Das Wegnehmen von Privatschiffen sey völkerrechtwidrig, er solle nur Kriegsschiffe und Kriegshäfen angreifen, widrigenfalls die preußischen Landheere, die in Frankreich stünden, auch ein Recht haben würden, sich durch Wegnahme von französischem Privatgut Genugthuung zu verschaffen. Der Admiral antwortete: „Das gehe sie Beide nichts an, die Regierungen allein hätten darüber zu entscheiden.“

Die französische Flotte sah sich indeß zu einer langen, fast lächerlichen Unthätigkeit verurtheilt, denn nach dem Plane des General Moltke waren die deutschen Küsten auf's trefflichste gerüstet und dem Feinde, der zur See kam, eigentlich unzugänglich gemacht. Die Kunst wurde dabei freilich sehr durch die Natur unterstützt. Die Ufer der Nordsee sind versandet und seicht. Die Sandbänke reichen oft eine Meile weit in's Meer hinein, und auf ihnen muß jedes Schiff festrennen, wenn es nicht durch geschickte Lootsen in die sog. Wassergassen, d. h. in die einzigen Tiefen und fahrbaren Räume zwischen den Sandbänken hineingeführt wird. In friedlichen Zeiten dienen Bojen und Lichtsignale den Schiffern zu Warnungszeichen und Wegweisern. Jetzt im Kriege wurden diese alle entfernt und zum Theil durch versenkte Schiffe und Torpedos

ersetzt, welche den französischen Schiffen den Eingang versperrt und sie in die größte Gefahr gebracht hätten, wenn sie es je würden gewagt haben, nahe zu kommen. Eben deshalb aber wagten sie es nicht. An den am meisten bedrohten Punkten waren in den Strandbatterien die schwersten Krupp'schen Hinterlader aufgestellt, Geschütze, die an Tragweite, Percussionskraft und Sicherheit des Treffens von keinen Geschützen der Welt übertroffen werden. Man berechnete, daß auf der französischen Panzerflotte kein Panzer existire, welcher nicht auf 600 Schritt von einem 150pfündigen Krupp'schen Stahlgeschoß bei stärkster Ladung des Geschützes durchgeschlagen würde.

Weil nun der französische Admiral die Küste nirgends anzugreifen wagte, beschränkte sich seine ganze Thätigkeit auf das Wegkapern einiger Handelsschiffe. Die kleine Grille, das von dem dänischen Kriege her berühmte preußische Avisoschiff, obgleich dasselbe nur zwei Kanonen hatte, griff doch die große französische Panzerflotte am 17. August bei Hiddensee ganz allein mit unerhörter Verwegenheit an, kanonirte sie mit seinen beiden Zwölfpfündern, entging den französischen Kugeln durch seine Kleinheit und durch die Blitzesschnelligkeit seiner Bewegungen und wurde schließlich durch drei preußische Kanonenboote unterstützt, ohne irgend einen Verlust zu leiden. In gleicher Weise neckte das preußische Schiff, die Nymphe, drei französische Panzerschiffe im Putzigerwyk und brachte ihnen tüchtige Salven bei.

Am 19. August ließen sich drei große französische Fregatten nebst einem Dampfschiff vor Colberg sehen, wo alles vorbereitet war und man vor Kampfbegier brannte. Die Schiffe zogen sich aber stumm zurück. — Bei Bremerhaven stieß unglücklicherweise ein preußisches Boot mit 14 Mann unvorsichtig auf einen Torpedo und flog in die Luft.

Am 11. September kam das lange vermißte Schiff Germania unter Capitän Coldewey von seiner Nordpolarreise zurück und suchte das Fahrwasser nach Bremerhaven, fand aber keine Spur

mehr von Bojen und Sicherheitssignalen für die Schiffe. Ein Augenzeuge berichtet: „Kein Schiff, kein Segel begegnete uns, wo es sonst von Fahrzeugen so belebt war. Doch da tauchen Masten auf, es scheinen Kriegsschiffe. Ein Schuß fordert die Germania auf zum Beidrehen. Was ist das? Ist Krieg? Mit wem? Sind wir Engländern oder Franzosen in die Hände gefallen? Ein Kanonenboot kommt näher, es zeigt die deutsche Flagge. Gottlob, nun kann es so schlimm nicht seyn, sagen sich Schiffsleute und Gelehrte an Bord des Nordpoldampfers; wenn Krieg ausgebrochen und deutsche Marine noch Wache hält, steht es nicht schlecht um die deutsche Sache. Man gibt sich dem Kanonenboot zu erkennen, das sofort an Admiral Jachmann telegraphirt, denn man ist vor die Jahde statt in die Weser gekommen. Der Admiral hat die Artigkeit, einen Pack Zeitungen zu senden und die Germania durch eines seiner Schiffe nach der Weser herüber bugsiren zu lassen, und während die Germania zwischen den Torpedos hindurch die ‚hohle Gasse' passirt, verschlingen Kapitän und Gelehrte die ersten Nachrichten von den großen Siegen unserer Waffen und wissen, beinahe betäubt von dem, was sie erfahren, sich kaum zu fassen, bis ihnen die Menge am Strande bei der Einfahrt in Bremerhaven entgegenjubelt, und sie nun deutlich wahrnehmen, wie sie an dem Ziele ihrer Rückreise glücklich angekommen." Sie hatten seit dem 20. Juli 1869 bis 11. September 1870 weder ein Schiff gesehen, noch weniger einen Menschen gesprochen.

Man erfuhr nun den Ausgang der zweiten Nordpolexpedition. „Der Germania gelang es mittelst Dampfkraft durch die Eisfelder hindurch zu dringen und am 5. August v. J. Grönland auf dem 74° Nord zu erreichen; genau auf dem Punkte, den die Instruktion vorschrieb. Vom 20. September bis 11. Juli war das Schiff eingefroren in einer Bucht der Sabine-Insel, unmittelbar nahe am festen Lande, was eine Ueberwinterung von 295 Tagen ergibt. Während dieser Zeit wurden zwei große Schlittenreisen unter-

nommen, durch je 8 Mitglieder der Expedition, von 33 und 35 Tagen und man drang bis auf 77 Grad vor in nie betretenes Land. Man traf Heerden von Rennthieren und Moschusochsen, eine vortreffliche frische Fleischnahrung, die um so bequemer zu haben war, als die Thiere noch keine Gefahr kannten. Auch Geflügel in großer Zahl wurde erlegt und die zoologische Sammlung reich versehen. Die Reisenden, die während der Ueberwinterung auf dem Schiffe wohnen blieben, hatten sich am festen Lande ein astronomisches und meteorologisches Observatorium eingerichtet mit regelmäßigem Dienst zur Beobachtung der Instrumente. Die Wege hin und zurück durften nie ohne Waffen gemacht werden, der zudringlichen Eisbären wegen, die den Fremdlingen unaufhörlich nachspürten. Einer der Gelehrten wurde eines Abends auf diesem Wege von einer mächtigen Bestie überrascht, niedergeworfen und fortgeschleppt. Glücklicherweise war man vom Schiffe aus sogleich zur Hülfe bei der Hand und es gelang, dem Bären die Beute abzujagen. Der Betreffende, zwar am Kopfe übel zugerichtet, war nach 3 Monaten wieder hergestellt. Ein Anderer bekam einen Tatzenhieb vor die Brust, war aber in der Lage, sein Gewehr noch gebrauchen zu können. Ein Matrose sah sich, unbewaffnet, eine große Strecke Wegs verfolgt und verdankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er Stücke seiner Kleidung abwarf, dem Bären zur Beschnüffelung, der dann, in den Bereich des Schiffes gekommen, seine Kugel empfing. Die Einfahrt in ein Fjord auf 73° unter Vordringen bis auf 72 Seemeilen, oft zwischen Bergen von 7000 Fuß Höhe, unmittelbar aus dem Wasser emporsteigend, wird eines der wichtigsten Momente der Expedition seyn, weil sich die Möglichkeit einer freien Verbindung nach der Westküste daran knüpft, wonach das südliche Grönland eine Insel wäre. Ueberhaupt scheint Allem nach, was aus der ersten Begegnung mit den kühnen Entdeckungsfahrern gestern an Bord des Schiffes zu entnehmen war, die eigentlich wissenschaftliche Ausbeute eine recht erhebliche zu seyn und es trifft sich äußerst glücklich, in diesen großen

Tagen zugleich einen Triumph der deutschen seemännischen und wissenschaftlichen Energie feiern zu können, wie Deutschland noch keinen aufzuweisen hatte. Die deutsche Flagge wehte beinahe ein Jahr lang auf dem herrenlosen Lande, das zu erwerben freilich gerade keine Neigung vorliegen dürfte trotz der herrlichen Jagden."

Dem zweiten Schiff, welches die Nordpolexpedition mitmachte, der Hansa, ist es schlimmer ergangen. Es wurde schon im Oktober 1869 vom Eise zerdrückt; zweihundert Tage lebten die Schiffbrüchigen auf einer Eisscholle und dann vom 7. Mai an auf kleinen Booten, bis am 15. Juni die ersten rothen Dächer sichtbar wurden bei Juliushaab, einer Missionsstation der Herrenhuter unter den Eskimos der dänischen Südküste von Grönland. Unvergeßlich, erzählen die Schiffbrüchigen, wird uns der Augenblick seyn, wo wir vom Ufer her aus den anwesenden Neugierigen die Worte an unser Ohr schallen hörten: „Das sind ja Deutsche!" Der Missionär und seine Frau waren auch Deutsche und zwar aus Schorndorf in Württemberg; sie nahmen sich der Schiffbrüchigen auf's Liebevollste an und sorgten für ihre Rückfahrt mit dem gerade in der Nähe anwesenden Regierungsschiff nach Kopenhagen, wo sie am 1. September eintrafen und die ersten Nachrichten von dem Kriege mit Frankreich erfuhren unter wenig freundlichen Erläuterungen, bis der Norddeutsche Consul sich in's Mittel legte und reinen Wein einschenkte.

Während die französische Flotte die Nord- und Ostsee befuhr, hielten sich die angrenzenden Seestaaten neutral. Was England betrifft, so war dessen Neutralität insofern nicht ganz correkt, als es, wie oben schon erwähnt wurde, den Franzosen Kohlen, Pferde, Waffen und Lebensmittel in Menge verkaufte. Zur See aber begnügte es sich, unparteiisch zu bleiben und nur bei Helgoland die vorüberfahrende französische Flotte zu salutiren. In der Mitte des August gerieth die Mannschaft eines preußischen Schiffes in den Straßen von Dublin durch den Pöbel in einige Noth, denn die von fenischem Fanatismus trunkenen Irländer schwärmten für Frank-

reich und fielen mit dem Ruf: Nieder mit Preußen! Es lebe Frankreich! über die Matrosen des preußischen Schiffes her, die jedoch von der Polizeimannschaft geschützt wurden.

Die Dänen hätten nicht übel Lust gehabt, Preußen anzugreifen, durften es aber nicht einmal zur See. Die französische Regierung hatte den Marquis de Cadore nach Kopenhagen geschickt, der aber die Dänen zu keiner Action bringen konnte, ehe die Franzosen siegen würden. Als diese unterlagen, verdoppelte die französische Regierung in ihrer Todesangst ihre Zumuthungen bei allen neutralen Mächten, sogar bei den kleinsten, und rächte sich, wenn sie sich auch hier abschlägige Antworten holte, durch bittere Sarkasmen. Cadore beklagte sich bei einem seiner Kollegen, Gesandten einer für Frankreich wohlwollenden neutralen Macht, darüber, daß die dänischen Staatsmänner so viel Zurückhaltung zeigten und nicht auf's erste Signal sich in die Arme Frankreichs fallen ließen. „Aber", entgegnete der neutrale Diplomat, „das ist doch ganz natürlich; sie setzen ja ihr Seyn, ihre Existenz, ihr Alles dabei auf's Spiel." „Comment!" entgegnete der Marquis, die Achseln zuckend: »Mais leur tout, c'est donc si peu de chose!« (Wie? aber ihr Alles, das ist doch so wenig!)

Die dänische Regierung durfte es nicht wagen, das mächtig gerüstete Preußen anzugreifen, das Volk in Kopenhagen aber machte seinem Deutschenhaß in kleinen Demonstrationen gegen Wehrlose Luft. So wurden dem Hauptpastor Schmaltz, weil er zu Sammlungen für die deutschen Verwundeten aufgefordert hatte, vom Pöbel die Fenster eingeworfen. Auch hörte man in den öffentlichen Lokalen Kopenhagens die Marseillaise immer wieder und bis zum Ekel singen. So heimlich als möglich wurden an der jütischen Grenze Truppen gesammelt, um bei der Hand zu seyn, wenn die Franzosen ihnen zu helfen kommen würden. Aber sie halfen nicht. Im Grunde sind die Dänen Germanen wie wir und uns sprachverwandt, die Namen der Blätter, worin sie uns immerwährend schmähen, Fadrelandet und Dagbladet sind ja eigentlich deutsche

Namen, Vaterland und Tagblatt. Am wüthendsten unter allen dänischen Blättern wies Berlinske Tidente gegen Deutschland die Zähne unter der Leitung von Detlev Monrad. Die allein natürliche Politik des dänischen Volksstamms, wie auch des schwedischen, wäre eine germanische Politik, um in Verbindung mit Deutschland und England den immer weiter um sich greifenden Russen widerstehen zu können.

Unterdeß hatte Fourichon mit der zweiten französischen Flotte so wenig Glück gehabt, wie sein Vorgänger mit der ersten. Der französische Bericht über seine Expedition lautete kläglich. Er lief in die Nordsee ein, fand aber nirgends einen angreifbaren Punkt an diesem „allerungastlichsten Ufer". Stürme warfen seine Schiffe umher, die Kohlen gingen seinen Dampfern aus und er mußte nach Cherbourg umkehren, nachdem er unterwegs durch ein ihm entgegenkommendes Schiff die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers erhalten hatte. Die neue Republik nahm ihn in ihre Regierung auf und so haben wir ihn bei der Delegation in Tours wiedergefunden.

Bouet hatte Befehl erhalten, jedenfalls in die Ostsee einzudringen, und da irgend etwas geschehen sollte, um vom Ruhme der französischen Flotte zu zeugen, mußte er auf Colberg losdampfen, welches am leichtesten einzunehmen schien. Der französische Bericht lautet nun: „Wie oben gesagt, ist Colberg an der ganzen preußischen Küste der einzige Angriffspunkt, und der Ober-Commandant des Geschwaders hatte sich eines Tages, um der Ungeduld der Mannschaften zu genügen, entschlossen, sich Behufs Bombardements vor der Stadt zu zeigen, plötzlich aber hatte er sich einem von den Hindernissen gegenüber befunden, welche zu brechen einem französischen Militär widerstrebt. Colberg ist ebenso eine feste Stadt wie ein Seebad, das ‚Trouville' von Norddeutschland, und als die ‚Surveillante' auf 2 Meilen vom Ufer nur mit 2 Fregatten erschien, denn Admiral Bouet hatte sich nicht aller seiner verfügbaren Kräfte

bedienen wollen, sah er die Hafendämme und die Terrassen des Casino's sich bald mit Frauen, Kindern, Greisen und Kranken bedecken, während auf den Hauptgebäuden der Stadt vor den Forts die Flagge mit dem rothen Kreuz der Genfer Convention wehte. Den Tod mitten unter diese Menge ohne Vertheidigungsmittel schleudern, war keine Nothwendigkeit, welche den Seeleuten des Geschwaders gefallen konnte, und der Admiral Bouet brauchte nur seinen Stab mit Blicken zu befragen, um zu begreifen, daß Jeder um ihn seine Ansicht theilte und sich wenig um den traurigen Ruhm kümmerte, welcher aus einem ähnlichen Kampf geerntet werden konnte. Einige Tage später empfing der Flottenbefehlshaber eine stets unerklärt gebliebene Depesche. Ein Telegramm ersuchte zwar den Admiral Bouet mit dem Befehl, die offenen Städte des preußischen Gestades zu bombardiren und mit der größten Thätigkeit zu verfahren. Allein diese Depesche war in so zweifelhaften Ausdrücken abgefaßt, daß der Ober=Commandant deren Bestätigung erbat. Zu seinem Erstaunen antwortete ihm der Minister nicht." Endlich erhielt er gemessenen Befehl, trotz allem Colberg zu nehmen, aber er vermochte es nicht, denn wüthende Stürme auf der Ostsee warfen ihn zurück und er verlor mehrere Schiffe. Da blieb ihm nichts übrig, als in die Nordsee umzukehren und es wieder mit dem Jahdebusen zu versuchen. Er kam am 25. September hier an und versuchte die preußischen Schiffe zum Kampf herauszulocken, sie kamen aber nicht und er wagte auch keinen Angriff auf die Küste. Nun wurde er abgerufen, als er am 10. Oktober dann doch der Flotte wieder nachgeschickt, erkrankte. Statt seiner ging Contreadmiral Penhoet ab. Die ganze Thätigkeit der französischen Schiffe blieb aber auf gelegentlicher Wegnahme preußischer Kauffahrer beschränkt.'

Die Weserzeitung brachte wiederholt Mittheilungen über die Störung des deutschen Seehandels. „Als im Juli Frankreich plötzlich den Krieg erklärte, befanden sich etwa 3000—4000 deutsche

Seeschiffe auf dem Meere oder in fremden Häfen in allen Weltgegenden. Mit anzuerkennender Umsicht sandte das Bundeskanzleramt sofort nach allen Häfen, welche durch den Telegraphendraht oder Dampfpostschiffe zu erreichen waren, an die dortigen deutschen Consuln die Nachricht vom bevorstehenden Kriege, um die daselbst liegenden oder ankommenden deutschen Schiffe zu warnen, und bemühte sich außerdem, so weit wie möglich, den auf See anzutreffenden deutschen Schiffen eine gleiche Warnung zukommen zu lassen, um in einen Schutzhafen einzulaufen und sich der Gefahr des Aufbringens zu entziehen. Die Folge war, daß die französischen Kriegsschiffe verhältnißmäßig nur wenig Prisen haben machen können, allein um so größer und umfassender sind die Verluste und Schäden, welche den deutschen Schiffen durch den unterbrochenen Verkehr und gezwungenen Aufenthalt in fremden Häfen verursacht sind."

Die Zahl der von den Franzosen gekaperten deutschen Handelsschiffe war nicht groß. Die Weserzeitung berechnete sie Ende September nur zu 32, wozu später freilich noch andere hinzukamen. Aus Hamburg wurde am 30. September der Weserzeitung geschrieben, die Franzosen gingen aus Bosheit, gerade weil sie so geringen Erfolg hätten, grausam mit den Deutschen um, deren sie auf den Schiffen habhaft würden. „Am Ende August wurden 6 Schiffe von den Franzosen gekapert, nachher in Algerien eingebracht und die Besatzung derselben als Kriegsgefangene behandelt, obgleich sie nach Ausweis ihrer Papiere hätten freigelassen werden müssen. Es waren die Borussia, Norddeutschland, Finke, Adler, Perle, Brillante. Die Besatzung ist noch immer trotz der Bemühungen des Consulats-Verwesers der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Oran internirt, nachdem sie aus dem Gefängniß entlassen worden. Selbst eine Frau wurde in's Gefängniß gebracht und erst nach vielem Bemühen wieder entlassen. Dieselbe Behandlung widerfuhr der Besatzung zweier preußischer Kohlenschiffe. Die beiden Capitäne mit ihren Matrosen wurden in den Casematten von Marseille eingesperrt. Hier

erfuhren sie eine grausame Behandlung, wurden in Fesseln gelegt, ohne Licht gelassen und in 24 Stunden nur einmal gespeist. Hier blieben sie sechs Wochen, bis zur Proklamirung der Republik. Dann wurden die deutschen ausgewiesen, die preußischen aber internirt.

Auch in den fernsten Meeren machten sich die französischen Kriegsschiffe ein Vergnügen daraus, harmlose und ungewarnt gebliebene deutsche Handelsschiffe wegzunehmen. So vom Hafen von Montevideo in Südamerika aus. So auch in den chinesischen Gewässern. Aus Hongkong wurde am 1. September gemeldet: Der preußischen Korvette Hertha ging am 9. August die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs gerade in dem Augenblicke zu, als sie im Hafen von Clefoo, wohin sie zum Schutze der Europäer gegangen, zwischen zwei französischen Kriegsschiffen, Venus und Dupleix, vor Anker lag. Es gelang der Hertha, bei finsterer Nacht der gefährlichen und übermächtigen Nachbarschaft vom 9. zum 10. glücklich zu entschlüpfen.

Ein neuer Bruch des Völkerrechts wurde durch die deutsche Rhederei zur Anzeige gebracht. Der französische Kriegsdampfer „Desaix", der am 14. Oktober das deutsche Schiff „Charlotte" versenkte und am 21. Oktober das deutsche Schiff „Ludwig" in Brand steckte, hat am letztgedachten Tage auch das deutsche Kauffahrteischiff „Vorwärts" an der Ostküste Schottlands nach der Wegnahme verbrannt. Die Vernichtung einer Prise, statt sie zur Aburtheilung durch ein Prisengericht in einen der völlig zugänglichen französischen Häfen zu bringen, stellt ein unter civilisirten Nationen bisher unerhörtes Verfahren dar.

Am 18. November griff das kleine preußische Kanonenboot „Meteor", welches nur drei Kanonen führte, auf's keckste den französischen Aviso „Bouvet" in der Havanna an. Es fand das feindliche Schiff im Hafen und schickte ihm zweimal Aufforderungen zum Kampfe zu, aber vergebens. „Da fuhr es auf höchst ostensible Weise aus dem Hafen. Die in der Stadt allgemein bekannt ge-

wordene zweimalige Herausforderung gab den Havannesen (nicht den dort garnisonirenden Spaniern) eine gute Gelegenheit, ihre Sympathien, welche ganz dieselben sind, wie die der Mexikaner, zu zeigen, was so arg wurde, daß sich keiner der Offiziere des französischen Schiffes in einem der am Hafen belegenen großen Cafés zeigen durfte, wenn er nicht um sich herum Stichelreden aller Art hören wollte. Die Flaggenehre mußte also gewahrt werden, und am 9. November Morgens dampfte der ‚Bouvet‘ aus dem Hafen, um den Kampf aufzunehmen. Kaum aus neutralem Wasser heraus, wurde er auch schon vom ‚Meteor‘ angegriffen. Der Kampf, der sich nun entspann, dauerte fast eine Stunde. In dieser Zeit wurde dem ‚Bouvet‘ die Takelung zerschossen und ihm fünf schwere Verletzungen im Schiffskörper beigebracht, so daß er anfing sich umzulegen und schnell dem schützenden Hafen wieder zueilen mußte. Der ‚Meteor‘, der fast bis zum Ende des Kampfes unverletzt geblieben, erhielt jetzt von dem Feinde zwei Schüsse in den Rumpf, von denen einer die Schraube verletzte, was ihn unfähig machte, den ‚Bouvet‘, dessen Maschine unverletzt geblieben war, schnell zu verfolgen und in den Grund zu bohren. Der ‚Bouvet‘ entkam glücklich in den Hafen.“ Der Meteor fuhr ihm nach mit der norddeutschen Flagge, die Matrosen sangen die Wacht am Rhein und die Spanier am Ufer begrüßten sie mit lautem Hurrah. Der tapfere Capitain des kleinen deutschen Schiffs heißt Kuhner.

Da die Austreibung der Deutschen auch in der französischen Colonie Saigun in Cochinchina verfügt wurde, wo sich deutsche Handelsleute aufhielten, gab das zu einem besondern Aufmerken in den Hansestädten Anlaß und schon im September brachte das Hamburger Börsenblatt einige „Aufsätze über den eventuellen Erwerb der französischen Colonie Saigun, als eine der von Deutschland festzuhaltenden Bedingungen beim Friedensschlusse. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Franzosen von ihrer Marinestation Saigun aus mit wenigen Kriegsdampfern die durch den Monsoon

begränzten Fahrwasser zwischen Singapore und den chinesischen Häfen abzuschließen vermögen, wodurch Hunderte von deutschen Schiffen dort der Aufbringung ausgesetzt oder zur Unthätigkeit gebracht würden, während doch die ostindisch-chinesische Schifffahrt so zu sagen der Lebensnerv derjenigen hanseatischen Rheder sey, die ihr Geschäft mit Segelschiffen für eigene Rechnung betreiben. Saigun in französischem Besitz sey eine stets drohende Gefahr für deutschen Handel und Schifffahrt und Lähmung einer größeren Ausdehnung unserer dortigen maritimen Verhältnisse. Saigun als deutsche Colonie würde unserer Kriegsmarine von außerordentlichem Nutzen seyn und unserem Handel eine Quelle des Reichthums eröffnen. Ganz in demselben Sinne ist jetzt von einem Bremer Rheder, Herrn R. Rickmers, eine Denkschrift: ‚Die französische Flottenstation Saigun in Cochinchina', ausgearbeitet, um mit einer empfehlenden Vorstellung einer größeren Zahl deutscher Rheder dem Bundeskanzler überreicht zu werden. Diese Eingabe ist auch hieher gesandt, findet indeß keineswegs in den zunächst betheiligten Kreisen allgemeine Zustimmung. Man macht gegen diesen Plan geltend, daß der Besitz von Saigun höchst bedeutende Kosten verursachen würde, die in keinem Verhältniß zum Nutzen der Colonie ständen, und sodann die Schwierigkeit der Vertheidigung wegen des ungesunden Klima's. Die Colonialpolitik, die früher eine so große Rolle gespielt, habe sich völlig überlebt und die Ausdehnung des deutschen Seehandels im Vergleich mit demjenigen Frankreichs zeige deutlich, daß es des kostspieligen Besitzes eigener Colonien nicht bedürfe. Was den deutschen Schifffahrtsinteressen Noth thue, sey die internationale Anerkennung der Sicherheit des Privateigenthums auf See in Kriegszeiten, und hierauf werde beim Abschluß des Friedensvertrags mit Frankreich ein Hauptaugenmerk der deutschen Unterhändler mit zu richten seyn. Würde der Vorschlag der Acquisition von Saigun für Deutschland zur Ausführung kommen, so wäre dadurch freilich für weitere Unternehmungen im fernen Ost-

asien eine unabsehbare Thätigkeit in Aussicht gestellt, denn in den Anlagen der vorliegenden Rickmers'schen Denkschrift wird daran erinnert, daß der jetzige französische Besitz das ganze Mündungsnetz des Mekong sammt den dazu gehörigen Nebencommunicationen umfasse und ein Hinterland beherrsche, welches bis zur chinesischen Grenze hinaufreiche."

Die Eingabe an den Grafen Bismarck kam im Norddeutschen Reichstag am 30. November zur Sprache, ihre Befürwortung wurde jedoch abgelehnt, aus den schon bezeichneten Gründen. Amerika, hieß es, hat eine größere Flotte und bedarf doch keiner Flottenstation. Saigun brauche eine starke Garnison und sey ungesund. Die Colonie würde sehr viel kosten. Obgleich nun auch eingewendet wurde, der deutsche Seehandel führe durch die ostindischen Gewässer nach China und Japan und werde im Kriege durch jene französische Station sehr belästigt, bemerkte doch v. Hoverbeck, man habe ja Saigun noch nicht und könne noch nicht darüber verfügen. Ein anderer bemerkte eben so richtig, man könne Bismark zutrauen, daß er die Eingabe am besten zu würdigen wissen werde.

Im Januar 1871 sah sich der Bundeskanzler, Graf Bismarck, durch das Verfahren Frankreichs gegen die deutsche Handelsmarine veranlaßt, den bei Beginn des Krieges, am 18. Juli, ausgesprochenen Verzicht auf die Wegnahme französischer Schiffe zurückzunehmen. „Da indessen neutrales Gut, im Vertrauen auf den obigen Verzicht, in französische Schiffe verladen seyn kann, so wird die Maßregel erst in vier Wochen, vom 12. d. M. ab, in Vollzug gesetzt werden." Die Hamburger Börsenhalle bemerkte dazu: „Im Verlaufe der letzten sechs Monate sind jetzt über 100 deutsche Schiffe von französischen Kriegsschiffen aufgebracht, in der Nordsee, im Atlantischen Ocean, an der Westküste Amerika's und in den ostasiatischen Gewässern, und der deutsche Seehandel ist überhaupt während dieser Zeit fast vollständig brach gelegt worden. Die französische Rhederei hat dagegen während

dieser ganzen Zeit nicht die mindeste Störung durch eine Gefährdung Seitens deutscher Kriegsschiffe erfahren. Dies ist denn auch das gewichtigste Argument, welches die Handelskammern von Hamburg und von Bremen und die Berliner Conferenz der Delegirten der deutschen Seehandels-Interessen in ihren wiederholten Vorstellungen an den Bundeskanzler im Oktober vorigen Jahres geltend gemacht haben, um beim Friedensschlusse eine Entschädigung von Frankreich zu beanspruchen, sowohl für die genommenen Schiffe und deren Ladungen, als auch nicht minder für die in Folge der einseitigen französischen Staatskaperei und des dadurch verursachten Stillliegens der Schiffe erwachsenen Ausgaben und nachweisbaren positiven Verluste. Als ungefährer Maßstab für die Berechnung des wegen letzteren Anspruchs geforderten speciellen Ersatzes ist die durchschnittliche Summe von ein Drittel Million Francs pro Tag erwähnt worden. Die einleuchtende Billigkeit dieser Frankreich außer den sonstigen Leistungen aufzuerlegenden Bedingung würde in der öffentlichen Meinung abgeschwächt werden, wenn noch in letzter Stunde Deutschland von seinen zu Anfang des Krieges proklamirten liberalen völkerseerechtlichen Grundsätzen plötzlich wieder zurücktreten würde. Und welchen thatsächlichen Erfolg verspricht man sich von einer erst vom 10. Februar an eintretenden Aufbringung französischer Handelsschiffe? Bis zum 10. Februar hat hoffentlich Frankreich seinen hoffnungslosen Widerstand aufgegeben und um Frieden nachgesucht."

Im Dezember bohrte die norddeutsche Fregatte Medusa in den Gewässern von Peru zwei französische Kanonenboote in den Grund und im Januar 1871 nahm die norddeutsche Corvette Augusta im Meere vor Bordeaux drei französische Schiffe weg, die mit Vorräthen für die Armee beladen waren, und bald darauf einen französischen Dampf-Aviso. Der kühne Capitain dieser Corvette, Weikhmann, hatte schon im Sommer einen nächtlichen Ausfall gegen französische Panzerschiffe gemacht, welche damals Danzig blokirten.

Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870—71.

Zweiter Band.

Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870—71.

Von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.



Erstes Buch.

Die Deutschen vor Paris.

Wir kehren nach Paris zurück, welches wir bereits ringsum cernirt von den deutschen Heeren verlassen haben.

Hier war General Trochu in gewissem Sinne ebenso Dictator, wie Gambetta in Tours. Er hatte das Commando in der Stadt, alle Bewaffneten standen unter seinem Oberbefehl. Neben ihm konnte die eingesperrte Regierung der nationalen Vertheidigung zunächst nur noch eine geringe Rolle spielen. Jules Favre, Minister des Auswärtigen, hatte nichts mehr zu thun, nachdem er den Waffenstillstand von sich gewiesen hatte. Trochu commandirte noch etwa 60,000 reguläre Truppen und etwa doppelt so viel erst zusammengeraffte Leute, theils Mobilgarden vom Lande, theils Nationalgarden von Paris.

Die Revue, die er am 13. September über 100,000 Mann abhielt, gewährte keinen tröstlichen Anblick. Die Moblots bildeten sich erst allmälig zum Dienst. Die übereilt wieder hergestellte Nationalgarde war noch größtentheils ohne Uniform. Die wohlhabenden Bürger, die zu ihr gehörten, wollten sich lieber ergeben und die reiche Stadt geschont wissen, als einen verzweiflungsvollen Kampf wagen; die ärmere Klasse entehrte ihren Patriotismus durch Habgier. Nur den Bedürftigsten bot man täglichen Sold an. Da

verlangte eine ganze Compagnie den Sold und wollte keiner darauf verzichten.

Eine große Menge Häuser in Paris blieben leer, weil die Besitzer geflüchtet waren. Deshalb erging der Befehl, welcher Besitzer nicht binnen vier Tagen zurückkehre, dessen Haus solle als Nationaleigenthum verwendet werden. Rochefort, der den Straßenkampf organisiren sollte, befahl, alle Wohnungen und Läden, die sich im ersten Stocke (zu ebener Erde) befinden, auszuräumen, die Mauern, die von einem Hause zum andern führen, zu durchbrechen, so daß alle Häuser in Verbindung stehen, und Schießscharten nach der Straße hin anzulegen. Die von ihren Bewohnern verlassenen zahlreichen Landhäuser wurden vom Pöbel ausgeleert.

Merkwürdig erscheint, daß, wenn auf der einen Seite tolle Menschen vor Kriegswuth glühten und schäumten und auf der andern Seite die Menschen in bleicher Todesangst flüchteten, in der breiten Mitte an der frivolen Physiognomie sich gar nichts geändert zu haben schien. Ein Pariser Correspondent der Daily News schrieb am 20. September, er staune über die grenzenlose Unbekümmertheit, mit welcher das Pariser Publikum noch am Sonntag seinen beliebten Vergnügungen nachging, im Jardin des plantes, im Park von Monseaux, auf den Quais einherschlenderte, auf den Boulevards zum Trinken und Plaudern niedersaß, hier in Bewunderung vor einem Manne, der die Stimmen aller Vögel nachahmte, dort im Entzücken über die Sprünge einiger Pudel, Männer und Weiber, Buben und Mädchen, kokettirend 2c. Derselbe Correspondent bemerkt aber auch, die Straßen von Paris wimmelten von Fahnen als von eben so viel Zeichen der Furcht. Denn nicht nur jeder Fremde, der in Paris wohne, hänge seine Nationalfahne zum Fenster heraus, sondern auch viele geborne Pariser bestimmen geschwind zwei Betten zur Aufnahme von Verwundeten und hängen dann die Fahne mit dem rothen Kreuz aus, überzeugt, daß wenn die deutschen Soldaten Paris erstürmen, sie doch die so beflaggten Häuser schonen werden.

Die hitzigsten Republikaner dachten wirklich daran, aus Paris ein zweites Saragossa zu machen oder prahlten wenigstens damit. Da sollten nicht nur Barrikaden errichtet, sondern auch die Straßen unterminirt, die Häuser durchbrochen und Haus für Haus vertheidigt werden. Man verfertigte unter dem Montmartre einen großen Luftballon, den man bei Nacht aufsteigen lassen und von dem aus man die ganze Umgegend der Stadt und alle Stellungen des Feindes beleuchten wollte. Alles Petroleum in der Stadt wurde von der Regierung confiscirt und es hieß, man wolle damit die einrückenden Deutschen verbrennen. Am 27. September wurde aber ein großer Theil des in Paris vorräthigen Petroleum, vielleicht durch Brandstiftung, ein Raub des Feuers. Es war ein für militärische Zwecke bestimmter Vorrath in der Villette.

In einem Brief aus Longwy vom 1. Oktober, welchen das Echo du Luxembourg veröffentlichte, wurde gerathen, „die Deutschen mit den Mitteln der Chemie zu bekämpfen, und zwar aus Luftballons Fässer voll pikrinsaurem Kali, Nitroglycerin, Dynamit und dergleichen auf die feindliche Armee herabzuwerfen. Dieser Brief hat die ehrenhafte Entrüstung des Commandanten von Longwy, des Maires und der Municipalräthe dieser Stadt erregt, und sie gaben derselben in einem Schreiben an das ‚Echo‘ für sich und im Namen ihrer Mitbürger Ausdruck. Es heißt in dem Schreiben: ‚Bereit, unsere Stadt und unser Vaterland zu vertheidigen, werden wir im vorkommenden Falle beweisen, daß wir Krieg führen können, ohne die Regeln zu verletzen, welche die Ehre und die Menschlichkeit gebieten.‘“

Die Regierung erließ folgende Proklamation: „Französische Republik. Regierung der nationalen Vertheidigung. Man hat das Gerücht verbreitet, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung daran denke, die Politik aufzugeben, in Folge deren sie auf den Posten der Ehre und der Gefahr gestellt wurde. Diese Politik ist die, welche sich in folgenden Ausdrücken formulirt: Weder einen

Zoll unseres Territoriums, noch einen Stein unserer Festungen. Die Regierung wird sie bis zum Ende aufrecht erhalten. Gegeben im Hotel de Ville am 20. September 1870. General Trochu. Emanuel Arago. Jules Favre. Gambetta. E. Picard. Rochefort. Jules Simon. Der Kriegsminister, General Le Flô; der Ackerbau- und Handelsminister, Magnin; der Minister der öffentlichen Bauten, Dorian."

Der „Combat", das Organ Felix Pyats, eröffnete eine Subscription, aus deren Ertrag ein Ehrengewehr angefertigt werden sollte, um es dem zu schenken, der den König von Preußen ermorden würde. — Das „Salut public" machte seinen Lesern weiß, daß von der in Sedan gefangenen Armee der größte Theil nachher wieder heldenmüthig entschlüpft sey, und jetzt in Frankreich sich wieder zusammenfinde. „Die Menge der Gefangenen, welche die deutsche Wachsamkeit getäuscht haben, ist ungeheuer. Es ist ein beständiges Durchsickern flüchtiger Helden durch die preußischen Linien hindurch. (Ein klassisch schöner Satz, der des Aufbewahrens werth ist!) Eine gefangene Armee, zumal eine französische, ist schwerer zu bewachen, als eine deutsche Schafheerde. Und was die Soldaten vor Allem unverletzt gerettet haben, ist das Vertrauen in ihre individuelle Ueberlegenheit über die Deutschen."

Die Times berichtete, General Ambert in Paris habe sich um Herstellung der Disciplin bei den Truppen bemüht, und ihnen einmal gesagt, statt immerfort vive la répuplique zu schreien, sollten sie lieber besser exerzieren. Da hätten sie ihn gepackt und gefangen gesetzt und nicht einmal Trochu habe ihn befreien können. Am 24. und 25. September sollen Straßenkämpfe in Paris stattgefunden haben, was die Abstellung der Wahlen zur Folge gehabt habe.

Eine Correspondenz aus Brüssel in der Kölner Zeitung theilte mit, französische Offiziere, die bei Sedan gefangen, aber auf Ehrenwort seyen entlassen worden, hätten ganz ungenirt gesagt, sie dürften dennoch wieder gegen Deutschland dienen. Entweder

unter fremden Namen, oder aber unter dem Vorwande, sie seyen als Offiziere des Kaisers gefangen worden, der Kaiser sey abgesetzt, also könnten sie jetzt unbeschadet ihres Ehrenworts der Republik dienen. General Ducrot machte praktischen Gebrauch von der Sophistik der Ehrlosigkeit. Bei Sedan gefangen und auf Ehrenwort entlassen, brach er das Ehrenwort und ging nach Paris, um dort an der Vertheidigung theilzunehmen. Die Folge war, daß ihm verkündigt wurde, er würde, wenn er wieder in Gefangenschaft geriethe, kriegsrechtlich erschossen werden, und daß künftighin verboten wurde, ein Ehrenwort von französischen Offizieren anzunehmen.

General Ducrot wollte nicht zugeben, daß er sein Ehrenwort gebrochen habe, und suchte sich in einem Briefe an Trochu auf eine sehr sophistische Art zu rechtfertigen. Er schrieb nämlich „daß er für seine Person die Capitulation von Sedan nicht angenommen, sondern stets verworfen habe, daß er sich, wie versprochen, am 11. September, Vormittags 10 Uhr, in Pont à Mousson beim preußischen Commandanten gemeldet habe und an sein Ehrenwort von dem Augenblick nicht mehr gebunden gewesen wäre, als der Sicherheitspaß von Sedan nach Pont à Mousson ihm Mittags auf dem Bahnhofe abgenommen und seine Anwesenheit constatirt worden sey." Er war also doch gefangen und mit seinem Ehrenwort verpflichtet worden, sich in Pont à Mousson zu melden, weil auf dieser Station ein preußischer Commandant war. Natürlicherweise hatte man preußischerseits, indem man ihn auf sein Ehrenwort reisen ließ, nicht gemeint, seine Verpflichtung höre in Pont à Mousson auf, und indem er von dort entwich, brach er sein Wort.

Auffallenderweise übernahm es Trochu selbst, ihn zu entschuldigen, vielleicht weil er ihn bei der Vertheidigung von Paris brauchen konnte, oder weil er bei der damaligen Stimmung der Pariser, diesem wegen seines Wortbruchs so hoch gefeierten Mann ebensowenig wehe thun durfte, wie dem unverschämten Flourens. Sein Brief an Ducrot lautete: „Mein lieber General! Ihr Verhalten

vor und nach der Capitulation von Sedan fügt einen neuen Zug zu denen der energischen Festigkeit hinzu, welche den Lauf Ihrer Carrière bezeichnet haben. Inmitten einer Zerstörung, welche selbst die am meisten gestählten Seelen erschüttert hatte, wollten Sie keine Beziehung mit dem Feinde haben, welche hätte als Transaktion gedeutet werden können. Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, nach Pont à Mousson zu gehen und sich dort als Gefangener zu melden — nichts weiter. Und dort — nachdem Sie sich offiziell als Gefangener gestellt und somit Ihr Ehrenwort gelöst haben, erdachten und verwirklichten Sie um den Preis der augenscheinlichsten Gefahren eine kühne Flucht, welche nach Ihrem Willen sofort der Vertheidigung von Paris zu Gute kommen sollte. Der Feind weiß, was Ihre Hülfe werth ist, und daher stammt der einstimmige Vorwurf, welchen die öffentliche Meinung in Deutschland gegen Sie richtet. Seyen Sie versichert, daß die preußische Armee, deren loyales Zeugniß ich anzurufen im Begriff stehe, indem ich Ihren Brief dem Könige selber übersende, Ihnen vollkommen Gerechtigkeit zu Theil werden lassen wird. Wir bedurften, um sie Ihnen zu gewähren, nicht erst Ihrer Mittheilungen. Empfangen Sie diese Versicherung, deren Sie am meisten bedürfen, von dem ältesten und Ihnen am meisten zugethanen Waffengefährten. Der Gouverneur von Paris. General Trochu." Jedenfalls, bemerkt die Nordd. A. Z., thut General Trochu wohl daran, Herrn Ducrot schon jetzt der Gnade des Königs zu empfehlen.

Ueber Ducrot's Flucht in Pont à Mousson theilte die deutsche Allg. Zeitung mit: „Von dieser Entweichung, bei welcher nach französischen Blättern ein Bruch des Ehrenworts nicht vorgekommen seyn sollte, erzählt ein Thüringer Kaufmann, welcher sich mit Liebesgaben vor Metz begeben hatte, folgende Einzelheiten, die glaubwürdig erscheinen. General Ducrot ersuchte den Etappen-Commandanten in Pont à Mousson um die Erlaubniß, sich mit zwei andern mitgefangenen französischen Offizieren in einem kleinen, schon bereit-

stehenden Bauernwagen, welchen der Gewährsmann selbst gesehen hat, nach einem naheliegenden Orte in Privatangelegenheiten begeben zu dürfen. Der Etappen-Commandant weist den General an das Hauptquartier, wo ihm gegen Schein auf Ehrenwort, sich Abends 9 Uhr wieder zu stellen, die Erlaubniß ertheilt und außerdem ein preußischer Offizier zur Begleitung mitgegeben wird. Obgleich nun noch des Nachts Armee-Gensdarmen und Patrouillen aufgeboten worden sind, hat man von dem General und seiner Begleitung keine Spur entdecken können und auch der preußische Offizier war verschwunden." Der Impartial de Loiret erzählt noch, der General habe sich Bauerntracht zu verschaffen gewußt, habe dann einige Ochsen gekauft und den Preußen angeboten; diese hätten den Handel mit Freuden gemacht und ihm für eine neue Lieferung einen Sicherheitspaß ausgestellt, mit dem er glücklich nach Paris gelangt sey.

Auch Victor Hugo that im Oktober wieder einen Posaunenstoß: „Wir sind ein einziger Franzose, ein einziger Pariser, ein einziges Herz. Es gibt nur einen einzigen Bürger, der seyd ihr, der bin ich, der sind wir alle. Wo die Bresche ist, da ist unsere Brust. Heute Widerstand, morgen Erlösung. Wir sind nicht mehr Fleisch, sondern Stein. Ich kenne meinen Namen nicht mehr, ich heiße Vaterland. Wir alle heißen Frankreich, Paris, Mauer!" Die Eitelkeit hat diesen größten aller französischen Poeten verrückt gemacht. Aber auch der fromme Veuillot fing an, heftig gegen die Deutschen zu schreiben und zum Kampfe gegen sie zu ermuntern. Das hing mit dem Compromiß zusammen, den Cremieux zwischen dem katholischen Süden und den Republikanern geschlossen hatte und den auch Bischof Dupanloup von Orleans unterstützte.

Man hoffte in Paris immer auf Entsatz, aber vergeblich. Der alte Thiers hatte sich sehr über die angebliche Uneinnehmbarkeit von Paris getäuscht. Als er nämlich unter Ludwig Philipp auf die Befestigung von Paris antrug, erörterte er: „Wenn es Ihnen ge-

lingt, die Hauptstadt stark zu machen und in Stand zu setzen, einen regelrechten Angriff auszuhalten, so befreien Sie dieselbe in demselben Augenblicke für immer von allen Gefahren einer Belagerung; denn wenn Paris sich vertheidigen kann, wie Metz, Straßburg oder Lille, so wird Paris niemals angegriffen werden. . . . Wir haben untersucht, ob es möglich wäre, Paris für 60 Tage Lebensmittel für eine Bevölkerung von 1,300,000 Seelen zu verschaffen. Es ist uns bewiesen worden, daß es ausführbar ist. Erlauben Sie mir, Ihnen zuvor einige Worte zu sagen über die Zahlen von 60 Tagen und 1,300,000 Seelen. Niemals wird ein Feind 60 Tage lang vor Paris liegen, denn er selbst und nicht Paris würde ausgehungert werden. Man kann nicht voraussetzen, daß ein eindringender Feind es wagen würde, mit weniger als 200,000 oder 250,000 Mann vor Paris zu erscheinen. Es würde ihm unmöglich seyn, seine Magazine nachzufahren ohne riesige und unmögliche Anstrengungen, ohne mehrere Armeen im Rücken, um die Straßen zu decken. Er müßte von dem Lande selbst leben, wie wir es selbst mehrfach gethan haben; er mußte sich weit ausbreiten, um zu leben, und würde sich durch die Theilung sehr aussetzen. Er würde inzwischen leben, aber das besetzte Gebiet würde bald so ausgezehrt seyn, daß er nicht mehr daraus subsistiren könnte. Nun nehmen Sie 30 Tage einer solchen Lage an, oder 40, oder 50, so gelangen Sie zu physischen Unmöglichkeiten."

So hatte man sich getröstet. Jetzt aber wußte man sich nicht mehr zu helfen und fiel auf die seltsamsten Rettungsmittel. Girardin ließ am 18. Oktober wieder einen Unsinn drucken, nämlich einen offenen Brief an Bismarck, der mit folgenden Worten schloß: „Halten Sie vor Paris ein, wie 1866 vor Wien! Dieser Beweis von Mäßigung wird uns zu allererst veranlassen, Ihnen vorzuschlagen: erstens alle Bollwerke niederzureißen, weil sie die letzten Hindernisse der europäischen Verbrüderung sind; zweitens Frankreichs Eintritt in das Zollvereinsnetz, diesen älteren Frei-

handelsbruder. Unser Gold bringe Euch Reichthum und die Erinnerung der uns geschlagenen Wunden erbleiche durch gemeinsame Interessen und Bestrebungen. Entehrt nicht das Zeitalter Peels und Cavours, wenn Ihr Eurerseits in der Lage seyd, Euch seinen Größen anzureihen."

So gut meinten es die fanatischen Blätter von Paris aber nicht. Diese dachten an nichts, als an die Vernichtung der Deutschen, die sie schon hundertmal vernichtet haben wollten und die doch merkwürdigerweise immer noch da waren. Der Peuple français gab einen ganzen Catalog von Tödtungsmitteln zum besten. Da ist zuerst die Mitrailleuse Montigny, wirft 481 Kugeln in der Minute (die Mitrailleuse von Meudon warf nur 155). Dann kommt die Mitrailleuse Marklenberg, ein tragbares Geschütz mit 250 Kugeln per Minute. Drittens die Mitrailleuse Durand (noch im Versuchsstadium). Bei ihr wird das Pulver durch Dampf ersetzt und sie kann auf eine Entfernung von 400 Metern 60 Kugeln per Sekunde, also 3600 per Minute regnen lassen. Die Bomben Menestrol, vervollkommnete Granaten, von denen jede 1000 Feinde kampfunfähig machen kann. Die Brandbomben des Herrn Gaudin, bestimmt, aus besonderen Ballons geschleudert zu werden. Sie würden die Wirkung haben, die Vorräthe und Fuhrwerke des Feindes zu zerstören. Die Stinkbomben, sie haben die besondere Eigenschaft, mehrere Stunden hindurch in einem hinreichend ausgedehnten Umkreise die Personen zu ersticken, welche nicht getödtet worden sind. (Angenommen von der Commission du génie civil!) Die Satansrakete, welche ein ganzes Armeecorps auf Distanz von 4 und 5 Kilometern in Flammen aufgehen läßt. Das griechische Feuer des Herrn Beaume, Brandgeschosse, welche Alles verbrennen und verzehren, was ihnen in den Wurf kommt, ohne daß es möglich ist, sie zu löschen. Man kann sie auf große Entfernung schleudern. Die Explosionsminen von Dieheim, welche auf gewisse Entfernung ganze Regimenter in die Luft sprengen. Bescheidener sind die unter-

irdischen Torpedos, welche ihre Geschosse mannshoch in die Höhe werfen und in einigen Minuten Bataillone vernichten.

Im Oktober wurden 18 sächsische Soldaten in ihrem Quartier durch den im Keller gefundenen Wein, den die entflohenen Bewohner zu diesem Zweck zurückgelassen hatten, vergiftet.

In Paris waren Uebermuth und Frivolität noch so wenig ausgestorben, daß sich freche Frauenzimmer zusammenthaten, um ein Amazonencorps zu bilden. Am 8. Oktober forderten sie vom Ministerium, 500 Köpfe stark als bewaffnete Legion organisirt zu werden, um den Ambulanzdienst zu verrichten und den Feind zurückzuwerfen, gleich den ersten Johannitern in Jerusalem, welche die Kranken gepflegt und zugleich gekämpft hatten. Eine Bürgerin kündigte an, welches sichere Mittel sie erfunden habe, um die Preußen zu vernichten. Einen Apparat nämlich, den sie den Finger Gottes nannte. Ein Fingerhut in ein Röhrchen zugespitzt, welches bei der Berührung Blausäure entläßt. Damit brauche sie nur einen Preußen zu berühren und augenblicklich sey er todt. So könne eine einzige Französin unter lauter preußischen Männerleichen allein aufrecht stehen bleiben.

Pöbelhafte Auftritte kamen vor, sagten Augenzeugen, als die bei Chatillon in den Schützengräben gefangenen Bayern, 30 an der Zahl, in Paris herumgeführt wurden. Die ihnen als Bedeckung mitgegebene Nationalgarde vermochte sie nicht zu schützen und so waren sie den gemeinsten Mißhandlungen ausgesetzt. Man zerrte an ihrem Bart- und Hauptthaar und bewarf sie stellenweise sogar mit Straßenkoth, ohne daß man etwas zu ihrem wirksamen Schutze hätte thun können.

Die Bildsäule der Stadt Straßburg auf dem Eintrachtsplatze war stets mit Immortellenkränzen geschmückt. Eine Leiter blieb stets an die Statue gelehnt, um den Vorübergehenden zu gestatten, das Haupt der Bildsäule mit Blumen zu schmücken. Allwöchentlich wurden die Kranzspenden von einem Künstler malerisch geordnet.

Häufig fand am Fuße der Statue eine Art Feldgottesdienst statt. Dann erschienen mehrere Priester mit einem Tragaltare und lasen die Messe, und die vorübergehenden Voltairianer entblößten das Haupt und spielten die Andächtigen, weil ihnen auch zu Zeiten Religionsübungen in den Kram passen.

In den ersten Tagen des November sah man an den Straßenecken von Paris Plakate, worin zu lesen war, der Kronprinz von Preußen liege an einer Lungenentzündung schwer darnieder und in München sey eine große Revolution ausgebrochen, das Haus Richard Wagner's demolirt worden.

Die dritte Republik war die Karrikatur der ersten und verzerrte nur deren grimmige Züge in's Lächerliche, während sich beide ähnlich blieben. Die Republik Jules Favre's, Gambetta's und Rochefort's war dem ehemaligen Freunde des letztern, Flourens, zu blau, er wollte sie blutroth haben, und wie einst in der ersten Revolution der Gemeinderath von Paris im Stadthause sich die höchste Gewalt angemaßt und die aus dem Convent hervorgegangene Regierung als zu gemäßigt verdrängt und aus seiner Mitte ersetzt hatte, so wollte Flourens durch dasselbe Mittel die jetzige Regierung verdrängen oder sich in dieselbe eindrängen. Man hatte ihm als einem von früher her beliebten Volksmann das Commando über fünf Bataillone der Nationalgarde von Paris anvertraut. Mit diesen bewaffneten Vorstädtern und seinem sonstigen Anhang im Pöbel machte er vom 6. Oktober an Versuche, sich des Stadthauses zu bemächtigen.

Die Times berichtete: „Kaum war Paris 14 Tage eingeschlossen, als schon die Nationalgarden von Belleville — einem der verrufensten Viertel — durch ihren Befehlshaber, den Bürger Gustave Flourens, anfingen, die Regierung zu kritisiren und durch offene Gewalt zu beeinflussen. Am 1. Oktober begab sich Flourens an der Spitze seiner Bataillone nach dem Stadthause, um Namens der demokratischen Clubs verschiedene Forderungen von der Regie-

rung zu erzwingen, so z. B. die Massenerhebung, den Aufruf an das republikanische Europa, sofortige Wahl einer Munizipalbehörde, Entlassung aller ‚verdächtigen Personen‘ von Vertrauensposten und eine allgemeine Vertheilung von Tagesrationen an alle Bürger. Als die Regierung sich platterdings weigerte, solchen Forderungen Gehör zu schenken, suchte Flourens damit zu drohen, daß er sein Commando niederlegte; da aber die Regierung sich durch diesen Schritt nicht bewegen ließ, machte er denselben rückgängig und versuchte sein Heil in einer anderen Kundgebung, zu welcher er — um sie gewichtiger zu machen — alle Bürger einlud. Sie sollten sich am 8. Oktober, zwei Uhr Nachmittags, unbewaffnet vor dem Rathhause einfinden. Hauptzweck der Demonstration sollte die Erzielung sofortiger Wahlen für die ‚Commune von Paris‘ seyn, welch letztere — so sagte Flourens — die provisorische Regierung nicht abschaffen, sondern sie zur Executive der legislativen Commune machen würde. Das hieße also, Flourens hat zu befehlen, und Favre diese Befehle auszuführen. Denn was ersterer nebst Genossen — Ledru-Rollin, Blanqui und Felix Pyat — sich unter der zu wählenden Commune eigentlich denkt, geht aus einem Artikel in ‚La Patrie en Danger‘, dem Organe Blanqui's, deutlich hervor. Von den Candidaten für diese Körperschaft soll nämlich unter Anderem gefordert werden, daß sie sich zur Aufrechthaltung der absoluten Unabhängigkeit der Commune, zur Befolgung allgemeiner Instruktionen und zur Rechenschaftsleistung über alle ihre Schritte an die Wähler, die ihr Mandat jeder Zeit annulliren können, verbindlich machen. Auch sollen die Herren sich verpflichten, für die folgenden Maßregeln zu stimmen: Classificirung aller Lebensmittel in der Hauptstadt und deren unentgeltliche Vertheilung in Tagesrationen an alle Bürger; Verantwortlichmachung aller derer, die unter dem gefallenen Regimente durch rechtswidrige Schritte, Gewalt oder Betrug, zur Herbeiführung der gegenwärtigen Situation beigetragen haben; Bestrafung aller Personen, welche Paris in der

Stunde der Gefahr verlassen haben; Suspendirung aller handelsrechtlichen und civilen Klagen bis drei Monate nach Friedensschluß; Suspendirung aller Mieth- und Zinsenzahlungen vom 1. Oktober bis zum Ende des Krieges; Abschaffung der Polizeipräfektur und Unterordnung der Polizei unter die Munizipalbehörden, und schließlich Abschaffung aller Monopole und Privilegien. Um dies und Aehnliches zu erzielen, war die Versammlung für den 8. Oktober einberufen worden. Um die angesagte Stunde fanden sich ein paar Tausend Menschen ein, zum großen Theile Nationalgarden, welche mit wenigen Ausnahmen unbewaffnet gekommen waren, während innerhalb des Gittereinschlusses um das Stadthaus eine Abtheilung Mobilgarden mit aufgesteckten Bajonetten in Reih und Glied standen, entschlossenen Blickes und der Dinge harrend, die da kommen sollten. Der Ruf des Pöbels: ‚Die Bajonette in die Scheide!‘ blieb unbeachtet, und eben so wenig kehrten sich mehrere Mitglieder der Regierung — unter anderen Rochefort, Arago und Jules Ferry — an das Feldgeschrei der Masse, als diese ‚La Commune, Vive la Commune!‘ rief, und auf langen Stöcken Plakate mit den Worten ‚Les Elections‘ vor ihren Augen in die Höhe hielt. Plötzlich allgemeines Gemurmel. Die Nationalgarden des Faubourg St. Germain rücken bewaffnet und mit ihren Offizieren an der Spitze, im Schnellschritt voran, und fassen zwischen dem Eisengitter und dem vor diesem versammelten Volkshaufen Posto. Der Volkshaufe naht sich. Einige Bürger halten dem letzterwähnten Bataillon Zettel mit der Inschrift entgegen: ‚Die Gewehre sind eine Drohung‘; mehrere Nationalgarden wenden zum Zeichen der Sympathie mit der Masse ihre Muskete mit dem Kolben nach oben und ein allgemeines ‚Hurrah‘! wird nur durch die zahlreichen Rufe ‚La Commune! Vive la commune!‘ unterbrochen. Die Lage ist kritisch; die schweren Thore des Rathhauses werden geschlossen; der Generalmarsch wird geschlagen und fast unmittelbar darauf kommt eine Abtheilung bewaffneter Nationalgarden — meist Arbeiter in Blousen

— herangerückt. Während so einerseits die Volksmasse sich zu einem ungeheuren Umfang vermehrte — große und kleinere Gruppen disputirten über die Billigkeit der erwähnten Forderungen, und anscheinend waren drei Viertel gegen die sofortige Einberufung einer Commune — kamen andere Bataillone Nationalgarden herangerückt und erwiderten das Schreien nach ‚der Commune, der ganzen Commune und Nichts als die Commune!‘ mit ‚Vive la République, Vive la France!‘ Der befehligende Offizier, General Tamisier, suchte die aufgeregte Menge zu beschwichtigen, doch gelang ihm dies selbst dann nur theilweise, als aus weiter Ferne das Rollen des Kanonendonners deutlich vernehmbar wurde, und als drei Mitglieder des Centralen Republikanischen Comité's Zugang in das Stadthaus erhielten. Jules Ferry empfing sie, hörte ‚die Forderung des souverainen Volkes‘ an, und lehnte trocken das Vergnügen einer eingehenden Unterhaltung über das Thema Munizipal-Commune ab, während Keratry den Herren mit Verhaftung drohte. Draußen kommen jetzt von allen Punkten die Nationalgarden herangezogen. Ein Bataillon nach dem anderen, mit fliegenden Fahnen und unter Trommelgewirbel; die Offiziere vorauf, ihre Degen in der Luft schwenkend und mit dem Rufe: ‚A bas la Commune!‘ ‚Pas de Révolution!‘ Dies ermuthigt die Anhänger der Regierung. ‚Vive la République!‘ ‚Vive la France!‘ schallt es von allen Seiten wieder, während die Nationalgarden Angriffscolonnen formiren, nach beiden Seiten deployiren, dann Linien bilden und so den Platz in wenigen Augenblicken von den vielen Tausenden säubern. Die Spielleute treten jetzt in das Centrum und unter Trommelwirbel, untermischt mit dem Rufen der Volksmassen, treten die Mitglieder der Regierung aus den wiederum geöffneten Thoren des Stadthauses hervor. Sie machen die Runde um den Platz, schwenken ihre Hüte und rufen: ‚Vive la République!‘ Den Schluß der Scene bildet dann eine kurze Ermahnung Jules Favre's, und eiliger als es sonst vielleicht geschehen wäre, stob die Versammlung aus-

einander, da ein heftiger Platzregen sich einstellte. Allmälig zogen dann auch die Nationalgarden ab, doch versammelten sich ihrer trotz des Regens am Abend immer neue Bataillone vor dem Stadthause, um ihr Einverständniß mit der Haltung der Regierung und ihre Mißbilligung des Gebahrens der Nationalgarden von Belleville und der Bürger Ledru-Rollin, Blanqui, Felix Pyat und Flourens zu bethätigen."

Trotz dieses Erfolges durfte Trochu nicht wagen, den frechen Rebellen kriegsrechtlich erschießen zu lassen, denn Flourens wurde durch Rochefort geschützt, der damals einen Brief veröffentlichen ließ, in welchem er diesen Flourens als seinen „treuen und vortrefflichen Freund unter tausend brüderlichen Umarmungen" begrüßte.

Während dieses Treibens im Innern von Paris gab es von Zeit zu Zeit Kämpfe vor der Stadt. General Trochu wollte Paris nur von den Forts und Verschanzungen aus vertheidigen, weil er zu wenig reguläre Truppen zur Hand hatte, um dem Feinde in's offene Feld entgegenzugehen. Als nun aber General Ducrot, in Bauernkleidern geflüchtet, von Sedan ankam, erlaubte ihm Trochu, mit den Truppen Vinoys, vier kleinen Divisionen, hervorzubrechen. Kleines Geplänkel am 17. September bei Brevannes und am 18. bei Bicêtre beschäftigte nur die Vorposten. Erst am 19. machte Ducrot seinen Versuch, auf der schwächsten Seite der Vertheidigung, nämlich auf der Südseite, die Cernirung zu verhindern, und zwischen ihm und dem 5. preußischen Armeecorps entspann sich auf den Höhen von Sceaux bei Chatillon ein Kampf, der wie gewöhnlich mit der Flucht der französischen Truppen endigte. Ein ganzes Regiment Zuaven entfloh sogar, ohne einen Schuß gethan zu haben, stürzte wie verzweifelt in die Straßen von Paris zurück und verbreitete hier eine nicht geringe Panik. Die junge Mobilgarde hielt sich besser. Trochu war sehr entrüstet und traf strenge Maßregeln gegen die Feigen. Ein gefangener französischer Offizier klagte bitter

über das Abhandenkommen aller Disciplin unter den französischen Soldaten.

In Folge des Gefechts bei Sceaux näherten sich die Preußen auch dem berühmten Versailles. Hier befanden sich 2000 Mobilgarden, die aber nur 300 Gewehre hatten, gleich zu capituliren bereit waren und nur wünschten, man möge sie nicht entwaffnen, sondern ihnen den Polizeidienst in der Stadt, hauptsächlich zum Schutz der großen Gemäldegallerie überlassen, was ihnen zugestanden wurde.

General Trochu hatte seine liebe Noth mit den alle Disciplin auflösenden Truppen und Mobilgarden. Kaum gelang es ihm, den alten, schon achtzigjährigen verdienten Marschall Vaillant, dessen Ruhm noch von der Zeit des ersten Napoleon herstammte, aus den Händen des Pöbels zu retten, der sich seiner schon bemächtigt hatte und ihn als bekannten Bonapartisten mißhandeln wollte. Man gab ihn sogar für einen preußischen Agenten aus, um das Volk noch mehr gegen ihn aufzureizen. Aber die Nationalgarde, aus guten Bürgern bestehend, rettete ihn und brachte ihn in Trochu's Wohnung. Trochu war nicht zu Hause, Garnier Pagès aber beruhigte die Volksmenge auf den Straßen, bis Trochu zurückkam und den alten Marschall befreite. — In der Stadt hatten sich in verschiedenen Arrondissements eigenmächtig sog. Vertheidigungscomités gebildet, die auf eigene Hand Haussuchungen und sogar Verhaftungen vornahmen. Auch gegen diese mußte Trochu einschreiten.

Der Erfolg von Sceaux war nicht unwichtig. Die von den Forts Issy, Vanvres, Montrouge, Bicètre und Ivry gedeckte Südfront der Pariser Vertheidigung war die schwächste, weil die drei erstgenannten dieser Forts am Fuße des linken Thalrandes der Seine derart gelegen sind, daß sie von dem südlich von Clamart und Chatillon sich bis 500′ über den Seinespiegel erhebenden Plateau dominirt sind und in wirksamster Weise unter Feuer genommen werden können. Diesen Nachtheil hinwegzuheben, war von Seiten

des Vertheidigers schon vor länger als Monatsfrist am nördlichen Plateaurande bei der Mühle de la Tour der Bau einer starken Verschanzung begonnen und unter Aufwand ganz enormer Kräfte und Mittel bis zum Tage des Erscheinens unserer Truppen vor der Hauptstadt fast vollständig vollendet worden. Schon waren acht Geschütze in dies provisorische Fort eingeführt, und jedenfalls war dasselbe bereits vertheidigungsfähig. Der siegreiche Kampf vom 19. hat dieses wichtige Werk in die Hand unserer Truppen geliefert.

Unter dem Fort Nogent, 29. September, wurde dem Schwäb. Merkur geschrieben: „Seit dem 19. September ist die Stadt Paris vollständig cernirt. Wir sitzen in aller Ruhe unter den Wällen und harren der Dinge, die da kommen sollen. Für uns war das Erste, uns wohnlich in den verlassenen Schlössern und Landhäusern, von denen Paris umgeben ist, einzurichten. Für den Unterhalt mußten weit ausgedehnte Requisitionscommandos und fleißige Fasanenjagden sorgen. Trotzdem ist dies immer die brennende Frage des Tages. Denn die Umgebung von Paris füllt sich immer mehr mit Menschen, während die Wein- und Mehlvorräthe, die der suchende Instinkt unserer Leute in tiefen Verstecken aufgespürt hatte, zu Ende gehen. Die Stimmung der Leute ist die beste, die man sich denken kann; in der ersten württembergischen Brigade z. B. reißen sie sich fast um den Feldwachdienst, und manches verwegene Stückchen ist da schon von Einzelnen in stiller Nacht ausgeführt worden. Keine Frage, die Franzosen üben sich gewaltig im Schießen; wenn auf der Feldwache nur einer die Cigarre anzündet, so pafft's sofort. In Chennevières machen die Kugeln, die an die Wände anschlagen, den Herren des Stabes eine eigene Tafelmusik beim Diner. Zeigt sich einer derselben nur einige Minuten unter dem Saalfenster, so fliegt gleich solch ein Freischützengruß herauf. Dieselbe Munitionsverschwendung treiben sie aber auch mit größerem Geschütz. Sie werfen auf einzelne Reiter Granaten, sie beschießen fleißig die Arbeiter

an den aufzuwerfenden Batterien. Der Humor unserer Leute liefert da wieder manches lustige Stückchen. Sie machten kürzlich einen Strohmann, den sie hinter einer Scheinbatterie vorschauen ließen, und da solls eine wahre Lust gewesen seyn, mit welcher Wuth die Franzosen vom Fort aus auf den unschuldigen Strohkanonier schossen. Vorgestern visitirte der König selbst wiederum die Vorposten und wurde von unseren Truppen mit stürmischer Begeisterung begrüßt. In Gournoy, wo ein Theil des fünften württembergischen Infanterie-Regiments liegt, wurde sogar illuminirt, als der König Nachts durchkam; unsere wackeren Fünfer schnitten sich die Laternen selber aus Kürbissen zurecht. Vom gleichen Regiment wurde gestern das ‚Cannstatter Volksfest‘ in Noisiel abgehalten. Der Gesundheitszustand ist im Ganzen ein trefflicher.“

Am 30. September machten die Franzosen wieder einen Ausfall aus Paris und zwar auf verschiedenen Punkten, zwei Divisionen des Corps von Vinoy, angeführt von General Guilhem bei Meudon. Die Franzosen verloren über 1200 Todte und Verwundete und 500 Gefangene. Guilhem wurde verwundet, die Deutschen verloren nur 3—400 Todte und Verwundete. Der Kampf fand um Meudon her statt, wo Prinz Plon-Plon ein schönes Schloß besitzt. Dasselbe war aber von den Franzosen selbst ausgeraubt, scheußlich verwüstet und verunreinigt. In einem Zwinger fand man noch 60 Hunde eingesperrt, die man zu füttern vergessen hatte und die schon angefangen hatten einander selber zu fressen. An demselben Tage machten die Franzosen auch einen Angriff bei Sevres und wurden hier ebenfalls zurückgeschlagen.

„In Bougival, einem etwa 7000 Schritt westlich vom Fort Mont Valérien an der Seine gelegenen Städtchen, welches seit dem 19. September gleichfalls von unseren Truppen occupirt und mit in unsere Vorpostenstellung gezogen wurde, bemerkten am 3. Oktober einige Soldaten des 50sten Regiments in einem der dicht hinter dem Orte aufsteigenden Berge eine Grotte, die sich in einem dunklen

Gang zu verlaufen schien. Ein Offizier und mehrere Soldaten drangen mit Laternen weiter in das Innere des Berges vor und entdeckten ein vollständiges Labyrinth unterirdischer Gänge und Höhlen, in denen man mehr als eine halbe Stunde zu gehen hatte, um sie gänzlich zu durchforschen. Hier hausten aber durchaus keine Füchse oder sonstiges Gethier, sondern Menschen, und zwar nur Frauen und Kinder, welche sich beim Anmarsche der Preußen in dies Asyl zurückgezogen und sich mit vielem Vorrath, auch Betten und Möbeln versehen hatten. Dieselben weigerten sich entschieden, der Aufforderung, doch nach Bougival zurückzukehren, Folge zu leisten, und so ließ man sie dort, nachdem man sich vergewissert hatte, daß ein anderer Ausgang aus dem unterirdischen Labyrinth nicht vorhanden war. — Wenn sie nun auch Unrecht gehabt hatten, sich vor den Preußen zu fürchten, so waren ihre Befürchtungen doch in Bezug auf ihre Landsleute gar nicht so grundlos gewesen, denn am 5. früh eröffnete plötzlich der Mont Valérien sein Feuer und zeigte uns, daß er bis Bougival mit seinen Geschützen langen könne, indem er wohl 50—60 Granaten, theils auf unsere Feldwachen und Replis, theils nach Bougival selbst hineinwarf, Dinger von einer unanständigen Größe, welche mit einem Riesengeräusch dahergesaust kommen. „Zuckerhüte' werden sie von unseren Leuten ihrer Form nach genannt."

In Versailles erhielt mit Bewilligung der Militärbehörde eine Anzahl von Einwohnern Erlaubniß, nach Chartres zu fahren und dort Lebensmittel für die Bevölkerung von Versailles aufzukaufen und einzubringen; die Leute kamen jedoch am 2. Oktober mit leeren Händen zurück; in Chartres hatte man die Bürger von Versailles arretirt, ihnen Geld und Wagen abgenommen und ihnen erst nach langem Verhandeln letztere zurückgegeben, aber nicht erlaubt, Lebensmittel mitzunehmen. Hierauf wurde am 4. Oktober Oberst v. Alvensleben mit einem kleinen Corps nach derselben Richtung entsandt und machte starke Requisitionen. Franctireurs wurden bei

Rambouillet vertrieben, General v. Bredow trieb Requisitionen in Vernon ein.

Immer noch kamen Wuthausbrüche vor. Im Anfang Oktober wurde bei St. Denis ein katholischer Priester verhaftet, der, eine Binde mit dem Kreuz am Arm, heimtückisch einen deutschen Artilleristen erschossen hatte. Auch ein paar Dörfer, aus denen die Einwohner geschossen, mußten in Asche gelegt werden. „In der Nacht vom 7. zum 8. Oktober ist in Ablis eine Escadron des 16. Husaren-Regiments (Rittmeister Ulrich) von Franctireurs, welche in den Häusern versteckt waren, mit Hülfe der Einwohner überfallen und fast gänzlich aus einander gesprengt worden. Rittmeister Ulrich ist schwer verwundet; er sowohl wie die Offiziere der Schwadron sind gerettet worden. Bis jetzt haben sich wieder einige 50 Husaren mit eben so viel Pferden beim Regiment eingefunden. Ablis ist niedergebrannt worden.“

Hier noch ein Beispiel von Erbitterung. Der Maire von Pelaiseau, Doktor Morère, 75 Jahre alt, der, als sechs preußische Offiziere im Amtsgebäude die Requisitionen für die Gemeinde festsetzten, in Folge eines Wortwechsels einen Revolver zog und vier der Offiziere verwundete, wurde sofort kriegsgerichtlich behandelt und eine Stunde nach vollbrachter That erschossen.

Am 12. Oktober vertrieb General Senfft-Pilsach die Franzosen aus Breteuil vor Paris. Am 13. schossen die Franzosen muthwillig vom hohen Fort Mont Valérien aus das schöne Schloß St. Cloud in Brand. An demselben Tage machten sie einen sehr energischen Ausfall, um die von den Bayern besetzten Orte Bagneux und Chatillon zu nehmen und dadurch vielleicht einem Entsatzheer, das von Orleans her hätte kommen sollen, den Weg zu eröffnen. Die Bayern wurden zuerst zurückgedrängt und verloren beide Ortschaften, erhielten aber Verstärkung. „Da es den Anschein hatte, als ob die ganze feindliche Bewegung den Zweck habe, sich der Straße nach Orleans zu bemächtigen, warf man

17 Compagnien entgegen. Aber der Feind hielt noch Stand und nur allmälig konnten diese 17 Compagnien ihn wieder herausdrängen. Hier gingen die Offiziere und Unteroffiziere mit einem löblichen Beispiel voran. Ueberall wo die Gefahr am stärksten war, ermunterten sie ihre Leute durch Wort und That. Jedes Haus, jede Straße mußte einzeln genommen werden. Wo die Kugel nicht half, wurde zu Bajonet und Kolben gegriffen. Hier entschied nicht mehr die taktische Ordnung, hier war es ein Ringen, Mann gegen Mann; die körperliche Kraft allein gab den Ausschlag. Dutzendweise lagen die von den Kolben der Bayern erschlagenen Franzosen noch Tags darauf in den Straßen. Endlich nach einem mörderischen Gefechte von drei Stunden war das Dorf wieder in den Händen der Bayern. Um 5 Uhr hatten sie ihre ganze Stellung wieder inne, und der Feind war in vollem Rückzuge auf Montrouge begriffen. Der gesammte Verlust der Bayern beläuft sich auf 331 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten. Der Verlust der Franzosen ist viel bedeutender, kann aber nicht genau angegeben werden, weil die französische Ambulance den ganzen Tag beschäftigt war, die Verwundeten und Todten zurückzuschaffen."

Am 19. Oktober wurde ein neuer Ausfall gegen Chevilly zurückgeschlagen. Einen bedeutend größern machten die Franzosen am 21. Schon früh am Morgen eröffneten die Kanonen des Mont Valérien ein heftiges, jedoch meist unschädliches Feuer gegen Süden. Zu Mittag brach plötzlich General Trochu selbst mit 33 Bataillonen und 15 Feldbatterien zu je 6 Geschützen hervor und richtete den Marsch gegen Bougival, welchen Ort die schlesische Division des General Schmidt besetzt hielt. Diesen Ring in der weiten Kette der Cernirungsarmee hoffte Trochu durchbrechen zu können. Allein gerade diese preußische Division war eine der tapfersten und ruhmreichsten des ganzen Krieges, was schon daraus erhellt, daß sie während des kurzen Krieges nicht weniger als 170 Offiziere und 4000 Mann an Todten und Verwundeten verlor. Auch diesmal

wieder erlitten sie große Verluste, indem sie zugleich vom Mont Valérien und von der Feldartillerie, welche sich im Park von Malmaison festgesetzt hatte, mörderisch beschossen wurde. Als sich aber die Franzosen bis auf 80 Schritte Bougival genähert hatten, blieb General Schmidt nicht mehr in der Defensive, sondern befahl den Angriff und wurde in diesem Augenblick durch die in voller Kriegswuth aus St. Germain herbeistürmende Gardelandwehr unterstützt. Und beide, die Schlesier und die Garde, hatten die Ehre, unmittelbar unter den Augen des mit seinem Gefolge anwesenden Königs, eine glänzende Waffenthat auszuführen. „Während die Linie in Schützenschwärmen vorging, brach die Landwehr in dichten Colonnen im Sturmschritt mit dem Bajonet Tambour battant unter donnerndem Hurrahruf hervor. Unaufhaltsam drangen unsere Truppen vor; unter dem stärksten Granatfeuer mit großem Verlust, aber ohne auch nur einen Moment zu zögern, avancirte die Landwehr; der Feind wich überall zurück, aber die Landwehr erreichte ihn dennoch. Da sanken von den Kolbenschlägen dieser ostpreußischen Männer die Franzosen hundertfach zusammen. Hier gab es keinen Pardon; wer sein Leben nicht eilends durch die Flucht rettete, brach unter den wuchtigen Schlägen wie ein Halm zusammen. Mit Freude und Bewunderung sahen die Linientruppen, die mit so großem Muthe und so glänzendem Erfolg bei Weissenburg, Wörth, Beaumont und Sedan gefochten hatten, diese Männer an ihrer Seite fechten. Die beiden Compagnien hatten aber auch verhältnißmäßig sehr bedeutende Verluste; denn sie büßten bei diesem Angriff circa 60 Mann an Todten und Verwundeten ein, unter denen sich auch der Lieutenant von Raven, der Sohn des bei Düppel gefallenen General-Major von Raven befindet. Der Feind verlor bei diesem Rückzuge viele Leute." — Von den Schlesiern erfuhr man: „Als das Gefecht von Bougival anfing, bedeutend zu werden, schickte der Oberst des 46. Regiments mehrere Mann ab, um die Fahne zu holen, die man in Bougival zurückgelassen hatte, weil man anfangs

das Gefecht nur für ein kleines Vorpostengefecht gehalten hatte. Die Offizierburschen, welche die Soldaten ankommen sahen, liefen ihnen eiligst entgegen, um sich nach dem Gange des Gefechts zu erkundigen. Als das die Einwohner von Bougival sahen, glaubten sie, unsere Truppen seyen besiegt und die Ankommenden befänden sich bereits auf der Flucht. Sie riefen frohlockend: Ils sont vaincus; il faut les tuer; dann griffen sie zu den Waffen, die sie irgendwo trotz der genauesten Untersuchung verborgen hatten und besetzten das Haus, in dem sich die Fahne befand, und schossen aus diesem und mehreren andern heraus. Allein lange sollte ihnen dieses Vergnügen nicht zu Theil werden; die Soldaten machten kurzen Prozeß, schlugen die Thüren mit den Kolben ein und stachen die darin befindlichen Leute nieder. Auch die andern Häuser wurden von ihnen gereinigt. Jetzt ist nun Befehl gegeben worden, daß alle Einwohner Bougival zu verlassen haben und daß die Häuser, aus denen geschossen wurde, niedergerissen werden."

Man hatte von diesem Ausfall Trochus große Erwartungen gehegt, wie das Benehmen des Volks bewies. Auch die bisher so höflichen und geschmeidigen Einwohner von Versailles waren diesmal sehr aufgeregt und wollten, als die Preußen einen Trupp gefangener Franzosen einbrachten, einen Theil derselben befreien, so daß die Preußen die flache Klinge gebrauchen und mit feuern drohen mußten, um sie zurückzutreiben.

An demselben Tage meldete der bayerische General Hartmann, der mit seinem Corps bei Bagneux und Chatillon stand, es seyen urplötzlich mehrere hundert Weiber und Kinder bei unsern Vorposten in Bagneux erschienen, die sich, aus Paris kommend, gleichsam wie verhungert auf ein Kartoffelfeld stürzten, um die Erdäpfel herauszugraben. Sie seyen nicht fortzutreiben gewesen und riefen: „Schlimmer, als es uns in Paris ging, kann es uns nicht ergehen, selbst wenn man auf uns schießt; wir kämen dadurch nur schneller von dem elenden Leben los, das wir zu führen gezwungen sind!" Es ist

selbstverständlich, daß auf die armen Leute nicht geschossen wurde. Sie passirten landeinwärts die bayerischen Linien.

Ein württembergisches Bataillon unter Oberstlieutenant v. Schröder, welches einen Streifzug im Südosten von Paris machte, vereitelte am 21. Oktober einen Ueberfall der Franzosen bei Grandpuit, entwaffnete am 23. die Nationalgarden in Montereau, nahm ihnen eine Mitrailleuse und eine Kanone ab, bestand am 25. einen heftigen Kampf mit dem hauptsächlich auf dem Kirchhof von Nogent verschanzten Feinde und hatte auch noch einen heißen Straßenkampf zu bestehen, da die 2600 Moblots aus der Bretagne, die den Ort besetzt hatten, sich verzweifelt wehrten. Schließlich wurden sie zersprengt und verloren 300 Mann an Todten und Verwundeten und ebensoviel an unverwundet Gefangenen. Man bemerkte auch hier, daß sich die Franzosen in gedecktem Terrain vortrefflich schlagen, nur aber das Drauflosgehen der Deutschen im freien Felde nicht vertragen. Da laufen sie gleich davon.

Man schrieb damals aus den deutschen Lagern vor Paris, unsere Soldaten machten sich ein großes Vergnügen daraus, in dieser weinreichen Gegend, die von den Einwohnern verlassen war, die Weinlese, wie auch die Kartoffelernte zu übernehmen. Ueberhaupt seyen die Deutschen fröhlich und litten keinen Mangel.

Am 29. Oktober erfolgte wieder ein starker Ausfall auf der Ostseite von Paris, um das von den Preußen besetzte Dorf Le Bourget wegzunehmen. Der Angriff war sehr energisch. „Drei Bataillons der Garde hielten den Anprall tapfer aus, mußten aber bis zu dem kleinen Wäldchen (das theils ausgebrannt, theils umgehauen ist) nahe der Chaussee sich langsam, fechtend, vor der Uebermacht zurückziehen. Gegen 11 Uhr wurde ein Theil der Reserve auf dem linken und rechten Flügel herangezogen und General v. Budritzky führte sie selbst vor. Das Gefecht kam zum Stehen, lange schwankte es hin und her. Den Franzosen, die tapfer fochten, gelang es, die Deutschen noch weiter zurückzudrängen, und die

Deutschen fühlten sich offenbar zu schwach, den Feind aus der eingenommenen Position zu vertreiben. Die Moblots zogen die Pelze und Mäntel der Preußen an, nahmen ihre Käppis ab und setzten sich Pickelhauben der Preußen auf den Kopf und marschirten in dieser Maskerade juchheiend nach Paris zurück. Ihr Juchhei fand jedoch bald ein Ende. Denn die Forts hielten sie, als sie Trupps von Soldaten mit Pickelhauben auf Paris losmarschiren sahen, für Preußen und begannen auf sie zu schießen. Das Mißverständniß dauerte nicht lange, die Moblots warfen ihre Verkleidung weg und machten sich davon. Diese kleine Episode war Ursache, daß die Pariser, die von den Wällen aus zuschauten, schon voll Siegesjubel waren und sich nachher kaum darüber trösten konnten, daß sie die Schlacht dennoch verloren. Trochu begriff, daß Le Bourget gegen die deutsche Uebermacht doch nicht zu halten sey, aber General Bellemare, der die Ausfallstruppen befehligte, war einmal im Zuge des Sieges und gab dem Rückzugsbefehl keine Folge, weshalb er nachher abgesetzt wurde.

Der Kampf war sehr hartnäckig und blutig. „Der Feind war in den Häusern verschanzt und richtete von beiden Seiten der Straße ein konzentrisches Feuer auf die Barrikade, welche den Haupteingang zum Dorfe sperrte. Ein Bataillon des Regiments Elisabeth näherte sich mit fliegender Fahne. Ein Schuß schmetterte den Träger zu Boden. Der nächststehende Unteroffizier ergriff das Banner; aber auch er sank, fast im selben Augenblicke, tödtlich getroffen nieder. Da sprang der General v. Budritzki vom Pferde und von den höchsten ihn umgebenden Offizieren begleitet, stürzte er auf den gefährlichsten Punkt zu, ergriff die Fahne und eilte damit vorwärts. Aber nicht einen Zoll freien Grund ließ das tapfere Regiment Elisabeth zwischen sich und seinen Führern und gleichzeitig mit ihnen langten die ersten Reihen des Bataillons an der Barrikade an. Zwei stämmige Burschen, ein Grenadier und ein Pionier-Unteroffizier, hoben den General auf den hohen Wall

und gleich darauf flatterte die Fahne auf der erstürmten feindlichen Seite der Barrikade. Dort, an der Spitze seines Regiments, das ihm nachdrängte und zur Seite des Kommandeurs der Division sank tödtlich getroffen der Oberst v. Zaluskowski.... Die winzigen Franzosen waren den Riesen der Garde nicht gewachsen, sobald es zum Handgemenge kam, und verschwanden unter ihren Kolben- und Faustschlägen. Aber nach dem einstimmigen Zeugniß der Unserigen kämpften viele der Feinde, so lange ein Kampf noch möglich war, mit finsterem verzweifeltem Trotze, als die Hoffnung des Sieges oder des Entrinnens längst geschwunden seyn mußte. Die Ueberwundenen ergaben sich endlich, aber nur theilweise, und während einige von ihnen die Gewehre fortwarfen und Pardon! schrieen, feuerten andere noch, als unsere Soldaten ihnen entgegenkamen, um sie gefangen zu nehmen. Viele, darunter mehrere unserer Offiziere, fielen noch auf diese Weise, nachdem sie den Kampf bereits als beendet betrachtet hatten. Angesichts des Schmerzes, den diese schweren Verluste verursachen mußten, handelten unsere Soldaten mit nicht genug zu rühmender, mit kaum glaublicher Gutmüthigkeit. Jeder Franzose, sobald er die Waffen streckte, blieb unbehelligt und wurde zum Gefangenen gemacht, und bald füllten lange Reihen von entwaffneten Voltigeurs de la Garde und Mobilgardisten den Weg von le Bourget nach Gonesse. Vorher schon war ein Theil der Besatzung aus le Bourget geflüchtet und zwar auf dem Wege nach St. Denis, der einzigen noch offenen Straße, die ihm das ununterbrochene Feuern der Forts von Aubervilliers, de l'Est und St. Denis, so wie die bei Courveuve aufgestellten Batterien frei gehalten hatten. Einige von der Batterie Seeger inmitten dieser Colonnen geworfene Granaten beschleunigten diesen Rückzug dermaßen, daß er gleich hinter le Bourget in wilde zügellose Flucht ausartete. Halbwegs stieß der wüste Haufen auf starke französische Truppentheile, die, aus St. Denis kommend, der Besatzung von le Bourget noch zu Hülfe eilen wollten. Aber die

Neuangekommenen konnten die gegen sie andrängende Masse nicht stemmen, sie wurden mit den Fliehenden fortgerissen und bildeten bald mit ihnen ein verworrenes Menschenknäuel, ein Bild vollständiger Auflösung und ein Schauspiel des Jammers und des Zornes für jeden französischen Patrioten. Vergeblich versuchten die Offiziere die Leute zum Stehen zu bringen. Niemand hörte sie, Niemand gehorchte ihnen. Ein dem Anscheine nach höherer Offizier, der in vollem Galopp herangesprengt kam, verschwand, wahrscheinlich vom Pferde gerissen, sobald er die wogende Menge erreicht hatte. Näher und näher wälzte sie sich den schützenden Wällen von St. Denis, und jetzt war sie dahinter verschwunden, und nur einige Nachzügler, worunter man Offiziere und Verwundete erkannte, blieben auf dem weiten, mit Waffen aller Art besäeten Felde zurück. Auf den Wällen der Forts sah man deutlich Männer in Civil und auch Frauen. Sie waren wohl zur Schlacht wie zum Schauspiel gekommen und konnten die Kunde von dem, was sie gesehen, in Paris verbreiten: Tausende von Franzosen, unter dem schützenden Feuer der Pariser Forts, ohne einen Schuß zu feuern, in wilder, panischer Flucht zurückgetrieben."

Die Franzosen kämpften über 7 Stunden mit einer außerordentlichen Tapferkeit. „Beiderseitig war der Verlust sehr groß; der unsrige beläuft sich, wie bis jetzt bekannt ist, auf 480 Todte und Verwundete, darunter 35 Offiziere und über 200 Vermißte. Von den Franzosen blieben bei 500 Todte und Verwundete. Gefangene machten wir bei 1300 Mann (darunter viele Marinesoldaten) und 33 Offiziere von über 20 verschiedenen Bataillonen." Hier fiel der tapfere Oberst Graf Waldersee, der schon einmal bei Gravelotte schwer verwundet worden war.

Seit dem blutigen Kampfe von Bourget herrschte Ruhe in der Umgebung von Paris. Nur die Forts verschwendeten immer noch ihr Pulver und zielten mit schwerem Geschütz auf einzeln stehende Wachtposten des Feindes, trafen aber nur selten. Man glaubte, es

geschähe, um die neuen und ungeübten Artilleristen einzuüben. Warum Trochu die Cernirungsarmee nicht wieder angriff, erklärte man aus zweierlei Gründen. Wenn er die regulären Regimenter, die er noch in Paris hatte und die der Regierung ergeben waren, bei nutzlosen Ausfällen hinopferte, so behielt er nicht Streitkräfte genug übrig, um die rothen Republikaner niederzuhalten, die nur darauf lauerten, sich der Regierungsgewalt zu bemeistern. Andererseits durfte er nicht hoffen, mit seiner Pariser Armee allein die deutschen Cernirungstruppen zu überwältigen, und wartete auf die neuen Volksarmeen, welche Gambetta in den vom Feinde noch unbesetzten Provinzen organisirte und die Paris entsetzen sollten.

Am 19. November sollte ein neuer großer Ausfall aus Paris stattfinden, es war aber nur ein falsches Gerücht. Bald hieß es, die Truppen verlangten ungeduldig zu kämpfen, bald wieder, es sey ein so schlechter Geist unter ihnen, daß Trochu den Kampf nicht wage. Man machte die Bemerkung, die Soldaten seyen sehr häufig total betrunken, eine bei Franzosen sonst ungewöhnliche Erscheinung. Die Disciplin war jedenfalls gelockert, denn Trochu erließ am am 19. November desfalls einen sehr zürnenden und drohenden Tagesbefehl. Sofern er die Einrichtung traf, keine Familienväter mehr zum Dienst in den aktiven Bataillonen zu nöthigen, scheint unter den Pariser Bürgern die Kampflust nicht groß gewesen zu seyn.

Rochefort grollte der Regierung noch immer, der Regierung, von der er sich getrennt hatte. Blanqui durfte frei die Pariser auf die rothe Republik vorbereiten, durch Reden und Schriften im Styl von 1793. Unter andern wollte er auch auf die Abschaffung der Kirche zurückkommen. Er verlangte: „Alle Kirchen müssen den religiösen Kulten verschlossen und dagegen für die Kornmagazine, die Klubs oder andere revolutionäre Zwecke bestimmt werden. Alle Lazarethe müssen von den Priestern gesäubert werden. Man halte sie fest, bewaffne sie, schicke sie in's Feuer und stelle sie vor die Patrioten an die gefährlichsten Stellen. Wir reserviren ihnen das

schönste Tagewerk: mögen sie Märtyrer seyn, sie kommen in den Himmel, dies wird ihr Lohn seyn! Wir, die wir nicht daran glauben, wir verlangen, daß sie vor uns sterben! Sie sollen den Familienvätern als Panzer dienen, dies wird das einzige Mal seyn, daß sie zu etwas gut gewesen sind!"

Trochu wagte diesem Treiben so wenig entgegenzutreten, wie die Regierung, in der Favre sich auffallend still verhielt. Man schrieb damals aus Paris: „Trochu sieht die Situation in verzweifeltem Lichte. Bitter klagt er über den ‚Geist' der Armee, der Mobilen und der Pariser. Dieser extraordinäre Befehlshaber bildet sich ein, er werde seinen Truppen neuen Muth einflößen, indem er umhergeht wie ein Trappist und jedem zuruft: ‚Bruder, wir müssen sterben!' Mag er nun aber weder ein tüchtiger General, noch ein großer Staatsmann seyn, ein Gentleman ist er jedenfalls, und um so mehr wundert es mich, daß er den öffentlichen Verkauf der schmutzigen Karrikaturen der Kaiserin gestattet. Alle die Zeit, während sie auf dem Throne saß, hat diese skandalsüchtige Stadt nichts Skandalöses gegen sie auch nur geflüstert. Jetzt aber, wo sie und ihre Freunde in der Verbannung leben, werden ‚Lebensbeschreibungen der Frau Bonaparte' auf der Straße feilgeboten, die allenthalben anderswo confiscirt würden. Eine Karrikatur zeigt die Kaiserin splitternackt, während Prinz Joinville sie abmalt. In einer anderen, ‚Die spanische Kuh' betitelt, erscheint sie als eine Art weiblichen Centaurs. In einer dritten tanzt sie den Cancan und wirft sich die Röcke über den Kopf, während der König von Preußen auf einem Sopha gegenüber sitzt, Champagner trinkt und ihr zusieht und ihr Mann in einem Käfig an der Wand hängt."

Nach dem Kriegsplan, den Gambetta mit Trochu verabredet hatte, sollten die Süd-, West-, Nord- und Ostarmee von vier Seiten her gegen Paris marschiren und denselben der Entsatz dieser Stadt wesentlich durch einen großen Ausfall erleichtert werden, den Trochu mit seiner ganzen in Paris eingeschlossenen, wohl noch 200,000 Mann

starken Armee machen wollte. Obgleich nun die West- und Nord- und Ostarmee bereits von den Deutschen zurückgeschlagen waren, beharrten doch Gambetta und Trochu noch in den letzten Tagen des November auf dem Plane, den Entsatz von Paris wenigstens noch mit der Loirearmee, als der größten, zu versuchen. Trochu bereitete daher alles zu seinem Ausfall vor. Die Amtszeitung der Republik ließ eine Erklärung drucken, in welcher sie die Verantwortung für das neue große Blutvergießen lügenhafter Weise wieder allein auf den König von Preußen, zugleich aber auch auf die neutralen Mächte warf, weil diese nicht für Frankreich intervenirt hätten: „Wir wissen hier noch nicht, ob Europa da draußen sich entschließen wird, Frankreich die Mittel zu gewähren, daß es eine Versammlung einberufe, und zwar unter solchen Bedingungen, welche die Freiheit der Wahl und das Gewicht der Gewählten verbürgen. Mag nunmehr das Gemetzel fortdauern, wenn Europa dies zulassen und die preußische Regierung darauf bestehen will. Was immer jedoch geschehen und kommen mag, Frankreich, welches den Krieg nicht gewollt, welches überhaupt keinen Krieg mehr will, wird aus diesem Gemetzel unverkleinert mit seinem ganzen Gebiete und seiner ganzen Ehre hervorgehen." Ein Aktenstück voll Heuchelei, denn die Regierung der nationalen Vertheidigung selbst war es, welche den ihr angebotenen Waffenstillstand verweigert und die Einberufung einer Nationalversammlung verhindert hatte. Auch General Ducrot, der die ausfallenden Truppen befehligen sollte, erließ einen Aufruf, worin er schwur, nur als Sieger zurückkehren oder sterben zu wollen.

Zum Ausfall waren wenigstens 120,000 Mann bereit, doch konnte sich eine so große Zahl nicht wohl zwischen den Befestigungen der Stadt und der Cernirungsarmee entwickeln. Die zunächst auf der Südseite von Paris ausfielen, um auf dem kürzesten Wege mit der Loirearmee, die schon ihren nahen Anmarsch verkündet hatte, zusammenzutreffen, trugen Proviant für acht Tage bei sich. Man rechnete also wirklich darauf, die Stadt

werde entsetzt werden und die Pariser Armee draußen zu freier Action gelangen.

Der große Kampf wurde durch einen gewaltigen Kanonenlärm von den Forts aus angekündigt, am Abend des 28. November, und der Donner der Kanonen dauerte noch in den folgenden Tagen fort, ein ungeheueres Krachen, wovon man selbst in Versailles halb betäubt wurde. Man glaubte, diese außerordentlichen Detonationen sollten von der herannahenden Loirearmee gehört werden und ein Signal für sie seyn. Am 29. brachen die französischen Truppen unter dem Schutz des Fort Mont Valérien bei Bouzonval und Bois Peau hervor und griffen ein schlesisches Corps unter General Tümpling an, wurden aber zurückgeschlagen. Hier wurden tausend Franzosen, meist Moblots gefangen, aber, nachdem man ihnen die Waffen abgenommen hatte „mit einer Empfehlung an das Proviantamt" nach Paris zurückgeschickt. An demselben Tage machte auch General Vinoys einen Ausfall gegen l'Hay, zog sich aber bald zurück. Das waren nur Demonstrationen, um den beabsichtigten Hauptausfall von Süden zu maskiren.

Am 30. November machte Ducrot einen noch größeren Ausfall, der viel Blut kostete, derselbe war gegen die Stellung der Württemberger bei Champigny und Villiers und gegen die benachbarte Stellung der Sachsen bei Brie gerichtet und gegen den ausgezeichneten Punkt in der Mitte, den Mont Mesly, zwischen Seine und Marne. Das Schlachtfeld befand sich noch unter den Kanonen der Pariser Forts und diese, wie auch die französischen Kanonenbote auf der Seine und Marne und sogar gepanzerte Eisenbahnwaggons unterstützten mit ihrem mörderischen Feuer den ungestümen Angriff Ducrots. Diesen aber hielten die Württemberger unter General v. Obernitz in sechsstundenlangem Kampf aus und eine ihrer Reiterschwadronen ritt ein Marinebataillon der Franzosen nieder. Endlich mußten sie doch Champigny aufgeben. Eben so tapfer fochten die Sachsen bei Brie. Im deutschen Kriegsrath wurde

nun beschlossen, um jeden Preis die verlorenen Dörfer wieder zu nehmen und die Franzosen in die Stadt zurückzudrängen, denn es kam darauf an, ein Ausbrechen der Pariser Armee und deren etwaige Vereinigung mit der Loirearmee unmöglich zu machen. Am 2. Dezember griffen daher die Württemberger und Sachsen die genannten Dörfer wieder an und schlugen nach achtstündigem heißem Kampfe, zuletzt noch von Pommern unterstützt, die Franzosen wieder zurück. Die Verluste in beiden Schlachttagen waren groß und betrugen bei den Württembergern 61 Offiziere und nahezu 2000 Mann, bei den Sachsen über 1500. Man machte aber über 3000 französische Gefangene. Auffallend war hier wieder die Verschwendung der Geschosse von Seiten der Franzosen. Ein Augenzeuge beobachtete, daß vom Fort Issy aus ununterbrochen mit dem schwersten Geschütz gefeuert wurde, die Granaten aber nur auf ein freies menschenleeres Feld fielen.

Aus den Feldbriefen einiger Württemberger entnehmen wir folgende Schilderungen vom 2. Dezember: „Der Feind wurde unter dichtestem Mitrailleusen- und Granatenregen in das Dorf Champigny zurückgeworfen. Unaufhaltsam, obwohl beinahe aller Offiziere beraubt, drangen unsere braven Soldaten in das Dorf. Jedes Haus, jede Verschanzung mußte im Sturme genommen werden, dieser Straßenkampf in Champigny war furchtbar. Jede Straße war von den Franzosen aufgerissen und verbarrikadirt, aus jeder Oeffnung eines Hauses wurde auf uns gefeuert. Erst Mittags 3 Uhr hatten wir den Feind vollständig aus Champigny geworfen. Gegen 11 Uhr Vormittags griffen zwei Regimenter Preußen ein, welche mit ihrem gewaltigen Hurrah den Ausschlag gaben, es waren dies die Pommer'schen Jäger; sie pommerten tüchtig auf den Feind los. Hinter uns auf der Anhöhe standen die preußischen Batterien, sie feuerten sehr gut und haben viel zum Siege beigetragen. Rechts von uns in Villiers, in unserer Stellung vom 30. November, stand das 1. Regiment mit den Sachsen; auch sie gaben nicht weich und

warfen den Feind über Brie und La Plant zurück. Während dies rechts vor sich ging, drangen wir vereint mit dem 2. Jägerbataillon, welches mit uns Champigny stürmte und den Preußen auf Le Plant und Brie vor, so daß der Feind auf der ganzen Linie Champigny-Le-Plant-Villiers zurückgeworfen war. Jetzt sind wieder unsere alten Feldwachen auf dieser Linie eingenommen. Diese beiden Gefechte waren furchtbar. Unsere Verluste sind groß, das 7. Regiment ist zu einem Bataillon geworden, so auch das 1. Regiment. Das 2. Jägerbataillon bildet noch 2 Compagnien. Wir haben beinahe keine Offiziere mehr. Heute noch ist mir unklar, wie es möglich ist, aus einem solchen Kugelregen gesund davon zu kommen. Mein Mantel ist durchlöchert, 2 Gewehre wurden mir in der Hand zerschossen. — Auf dem Mont Mesly, dessen Wiedereinnahme wohl hauptsächlich Verdienst des zweiten Bataillons des 8. württembergischen Infanterieregiments ist, kam es zu einem zwar nur kurzen, aber sehr erbitterten Handgemenge, da unsere Leute in Folge des verrätherischen Schießens einzelner verwundeter und sich verwundet stellender Franzosen durchaus keinen Pardon geben wollten und erbarmungslos jeden Feind niederstießen oder mit dem Kolben niederschlugen. Nur mit Mühe konnten die Offiziere dem Gemetzel ein Ende machen. Die Leute schlugen sich vortrefflich, der Bajonetangriff wurde ohne Commando formirt, aus eigenem Antrieb unternommen; die 5. Compagnie, welche in Reserve stand, schob sich gleichfalls, ohne hiezu befehligt zu seyn, in erster Linie ein. Das Loos der feindlichen Verwundeten ist schrecklich. Da die Franzosen nach Beendigung des Kampfes sofort und stundenlang aus allen Forts und Batterien feuerten, war es unmöglich, dieselben sorgfältig aufzusuchen."

Der König von Preußen hat sofort dem König von Württemberg über die „glänzende Tapferkeit, welche die württembergischen Truppen in der siegreichen Zurückwerfung des Durchbruchsversuchs des Feindes bewiesen haben", telegraphisch seine herzlichsten Glück-

wünsche ausgesprochen. König Karl dankte auf telegraphischem Wege für diese Begrüßung und fügte bei: „Ich bin stolz darauf, daß es meinen braven Truppen vergönnt war, diesen ernsten Kampf für die gemeinsame gute Sache siegreich durchzuführen. Der Verlust so vieler tapfern Krieger wird allgemein tief und am tiefsten von mir empfunden, aber ich habe den Trost, daß es die große Sache Deutschlands ist, für die sie sich opferten."

In der Nacht auf den 4. Dezember zog Ducrot seine Streitkräfte über die Marne zurück, blieb aber außerhalb der Stadt Paris unter dem Schutz der Forts, da er sich schämen mußte, in die Stadt zurückzukehren, die er nur als Sieger wiederzusehen geschworen hatte. Man erfuhr das Nähere des Plans in Folgendem: „Sollten sich die Geschicke so wenden, daß die vereinigten Armeen der Generale Aurelles de Paladine, Bourbaki und Keratry den gehofften Entsatz Paris nicht zu bringen vermögen und die Lebensmittel in Paris zur Neige zu gehen beginnen, so wird Trochu mit allen seinen Streitkräften durchbrechen (‚wird durchbrechen'; ob er kann, danach wird gar nicht gefragt). Paris wird sodann seinem Schicksal überlassen bleiben, aber Frankreich wird eine tüchtige Armee dafür im Felde haben. Gelingt es Trochu, mit den Streitkräften der übrigen Generale sich zu vereinigen, so wird diese Macht im Stande seyn, selbst offensiv gegen die Preußen vorzugehen. Wenn nicht, so bleibt ihm der Rückzug hinter die Linien von Carentan immer gesichert. Was Lyon, Toulon, Marseille, was der ganze Süden, ja selbst Mittelfrankreich an Truppen, Waffen und Materialien liefern kann, kann jene Halbinsel zu jeder Stunde ungehindert aufnehmen. Trochu wird es dadurch gestattet, nach Umständen jederzeit offensiv von da herauszubrechen und im Falle des Mißgeschickes sich wieder auf dieses Reduit zurückzuziehen." ... Carentan ist eine wohlbefestigte Stadt von 3240 Einwohnern und liegt im Departement der Manche, links unweit der Mündung der Daute in das Meer, auf der Halbinsel, über welche die Eisenbahn nach Cherbourg führt, 1½ deutsche

Meilen von dieser Stadt mitten im Sumpf. „Dort,“ sagt der Correspondent, „basirt auf das Meer, die einzige Straße, die uns von den Preußen nie verlegt werden kann, wird ein letztes Reduit für Trochu und seine heroische Armee geschaffen!“

Man hatte während des Kampfes bemerkt, daß sich die Mobilen für junge Truppen gut genug geschlagen hätten. Diese guten Leute vom Lande waren eben nicht so feig und raffinirt wie die Pariser Kinder. Diese hielten sich immer vom Kampfe fern. Sie spazierten wohl gern innerhalb der Stadt hinter Trommeln und Marketenderinnen her, brauchten aber jeden Vorwand, um nicht außerhalb der Thore kämpfen zu müssen. „Die Marschbataillone der Nationalgarde zeigten selbst bei ziemlich weiter Entfernung vom Kampfplatz eine so unstäte Front, daß man nicht für rathsam hielt, sie vorzuschieben. Nur das Bataillon von Belleville war engagirt und auch dieses hielt nicht Stand. Die Rothen haben einen neuen Grund für dieses Sichvorbeidrücken gefunden. ‚Wir sind‘, so sagte neulich ein Redner in einem der Clubs, ‚die Kinder von Paris. Paris bedarf unser; können wir es in einem solchen Augenblick verlassen?‘ Einige dieser Herren sprechen es allerdings als ihre Ansicht aus, daß es am besten wäre, den Preußen den Eintritt zu gestatten und sie dann mit sammt ihrem Könige zu den Lehren des Republikanismus und zu einer allgemeinen europäischen Republik zu bekehren. In dem Club, wo diese brüderlichen Gesinnungen ausgesprochen wurden, führte eine Dame den Vorsitz. Wenn Jemand, ihrer Ansicht nach, eine gute Rede gehalten hat, umarmt sie ihn und küßt ihn auf beide Wangen. Da sie keineswegs häßlich ist, dachte ich selbst einmal ernstlich daran, angesichts der in Aussicht stehenden Belohnung ein paar Bemerkungen zu machen und nur meine angeborene Schüchternheit hielt mich schließlich davon ab.“

Der Verlust der Franzosen in den letzten Kämpfen von Paris betrug nach der „Independance“ an Todten 72 Offiziere und 1008 Mann, an Verwundeten 342 Offiziere und 5022 Mann.

Das Tirailleurbataillon Belleville wurde aufgelöst und in einem Armeebefehl Trochu's scharf getadelt.

Wie früher, kümmerten sich auch diesmal die Franzosen um ihre eigenen Verwundeten nur in geringem Maße. Selbst Blessirte, die gefährliche Verwundungen, z. B. Zerschmetterungen der Knochen, davongetragen hatten, ließen sie hülflos liegen. Dem Personal preußischer Feldlazarethe war es vorbehalten, als am 3. Dezember eine Pause in dem Bombardement aus den französischen Befestigungen eintrat, noch etwa 30 französische Verwundete, die drei Tage und drei Nächte lang unter freiem Himmel gelegen hatten, aufzulesen und in Obhut zu bringen. Ihre Wunden waren sämmtlich ernster Natur und ihr Zustand dadurch erheblich verschlimmert, daß zu der Verletzung eine Erfrierung der Glieder hinzugetreten war. Die Verwundeten waren meistens junge Leute von 17—18 Jahren. Der größere Theil von ihnen kam nach La Queue in ärztliche Behandlung.

Da in denselben Tagen auch die Loirearmee zurückgeschlagen worden war, gab Graf Moltke dem General Trochu am 5. Dezember davon eine schriftliche Nachricht und bot ihm einen Geleitschein an, wenn er etwa einen Offizier absenden wolle, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Trochu antwortete kurz, er halte die Verificirung seiner Nachricht nicht für nöthig. Die Regierung aber erließ eine Bekanntmachung: Die Nachricht ändere nichts an ihren Entschließungen, sie werde den Kampf fortsetzen. Der preußische Offizier, Graf Nostiz, der das Schreiben nach Paris brachte, wurde ausgezeichnet aufgenommen und fand ein splendides Diner, welches darauf berechnet schien, ihn glauben zu machen, daß Paris noch reichlich mit Lebensmitteln versehen sey. Nur ein Regierungsmitglied in Paris, Picard, soll gewünscht haben, man möge den Anlaß benützen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

Die Kölner Zeitung brachte in einem Correspondenzartikel aus Versailles vom 7. Dezember eine indirekte Antwort auf den Trotz der Pariser Regierung. Man frage sich im deutschen Hauptquartier,

ob es möglich sey, mit einer Regierung zu unterhandeln, der man jedes Vertrauen absprechen müsse. Die Pariser Regierung habe den Wortbruch der gefangenen französischen Offiziere offen gebilligt, namentlich den in Sedan gefangenen General Ducrot und den in Straßburg gefangenen General Barral, obgleich sie ihr Ehrenwort gebrochen, bei der Vertheidigung wieder verwendet und ihnen wichtige Commandos anvertraut. Sie selbst also würde, wenn man auch einen Vertrag mit ihr einginge, denselben wieder zu brechen für erlaubt halten. Wessen man sich von der Regierung der dritten Republik in Frankreich zu versehen habe, ging auch aus einem Umlaufschreiben Chaudordys hervor, der die auswärtigen Angelegenheiten in Tours besorgte. Es datirte vom 29. November, schob alle Schuld des Krieges auf Preußen und kehrte allen Unrath von Lügen und Verleumdungen, die in französischen Zeitungen das Verhalten der deutschen Truppen in Frankreich als barbarisch und unmenschlich verschrieen, in ein Häufchen zusammen. Schamloser hat noch kein Diplomat die neutralen Mächte anzulügen gewagt.

Am 13. Dezember waren einige Compagnien des 6. Armeecorps auf Vorposten vor Paris eben beim Mittagsmahl, „da zeigten sich in einiger Entfernung 300 Mobilgarden, die in vollem Laufe unseren Stellungen zueilten. Unsere Musketire warfen noch einen sehnsüchtigen Blick auf die Reste des Hammelbratens und griffen rasch zu den Gewehren, als die Mobilgardisten fortwährend mit den Taschentüchern winkten uud um Pardon baten. Die ‚pauvres garçons‘ kamen nun an unsere Vorposten, flehten auf den Knieen um gnädige Aufnahme, indem sie erzählten, daß sie des ewigen Wachtdienstes satt und deshalb heimlich desertirt seyen. Das Werk eines Augenblickes war es, die Mobilgarden zu entwaffnen und sie ohne Gewehre wieder nach Fort Ivry hineinzuschicken, während ein homerisches Gelächter des 6. Corps diese Scene begleitete. Mobil- und Linientruppen sind voll Wuth, daß Trochu sie allein zu dem schwersten Dienste heranzieht, während die Nationalgarde wie Mutter-

söhnchen verhätschelt und von allem Wachtdienste dispensirt wird. Die Nationalgarde, die zum großen Theil aus unbemittelten Leuten zusammengesetzt ist, predigt ausschließlich den Widerstand bis zum Aeußersten und zwar aus triftigen Gründen. Außer der zu beanspruchenden Ration erhält jetzt jeder Nationalgardist 3 Francs per Tag Löhnung, welche in den Cafés und Butiken gewöhnlich sofort verjubelt werden. Diese Leute haben nie ein so bequemes Leben geführt, wünschen den Kampf ad calendas graecas fortgesetzt, um das Schlaraffenleben weiter fortsetzen zu können. Trochu hat das Militär außerhalb der Stadt consignirt und gibt demselben den letzten Bestand der Lebensmittel, während die große Bevölkerung in Paris ruhig ihrem Schicksal überlassen bleibt."

General Thomas, der die Nationalgarde commandirte und sie trotz aller Mahnungen nicht in's Feuer bringen konnte, tadelte und bedrohte sie in einem strengen Tagesbefehl, was aber nichts half, da Trochu selbst sie geschont wissen wollte. Dieser nämlich hatte immer noch Furcht vor der großen Masse socialistisch gesinnter Arbeiter und vor dem eigentlichen Pöbel in Paris, die unter der Leitung von Flourens und Blanqui in der Hauptstadt selbst wieder eine Revolution zu machen versuchen könnten, was seine Hauptaufgabe, die Vertheidigung von Paris nach außen, sehr erschweren würde. Er hielt es also für das Beste, die über die Nationalgarde so sehr erbitterten regulären Truppen und Mobilgarden außerhalb der Mauern lagern zu lassen und so von den Parisern zu trennen, während er den der Nationalgarde einverleibten Pöbel durch Spendung der Nahrung und einen Lohn von täglich 3 Franken beschwichtigte.

Indem sich die Belagerung von Paris in die Länge zog, erwies sich, daß diese volkreiche Stadt doch besser mit Lebensmitteln versehen worden war, als man anfangs vermuthet hatte. Nur mancherlei nicht absolut unentbehrliche Artikel fingen nach und nach und immer mehr zu fehlen an, aber die Hauptartikel, Brod und Mehl waren sehr reichlich vorhanden, daß man damit bis Mitte

Januar auskommen zu können glaubte. Auch Wein war in großer Menge vorhanden. Am frühesten fehlte die Milch, was den Tod vieler armer Kinder herbeiführte. Im November wurde der Mangel an frischem Fleisch fühlbar, während noch an gesalzenem Fleisch Vorrath war. Man fing an Pferde zu schlachten und die gute Laune der Pariser bewährte sich, indem man sich gewöhnte à cheval zu rufen, wenn man sich zum Pferdefleisch niedersetzte. Man speiste Esel, Hunde, Katzen. Daß auch die wilden Thiere des Jardin des plantes getödtet und verzehrt worden seyen, wie behauptet wurde, ist später widerlegt worden. Dagegen entstand ein förmlicher großer Rattenmarkt und es wurde förmlich Mode, Ratten zu essen, da man fand, daß sie gar nicht übel schmeckten.

Der wachsende Nahrungsmangel verrieth sich übrigens hier, wie früher in Metz, durch die vielen armen Leute, die aus der Stadt herauskamen, um auf den Feldern noch nach vergessenen Kartoffeln zu graben, und die von den deutschen Vorposten aus Mitleid bald unbelästigt blieben, bald auch auf Befehl zurückgewiesen werden mußten. Auch französische Vorposten kamen zuweilen an die Deutschen heran, gaben ihnen die Hand und nahmen dankbar Brod und Cigarren an. General Trochu mußte einen eigenen Befehl dagegen erlassen. Alle Lebensmittel in der Stadt wurden von Tag zu Tage theurer. Die Regierung mußte daher alle noch vorhandenen Vorräthe von Fleisch und Kartoffeln in Beschlag nehmen und kleine Portionen davon an den ärmsten Theil der Bevölkerung vertheilen, um ihm das Leben zu fristen. Gleichwohl schrieb ein Arzt, er werde oft zu Kranken und Sterbenden gerufen, deren Krankheit allein der Hunger sey. Nur die Reichen kamen noch erträglich weg, doch wurde das Leben in Paris immer ungemüthlicher. Im Dezember ging das Gas aus, auch an Oel fehlte es und die unermeßliche Stadt lag die langen Winternächte hindurch in tiefer Finsterniß.

Der Verkehr nach außen wurde fortwährend durch Luftballons

vermittelt. Wo dieselben niederfielen, fanden die deutschen Truppen häufig eine große Menge Briefe, aus denen man die innern Zustände von Paris kennen lernte, und beförderten sie auch so weit thunlich an ihre Adresse. Ein Luftballon flog, vom Westwind getrieben, bis in die Gegend von Nassau. Ein anderer wurde gar bei heftigem Südwestwind in einer Nacht bis nach Norwegen getrieben und fiel auf den Schneegebirgen unfern von Christiania nieder. Einen dritten bemerkte man von einem englischen Leuchtthurm aus von Plymouth und sah, wie er von einem starken Ostwind über das atlantische Meer gejagt wurde. Ein vierter fiel bei Rottenburg an der Tauber nieder. — Die Pariser hatten noch ein anderes Briefverkehrsmittel ersonnen, nämlich in leere Flaschen eingeschlossene Briefe, die man in der Seine schwimmen ließ, sie wurden aber von der deutschen Cernirungsarmee bemerkt und in weiten Netzen aufgefangen.

Die „Défense Nationale“ brachte am 19. Dezember einen Leitartikel „Gleichheit vor dem Hunger“, worin ein schaudervolles Bild aus dem Innern von Paris entworfen wird: „Gestern durchwanderte ich die volkreichsten Stadttheile von Paris, und, ich muß gestehen, ich war entsetzt, als ich diese langen Reihen dürftig bekleideter Frauen und Kinder zitternd, vom eisigen Wind erstarrt, zusammengepfercht und herumgestoßen, stundenlang bei strömendem Regen Queue machen sah, während der Mann auf den Wällen, mit den Füßen im Koth, Wacht für's Vaterland hält. Wenn diese Unglücklichen noch, zum Lohn für ihre Geduld, Lebensmittel nach Hause brächten für die ganz Kleinen, die unbewußt harren, und für die Alten, welche es mit Murren thun! Aber ach! sie kommen nur mit blauen Händen, weinenden Augen und leerem Magen zurück! Zu Hause kein Feuer, kaum ein Licht: schlimmere Lage als des Bettlers auf dem Lande, der sich die Reiser, welche er auf dem Wege gesammelt, anzündet, um seine freilich schlecht gesalzene Suppe zu kochen. — Man muß das Weinen und Bitten dieser armen

Frauen nur sehen, es ist herzzerreißend! Die Menge vor den öffentlichen Marketenderbuden sieht noch elender aus. Alles in Lumpen. Vom frühen Morgen an warten andere, mit irgend einem Gefässe versehen, auf dem Trottoir kauernd, bis sich eines der ‚wohlthätigen' Restaurants öffnet. Hier steht die Menge nicht gedrängt: man sieht, das Elend hat hier Ordnung zu schaffen gewußt. Drei Monate sind wir nun belagert: zwei Monate führen wir dieses Jammerleben. Das Unglaubliche geschieht; unsere Mägen lernen sich schmiegen und fangen an dem des Straußes ähnlich zu werden; was sich nur zerreiben läßt, dient zur Speise; was nur überhaupt verdaut werden kann, wird Nahrung. In den reichen Quartieren sieht man diese langen Reihen nicht, die Frauen, welche hier warten, sind warm gekeidet, kokett beschuht, plaudern lustig; auch zeigt sich diese Menge nur zu gewissen Stunden und vor bestimmten Kaufläden. Neben allem dem, und wie zum Gegensatz, wie um einen Lichtblick im dunkeln Gemälde anzubringen, haben die Viktualienhändler und Großkrämer hinter ihren Schaufenstern Massen von Eßwaaren aufgehäuft, deren Namen in großen Lettern angeschrieben stehen. ‚Spargel und grüne Erbsen,' ‚boeuf à la mode und Brathuhn' müssen den dürftigen Hausfrauen wohl manchen Seufzer auspressen. Das ist ärger als Tantalus' Qual! Warum diesen Unterschied? Warum hier Noth, dort Ueberfluß? In einer belagerten Stadt haben alle Bürger denselben Anspruch auf Leben; das Geld, als Mittel, sich die Nahrung zu beschaffen, muß verschwinden; wenn die einen nichts haben, muß das gleiche für die andern gelten. Wenn wir gleich sind auf dem Schlachtfeld, im Angesicht des Todes, müssen wir es auch vor dem Hunger seyn."

Damals wurden vier deutsche Offiziere, welche bei Champigny gefangen und von Trochu sehr anständig behandelt worden waren, als sie in Civilkleidern ein Cafféhaus besuchten, hier als Deutsche erkannt und gröblich insultirt. Trochu aber rettete sie, indem er sie unbemerkt auf Ehrenwort zur Cernirungsarmee entließ, wofür

ihm vier gefangene französische Offiziere zurückgeschickt wurden. Ein Bataillon Nationalgarden, welches am 16. Dezember die Vorposten beziehen sollte, war so betrunken, daß es abgelöst werden mußte, wie General Thomas schmerzlich an Trochu meldete. Auch General Noël, der im Fort Mont Valérien commandirte, beschwerte sich über die Trunkenheit der Mobilgarden im gedachten Fort. Man darf auch wohl manche unnütze Pulververschwendung der Forts auf Rechnung der Trunkenheit setzen. So wurde in der Mitte des Dezember wieder ein zweites St. Cloud ohne allen Grund zerstört. Man schrieb aus Versailles: In den letzten Tagen ist die mit fürstlichem Luxus eingerichtete Villa Pozzo di Borgo, welche zahlreiche Kunstschätze von hohem Werthe birgt — sie liegt zwischen der Schanze Montretout und dem Park von St. Cloud, auf der Höhe von Paris — die Beute der Granaten geworden. Es hätte der Feder eines Theophile Gautier bedurft, um den Reichthum der Einrichtung dieser Villa zu schildern, welche die Perle der ganzen Gegend war. Nicht weit davon liegt eine bescheidenere Villa, oder eigentlich zwei Villen, welche von einem einzigen Garten umschlossen sind. Sie sind das Besitzthum Gounods, des Componisten der „Margarethe." Das kleinere Haus wurde von ihm, das größere von seiner Schwiegermutter bewohnt. Gounod hatte sich an den Kronprinzen mit der Bitte gewandt, dieses Besitzthum unter seine Obhut nehmen zu wollen. Der Kronprinz erfüllte seine Bitte, soweit es möglich war, durch Anschlag von Plakaten, konnte aber natürlich dem Feuer der feindlichen Forts kein Schweigen gebieten. Hinterdrein erklärte Gounod, er habe keine Bitte gestellt. Man berechnete, vom Beginn der Cernirung an bis zum 15. Dezember seyen aus den Forts von Paris wenigstens 10,000 Granaten geworfen worden, von denen aber nicht mehr als 20 deutsche Soldaten verletzt wurden.

Zweites Buch.

Die Kämpfe an der Loire.

Während der langen Dauer der Einschließung von Paris versuchte Gambetta, der eigentliche Dictator in den Provinzen, durch das schon lange befohlene, aber nur langsam ermöglichte Aufgebot in Masse die bedrängte Hauptstadt zu entsetzen.

Da der frühere Plan, nach welchem der alte Freiheitsheld Garibaldi an der Spitze des französischen Volksheeres zuerst Metz und dann Paris hätte entsetzen sollen, vereitelt worden und Garibaldi überhaupt in Frankreich unpopulär war, concentrirte Gambetta alle Streitkräfte des südlichen Frankreich in einer großen sog. Loirearmee bei Orleans in der Mitte zwischen Tours und Paris, um entweder Paris zu entsetzen oder wenigstens Tours gegen die Deutschen zu schützen. Gleichzeitig sammelte sich eine Westarmee im Lager von Conlin hinter Le Mans und sollte der Loirearmee die Hand reichen, endlich auch eine Nordarmee bei Lille.

Im deutschen Hauptquartier zu Versailles schenkte man diesen Bewegungen in den Provinzen die geeignete Aufmerksamkeit. Man hatte nicht die Absicht, den weiten Südwesten Frankreichs erobern zu wollen, sondern erachtete es für genügend, nur die Verbindungsstraße, die von Deutschland durch Elsaß, Lothringen, die Champagne nach Paris führte, gegen Beunruhigungen zu schützen, und

gleichzeitig nach dem Falle Straßburgs von dort aus und während der Cernirung von Paris von hier aus je ein Corps südwärts zu entsenden, um die Feinde, die sich ihnen etwa entgegenstellen würden, rasch aufzurollen.

Die von der Armee des Kronprinzen von Preußen abgezweigte und auch noch von preußischen Truppen unterstützte bayerische Division v. d. Tann, die gegen Orleans in der Richtung von Tours entsendet wurde, hatte zugleich den Zweck, die fruchtreiche Gegend von Orleans in Besitz zu nehmen, welche für die Belagerungsarmee von Paris und ihre Pferde Proviant und Fourage darbot. Nach dem deutschen Armeebericht „ist durch das Vorgehen des bayerischen Corps v. d. Tann (1. bayerische Corps) eine energische Offensive gegen das südliche Frankreich eingeleitet. Preußische Cavallerie-Divisionen, darunter die des Prinzen Albrecht, waren bereits in dem Augenblick, wo die Cernirungskette um Paris sich schloß, abgeschickt worden, um die Distrikte südlich von der Stadt, in der Richtung auf Etampes, Pithiviers und Orleans aufzuklären. Kleinere Besatzungen waren vor diesen preußischen ‚Eclaireurs' scheu zurückgewichen, bei einigen Plänkeleien an den Vorposten, die meistens von Franctireurs ausgegangen, hatten unsere Truppen jedes Mal die Oberhand behalten, obgleich sich herausstellte, daß die Masse der Freiwilligbewaffneten, die hier in zerstreuten Truppen den Guerillakrieg zu organisiren suchte, eine nicht geringe war. Sie vereinte die Freischärler von der Seine mit denen der südlichen Departements. Eine vollständige Invasion des Südens, die sich zunächst auf Orleans, dann auf Tours, den Sitz der provisorischen Regierung, zu richten hatte, sollte erst von der Cavallerie in Gemeinschaft mit den andern Waffengattungen vorgenommen werden. Die Cavallerie-Divisionen waren bei ihren Recognoscirungen bis an den Wald von Orleans vorgedrungen. Auf die Meldung hievon ertheilte der Kronprinz dem General v. d. Tann, der sein Hauptquartier bisher in Lonjumeau gehabt hatte, den Auftrag, mit seinem

Corps auf Orleans zu marschiren. Zur Verstärkung wurde die 22. Division des 11. preußischen Corps beigegeben. General von der Tann stand am 7. Oktober bei Arpajon und ging am 8. über Etréchy nach Etampes.

Wir ergänzen den Bericht aus der Nationalzeitung: „Unbelehrt durch alle früheren Erfahrungen, hatten die Franzosen zunächst wieder die Thorheit begangen, statt in einer compakten Heeresmasse zu marschiren, sich nordwärts von Orleans in drei getrennte Haufen zu theilen, von welchen eine Division unter Führung des Generals Ragnard (der Staats-Anz. schreibt Raioult) die Hauptstraße nach Etampes und Paris einschlug, während eine zweite Abtheilung nach Pithiviers ging und eine dritte, aus 4000 Mobilgarden bestehende links nach Chartres hinaufrückte. Mit dieser letzten Abtheilung bestanden zwei bayerische Bataillone und eine preußische Cavallerie-Division zuerst am 9. Oktober ein kleineres Gefecht und warfen den Feind am folgenden Tage mit großem Verluste über die Eure zurück, während der Verlust an Todten und Verwundeten unsererseits nur 18 Mann betrug. Das Centrum der französischen Südarmee, bestehend aus 10,000 Mann, wovon 2 Regimenter (6 Bataillone) afrikanische Zuaven, der Rest Linientruppen zog sich bei Annäherung des Generals v. d. Tann, der auf der Straße von Arpajon über Etampes mit dem ersten bayerischen Armeecorps und einer Cavalleriedivision heranmarschirte, sofort in südlicher Richtung zurück. Eine Compagnie der Partisans de Gers, welche braune Tuchkittel und eine Art Heckerhüte tragen, scheint von dieser Rückzugsbewegung nicht rechtzeitig unterrichtet worden zu seyn. Die armen Teufel wurden in Angerville am 9. Oktober von unserer Cavallerie überrascht und nach kurzem Widerstande auf einem freien Felde sämmtlich theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Da sie nicht die Uniform des regulären französischen Militärs trugen, bezeigten unsere Reiter anfangs nicht übel Lust, auch die Gefangenen als Franctireurs zu behandeln. Als dieselben jedoch durch Vorzeigung ihrer

Soldbücher sich als regelrecht enrollirte Soldaten auswiesen, gaben die Offiziere sofort Befehl, ihnen als solchen zu begegnen. Am 10. Oktober gelang es, die Division Ragnard bei Artenay, zwei Stunden von Orleans, unweit des großen Waldes, der sich bis dicht an die letztgenannte Stadt heranzieht, einzuholen und zum Stehen zu bringen. General v. d. Tann ließ sofort zahlreiche Geschütze auffahren, die eine große Verheerung unter den feindlichen Truppen anrichteten. Er befahl seiner Infanterie, das Gefecht anfangs ohne allzu große Hitze zu unterhalten, um der Cavallerie Zeit zu gewähren, den Feind in die Flanken zu fassen. Die beiden Zuaven-Regimenter hielten tapfer Stand; sie kämpften zuletzt großentheils mit Säbel und Bajonet und so wurden diese sechs Bataillone fast ganz aufgerieben. Um so kläglicher schlugen sich die regulären französischen Linienregimenter. Ihre Mannschaften warfen meist sehr bald ihre Waffen weg und baten flehentlich laut heulend um ihr Leben. Mein Gewährsmann versichert, er habe noch nie einen solchen Haufen weggeworfener Waffen auf einem Schlachtfelde liegen sehen. Gleich nach der Schlacht wurden über 1000 Gefangene gezählt, doch wurden bis zum Abend noch weitere 500 Gefangene von der Cavallerie eingebracht. Es klingt fast unglaublich, wenn man erfährt, daß der ganze Verlust auf unserer Seite sich auf einen Offizier und 110 Mann belief.

Interessant für die Kriegsgeschichte ist Folgendes. Die am 20. September unter dem Commando des Hauptmanns Graf Türkheim nach Frankreich abgegangene Kugelspritzenbatterie war zum ersten Male an den Schlachttagen des 10. und 11. Oktober bei Orleans in Aktion; zuerst gegen Infanterie und Cavallerie gebraucht, zeigte sich sofort die schreckliche Wirkung dieser Schießinstrumente, und waren die bei der feindlichen Cavallerie angerichteten Verheerungen wirklich furchtbar, was wohl daher kommen mag, daß diese Waffengattung ein höheres Zielobjekt darbietet, als die Infanterie. Wie es der Zufall wollte, kam diese Kugelspritzenbatterie

einmal einer Mitrailleusenbatterie gegenüberzustehen; diese mußte jedoch, nachdem sie einige Male ihre schnurrenden, sausenden Geschosse herübergeschickt hatte, schleunigst wieder abfahren, da sie sowohl an Sicherheit des Treffens als an Schnelligkeit des Feuers weit hinter der bayerischen Batterie zurückblieb; besonders gelobt wird die große Manövrirfähigkeit dieser Geschützgattung, da sie erlaubt, der Infanterie überallhin zu folgen.

Noch eine hübsche Anekdote aus der Kemptner Zeitung. „In einem Hause zu Artenay fanden sich 1000 Beinkleider für die Mobilgarden vor und wurde das Haus, dem Befehle entsprechend, zum Niederbrennen bestimmt. Einer unserer Kameraden fand bei der Nachsuchung in einem Schranke der Gesindestube einen kleinen Papierstreifen, auf welchem mit Bleistift folgende Worte standen. Ich habe sie selbst gelesen:

‚Hier hat gewohnt Auguste Richter aus Leipzig, hat sich aber mit der Herrschaft geflüchtet. Ich bitte meine deutschen Brüder, uns zu behüten vor Feuersbrunst.‘

Mögen Sie es glauben, daß diese schlichten Worte uns mit tiefer Rührung erfüllten. Die Bitte, dem Flehen der deutschen Landsmännin zu willfahren, ward leicht gewährt und wir zogen weiter, nicht ohne daß an derselben Stelle ein neuer Zettel mit der entsprechenden Mittheilung hinterlegt wurde."

Nach einem Bericht der Ostseezeitung zeichneten sich im Kampf bei Orleans besonders die Polen in der Fremdenlegion aus. Von 171 derselben kamen nur 21 unverwundet davon. „Von der ganzen Fremdenlegion, welche gegen 1600 Mann zählte, sind nach polnischen Angaben nur 300 Mann unversehrt aus der Schlacht zurückgekehrt. Die Anwerbungen von Freiwilligen für die in Frankreich in der Organisation begriffenen Militärformationen dauern in Galizien noch immer fort und haben in letzter Zeit sogar größere Dimensionen angenommen. Die Angeworbenen, größtentheils junge Edelleute und Handwerker, nehmen ihren Weg über Wien und durch

die Schweiz, und die meisten von ihnen suchen das Bosak'sche Corps zu erreichen, um sich in dasselbe einreihen zu lassen. Sie erhalten bei der Anwerbung ein Handgeld von 50 Frcs. und das nöthige Reisegeld."

Bald aber stellte sich heraus, daß man es bei Artenay nur mit der Avantgarde des Feindes zu thun gehabt, und dessen Gros und Reserven am 10. gar nicht in das Gefecht hatten eingreifen können. Die Spitzen der Vorhut des v. d. Tann'schen Corps stießen am 11. früh auf stärkere feindliche Truppenmassen. „Es ergab sich bald, daß der Feind jenseit des Waldes von Orleans, vor der Stadt, hinter Schanzwerken gut gedeckt, den Angriff erwartete. Er beherrschte die Brücke über die Loire und dehnte sich mit seinem rechten Flügel bis Beaume aus. General v. d. Tann war dem Feind schon um 10 Uhr Morgens so nahe gekommen, daß das Gewehrfeuer begann. Die 4. bayerische Brigade und die 22. preußische Division bildeten die äußersten Flügel. Das feindliche Corps, das von dem General La Motte Rouge commandirt wurde, hatte in seinen Schanzen und in den Weinbergen, die sich unmittelbar an die Ebene vor Orleans anschließen, die vortheilhaftesten Stellungen genommen. Es bestand aus 25,000 Mann regulärer Truppen, die aus fast allen französischen Regimentern zusammengesetzt waren. So weit sich bis jetzt überblicken läßt, haben diese Truppen niemals in Paris gestanden, sondern waren als Ersatz oder Reserve beim Beginn des Feldzuges an der Loire zurückgelassen und hier, ganz in der Weise der sogenannten Marschregimenter von Paris, zu größeren Cadres formirt worden. Verstärkt wurden sie durch eine Anzahl päpstlicher Zuaven, die aus dem römischen Dienst in den der Regierung von Tours übergetreten sind, und durch 2 bis 3 Regimenter Mobilgarden, die man, um dieser unzuverlässigen Truppe größere Festigkeit zu geben, so geordnet hatte, daß je 5 oder 6 Mann von ihnen ein Zuave beigezählt war. Diese Loire-Armee führte 40 Geschütze mit. La Motte Rouge ist ein hochbe-

jahrter General, der das größte Vertrauen der Truppen besitzt. Die Franzosen hielten bis Nachmittag 5 Uhr Stand, traten dann aber den Rückzug gegen Orleans an. Da es bereits dunkelte, mußte bei der Verfolgung unsererseits die größte Vorsicht beobachtet werden, zumal unsere Truppen auf dem unebenen Terrain mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Stadt Orleans entschloß sich zur Uebergabe, sowie die ersten Granaten hineingefallen waren. Die bayerischen 12=Pfünder, die schon in Bereitschaft standen, kamen nicht mehr zur Aktion. Der Bahnhof und die Loirebrücke wurden sogleich besetzt, letztere war zwar unterminirt, aus Mangel an Zeit aber vom Feinde nicht zerstört. In Orleans wurde dem Maire die sofortige Beleuchtung der Stadt befohlen. Nachdem dies geschehen, konnten die ersten deutschen Truppen gegen 8 Uhr Abends in die Stadt einziehen. Zur Nacht loderten ihre Bivouakfeuer bereits auf dem freien Platze um das Standbild der Jeanne d'Arc. Die Franzosen ließen 2000 Gefangene in unseren Händen zurück, ihre Verluste an Todten und Verwundeten sind noch nicht genau bekannt, aber sehr bedeutend, die unsrigen verhältnißmäßig gering. Die zurückgeworfene Armee, die verfolgt wird, ging auf das jenseitige Loire=Ufer, sie verließ also die Straße gegen Tours, so daß die provisorische Regierung dort sich ohne militärischen Schutz befinden dürfte."

Ein Correspondent der Daily News befand sich während der Schlacht in der Stadt Orleans und erzählt: „Im Verlaufe des Morgens waren einige Verstärkungen in der Stadt angekommen; die Kanonen brüllten draußen in nächster Nähe, und doch blieben diese Truppen den ganzen Morgen in der Stadt. Die Offiziere sagten, sie hätten keine Befehle, und gingen in die Caféhäuser, wo sie spielten oder frühstückten. Die Mannschaften trieben sich in der Stadt umher oder lagen schlafend oder betrunken in den Straßen. Sobald aber die flüchtende Armee herankam, schlossen sich diese Mannschaften dem Strome an. Sie warfen ihre Gewehre weg oder

zerbrachen sie, und die ganze Armee zog durch die Stadt und über die Loirebrücke. Die Mobilgarden jedoch hielten länger Stand und besser als die Linie und feuerten noch, als alle regulären Truppen bereits den Kampfplatz verlassen hatten. Die Fremdenlegion focht sehr tapfer und ward fast ganz vernichtet, aber am besten von allen fochten die päpstlichen Zuaven, die den Eingang zur Stadt festhielten. Die Einwohner waren getheilter Ansicht; einige wünschten die Stadt zu vertheidigen, aber bei Weitem der größere Theil wünschte keine Vertheidigung. Nichts desto weniger ward eine Barrikade am Eingange der Vorstadt nach der Seite des Feindes hin errichtet und diese von den päpstlichen Zuaven, der Fremdenlegion und einigen Nationalgardisten vertheidigt. Dieser Widerstand veranlaßte die Preußen, Granaten in die Stadt zu werfen. Die Eisenbahnstation stand bald in Flammen, wie auch einige Häuser der Hauptstraße, der Rue Bannier. Leute wurden in den Straßen verwundet durch Granatsplitter wie auch durch Flintenkugeln, die reichlich über den Weg zischten. Die Stadt war bereits ganz geräumt von den regelmäßigen Truppen, als das Feuern aufhörte. Alles, was ein Gefährt auftreiben konnte, flüchtete. — Der Berichterstatter kehrte auf Beaugency zurück: Bei der Durchfahrt durch Meung sahen wir eine Scene, die ich nie vergessen werde. Die Bauern waren außer sich, theils aus Schrecken, theils aus Wuth. Frauen rangen die Hände und wurden nach sicheren Plätzen fortgeschickt, während die Männer sich vorbereiteten, gegen den Feind Stand zu halten oder sich in den Feldern zu zerstreuen und in einzelnen Trupps auf ihn zu schießen. Es war gar kein Plan gefaßt; Trommeln schlugen Generalmarsch, die Glocken läuteten Sturm; Alles in der Finsterniß, denn es war spät geworden und der Mond noch nicht aufgegangen. In Beaugency war die Aufregung nicht so groß, wie in Meung. Hier trafen wir zusammen mit den Offizieren einer Abtheilung von Mobilgarden, die gerade aus irgend einem Depot kamen und nicht wußten, wo sie zunächst hin sollten.

Sie waren alle Leute höheren Standes und Besitzes aus den benachbarten Landdistrikten. Es war ein kläglicher Anblick, die Wege des fruchtbarsten und schönsten Theiles von Frankreich durch bewaffnete und aufgeregte Bauern besetzt zu gewahren; die vielen reichen Dörfer dieses wohlhabenden Bezirks in Waffen und in nächster Erwartung zu sehen, geplündert und verwüstet zu werden. Es war genug, um Thränen in die Augen zu locken, wenn man im Mondscheine diese unglücklichen Bauern in Blousen und Holzschuhen mit alten Flinten in der Hand ihre Dörfer bewachen sah, während doch jede Anstrengung ihrerseits nur dazu führen mußte, daß dieselben bis auf den Grund zerstört werden würden."

Die Deutschen verloren in der Schlacht bei Orleans ungefähr 800 Mann an Todten und Verwundeten, die Franzosen aber noch viel mehr und dazu noch 2000 Gefangene. Am 12. Morgens, nach Einnahme der Stadt Orleans, forderte General v. d. Tann von dem Maire der Stadt eine Contribution von 1 Mill. Frcs. in Baarem, die binnen 24 Stunden erlegt werden sollte, willigte jedoch später ein, sich vorläufig mit 600,000 Frcs. zufrieden zu stellen. Monf. Dupanloup schrieb an den König von Preußen und bat um Nachlaß des Restes von 400,000 Frcs. Die Deutschen verlangten ferner 600 Stück Rinder, 300,000 Cigarren und die Auslieferung sämmtlicher in der Stadt befindlichen Pferde. Die Soldaten wurden bei den Einwohnern einquartirt. — In einem anderen Bericht heißt es: Der Munizipalrath ersuchte nun den Bischof, Hrn. Dupanloup, für den die Königin von Preußen eine graße Hochachtung hegt, sich beim König Wilhelm zu verwenden. Der Bischof hat auch sofort an den König Wilhelm ein eindringliches Schreiben gerichtet. Monf. Dupanloup ist von den bayerischen Offizieren mit der größten Hochachtung umgeben. Alle kennen seinen europäischen Ruf und sie suchen auch wirklich, ihm alle Zeichen der Bewunderung und Hochschätzung zu geben. Sie wissen, daß er beim Concil mit seinem bedeutenden Talent und seiner großen Rednergabe die Ideen ver-

theidigt hat, die auch vom deutschen Episkopat getheilt werden, und deshalb haben sie ihm auch ihre Dankbarkeit entgegengebracht. Die Mehrzahl dieser Offiziere ist sehr religiös; sie haben an den Sonntagen sofort Militär-Gottesdienst veranstaltet und in den Kirchen von St. Paterne, von St. Paul und in der Kathedrale mit ihren Soldaten demselben beigewohnt.

Der „Français" jammerte über den Eifer, „womit die Orleanesen sich beeilen, den Requisitionen der Preußen zu entsprechen. Diese verlangen, daß ihnen alle Pferde ausgeliefert werden, und in wenigen Augenblicken bietet der Platz des Martori den Anblick eines wahren Marktplatzes, er wird mit Pferden bedeckt, die Offiziere wählen die schönsten und kräftigsten aus, der Rest wird in die Beauce geführt, um dem Gros der Armee zu dienen. So machen es die Preußen; ihr Verfahren ist eben so einfach, wie wirksam." Die France zieht aus dieser Geschichte die Lehre für die Nachbarstädte, nicht einzuschlafen und zu sprechen: „Vielleicht kommen die Preußen nicht zu uns." Die France berichtet ferner: „Eine Angst, die zu verhehlen kindisch und überflüssig wäre, lastet seit dem 11. Oktober auf der Bevölkerung von Tours. Mit unruhigen Augen folgt man den Bewegungen der preußischen Armee an der Loire; man fragt, was ihr Endziel sey."

Wie die Münchner N. Nachr. melden, hat der Kronprinz von Preußen unmittelbar nach der Einnahme von Orleans den König Ludwig wegen des neuen bayerischen Waffenerfolgs beglückwünscht; der König antwortete hierauf in warmen dankenden Worten und zeichnete den General v. d. Tann mit folgendem Telegramm aus: „Sie haben durch die jüngsten Siege bei Orleans die ruhmreichen Erfolge dieses Feldzugs um eine glänzende Waffenthat vermehrt. Mit bewegtem Herzen spreche Ich Ihnen, Mein lieber General, sowie den Tapfern, die unter Ihnen fochten, Meine volle Anerkennung aus und gedenke mit innigem Beileide Jener, die heldenhaft gefallen."

Dieser Sieg war folgenreich genug. Die republikanische Regierung in Tours hatte ihre Loirearmee zu 150,000 Mann angegeben und nichts Geringeres von ihr gehofft, als den Entsatz von Paris. Nun aber hatte sich gezeigt, daß diese Loirearmee kaum 40,000 Mann zählte und darunter nur drei Regimenter reguläre Reiterei, einige Fußregimenter aus Algerien und von den Westküsten Frankreichs her. Der Rest bestand nur aus unbrauchbaren Mobilgarden und Freischärlern. Diese Armee war aber bei Orleans gänzlich zerschlagen und zerrüttet worden und konnte nicht wohl mehr den Kern einer neuen, größeren und schlagfertigeren Armee bilden.

v. d. Tann entsandte den General Wittich, mit dem sich Reiterei des Prinzen Albrecht vereinigte, westwärts von Orleans aus, um die zu Chateaudun sich sammelnden Mobil-, Nationalgarden und Franctireurs zu zerstreuen. Die Stadt von 7—8000 Einwohnern widerstand am 18. Oktober, durch die Befehle und Zeitungen von Tours fanatisirt, mit seltener Hartnäckigkeit. Auf den drei Kirchthürmen waren Kanonen aufgepflanzt, die eifrig hinunter schossen, jedoch bald zum Schweigen gebracht waren. „Sämmtliche Straßen und Querstraßen waren durch Barrikaden gehemmt. Die Bauart derselben war so, daß an eine Einschießung selbst durch Artillerie nicht gedacht werden konnte; auf der Außenseite (dem Feinde zu) Faschinen, dann eine Sandlage von 3—4 Fuß Dicke, dahinter Feldsteine, und endlich, um den Steinen Festigkeit zu geben, Baumstämme, so geordnet, daß auf den Barrikaden eine vollständige Brustwehr entstand. Es half jedoch, daß die Artillerie auf der Südfront aus 5 Batterien, 30 Geschützen, bis zum Dunkelwerden heftig bombardirte. Die Stadt brannte an verschiedenen Stellen, was den Widerstand des Feindes allmälig schwächer werden ließ. Um 9 Uhr Abends gab General Wittich Befehl, tambour battant die Stadt zu stürmen. Dennoch konnte das Vordringen der Infanterie beim Kampf in den Straßen nur sehr langsam geschehen.

Der Feind vertheidigte sich von Haus zu Haus. Pioniere mußten die Wände einschlagen, um auf diese Weise unseren Tirailleurs Bahn zu machen. In vielen Fällen trieb erst das um sich greifende Feuer den Feind aus den Häusern. Dieser anstrengende Kampf dauerte bis Morgens 3 Uhr, wo unsere Truppen die letzten Häuser einnahmen. Die Theilnahme der Bewohner an dem Kampfe weckte die Wuth der Soldaten, der lange Widerstand steigerte die Erbitterung. Es wurde Befehl gegeben, keinen Pardon zu ertheilen, in Folge dessen Alles niedergehauen wurde. Erst als der Sieg vollständig gesichert, wurde den flehentlich auf den Knien Liegenden, um ihr Leben Bittenden die Gnade der Gefangenschaft gewährt. Wir machten etwa 500 Gefangene. Darunter viele junge Bursche von 16—20 Jahren in Civilkleidern und wohlbewaffnet. Wir verloren an 400 Todte und Verwundete, der Feind, wie man hört, über 800 Todte und Verwundete. An Contribution wurde der Stadt auferlegt 300,000 Frcs., 1000 Ohm Wein, 100,000 Cigarren, 20 Ctr. Kaffee, 100 Ctr. Hafer und sämmtliche in der Stadt befindlichen Pferde und Mehlvorräthe."

Der preußische Staatsanzeiger enthielt einen ausführlichen Bericht über den blutigen Kampf in Chateaudun: „Unsere Blicke trafen auf ein Bild der Vernichtung. Eingestürztes Mauerwerk, verkohlte Balken, herabgefallene Dächer machten die Straßen beinahe unwegsam. Auch die Kirche war durch Granatschüsse fast völlig zerstört, große Felsblöcke und Quadersteine aus den äußeren Wänden ausgerissen, die Ziegel zertrümmert. Eine Granate war in der Uhr geplatzt. Ganze Straßen standen noch in voller Feuersgluth; der große Umfang des Brandes, der die ganze Stadt erfaßt hatte, ein Herbststurm, der an diesem Tage brauste und die Flammen überallhin vertheilte, machten jeden Gedanken an Rettungsversuche unmöglich. Nur mit Mühe konnten die Räumlichkeiten für den Prinzen Albrecht und das Obercommando der Division beschafft werden. Die Pferde mußte man noch am Abend des 19.

aus den Scheunen am Ende der Stadt, in denen sie untergebracht, herausführen, da die Flammen sich bis hieher auszudehnen begannen. Die Offiziere bivouakirten mit den Truppen. Während des nächtlichen Kampfes hatten sich die Franzosen jeder Sorge für ihre Verwundeten entschlagen, was von ihnen niederfiel, war in den Häusern geblieben und hier zum großen Theil verbrannt. Als Commandeur der französischen Besatzung hatte ein Pole, Lipowsky, fungirt." Hier bei Chateaudun wurde der evangelische Feldgeistliche S. während der Schlacht durch den Kopf geschossen und blieb todt liegen. Nach der Schlacht begruben ihn die Soldaten. Als im Dezember wieder deutsche Truppen dahinkamen, wollten sie ihm und den übrigen Gefallenen noch eine Todtenfeier halten, fanden aber seine Leiche von den boshaften Einwohnern ausgegraben und auf's abscheulichste mit Koth bedeckt.

Der Brand von Chateaudun entmuthigte die Feinde, welche Chartres vertheidigen wollten. „Am 21. sammelten sich die preußischen Truppen zum Vormarsch auf Chartres. Da man wußte, daß die Stadt ziemlich stark besetzt war, leitete General v. Wittich die Operationen dadurch ein, daß die gesammte Artillerie, in einem Halbbogen südöstlich von Chartres angelehnt, aufgestellt wurde. Eine bayerische 12pfündige Batterie diente zur Verstärkung. Um die Zeit, wo die Geschütze rangirt, meldete sich bei General v. Wittich ein Geistlicher, der Curé von Morancy, und erbot sich, nach Chartres hineinzugehen, um die Stadtbehörden für die Capitulation günstig zu stimmen. Der General gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß der Präfekt, der Maire und einige Notablen von Chartres sich in Morancy einfinden, und daß als spätester Termin für einen gütlichen Vergleich die Zeit bis 1 Uhr Mittag festgehalten werde. Zum Glück behielt bei den Verhandlungen im Schooß des Munizipalrathes eine ruhige Ueberlegung die Oberhand. Man sah ein, daß das Bombardement von unersetzlichen Verlusten begleitet seyn würde, zumal eine Verschonung der berühmten Kathe-

drale wegen der hohen Lage des Bauwerkes unmöglich gewesen wäre. Die Vertreter der Stadt fanden sich rechtzeitig in Morancy ein und unterzeichneten um 5 Uhr die Capitulation, die so milde als möglich gefaßt war, da sie einer Hälfte der Besatzung freien Abzug gestattete. 2000 Mobilgarden wurden entwaffnet. Mit klingendem Spiel zogen die preußischen Truppen in Chartres ein und begrüßten den Prinzen Albrecht, der sie sämmtlich vorbeidefiliren ließ, mit enthusiastischem Zuruf. Es war in der Capitulation besonders ausbedungen, daß sämmtliche Geschäftsinhaber von Chartres ihre Läden und Magazine zu öffnen hätten, wogegen der General sein Wort einsetzte, daß die Stadt von jeder gewaltsamen Requisition frei bleiben sollte. Die Straßen waren erleuchtet; die zahlreich versammelten Einwohner hielten sich vollkommen ruhig. Besonders ergreifend war der Moment, als am folgenden Tage die deutschen Krieger in würdevoller Haltung sich in der berühmten Krypta der Kathedrale versammelten und bei Lampenschein alle Theile des großartigen Unterbaues besichtigten."

Das Land um Orleans her war so feindselig aufgeregt, daß v. d. Tann strenge Maßregeln treffen mußte: „Er hat, so wurde gemeldet, zum Besten der aus Frankreich gewaltsam vertriebenen Deutschen bereits eine Kriegscontribution von anderthalb Millionen Francs erhoben, und hat außerdem der Stadt Etampes und einem andern, mir nicht genannten Orte Straffummen von je 40,000 Frcs. auferlegt, weil die Feldtelegraphendrähte dort von boshafter Hand zerschnitten worden waren. Diese durchgreifende Maßregel hatte den günstigen Erfolg, daß in den betreffenden Ortschaften sofort von den Einwohnern selbst Sicherheitscorps von mehreren hundert Mann organisirt wurden, um die Telegraphenlinien im ganzen Rayon zu überwachen. Auch gegen die Franctireurs wird man ernstlichere Maßregeln als seither in Anwendung bringen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß den Maires der verschiedenen Ortschaften Soldbücher und abgestempelte Enrolirungs-Patente in blanco

in großer Anzahl zugeschickt worden sind, um dieselben unter die Franctireurs zu vertheilen, damit diese als reguläre Soldaten erscheinen. Solcher Betrug kann um so weniger geduldet werden, als der Unfug des Franctireurswesens immer lästigere Dimensionen annimmt. — Neulich war auf der Strecke Versailles-Orleans, unweit des letzteren Ortes, der Draht durchschnitten. Der bayerische Divisions-General v. Wrede berief den Maire und die Räthe von Arpajon, ihnen aufgebend, innerhalb der nächsten 48 Stunden 20,000 Francs aufzubringen, widrigenfalls würde der gesammte Rath gefangen genommen. Der Rath trat zusammen und begab sich zu dem General mit der Erklärung, ob er vorläufig 10,000 Frcs. nehmen wollte. ‚Gewiß, meine Herren‘, erwiederte er, ‚zahlen Sie vorläufig blos die Hälfte, so nehme ich den halben Rath gefangen.‘ So kam es. Die 20,000 Frcs. waren nicht pünktlich zusammen und ein Offizier erschien mit einem langen Wagen, um die Hälfte der Räthe mitzunehmen. ‚Da ich indeß‘, bemerkte der Bayer, ‚meine Pferde zu schonen und darauf zu sehen habe, daß die Last nicht zu groß wird, so werde ich mir die sechs dünnsten und kleinsten der Herren auswählen.‘ Wie gesagt, so gethan. Arpajons dickeren Räthe hatten nach zwei Tagen den Rest von 10,000 Francs aufgebracht und die Dünnen fuhren mit den Dicken nach Hause zurück.“ Man hörte von fünf Dörfern in der Nähe von Orleans, welche niedergebrannt werden mußten, weil die Bauern heimtückisch auf die deutschen Truppen geschossen hatten.

Nach der Besetzung von Chartres wandte sich Wittich's Corps nach Dreux: „Hier befanden sich etwa 2500—3000 Mobilgarden unter einem äußerst gewaltthätigen Obersten, der sie an blinden Gehorsam gewöhnt hatte, aber einen Fall that und den Hals brach, worauf alle seine Mobilgarden auseinander und heim liefen, so daß Dreux unbesetzt blieb.

Unterdeß hatte Gambetta mit rastloser Thätigkeit die bei Orleans zersprengte Loirearmee durch zahlreiche Zuzüge von noch regu-

lären Truppen, Reiterei und mehr als hundert Geschützen aus Lyon, so wie durch Moblots ergänzt, so daß sie wieder 70—80,000 Mann betrug. Gambetta gab ihr den feurigen Aurelles de Paladine zum Obergeneral. Ihr Plan war, den Heranzug des Prinzen Friedrich Karl von Metz und des Großherzog von Mecklenburg von Paris her, von denen sie eingeschlossen werden sollten, nicht abzuwarten, sondern das kleine, nur 17—18,000 Mann zählende Corps unter v. d. Tann aufzureiben, dann auch das kleine Corps von Wittich in Chartres, und mittelst eines kühnen Flankenmarsches sich mit der Westarmee unter Keratry bei Dreux zu vereinigen und von hier aus das nahe Versailles zu überfallen, während zugleich Trochu von Paris aus einen großen Ausfall machen sollte. Ohne Zweifel eine geniale Combination.

Aber v. d. Tann war schon gewarnt und hatte Befehl, sich von Orleans zurückzuziehen, um sich mit dem von Paris kommenden Großherzog von Mecklenburg zu vereinigen. Auch General Wittich und Prinz Albert wurden von Chartres zurückberufen, um wieder zu v. d. Tann zu stoßen. Der Letztere marschirte nun von Orleans ab, wo er 800 verwundete und kranke Bayern zurücklassen mußte, warnte aber den Magistrat, dieselben gut zu verpflegen, denn er werde bald zurückkommen. Bevor aber noch Wittich zu ihm stoßen konnte, wurde er am 9. November auf seinem Rückzugswege bei Coulmiers von der ganzen französischen Loire-Armee wüthend angegriffen. Sie bestand aus 9 französischen Linienbrigaden, vielen Mobilgarden, 7 Reiter-Regimentern und besaß an Artillerie 120 Feldgeschütze. Es mögen also im Ganzen 70 bis 80,000 Mann gewesen seyn. Man erkannte bald, daß die Führung dieser Truppen eine bessere und umsichtigere sey, als die irgend eines französischen Corps in diesem Kriege.

Die Schlacht war interessant, weil die wenigen Bayern unter v. d. Tann einer vierfach überlegenen Truppenzahl widerstanden. „Der linke Flügel der Bayern unter General Orff, der für einen

der tüchtigsten Offiziere der bayerischen Armee gilt, warf den linken Flügel der Loire-Armee in größter Unordnung auf das Centrum zurück. Auf diesem linken Flügel war die französische Kavallerie postirt gewesen, die auf den ersten Anprall der bayerischen Reiterei linksum Kehrt machte und in wilder Flucht hinter die Aufstellung des französischen Centrums retirirte. Auf der andern Seite ging es indeß nicht so gut. Die Bayern, obwohl in so erheblicher Minderzahl, hielten sieben Mal hinter einander Stürme auf ihre Stellung aus und schlugen dieselben sieben Mal nach einander zurück. So dauerte das Gefecht von 7 Uhr Morgens, wo es mit heftiger Kanonade begonnen hatte, bis 5 Uhr Abends. Da ließ v. d. Tann einfach seine Regimenter abschwenken und bewirkte so einen Rückzug nach Toury, ohne vom Feinde im Mindesten behelligt zu werden, ja ohne daß dieser auch nur Fühlung mit ihm behalten hätte. Wie schon früher erwähnt, ist er auch während des ganzen folgenden Tages, dem 10. November, in keiner Weise von der Loire-Armee beunruhigt worden. Preußische Offiziere, die anwesend waren und nun in's Hauptquartier zurückgekehrt sind, können nicht genug von der Bravour der Bayern und der Ordnung erzählen, mit welcher von ihnen die Rückzugsbewegung ausgeführt wurde. Die französischen Depeschen über diesen Kampf lassen auch die Enttäuschung deutlich erkennen, die man bei dem tapferen Widerstande der Bayern empfunden, da man ersichtlich darauf gerechnet, das kleine Häuflein einfach erdrücken zu können. Die französischen Depeschen gestehen selbst einen Verlust von 2000 Mann ein." Der Verlust an Bayern besteht nach authentischen Berichten in 677 Mann und 42 Offizieren an Todten und Verwundeten.

v. d. Tann zog sich nach Toury zurück, wo in der Nacht Wittich und Prinz Albert zu ihm stießen. Sie wurden in den folgenden Tagen nicht mehr angegriffen und blieben stehen, um den Großherzog von Mecklenburg zu erwarten. Mit gewohnter Brutalität fielen die Franzosen, sobald v. d. Tann Orleans verlassen

hatte, über die hier zurückgelassenen kranken und verwundeten Bayern her, schleppten alle, die transportabel waren, nach Beaux, ließen ihnen aber die zurückgebliebenen Aerzte nicht, sondern schleppten auch diese gefangen nach der Insel Oleron. Auch sämmtliches Ambulancezeug wurde ihnen weggenommen. Die vier bayerischen Aerzte wurden indeß bald in ihre Heimath wieder entlassen. Ein so unmenschliches Verfahren gegen Kranke und Verwundete war ausdrücklich der Genfer Convention zuwider, welche doch Frankreich mit unterzeichnet hatte. Der Maire und der Commandant der Nationalgarde in Orleans gaben sich übrigens in rühmlicher Weise alle Mühe, die Soldaten und den Pöbel von Mißhandlungen der Bayern zurückzuhalten, was freilich nicht immer gelang.

Die Loirearmee, auf die man in Paris sehnlich wartete, weil sie diese Hauptstadt entsetzen sollte, blieb gleichwohl in der Nähe von Orleans stehen, weil sie sich nicht getraute, da auch Prinz Friedrich Karl von Metz aus gegen sie heranzog, weiter vorzurücken, ehe sie die erwarteten Verstärkungen an sich gezogen hatten. Trotz aller Schwierigkeiten hatte Gambetta mit anerkennenswerther Rührigkeit, wenn auch nicht ein Aufgebot in Masse, wie in der ersten Revolution, doch Ansammlungen von zahlreichen Moblots und Franctireurs zustande gebracht. Und zwar mit vieler Klugheit und sogar durch entgegengesetzte Mittel. Man kann ihm und denen, die ihm am eifrigsten behülflich waren, nur vorwerfen, sie verschwendeten die Mittel, ohne je den Zweck erreichen zu können. Französische Blätter selbst wagten es, damals zu fragen, wodurch Laurier, Gambetta's Agent in London, legitimirt sey, eine Anleihe aufzunehmen und Frankreich mit einer neuen Schuld von 300 Millionen zu belasten? Welche Volksvertretung die Anleihe gebilligt habe und wer die Verwendung controlire? Im nördlichen Frankreich wurde damals ein Aufruf an die Mitglieder der Nationalräthe verbreitet, worin es hieß: „Preußen will nur mit einer Regierung Frieden schließen, welche dazu bevollmächtigt ist und die die

Nation verpflichten kann, und so lange ein solcher Friede nicht zum Abschluß gelangt, werden Preußens Armeen Frankreich nicht verlassen, es sey denn, sie würden daraus vertrieben. Die Regierung der nationalen Vertheidigung kündigt ihrerseits an, daß sie den Wählern nicht eher gestatten werde, ihren Willen in Betreff des Friedens kund zu geben, als bis der Rückzug der feindlichen Truppen vollzogen seyn wird. Da dieser Widerspruch der Anschauungsweise möglicher Weise den Krieg in der unglücklichsten Weise zu verlängern im Stande wäre, so scheint es wünschenwerth, daß die angesehenen Männer, solche z. B., welche die Generalräthe bilden, auf Mittel sinnen, dem Lande die Freiheit seiner Selbstbestimmung zurückzugeben." Der Aufruf schlägt dann vor, eine Constituante oder wenigstens eine Commission zu wählen, welche mit den gehörigen Vollmachten ausgestattet, den Frieden schließen könne. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr v. Bismarck, weit entfernt, die Wahlen und die Berathungen der Gewählten zu stören, dieselben begünstigen würde, denn trotz der Erfolge der deutschen Armeen muß es ihm am Herzen liegen, dieselben nach Hause zu schicken, was er doch nur vermag, wenn erst der Friede einmal geschlossen ist. Man muß die Gerechtigkeit selbst höher als den Patriotismus zu stellen wissen und zugestehen, daß Frankreich es war, das, in schlimmer Weise beeinflußt, Preußen den Krieg erklärt hat, und daß es, wäre das Waffenglück ihm günstig genug gewesen, um seine Armeen bis nach Berlin zu führen, deshalb schwerlich den Frieden anders als nach einer Gränzratifikation auf Kosten Deutschlands angenommen haben würde; daß Frankreich es mithin nicht unbillig finden dürfe, wenn Preußen heute dieselbe Forderung stellt, und so lange letzteres sie in vernünftigen Gränzen hält. Nicht diejenigen werden dadurch gedemüthigt werden, welche den Frieden über sich ergehen lassen, sondern jene Unsinnigen vielmehr, welche in ihrem vollen Stolze und unüberlegten Patriotismus den Krieg gebilligt und dazu beigetragen haben, daß er erklärt wurde."

Solche vernünftige Stimmen wurden aber nicht beachtet. Die einmal am Ruder befindlichen Republikaner wollten sich durch keine Constituante absetzen lassen und so lange als möglich die Gewalt und die Kasse in den Händen behalten. Gambetta scheint durch Aurelles, nach dessen kleinem Siege, umgestimmt worden zu seyn, denn er folgte von nun an einem andern Operationsplan. Früher hatte er Garibaldi auf den Schild erhoben und von ihm große Siege erwartet. Jetzt ließ er ihn auf einmal sitzen und zog von Lyon und aus dem Rhonegebiet alle Streitkräfte, besonders Artillerie von Lyon und noch die letzten regulären Regimenter aus Marseille, Toulon und Algier zur Loirearmee herbei. Er würde wohl Garibaldi selber nach Orleans berufen und an die Spitze der Loirearmee, gestellt haben, wenn die französischen Generale und das bigotte Landvolk es gestattet hätten. Er nahm jetzt das System Cremieux an und ließ sich den katholischen Fanatismus gefallen. Da Keratry, der in der Bretagne eine Westarmee sammelte, mit Charette, zu dem sich die Vendéer schaarten, in Hader gerieth, wie denn Republikaner und Ultramontane schwer zu vereinigen waren, eilte Gambetta selbst in das Lager der Westarmee von Conlie und stellte die Eintracht her. Da der Graf von Chambord erst ausdrücklich den Charette ermächtigen mußte, trotz seiner ultramontanen Gesinnung mit den gottlosen Republikanern gemeine Sache zu machen, kam hier ohne Zweifel ein Compromiß zustande, demzufolge rothe und blaue Republikaner, Legitimisten und Papisten sich auf Kriegszeit gegen die Deutschen alliirten.

Dieser Compromiß wurde nicht blos im Lager der Westarmee geschlossen. Das merkwürdige Schreiben des General Trochu von Paris aus an den Papst, worin er demselben den künftigen Schutz Frankreichs verhieß, hing genau damit zusammen. Gambetta selbst scheint erkannt zu haben, daß er vom Fanatismus des katholischen Landvolks in Frankreich mehr Hülfe zu hoffen habe, als von Garibaldi, woraus sich erklärt, daß er denselben fallen ließ. Der Papst

blieb nicht taub gegen die Stimme Trochus. Man schrieb damals: „General Trochu hat dem Papste die schriftliche Zusage gethan, daß, sobald Frankreich vom Feinde befreit sey, dasselbe für die weltliche Herrschaft wieder eintreten werde. Dieser Zusage scheint dann vom Vatican ein Wink gefolgt zu seyn, den heiligen Krieg zu predigen. Der Umschwung des oberen Klerus tritt seit acht Tagen immer deutlicher hervor. Trotz Gambetta's Genossenschaft mit Garibaldi tritt ein Prälat nach dem anderen auf, um zum Kampfe zu rufen und seine Seminaristen zu den Waffen zu senden. Erst war es der Bischof von Angers, dann Msgr. Dupanloup von Orleans, jetzt veröffentlicht der Cardinal Erzbischof von Bordeaux, Msgr. Donat, ein Schreiben an den Oberen seines Priesterseminars, worin er denselben auffordert, die Seminaristen ‚dem Elan, den sie so lange zurückgehalten, folgen zu lassen, um Waffen von den Führern zu verlangen, welche die hohe und heilige Mission haben, die Landesbefreiung um jeden Preis zu bewirken.' Diejenigen, welche bereits mit dem heiligen und unvertilgbaren Charakter bekleidet sind, sollen sich den Militärbehörden als Krankenwärter zur Verfügung stellen." Jetzt wäre die Zeit für die Jungfrau von Orleans gekommen, man hörte aber nichts mehr von ihr.

Die französischen Bischöfe mußten allerdings für die Rettung Frankreichs Arm im Arm mit den herrschenden Republikanern etwas leisten, wenn sie wollten, daß die künftige Regierung auch wieder etwas für die Kirche leisten solle. Sie vergaßen aber, daß sie wahrscheinlich für die Kirche mehr gewonnen hätten, wenn sie auf baldigen Frieden hingewirkt und durch verlängerten Widerstand das Unglück Frankreichs nicht noch vergrößert hätten. Der Bischof von Angers befahl den Seminaristen seines Sprengels, in die Legion Charettes oder Catelineaus einzutreten, oder als Krankenpfleger zur Armee zu gehen. Auch Bischof Dupanloup trat dem Compromiß bei, übereilte sich aber, indem er auf den kleinen Sieg Aurelles' zu viele Hoffnungen für Frankreich gründete und insofern schon die

sittliche Wiedergeburt, die er in einem früheren Schreiben dem französischen Volke gewünscht hatte, für vorhanden hielt. In einem neuen Schreiben, welches veröffentlicht wurde, pries er den Sieg Aurelles' als den Anfang eines großartigen Umschwungs; „Gottlob! nach Sedan und Metz haben wir doch noch Generale und eine Armee." Nachdem der Bischof die politischen Folgen dieses Sieges erwogen, tapfer auf die Verwüster losgezogen hat, denen Friede angeboten sey, doch kein Friede, der Frankreich verstümmele, fügt er hinzu: „Wenn wir die Welt in Staunen setzten durch eine große Umkehr zu Gott, kund gegeben durch einstimmige und vertrauende Gebete, so werde Gott uns seinerseits die Hand reichen und Wunder thun, um uns zu retten. Es ist vielleicht erlaubt, dieß zu hoffen, denn allenthalben unter uns kommen tröstliche Anzeichen, große Zeichen eines religiösen Geistes vor. Unsere Armee scheint auch davon durchdrungen, ihre tapferen Anführer bekennen es, unsere Soldaten sind in die Tempel zum Gebet gekommen und starben als Christen wie als Helden. Es wäre demnach also die Stunde zu Gottes Hülfe gekommen." Und nun verweist Msgr. Dupanloup auf Attila, der mit seinen Horden auch bis Orleans vorgedrungen, aber in Folge der Gebete des Bischofs durch Gottes Hülfe von Orleans entfernt wurde: „und er entführte seine Barbarenhorden nach den catalaunischen Feldern, wo der letzte Stoß der Vorsehung seiner wartete." Desgleichen befiehlt der Bischof den Geistlichen, zu den Tempeln zu eilen und, wie die Väter auf die Stimme des heiligen Aignan hörten, mit Thränen und Hoffnungen zu beten, damit Frankreich auch jetzt geholfen werde.

Gambetta's neuer Plan war, sämmtliche Volksheere, die sich im Westen, Norden und Osten bildeten, mit der Loirearmee zu einem großen Ganzen zu vereinigen, wodurch allein er stark genug werden könne, um Paris zu entsetzen. Der Oberbefehl blieb dem schon bewährten Aurelles. Von diesem schrieb der „Français": „Vor 18 Monaten zur Disposition gestellt, steht der General in

seinem 67. Jahre. Trotz seines vorgerückten Alters von starkem Körper ist er in der ganzen Armee bekannt wegen der Energie seines Charakters, die an Rauhheit streift. Er hat sie in der letzten Zeit durch die Festigkeit bewährt, mit welcher er in den Marschregimentern die erschütterte, ja fast vernichtete Mannszucht wieder herstellte. Mit zwanzig Jahren aus der Militärschule getreten, stieg er schnell zum Stabsoffizier auf; er hat lange das 64. Linienregiment commandirt. Im Jahre 1859 machte er den orientalischen Krieg mit, in welchem er vom Brigade- zum Divisionsgeneral aufrückte und eine der tüchtigsten Divisionen vor Sebastopol befehligte. Nach Frankreich zurückgekehrt, befehligte er mehrere Jahre hindurch die Territorial-Division von Marseille und befand sich dort, als 1859 der Krieg ausbrach: er nahm an demselben nicht unwesentlich Theil, indem er die zahlreichen Convois überwachte, die nach Genua durchgingen. Später commandirte er im Osten, und als er seines Alters wegen zur Reserve übertreten mußte, wurde er zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Als der Krieg gegen Preußen ausbrach, stellte er sich sofort der Regierung zur Verfügung. Er wurde nach der Capitulation von Sedan wieder in activen Dienst berufen und nach Marseille geschickt, wo er den vom General d'Exea proklamirten Belagerungszustand so streng aufrecht erhielt, daß die Rothen seine Entfernung durchsetzten, worauf er nach Tours berufen ward, um die Loire-Armee zu organisiren. Die vielen Erschießungen bezeugen seinen „eisernen Arm".

Wir kehren zu v. d. Tann zurück. Der von diesem erwartete Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin traf alsbald bei ihm in Toury ein und übernahm den Oberbefehl, blieb aber nicht auf der Straße zwischen Orleans und Paris stehen, sondern wandte sich westwärts gegen Dreux, um die Vereinigung der Westarmee mit der Loirearmee zu verhindern, von der damals

stark die Rede war. Da Dreux nicht weit von Versailles ist, glaubte man sogar, die ganze vereinigte Loire- und Westarmee werde von hier aus das Hauptquartier des Königs von Preußen überfallen und durch einen Handstreich Paris entsetzen wollen. Man täuschte sich. Die Loirearmee verschanzte sich in einer festen Stellung nordwärts Orleans und der Großherzog stieß bei Dreux nur auf Theile der Westarmee. Der Marsch war lustig genug. Die Bayern waren sehr ungern von Orleans abgezogen. „Die Stimmung der Soldaten war nicht sehr freudig, es war das erste Mal, daß ein Rückzug angetreten werden mußte. Unter den Gemeinen konnte man vielfach die Ansicht aussprechen hören, daß es davon käme, daß sie nicht unter preußischer Führung gefochten hätten. Wenn auch der Vorwurf, der darin liegt, ein völlig unbegründeter ist, so ist es doch ein Kennzeichen für die Popularität und das große Vertrauen, dessen sich die preußische Führung bei den bayerischen Soldaten erfreut." Die Bayern schienen sich an ihren unglücklichen Feldzug von 1866 zu erinnern, hatten aber dem trefflichen v. d. Tann schon damals Unrecht gethan. Jetzt rückten sie wieder in voller Kampflust vorwärts. Dreux war von einer großen Menge Mobilgarden unter dem General Fiereck besetzt, die zur Loirearmee stoßen sollten, wurden aber am 17. November nach einem kurzen Kampf zurückgeworfen. Am folgenden Tage widerstand der Feind noch einmal bei Chateauneuf, wurde aber auch hier geschlagen. Am Abend mußte man noch das Dorf Digny dreimal stürmen und zuletzt mit der Kolbe dreinschlagen. Zwei Bataillone Weimaraner bestanden einen heftigen Kampf im Walde bei St. Jean. Als der Großherzog die Wälder vom Feind hatte säubern lassen, wandte er sich wieder südwärts, um die Loirearmee wieder links anzupacken, wenn der Prinz Friedrich Karl sie rechts angreifen würde. Am 21. November stieß General Stephan bei Mont la Don abermals auf den Feind und befahl in langer Front einen Bajonetangriff, den aber die Franzosen nicht abwarteten, sondern eilends davon-

liefen. Zugleich jagte eine mecklenburgische Brigade bei Bretoncelles den Feind auf dieselbe Weise vor sich her. Der Großherzog nahm sein Hauptquartier zu Nogent le Retrou.

Die Westarmee, der diese französischen Helden angehörten, bestand zwar aus zahlreichen, aber ungeübten Mannschaften. Ein Franzose schrieb der Morningpost aus dem Lager von Conlie (fünf Stunden nordwestlich von Le Mans) am 26.: „Die Generale scheinen alle durchaus nichts von den Bewegungen des Feindes zu wissen, und wir wissen nur, daß unsere Mobilen eine große Vorliebe für strategische Bewegungen und für's Fortlaufen haben, wenn die preußischen Bomben in ihrer Nähe niederfallen, ja, ein Offizier von ihnen soll heute Morgen laut kriegsrechtlichem Urtheile in Tours erschossen werden, weil er seinen Leuten bei Nogent le Retrou das wackere Commandowort gegeben hatte: ‚Sauvons nous!‘ An Disciplin fehlt es unter den Mobilen ganz und gar. Bevor sie sich des Nachts niederlegen, feuern sie ihre Gewehre oder Revolver ab und setzen so das ganze Lager in Verwirrung und Aufregung. Riesige Bivouacfeuer werden angezündet, welche dem Feinde die Position selbst auf große Entfernungen hin verrathen müssen, und einige unserer Mobilen schwören, daß sie sich nicht schlagen wollen, wenn sie kein Feuer haben, an welchem sie sich wärmen können. Als heute Morgen zu früher Stunde der Generalmarsch geschlagen wurde, weil wir Büchsenschüsse dicht hinter uns hörten, geriethen die Mobilen in große Angst. Ihre Gesichter waren blaß und erschrocken und alle riefen aus, daß sie umzingelt seyen. Den Offizieren gelang es nicht eher, den Leuten wieder Muth zu machen, bis die päpstlichen Zuaven sich zu einer Recognoscirung erboten und mit der Meldung zurückkamen, daß eine Compagnie harmloser Franctireurs in der Nachbarschaft ihre Schießübungen abhalte. Gestern sah ich in Le Mans, wie neun Wagen mit Gewehren, Tornistern, Zelttheilen u. s. w. ankamen, alles Gegenstände, welche die Mobilen bei Nogent le Retrou weggeworfen hatten. Auch die

Nationalgarden scheinen ein sehr entschlossenes Völkchen zu seyn; sie haben sich jetzt entschlossen, auszurücken und unmittelbar im — Rücken der Mobilen Position zu nehmen und Jedermann niederzuschießen, der seine Pflicht nicht thut."

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Keratry Conlie verließ und nach Tours ging, wo er sein Commando über die Westarmee niederlegte, weil er mit solchen Truppen nichts ausrichten könne. Fiereck wurde abgesetzt und an seine Stelle trat Fourés.

Der Hauptschlag mußte gegen die Loirearmee unter Arguelles in der Nähe von Orleans geführt werden, denn hier concentrirte sich der französische Widerstand. Prinz Friedrich Karl, der mit dem größten Theil seiner Armee von Metz nach Paris abmarschirt war, empfing unterwegs den Befehl, sich gegen Orleans zu wenden. Hatte er v. d. Tann nicht mehr unterstützen können, so kam er doch immer noch zur rechten Zeit, um die französische Loirearmee an einem Vormarsch auf Paris zu hindern. Arguelles konnte sich nicht von ihm in den Rücken kommen lassen, wartete ihn also ab. Der Prinz Feldmarschall war am 10. November in Troyes eingerückt. Hier am Thor wollte sich der Pöbel seinen Ulanen widersetzen, die guten Bürger aber waren froh, Preußen in die Stadt zu bekommen, weil sie von den unbeschäftigten Arbeitern eine Plünderung besorgt hatten. Dagegen wurden die ersten Preußen, die nach Sens kamen, ein Postbeamter, zwei Soldaten, welche Wagen mit Hafer führten, noch zwei Civilbeamte und ein Lieutenant, vom Pöbel auf's gröblichste beschimpft und bedroht, und der Maire konnte sie nur vom Tode retten, indem er sie in's Gefängniß brachte. Bald darauf aber erschienen zahlreiche preußische Truppen und Prinz Friedrich Karl selbst. Zur Strafe wurde der Stadt eine Contribution von 80,000 Franks auferlegt. Auch die Stadt Neuilly wurde wegen Widerstand bestraft. Zu Nemours wurde am 12. eine preußische Abtheilung von etwa 60 Mann verrätherisch von den

Einwohnern im Schlaf ermordet und nur 6 Mann konnten sich retten.

Daß Gambetta's Proklamation das Landvolk wirklich aufgereizt hatte, wurde der Armee des Prinzen Friedrich Karl auf ihrem Vormarsch sehr bemerkbar. Ein Augenzeuge schrieb: „Aus jedem Gehöfte bekommen die Cavalleristen Feuer: der einzelne Feldarbeiter wirft bei ihrem Nahen den Spaten hinweg, ergreift seine Flinte, die neben ihm am Boden liegt, und schießt, jedes Haus wird zu einer kleinen Festung, jeder Blaukittel zum Franctireur. Täglich werden solche bei den Generalkommandos eingebracht, denen die kriegsgerichtliche Entscheidung über solche Fälle anheimgegeben ist; vielfach werden mit denselben Priester theils als Urheber, theils als Thäter mit eingebracht. Jeder, der mit einem Gewehr in der Hand betroffen, wird nach der Bekanntmachung des Oberkommandos, die beim Einrücken in einen Landestheil, in Städte und Dörfer an die Ecken angeschlagen wird, zum Tode verurtheilt. Nur durch drakonische Strenge kann dieser meuchlerischen Weise, den Krieg zu führen, begegnet und unseren Truppen Genugthuung verschafft werden."

Der Marsch des Prinzen Friedrich Karl war gegen die Loire-Armee gerichtet, um dieselbe am Entsatz von Paris zu hindern, und sollte ihr in die rechte Flanke fallen, falls sie schon aufgebrochen sey. Sie hatte in der That schon einen Vorstoß gegen Fontainebleau unternommen, um dem Prinzen zu begegnen und, falls sie siegen würde, sogleich gegen Paris zu rücken. Am 23. und 24. November wurden vorgeschobene französische Corps bei Ladon und Mezières zurückgeworfen. Am 28. November trafen die beiden feindlichen Armeen aufeinander. Auf preußischer Seite war nur das 10. Armeecorps auf dem Platz, von einer Division Fußvolk und einer Division Reiterei unterstützt, nur 40,000 Mann. Auch die Loirearmee war nicht vollständig auf dem Platz, jedoch 70,000 Mann stark. Der Zusammenstoß erfolgte bei Beaune la Rolande und nach

einem heftigen Kampf wurden die Franzosen trotz ihrer Ueberzahl und trotz der regulären Regimenter, welche sie aus den Seeplätzen und Algier an sich gezogen hatten, doch wieder von den tapfern deutschen Truppen zurückgeschlagen. Sie verloren 1000 Todte, 4000 Verwundete, 1600 Gefangene. Der Verlust der Deutschen betrug 1000 Mann.

In diesem Kampfe zeichneten sich wieder die Bayern unter v. d. Tann höchst rühmlich aus. Die Schlesische Zeitung gab folgende Uebersicht: „Die Loirearmee macht also den Versuch vergebens, das Eurethal zu gewinnen und in demselben nach Versailles zu kommen. In einer Reihe von Gefechten wurde dieses Bemühen vereitelt, und der Feind auf die Loire zurückgeworfen. Nun suchte er aber auf der rechten Flanke durchzudringen und sich des Waldes von Fontainebleau zu bemächtigen, um durch denselben das Marnethal zu gewinnen und so von Osten her auf Paris zu gelangen. Auch dieser Versuch wurde in den blutigen Gefechten bei Beaune la Rolande, bei Les Boys Communs und bei Mezières abgeschlagen. Nachdem es dem Feinde am 28. bei Beaune la Rolande mißlungen war, den linken Flügel unserer Aufstellung zurückzudrängen, hatte er bereits am folgenden Tage einen Rechtsabmarsch angefangen und alle disponiblen Truppen bei Chevilly vereinigt, um mit denselben von dort auf dem Querwege von Chevilly nach Patay zu debouchiren und sich dann nordwärts nach Chartres zu begeben. Das Gefecht am 30. bei Mezières war demnach nur noch ein Scheingefecht gewesen, um uns den Glauben beizubringen, daß er dort noch einmal den Versuch machen wolle, durchzudringen. Aber am 1. standen nur erst die Vortruppen bei Patay; es war daher eine überstürzte Vorwärtsbewegung, da die Nachhaltigkeit fehlte, daß die Franzosen schon am 1. auf Cormainville vorgingen. Als die Nachricht von dem Anmarsch des Feindes bekannt wurde, ließ General v. d. Tann sofort das ganze Corps alarmiren. Die erste Brigade marschirte nach Nonneville, um dem Feind entgegen-

zutreten. Es war Nachmittags 3 Uhr, als man die Spitzen des Feindes bemerkte, der in bedeutender Anzahl, wohl an 20,000 Mann, herankam. Es war ein heißer Gefechtstag; aber der Feind wurde doch auf seinem Vormarsch aufgehalten. Die Absichten des Feindes lagen jetzt völlig klar vor, er wollte in der linken Flanke eine Umgehung versuchen. Hier standen ihm nur die Bayern und die vierte Kavallerie-Division gegenüber. So wurde denn für den 2. Dezember von der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ein Angriff gegen den Feind angeordnet. Der Feind versuchte durchzubrechen und vor allem die Bayern von der 17. Division zu trennen. Diese Operation, eben so geschickt ausgedacht, als schnell ausgeführt, war für die Bayern von der größten Gefahr. Deshalb sandte v. d. Tann sofort die 1. Brigade dem Feinde nach Loigny entgegen, um diesen Ort zu besetzen und dadurch das Vorgehen der Franzosen in ihrer linken Flanke unmöglich zu machen. Sie erreichten auch das Schloß von Loigny, Chateau Goury, an welches ein großer Park stößt. Dort setzten sie sich fest, während das Dorf bereits von Franzosen wimmelte, die sich in dichten Schützenschwärmen und in großen Massen dem Parke und dem Schlosse von Goury näherten und die Bayern sehr stark bedrängten. Von allen Seiten rückten die Feinde heran und unterhielten ein furchtbares Infanteriefeuer, das noch durch den Granathagel und die Mitrailleusenkugeln verstärkt wurde. Die Bayern hatten starke Verluste, hunderte sanken hier zu Boden und mit jedem Moment stieg die Gefahr, daß die ganze Brigade hier entweder aufgerieben oder gefangen genommen werde. Da nahte die 2. Brigade im Laufschritt nach dem Park heran, um dem Vordringen des Feindes einen Halt zu gebieten.

Und es gelingt den zwei Regimentern, glücklich den Park zu erreichen; sie besetzen die Mauern, die Häuser, den Hof, sie eröffnen ein furchtbares Feuer und fügen dem Feinde große Verluste zu. Er wankt einen Moment, zieht sich zurück und sammelt hinter Loigny

seine Truppen; dann nahte er sich auf's Neue, mit neuen Verstärkungen versehen, dem Schlosse von Goury und geht von allen Seiten vor. Diese aufgelösten Schützenschwärme wagen sich immer kecker vor und richten schon durch ihr Schnellfeuer aus weiter Ferne große Verluste an unter den Truppen, die den Park besetzt halten. Eine Viertelstunde nur vermochten die beiden Brigaden vereint den Angriff aufzuhalten; dann aber erlahmte der Widerstand, und wenn keine rechtzeitige Hilfe kam, war der Rest der 1. Division verloren. Nun schickte v. d. Tann die 3. und 4. Brigade, um den Angriff des Feindes zu brechen. Sie stürmten heran, sie kamen glücklich bis an die Gehöfte, es gelang ihnen auch, daraus vorzustoßen. Als sie aber in das offene Terrain hinausgingen, wurden sie von einem furchtbaren Chassepotfeuer empfangen. Die Schützen der Franzosen lagen in einem Graben und auf der Erde und schossen von hier aus auf die anrückenden Brigaden; dabei regnete es einen förmlichen Hagel von Granaten und Mitrailleusenkugeln. Reihenweise stürzten die Soldaten zusammen. Der Angriff war mißlungen, beide Brigaden mußten wieder in ihre Deckungen zurück. Dort ordneten sie sich auf's Neue, während die 2. Brigade herausgezogen wurde, um über Maladrerie in die linke Flanke des Feindes zu marschiren und dadurch die Umgehung zu verhindern. Die 1., 3. und 4. Brigade blieben in dem Park und in den Gehöften, um den Angriff des Feindes auszuhalten, der mit jedem Moment stärker und wuchtiger wurde.

Jetzt sollte noch einmal ein Vorstoß gemacht werden. Der Feind hatte sich ganz um Chateau Goury herumgezogen, die Schützen schwärmten bereits über Loigny hinaus gegen Maladrerie vor; das ganze Terrain außerhalb Loigny war in den Händen des Feindes, die drei Brigaden umgangen, ja fast umzingelt. Die Artillerie war zum großen Theile mit in die Cernirungslinie einbegriffen. Nun wurden alle drei Brigaden gesammelt, sie sollten den eisernen Ring, den der Feind um sie gezogen hatte, zersprengen. Sie drangen

aus den Gehöften stürmend heraus, avancirten einige hundert Schritte, gaben auf die feindlichen Massen, die immer dichter herandrangen, mehrere Salven ab; aber zu erschüttern vermochten sie die Stellung des Feindes nicht. Vielmehr wurden sie nur zu gut von den weiter reichenden Chassepotkugeln und von dem furchtbaren Artilleriefeuer erreicht. Die Reihen fingen an zu wanken, da stürmte der Feind heran und den Anprall dieser kolossalen Massen konnten die stark decimirten Brigaden nicht aushalten, sie wichen in die Gehöfte und in den Park zurück, von dem Feuer des Feindes verfolgt. Es war eine Situation von der größten Gefahr. Bereits fing die Munition bei einzelnen Regimentern an zu fehlen, die Reihen waren gewaltig gelichtet, einzelne Bataillone hatten fast die Hälfte ihrer Leute verloren und der Feind drang immer in neuen Massen heran. Noch eine halbe Stunde und das Corps v. d. Tann war vernichtet, der größte Theil der Geschütze dem Feinde in die Hände gefallen. Die Ordnung ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten, die Mannschaften der einzelnen Regimenter waren durcheinander gerathen, eine gedrückte Stimmung fing sich der Truppen an zu bemächtigen. Da, zu rechter Zeit, es war Mittags um 1 Uhr, hörten die Bayern einen hellen, scharfen Kanonendonner in ihrer linken Flanke, die 17. Division nahte zu ihrer Hülfe, bald sah man die ersten Tirailleurs auf der Ebene auftauchen. Das Aufblitzen ihrer Schüsse war ein Freudensignal für die arg bedrängten Bayern. Nun fassen sie wieder an und suchen den Andrang des Feindes abzuhalten. Aber der merkt den neuen Angriff und läßt etwas ab von dem Park von Chateau Goury und stürzt sich nun auf seinen neuen Gegner, um sich die Vortheile des Tages nicht entreißen zu lassen." Sie wurden ihnen dennoch entrissen, nachdem der 17. Division auch noch die 22. gefolgt war.

Durch diesen Sieg wurde zwar noch nicht die ganze Loirearmee überwältigt, doch erlitt sie eine starke Erschütterung und ihr Plan, nach Paris vorzudringen, war vereitelt. In Paris sah man

sehnlich dem Entsatz durch die Loirearmee entgegen und wollte ihr offenbar zu Hülfe kommen, falls sie noch in der Nähe der Hauptstadt mit der Cernirungsarmee zu kämpfen haben würde, denn schon am 29. machte Trochu den ersten großen Ausfall aus Paris, auf der Südseite in der Richtung, von woher die Loirearmee hätte kommen sollen und wiederholte diese Ausfälle auch noch in den folgenden Tagen, ohne daß von der Loirearmee eine Spur zu finden war.

Die Loirearmee, auf welche Gambetta so große Hoffnungen setzte, hatte einen verhältnißmäßig nur kleinen Kern von 6 Infanterie- und 6 Cavallerieregimentern, einigen Ersatzmannschaften aus den Depots und einigen fanatisirten Freicorps, darunter die Polen und die päpstlichen Zuaven. Die große Masse der zu 120,000 Mann berechneten Loirearmee bestand aber aus Moblots und Franctireurs, die höchstens zum kleinen Guerillakriege, aber nicht für Schlachten taugten. Der Timescorrespondent in Tours schilderte die Freicorps: „Da sah man Nordamerikaner und Kanadier, Italiener, Spanier, Araber, Griechen, Brasilianer, Montevideaner u. s. w. Fast alle tragen die kurze Tunica oder die dicke wollene Blouse, schwarz, grün, blau, braun, alles meist dunkelfarbig. Gamaschen von Tuch, Leinwand oder Leder sind allgemein; viele tragen blaue oder rothe Schärpen um den Leib. Am mannigfaltigsten ist die Kopfbedeckung; man sieht Tirolerhüte und Kalabreser mit Kokarden von allen Größen und Farben. Der melodramatische Bandit ist auch stark vertreten, fortwährend wird man an Fra Diavolo, Massaroni und andere Helden, respektive Spitzbuben dieses Kalibers erinnert. Die Südamerikaner haben sich besonders komödienhaft herausstaffirt; ihr Hauptmann ist ein langer junger Mensch, ein Mr. de Fries, den man nach Alexander Dumas' Helden ,d'Artagnan' getauft hat. Er und seine montevideanischen Kameraden tragen als Ueberwurf den Poncho und sollen es auch wider die Ulanenpferde mit dem Lasso versuchen wollen. Dann ist die Garde von Gers, welche ganz

schwarz gekleidet und stumm ist, wie ein Trappist; sie zählte ursprünglich 50 Mann, mehr als die Hälfte hätte indeß vor Orleans schon in's Gras beißen müssen, wenn sich die Bayern der armen Menschen nicht erbarmt hätten. Diese ganze Guerillagesellschaft besteht meistens aus dem niedrigsten Gesindel, doch sind auch andere Stände nicht unvertreten; ein Trupp aus der Dauphiné hat z. B. einen namhaften Kollegen Gambettas, einen Advokaten, zum Trompeter. Die Bewaffnung ist sehr verschiedenartig: viele haben noch die alte Miniébüchse, doch wird sie, so rasch wie es geht, gegen Remingtons und Chassepots vertauscht; viele führen auch noch Revolver oder Dolche. Die Griechen sind kenntlich an einer dichtanschließenden pelzverbrämten Kappe. Die Freischützen sind meist sehr schlecht gekleidet, doch haben sie gutes Schuhwerk und gute reine Decken. Engländer gibt es wenig unter dem Volke: ein paar verlaufene Abenteurer und Kriegsbummler, sonst nichts." Unter dem Volksheere, das sich bei Le Mans, westlich von Orleans sammelte, fielen die sog. Bären von Bretagne auf, die sich der Winterkälte wegen ganz in Bärenpelze gehüllt hatten. Aus Algier erwartete man noch kabylische und arabische Freiwillige, die zum Theil schon in Lyon angekommen waren. Es hieß zu Tours: „In Algerien wird überall geworben, und auf das Fußvolk sollen die Gums zu Pferde folgen. Gambetta schlägt zwei Fliegen mit Einer Klappe: er befreit Algerien von diesen gefährlichen Elementen und er gewinnt Truppen zur Nationalvertheidigung; da diese Raubhorden vorläufig und hoffentlich für die ganze Dauer des Krieges aber in Frankreich hausen werden, so mag sich das unglückliche Land auf neue Schrecknisse vorbereiten, denn dieser Abhub der maurischen und kabylischen Bevölkerung und diese wilden Gums aus der Wüste kennen im Auslande und unter Giaurs nur ein Interesse: den Raub und die Bestialität. Sie werden als würdige Kameraden der Garibaldi'schen Banden auftreten und dem Kriege einen Stempel der Rohheit aufdrücken, der zur Verwüstung des Landes

führen muß.“ Die arabischen Reiter, die hier mitkämpften, schnitten Todten und Verwundeten die Köpfe ab und nahmen sie als Trophäen mit.

Die zahlreichen Zuzüge zur Loirearmee von Süden und Westen aus erfolgten nicht in der besten Ordnung. Es fehlte an genauen Bestimmungen der Richtung und der Zeit und an Vorkehrungen für den Empfang der Mannschaft. Oft durchkreuzten sie sich oder mußten umkehren, um zum Ziel zu gelangen. Kamen sie dann müde und hungrig unerwartet an, war nicht für sie gesorgt. Der Daily Telegraph schrieb: „Wie müßten Moltke und Bismarck sich freuen, hätten ihre Agenten gesehen und gemeldet, was sich am 22. Nov. in Tours zugetragen. Man wird kaum glauben, daß einige 10,000 Mann, die gestern, größtentheils nach 14stündiger Eisenbahnfahrt von Toulon gekommen waren, des Nachts um 2 Uhr auf dem Boulevard nahe dem Bahnhofe aufmarschirten, und daß sie in Folge einer Unordnung im Kriegsdepartement oder in der Eisenbahnverwaltung theils fünf, theils fünfzehn Stunden in strömendem Regen stehen mußten. Man mag sich vorstellen, in welchem Zustande diese armen Burschen nach dieser schonungslosen Prüfung waren. Sie hatten nichts zu essen außer dem, was einige der benachbarten Bewohner des Boulevards ihnen verabreichten, und das trockene Brod, das sie in ihrem Tornister aufbewahrten. Nach dieser furchtbaren Ausstellung wartete ihrer eine vierstündige Eisenbahnfahrt, und morgen wahrscheinlich werden sie in Le Mans gegen den Feind geführt werden. Und dies geschieht unter den Augen des Kriegs-Ministeriums, welches Gambetta mit der feurigen Zunge und der flammenden Feder beherrscht. Ich sage es mit allem Bedacht, daß eine abscheulichere Verschwendung von Menschenleben und Gesundheit niemals in einer Armee gesehen wurde. Ich sprach mit mehreren der Leute, die an der Thür des Hauses, worin ich wohne, zusammengekauert saßen. Sie waren vollständig durchnäßt und klapperten vor Kälte; mehreren merkte man schon die Symptome

des Fiebers an. Ihre Hauptleute und Subalternoffiziere waren bei ihnen geblieben: aber kein Stabsoffizier ließ sich sehen. Kurz, es schien mir, als sey die Welt um Monate zurückgegangen, und ich war noch einmal Zeuge des heillosen Durcheinanders, der Mißverwaltung und Verwirrung, welche unter dem kaiserlichen Regimente in Saarbrücken, bei Wörth und im Maasthale geherrscht haben. Aber die Mißleitung der Cavallerie, welche mit diesen Truppen nach Le Mans abgehen sollte, war noch auffallender. Ein Regiment Dragoner, das vor Tours im Lager gelegen, brach Morgens um 9 Uhr die Zelte ab und stand um halb 12 Uhr Vormittags am Bahnhofe bereit. Um 3 Uhr saßen die Soldaten, alle ohne Mäntel, im stürmenden Regen noch auf den Pferden. Kein Mann war nach seinem Bestimmungsorte abgegangen."

Und doch ließen sich die französischen Bauern immer wieder fanatisiren, daß sie auf vereinzelte deutsche Soldaten wenigstens von hinten schossen. „Unbegreiflich ist die Verblendung, welche die Landbevölkerung noch immer zum Gewehr greifen läßt; ihr Widerstand ist ohnmächtig, sie fühlen und gestehen es selbst bereits, und dennoch treibt sie der Fanatismus immer wieder zum Aeußersten. Man muß die zerknirschten, verzweifelten Mienen der Gefangenen sehen, wie sie zu Hunderten transportirt werden, während die Weiber jammernd und händeringend in den Thüren der Dörfer stehen, in die Kirchen eilen, um für die Rettung der Unglücklichen aus den Händen der Preußen zu flehen; man muß dieß sehen, um all' das Elend zu beurtheilen, welches dieser thörichte und fruchtlose Nationalwiderstand über die Familien bringt. Und dennoch, wer der Gefangenschaft glücklich entkommen, greift wieder zur Flinte, um sich um so sicherer zu verderben."

Obgleich nun die Loirearmee unmöglich Paris entsetzen konnte, weil sie, wenn auch zahlreich, doch gar zu schlecht organisirt war, verkündete doch Gambetta, sie sey unüberwindlich und werde in den nächsten Tagen Paris entsetzen. Er und Trochu logen sich gegen-

seitig an. Trochu verkündete in Paris, die Loirearmee habe die Deutschen geschlagen und rücke schon auf Paris heran. Gambetta verkündete zu Tours im Hofe der Präfektur dem Volke, Trochu habe in einem glänzenden Ausfall die deutsche Cernirungsarmee auseinandergejagt und sey mit einer ungeheuern Armee herausgebrochen, um vereinigt mit der Loirearmee die Deutschen vollends aus Frankreich zu vertreiben.

Eine Proklamation Gambettas lautete: „Der Genius Frankreichs, einen Augenblick verschleiert, erscheint wieder in seiner Glorie, Dank den Anstrengungen von ganz Frankreich; der Sieg kommt uns wieder, und wie um uns die lange Reihe unserer Unglücksfälle vergessen zu machen, lächelt er uns fast auf allen Punkten. In der That, unsere Loirearmee hat seit drei Wochen sämmtliche Plane der Preußen durchkreuzt und alle ihre Angriffe zurückgewiesen. Ihre Taktik ist unmächtig geworden an der Solidität unserer Truppen, auf dem rechten Flügel, wie auf dem linken Flügel. Etrèpagny ist den Preußen entrissen, Amiens von ihnen geräumt worden, in Folge der Schlacht von Paris. Unsere Truppen von Orleans sind tapfer vorwärts gestürmt, unsere beiden großen Armeen eilen zum Zusammenstoß, die eine wie die andere; in ihren Reihen weiß jeder Offizier, jeder Soldat, daß er in seinen Händen nichts Geringeres als das Schicksal des Vaterlandes hält; das allein macht sie unbesieglich. Wer wird nunmehr noch an dem schließlichen Ausgang dieses Riesenkampfes zweifeln?" — Zum Ueberfluß begaben sich Crémieux und Glais-Bizoin zur Loirearmee und hielten Anreden an die Truppen. Der Letztere rief: „Ich will euch keine Complimente machen, aber das ist gewiß, ihr seyd mehr werth, als eure Feinde. Ein Franzose wiegt zwei Preußen und drei Bayern auf."

Die Agenten Gambettas führten auch in andern Städten eine ähnliche Sprache. So lautete eine Proklamation des Commandanten und Maire von Havre: „Bürger! Die Republik hat be-

schlossen: Es muß gesiegt werden! Die Befreiungsstunde hat geschlagen! Der Feind verläßt die ringsum gewonnenen Stellungen. Von uns hängt es ab, seinen Rückzug in Flucht und Untergang zu verwandeln. Havre's Flagge muß, eine der ersten, auf den Mauern des befreiten Paris wehen! Erhebt euch! Schwören wir, nicht zurückzukehren, so lange Frankreich nicht wieder an der Spitze der befreiten Nationen marschirt! Obercommandant Ballier, Unterpräfekt Chamel, Bürgermeister Guillemard."

Wir gehen nun von den Illusionen Gambettas zur Wirklichkeit der Kriegführung über. Der Großherzog von Mecklenburg hatte sich allmälig von Chartres her Orleans genähert, indem er sorgfältig nach allen Seiten rekognosciren ließ, um die Stellung der Loirearmee auszuforschen. Seine Vorhut stieß zwischen Orgeres und Patay auf überlegene feindliche Streitkräfte am 1. Dezember und zog sich zurück. Am folgenden Tage aber entfaltete der Großherzog seine Armee in zwei Flügeln gegen zwei feindliche Armeecorps. Die Schlacht begann bei Bacoches les Hautes und endete mit gänzlicher Niederlage der Franzosen bei Loigny durch die Bayern, bei Poupry, welches gestürmt wurde und bei Artenay durch die andern Truppen des Großherzogs (Hessen und Holsteiner); 11 Geschütze wurden im Feuer genommen und viele hundert Gefangene gemacht. Durch diesen Sieg war die Verbindung des Großherzogs mit dem Prinzen Friedrich Karl hergestellt. Beide zugleich fielen nun über die zerrüttete Loirearmee her. Am 3. Dezember warf der Prinz einen Theil derselben bei Chevilly und Chilleny in den Wald von Orleans zurück, und am 4. besetzten die Truppen unter Mannstein bereits den Bahnhof von Orleans. Am 5. wurde die Stadt selbst ohne Sturm genommen. In diesen glänzenden Kämpfen machten die Deutschen 14,000 Gefangene und eroberten 77 Kanonen und 4 armirte Dampfschiffe auf der Loire. Die Franzosen verloren 3200 Mann. Charette, der hier mitgefochten, wurde schwer verwundet. Von den päpstlichen Zuaven fielen

drei Viertheile. Die große Loirearmee floh nach allen Seiten, die meisten Entkommenen wandten sich nach Blois.

Die Stadt Orleans wurde von den Deutschen wieder besetzt und diesmal mußte sich Bischof Dupanloup einen Doppelposten vor seinem Hause gefallen lassen, einen insofern wohl verdienten Hausarrest, als er sich in der letzten Zeit hatte hinreißen lassen, zum Kampf gegen dieselben frommen katholischen Bayern aufzumuntern, die ihn bei ihrem ersten Einrücken in Orleans mit so vieler Zutraulichkeit und Pietät begrüßt hatten. Orleans lag voll von französischen Gefangenen. Ein Augenzeuge schrieb: Ein freilich sehr pittoreskes, aber doch gleichzeitig auch widerliches Bild bietet gegenwärtig das Innere der Cathedrale. Dieselbe beherbergt nämlich seit gestern die Gefangenen, freilich nur einen Theil, denn Alle konnten selbst in diesem gewaltigen Raum kein Unterkommen finden. Die Gefangenen haben, sich der Kälte zu erwehren, zahlreiche Feuer angezündet, und sich dabei der Kirchenstühle als Brennmaterial bedient. Da sitzen sie nun, Zuaven und Turcos, Infanterie und Mobilgarden in malerischen Gruppen um die auflodernden Feuer. Ein dichter Rauch füllt das große Prachtgebäude, daß man keine 20 Schritte weit sehen kann. Schmutz und Koth machen einen Gang durch die Kirche sehr schwer. Selbst der Altar ist nicht rein gehalten. Ekel ergriff mich, als ich das Alles sah. Der Schmutz, den ich mit meinen Augen erblickte, schien mir nur ein Bild des vielen anderen Schmutzes. Die Zahl der Gefangenen stieg bis zum 7. Dezember auf 18,000. Seit drei Tagen, klagten die armen Schelme, hatten sie nichts gegessen; und wenn man sie fragte, ob denn die Verpflegung bei ihren Truppentheilen so schlecht wäre, entwarfen sie ein trauriges Bild ihrer Lage mit der Versicherung, wie froh sie seyen, dem Elende in ihrer Armee entronnen zu seyn. Hier zeigte es sich wieder, daß der Hunger ein sehr schlechter Patriot ist. Um die gefangenen Landsleute zu nähren, dazu mußte die Mairie erst von dem Commandanten aufgefordert werden.

Ein Schweizer Militärarzt schrieb im Berner „Bund“ am 30. November, er habe selbst in den Wäldern von Orleans gesehen, wie ein französischer Militärarzt hier mit seinem Revolver deutsche Verwundete blos zu seinem Vergnügen todt schoß und wie das auch von französischen Soldaten nachgeahmt wurde.

Von Aurelles hörte man nichts mehr. Er mußte wissen, daß er nach verlorener Schlacht auch ein verlorener General war, denn der Diktator Gambetta erklärte ja jeden für einen Verräther und todeswürdig, der nicht siege. Die franzosenfreundliche „Pall Mall Gaz.“ schreibt unter dem 13.: „Die Erklärung dafür, daß General d'Aurelles so plötzlich seinen Einfluß auf seine Truppen verlor, ist darin zu suchen, daß er und sein Stab vor einigen Reliquien in der Kathedrale von Orleans ihre Andacht verrichtet hatten, vor welchen einst die heil. Jungfrau der Jeanne d'Arc erschienen seyn soll. Diese religiöse Manifestation ward von denjenigen Soldaten, die den ‚Siècle‘ lesen, als eine politische Demonstration und als ein Beweis verrätherischer Absichten gegen die Republik angesehen. Diese Anschauung ward noch dadurch bestärkt, daß eine Nonne weissagte, der jüngere Zweig Bourbon werde sich vor dem älteren beugen, Frankreich werde durch Heinrich V. gerettet werden und nach ihm Ludwig Philipp II. herrschen und seine Taufgelübde in der Kathedrale von Orleans erneuern. Da General d'Aurelles nie gerufen hatte ‚Vive la République‘, so hielt ihn seine Voltairianische Armee natürlich für einen Verräther, der es sich zur Aufgabe gestellt, sie alle massakriren zu lassen.“ Aurelles hatte übrigens, ehe er verschwand, das Commando an General Polliers abgegeben und dieser letztere war es, der Orleans mit Zurücklassung der vernagelten Kanonen räumte. Gambetta hatte von Tours aus Aurelles zum tapfern Aushalten aufgefordert und war am 4. selbst herbeigeeilt, begegnete aber bei La Chapelle preußischen Reitern, die auf seinen Eisenbahnzug schossen, und fuhr eilends nach Tours zurück.

Während es so blutig bei Orleans herging und die Franzosen wieder eine so schreckliche Niederlage erlitten, wodurch ihre letzte Hoffnung auf den Entsatz von Paris vereitelt wurde, schwamm die Stadt Marseille in Wonne, denn ein erlogenes Telegramm Gambettas hatte ihr einen großen Sieg bei Paris verkündet und das englische (!) Schiff Revdoote brachte 4000 Gewehre. Daher unendlicher Jubel in der Stadt, freiwillige Stadtbeleuchtung, Hafenbeleuchtung, Fackelzug.

Am 6. Dezember erließ Gambetta ein Dekret an alle Präfekten, sie sollten alle Nachrichten von erlittenen Niederlagen „nur kühn dementiren“ und doch verlegte er schon am 10. den Sitz der Regierung von Tours weit südlich nach Bordeaux „um die freie Bewegung der Truppen zu sichern“. Auch setzte er eine Commission nieder, um das Verhalten Aurelles' in der letzten Schlacht zu untersuchen, und der General meldete sich noch einmal, aber nur, lum seinen Abschied zu verlangen. Gambetta ernannte nun Bourbaki zum Chef der ersten, Chanzy zum Chef der zweiten Armee. Die France machte ihm schwere Vorwürfe, daß er die besten Generale am Siegen hindere, weil sein wahnsinniger Republikanismus jede Disciplin der Truppen zerstöre und nur Mißtrauen gegen die Generale erwecke, und daß er sie dann, wenn sie unmöglich siegen konnten, des Verraths beschuldige und absetze. So habe er es Cambriels, so Keratry gemacht. „Täglich lügt er den Truppen von Siegen, die, wie sie am besten wissen, nicht errungen werden; tägich verfaßt er Erfolge, statt deren Niederlagen sich regelmäßig einstellen, und während so systematisch Treue und Glauben vom Diktator verhöhnt werden, läßt er täglich Soldaten erschießen, welche sich verrathen wähnend und ohne Vertrauen auf ihre Führer Reißaus vor dem Feinde nahmen.“ Auch wurde ihm die Anleihe vorgeworfen, die er eigenmächtig, ohne die Regierung in Paris zu fragen, in England contrahirte, und nicht minder das Raubsystem seiner Untergebenen. Ueberall stellte er seine Kreaturen als Prä-

fekten an, die dann geschwind das Departement aussaugten. Der Unfug wurde so arg, daß Gambetta am 30. November selber eine Depesche an den Präfekten der Ardennen abgehen lassen mußte, um das Niederschlagen der Dominialwälder zu untersagen. Ein hübsches Pendant zum Niederhauen der Wälder in Oesterreich.

Gerade in den kritischen Tagen, in welchen Gambetta sich selbst zur Loirearmee begab, um sie, nachdem Orleans zum zweitenmal von den Deutschen besetzt war, zwischen hier und Blois noch einmal zum Stehen zu bringen und durch neue Zuzüge verstärkt noch einmal den Sieg herauszufordern, brachte die Gazette de France eine Schilderung der Stimmung im südlichen Frankreich, namentlich der zahlreichen ländlichen Bevölkerung, woraus hervorgeht, daß trotz aller terroristischen Maßregeln Gambettas und trotz der Bravour einzelner vom Nationalstolz oder von republikanischer Begeisterung erfüllter Truppentheile der zahlreichste Bestandtheil der Loirearmee, nämlich die gewaltsam aus ihrer ländlichen Ruhe aufgeschreckten und zu den Fahnen getriebenen Moblots keine Schlachten gewinnen konnten. Jene Zeitung schrieb: „Seit langer Zeit habe ich keine so große Panik bei unserer ländlichen Bevölkerung gefunden, als bei der letzten Massenaushebung. Die Steuern, die für die Equipirung und den dreimonatlichen Sold der mobilisirten Nationalgarde gewaltsam eingetrieben wurden, haben unseren schlechten Humor in Zorn und unsere Bestürzung in Verzweiflung verwandelt. Unsere ‚bons villageois‘, obgleich nicht so schlau wie die der Herren Balzac und Victorien Sardou, sind nicht so naiv, wie es vielleicht der Wunsch des Herrn Gambetta für den Erfolg seiner republikanischen Predigten ist. Ihr Instinkt belehrt sie, daß die Massenaushebung der Familienväter sicherlich nur auf dem Papiere sich vollziehen würde, während die Abgaben mit ungeheurer Härte in Form eines noch viel lästigeren Anlehens eingetrieben werden. An dem Tag, an welchem unsere Mobilen eingekleidet seyn werden, werden wir kein Hemd mehr behalten, sagen die Bauern. Diese außer-

ordentliche Steuer, die wie eine Bombe in unsere miserablen Verhältnisse hineingeplatzt kommt, steht in keiner Proportion mit den Hülfsquellen unserer Communen. Der absolute Futtermangel zwingt uns, die Pferde und das Vieh für ein Drittel des gewöhnlichen Preises zu verkaufen, die Krankheit der Seidenwürmer nimmt täglich zu, das oïdium wird durch das phyloxera ersetzt, wie Louis Bonaparte durch Crémieux. Die gänzliche Abnahme unserer Lebensmittel, der Verfall unserer Landwirthschaft, alles dies hat uns an dem Tage ruinirt, wo Verblendung, Eitelkeit, Unbesonnenheit, Unvorsichtigkeit, Prahlerei und Albernheit sich verbanden, um Frankreich an Deutschland auszuliefern. Wir waren bereits sehr krank, der Krieg hat uns bankerot gemacht und die Republik begräbt das schöne Vaterland. Stellen Sie sich, lieber Freund, die Empfindungen vor, die jetzt in den bäuerlichen Gemeinden herrschen. Nicht vom Himmel, wohl aber von dem ehemaligen Palais des Herrn Pongeard-Dulimbert ist die offizielle Anz ige gefallen, welche einer Bevölkerung von 400 Seelen, unter denen 120 Arme, 40 Dürftige und 80 Nothleidende sind, 4550 Francs Contribution auferlegt, um 10 oder 12 Mobilgarden, die das Vaterland retten sollen, zu equipiren und zu bewaffnen."

Inzwischen rechnete Gambetta auf Zuzüge vom Süden und Westen her, welche die immerhin noch 120,000 Mann starke Loirearmee bis auf 200,000 bringen sollten, und von dieser Uebermacht hoffte er einen guten Gebrauch zu machen, indem er mit ihr den kleinern Theil der auf ihn anrückenden deutschen Heere, nämlich das Corps des Großherzogs von Mecklenburg auf dem rechten Ufer der Loire durch Chanzy erdrücken lassen wollte, während er dem auf dem linken Ufer heranziehenden Prinzen Friedrich Karl nur schwächere Truppen unter Bourbaki entgegenstellte. Jedenfalls hat er sich die Oberleitung vorbehalten, denn er verweilte bis zum 10. Dezember bei der Loirearmee. Im Grunde wiederholte er nur den Versuch, durch eine westliche Flankenstellung sich mit der West-

armee von Le Mans und aus dem Lager von Conlie in Verbindung zu setzen, um dadurch den Feind vor Tours aufzuhalten, wie es schon vor der ersten Besitznahme Orleans durch die Deutschen versucht, aber durch den Sieg des Großherzogs bei Dreux vereitelt worden war.

Der Großherzog wurde also am 7. Dezember bei Meung durch eine große Uebermacht angegriffen. Er hatte wie bisher nur die beiden bayrischen Corps, Mecklenburger, Hessen und Hanseaten bei sich, während Chanzy durch einen Theil der Westarmee mächtig verstärkt wurde und ihm weit überlegen war. „Der Glaube, daß man es nur mit Mobilgarden zu thun habe, bestätigte sich nicht. Der Feind entwickelte immer größere Massen, und zwar war es, wie man später erfuhr, ein auf dem Vormarsch begriffenes, noch ganz intaktes Armeecorps, das uns hier zum ersten Mal entgegentrat. Der Kampf zog sich rechts von der Chaussee. Die Unseren drangen anfangs trotz des bedeutenden feindlichen Feuers siegreich vor, sahen sich jedoch bald von einer großen Uebermacht umringt. Die Fahne der Neunziger schwebte mehr als ein Mal in Gefahr, wurde jedoch stets wieder herausgehauen. Beide Regimenter, die Hamburger so gut wie die Mecklenburger, leisteten Unglaubliches; sie wurden von der Artillerie wirksam unterstützt. Zwischen Meung und Langlocheres aufgepflanzt, stand diese ohne zu wanken und zu weichen. Bis auf 500 Schritt kamen die Franzosen heran, die Prozen wurden zerschossen, Pferde wurden getödtet und die Bedienungsmannschaft stark gelichtet, aber bis zum letzten Augenblick that sie ihre Schuldigkeit. Trotz aller Tapferkeit würde es wahrscheinlich schlimm ausgegangen seyn, wenn nicht die Bayern zur rechten Zeit in den Kampf eingegriffen hätten. ‚Wie bei einer Parade‘, sagte mir ein preußischer Ulanenrittmeister, ‚gingen sie vor‘.“ Es gelang am Abend, wenigstens das Feld zu behaupten und sogar 6 Geschütze zu erbeuten und 1500 Gefangene zu machen. Am folgenden Tage wurde der Angriff aber mit verdoppeltem Nach-

druck erneuert und wie sehr die Truppen des Großherzogs auch durch anhaltende Märsche seit 14 Tagen und durch Kämpfe ermüdet, auch von geringerer Zahl waren, hielten sie auch diesmal bei Beaugency den ganzen Tag den Angriff aus, warfen den Feind noch am Abend bei Marchenoir zurück und nahmen ihm 11 Kanonen und 3000 Gefangene ab.

Erst am 9. und 10. griff auf dem andern Ufer Prinz Friedrich Karl in den Kampf ein und verschaffte dadurch dem Großherzog Erleichterung. Unaufhaltsam drang der Prinz von Vierzon über La Ferte, St. Aubin und Montlivault vor, ließ das Schloß Chambord durch die Hessen stürmen und zwang Bourbaki zum Rückzug. Gleichzeitig kämpfte auch der Großherzog auf dem rechten Ufer siegreich fort und zwang auch Chanzy zum Rückzug. Am 10. Abends entwich Gambetta, Chanzy wandte sich westwärts, um sich mit der Westarmee zu vereinigen. Die Loirearmee hatte ihre starke Position abermals verloren. Sie ließ nach den viertägigen blutigen Gefechten nicht weniger als 6000 französische Verwundete ohne irgend eine ärztliche Hülfe zurück und überließ sie der großmüthigen Hülfe der deutschen Sieger. Ihr rechter Flügel unter Bourbaki floh in bedeutender Deroute gegen Bourges. Auf dem Bahnhof zu Vierzon drängten sich, wie das Journal von Limousin berichtet, 10,000 Fliehende in solchem Wirrwar zur Eisenbahn, daß neun Soldaten erdrückt wurden. Der linke Flügel der Loirearmee, von Chanzy befehligt, wandte sich von Blois westwärts, um sich in der Richtung von Le Mans mit der noch immer sich sammelnden Westarmee in Verbindung zu setzen. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl folgte nun auch, indem sie sich wieder von der des Großherzogs von Mecklenburg trennte, dem fliehenden Feinde in zwei Colonnen in Bourges und nach Tours. Der Großherzog heftete sich dagegen an die Fersen Chanzys und jagte ihn aus Vendome hinaus, am 16. Dezember und am 17. aus Epuisay, wobei er ihm wieder mehrere Kanonen und Gefangene abnahm.

Bei der Verfolgung kam folgender Fall vor: „Der ersten schweren (6pfündigen) Batterie — Garnison Oldenburg — vom Artillerie-Regiment Nr. 10 ist es gelungen, lediglich durch gut gezieltes Artilleriefeuer in einer Entfernung von 3500 Schritten eine der feindlichen Batterien kampfunfähig zu machen. Letztere war im Abrücken begriffen. Zwei Schüsse genügten, um die voranreitende Kavalleriebedeckung zu zersprengen. Ein dritter Schuß traf die Mittelpferde des ersten Geschützes, durch deren Sturz der Weitertransport sämmtlicher Geschütze so lange aufgehalten wurde, daß noch mehrere Schüsse auf dieselben abgegeben werden konnten, in Folge deren der Weitertransport der Batterie unmöglich wurde. Die Mannschaften flüchteten, so gut sie konnten. Der Rest wurde mit den Geschützen durch die als Avantgarde dienende erste Kompagnie des 10. Jäger-Bataillons gefangen genommen.“ Chanzy's Armee soll auf die Hälfte ihres frühern Bestandes herabgekommen seyn. General von Rheinbaben zersprengte mit seiner Reiterei 2000 Moblots, die von Le Mans kamen.

Der Timescorrespondent schrieb: „Auf unserm Wege nach Oucques trafen wir eine starke Colonne gefangener französischer Linientruppen, deren in Oucques, und zwar ohne jeglichen Kampf, etwa 1700 gefangen genommen worden waren. Alle Franzosen, mit denen ich hier noch gesprochen, stimmen dahin überein, daß diese Leute absichtlich hinter ihren abziehenden Kameraden zurückgeblieben seyen, um sich gefangen nehmen zu lassen, weil der Schmutz stets in ihre Schuhe komme, oder aus andern triftigen Gründen. Sie weigerten sich geradezu, in dem gegenwärtigen ungünstigen Wetter zu kämpfen; darauf erwiderten die patriotischen Bewohner von Oucques, sie wollten sich wenigstens nicht der Schmach aussetzen, diese Feiglinge in ihren Häusern gefangen nehmen zu lassen, und setzten dieselben vor die Thüre, wo sie blieben, bis die Deutschen ihnen die ersehnte Gefangenschaft brachten. Oucques sah bei

unserer Ankunft sehr traurig aus. Es war eben von den Franzosen geplündert worden."

General Chanzy kam nach Le Mans und hinter dieser Stadt erwartete ihn im Lager von Conlie die Westarmee, angeblich 50,000 Mann, „von denen jedoch nicht mehr als 20,000 bewaffnet sind. Muthmaßlich liegen in Brest mehrere tausend Büchsen, die aus England geschickt wurden, im Depot, da aber die Behörden dieselben nicht bezahlen können, bleiben sie eben dort liegen."

Unterdeß verfolgten die zwei Colonnen des Prinzen Friedrich Karl den Feind und kamen vor Tours, welches die Franzosen verlassen hatten. Nur ein Haufen Volks wollte Widerstand leisten, die Preußen warfen einige Granaten und die Stadt ergab sich. Die Preußen aber rückten nicht ein. Ebenso jagten sie den General Bourbaki aus Bourges hinaus, ohne jedoch in dieser Richtung weiter vorzugehen. Der Zweck war hier insofern erreicht, als von dieser Seite her kein französisches Entsatzheer Paris noch irgend bedrohen konnte. Weiter nach Süden durfte aber Friedrich Karl nicht gehen, weil er zugleich Chanzy und Bourbaki im Schach halten mußte. Auch hatte es keine Eile, eine Gefahr von Westen her abzuwenden, denn Chanzy's zerrüttete Armee war unfähig, mit der schlecht organisirten Westarmee vereinigt, etwa Paris entsetzen zu können. Dem Daily Telegraph wurde am 20. Dezember aus Le Mans geschrieben: „Die Stadt ist in einem Zustande der größten Verwirrung und ist von den Schaaren der Vertheidiger Frankreichs förmlich überfluthet. Es ist zum Erstaunen, wie unverbesserlich die französischen Behörden sind, wie gänzlich unfähig, einen Fehler herauszufinden, und wenn sie ihn entdeckt, Schritte zur Beseitigung zu thun. Wir haben hier in der Stadt eine Wiederholung derselben Kopflosigkeit, die bereits bei unzähligen Veranlassungen im Laufe dieses Krieges dem französischen Westen Verderben gebracht hat. Fortwährend treffen Regimenter ein, ohne

daß man Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. Sie finden weder Nahrung, um ihren Hunger zu stillen, noch Betten, um ihre erschöpften Glieder auszuruhen. Oft komme ich in der Nacht mit Soldaten in Berührung, die in Folge der Nachlässigkeit der Behörden ohne Quartier sind. Den Eindruck auf die Truppen kann man sich leicht denken, die man zu gezwungenen Nachtwandlern macht nach langen, anstrengenden Märschen, bei dem jetzigen bitterkal'en Wetter, und häufig mit der Zugabe eines leeren Magens. Vieles bei diesen Zuständen ist indeß unvermeidlich, da natürlich zuerst für die Verwundeten Sorge getragen werden muß und fast keine Stunde vergeht, ohne uns eine weitere Anzahl dieser unglücklichen Opfer des Krieges zu bringen. Mit der Eisenbahn allein sind in den letzten 24 Stunden gegen 3000 Verwundete eingetroffen, und zu jeder Stunde kann man Dutzende von ihnen auf Bauernwagen ankommen sehen. Die von früh bis spät die Stadt durchziehenden Abtheilungen der Loirearmee machen einen schmerzlichen Eindruck und erinnern beinahe an den traurigen Rückzug von Moskau. Das Aussehen der Mannschaften, die mir heute begegneten, war jämmerlich; ihre Waffen nutzlos durch den Rost. Viele ohne Stiefel, Manche ganz erschöpft, und die Kavallerie wo möglich in einer noch schlechteren Verfassung als die Infanterie. In vielen Fällen half der Reiter dem Pferde, und nicht das Pferd dem Reiter, vorwärts zu kommen, denn die elenden Thiere, kaum im Stande, zu gehen, mußten durch die Stadt geführt werden. Artillerie war nirgends zu sehen; zwar erblickte ich einige eigenthümliche Feldgeschütze, allein Bedienungsmannschaft war nicht vorhanden. Die einzige Truppe, die in einer erträglichen Verfassung zu seyn schien, war ein Regiment Gensdarmen, und Mannschaft und Pferde sahen gut aus."

Die Bayern unter v. d. Tann hatten die ungeheuersten Anstrengungen gemacht, durften daher nach Orleans umkehren und hier ausruhen. Die Stadt mußte 600,000 Franken Contribution

zahlen und als die letzten 10,000 davon noch fehlten, drohte v. d. Tann, wenn sie nicht heute noch gezahlt würden, 50 notable Männer als Geißeln fortzuführen. Da wurden sie bezahlt. — Auch Mecklenburger und Hanseaten, welche schwere Verluste erlitten hatten und von Strapazen erschöpft waren, wurden von einer andern Division abgelöst und durften ruhen.

Drittes Buch.

Das Bombardement von Paris.

Mittlerweile rückte die Katastrophe von Paris immer näher. Wir müssen uns jetzt nach dem königlichen Hauptquartier in Versailles umsehen, wo zugleich über das Schicksal Deutschlands und Frankreichs entschieden wurde.

Der greise Heldenkönig Wilhelm residirte nun schon vier Monate lang im Riesenpalast Ludwigs XIV., in der einen Hand das Schwert gegen Frankreich, in der andern das Scepter gegen Deutschland gerichtet. Hier wo einst jener französische König die Pläne ersonnen und die Befehle ertheilt hatte, welche das entsetzlichste Elend über die Pfalz, die Rhein- und Niederlande verhängten und uns das schöne Elsaß raubten, — hier, wo er die Dragonaden und die Vertreibung aller Reformirten aus Frankreich befahl, — hier, wo einst die drei Cottillons (die Pompadour, Maria Theresia und die russische Elisabeth) den berüchtigten Vertrag geschlossen hatten, der den Staat Friedrichs des Großen hatte vernichten sollen, hier gebot jetzt der Erbe jenes Staates, der deutsche, der protestantische König, um hier die preußische Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone zu vertauschen.

Der Punsch brachte ein sinniges Bild aus Versailles: „In einem von der kaiserlichen Krone überragten Sessel, in dessen

Rückenlehne der Adler des Empire gestickt ist, sitzt beim Scheine der nächtlichen Lampe König Wilhelm, vornübergebeugt und versunken in die Betrachtung des Planes von Paris. Im dunklen Hintergrunde des Gemaches erscheinen zwei Schattengestalten, Napoleon I. in düsterer Betrachtung mit verschränkten Armen vor sich hinstarrend und Ludwig XIV., der sich an den finstern Imperator, auf König Wilhelm deutend, mit der Frage wendet: „Ist das das Ende alles Ruhmes?"

Am 18. Oktober wurde von den deutschen Heeren bei Paris der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und der Geburtstag des Kronprinzen von Preußen zugleich gefeiert. Der Staatsanzeiger schrieb: „Unsere Oktoberfeuer leuchten jetzt vor Paris. Sie verkünden, daß eine geschichtliche Katastrophe hereingebrochen ist über das in tiefer Verblendung verharrende französische Volk, welches so oft an dem Frieden Europas gefrevelt und unserem Vaterlande so tiefe Wunden geschlagen hat. Der Jahrestag des großen Sieges vom 18. Oktober 1813, der den furchtbaren Kampf auf Leipzigs Ebenen beschloß, ist der Geburtstag Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen. Es ist ein bedeutungsvoller und ein hoffnungsreicher Tag auch für Deutschlands innere Geschicke. An den Tagen von Leipzig, die Blücher und York mit den blutigen Lorbeern von Möckern einweihten, da fehlte an Preußens Seite noch mancher deutsche Stamm. Dem Enkel König Friedrich Wilhelms III. ist es jetzt beschieden, in einem glorreichen Feldzuge diese Stämme vereint gegen denselben Feind zu führen. Mit dankerfülltem stolzen Herzen blickt unser Volk am heutigen Festtage auf zu dem Bilde Sr. Königlichen Hoheit. Die Segenswünsche des Landes eilen in die Ferne, dorthin, wo Er an der Seite Seines Königlichen Vaters das glorreiche deutsche Werk als einer der ersten und treuesten Führer vollbringen hilft. Gott füge dessen glückliche Vollendung!" — Die Feier in Versailles war sehr erhebend, mit einer Vertheilung eiserner Kreuze verbunden, glänzendem Diner, Musik, Lebehochs, Springen aller

Fontänen unter einem unermeßlichen Zulauf von Soldaten und Volk. Schließlich die Vereinigung aller Musikcorps zu einem großen Zapfenstreich. Am 23. Oktober dankte der König dem Kronprinzen für seine Heerführung und ernannte ihn zum Feldmarschall.

Zu den Lächerlichkeiten der schrecklichen Zeit gehörte, daß am 21. Oktober zehn Freimaurerlogen in Paris den König und den Kronprinzen von Preußeu vorluden, am 29. dieses Monats vor ihrem Gericht zu erscheinen, Rousseaustraße Nr. 35, um sich gegen die Anklage, durch die Ueberschreitung legitimer Vertheidigung den maurerischen Eid gebrochen zu haben, zu vertheidigen.

In demselben Monat wurden im Hauptquartier zu Versailles Vorbereitungen zur Schöpfung einer neuen deutschen Reichs- oder Bundesverfassung getroffen. Es handelte sich zunächst um den förmlichen Anschluß der vier süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund, welcher sich nach so großen gemeinschaftlichen Siegen als etwas ganz Natürliches ergab. Es ist hier in den Grenzen der Kriegsgeschichte nicht der Ort, näher auf diese innere Angelegenheit Deutschlands einzugehen; es sey daher nur bemerkt, daß sich je zwei Minister (des Auswärtigen und des Kriegs) der vier gedachten Staaten nach Versailles begaben und mit Graf Bismarck über die deutsche Verfassungsfrage unterhandelten. Auch der sächsische Minister von Friesen, der berühmte von Bennigsen und einige andere Vertrauensmänner aus dem preußischen Parlament wurden beigezogen. Wäre man früher einig geworden, was wegen Bedenklichkeiten Bayerns nicht möglich war, so würde es sich um baldige Einberufung eines nunmehr größer ausgedehnten deutschen Reichstags gehandelt haben und es war sogar schon davon die Rede, denselben in Versailles abzuhalten, da der König und Bismarck mitten im Kriege die Armee nicht wohl hätten verlassen können. Am 3. November fand sich auch der Großherzog von Baden in Versailles ein. Desgleichen Ledochowski, Erzbischof von Posen, in der wichtigen Angelegenheit des künftigen Verhältnisses

der katholischen Kirche Deutschlands zum Papste, dessen Stellung neuerdings auf doppelte Weise durch das Dogma der Infallibilität und durch die feindliche Occupation des Kirchenstaats erschüttert worden war.

Am 21. November feierte der König von Preußen zu Versailles den Geburtstag der Kronprinzessin. Der Timescorrespondent schrieb darüber: „Der Saal strahlte von reichen Uniformen. Doch was bedeuten Tressen, Farben, Metall und Band im Vergleich zu den Männern selbst, deren Namen ewig leben werden! Wer wird in hundert Jahren danach fragen, welche Insignien die Gäste des Königs trugen, der da Kaiser seyn kann, wenn er will, der die Glorien Karls des Großen wieder lebendig gemacht, indem er den patriotischen Träumen von Jahrhunderten die wachende Wirklichkeit der Einheit und Kraft gegeben und sein Volk in Waffen in zwei großen Kriegen zu Siegen geführt hat, vor denen die Erfolge der glänzendsten Heerführer verbleichen? Was kümmert's, in welcher Tracht der prinzliche Führer der Heerschaaren erschien, welcher Oesterreich bei Königsgrätz niederwarf, die Legionen des fallenden Kaisers bei Sedan einschloß und die tödtlichen Fallen rings um die Kapitale der Welt legte? Der große Kanzler mag der Nachwelt überliefert werden, wie er im Gothaer Almanach dargestellt ist, im einfachen bürgerlichen Kleid und der schwarzen Binde. Aber wer ihn in der Uniform des 7. Kürassierregiments, das er für alle Zeiten berühmt gemacht hat, daherschreiten sehen, wird meinen, der Krieger-Staatsmann, den das bewaffnete Deutschland in's Feld gebracht hat, um Schlachten zu gewinnen, in denen es eine Welt von Größe, Ruhm und Ehre geerntet, werde am besten in diesem Anzuge dargestellt, in dem er unter den stattlichsten Männern excelsis humeris in der Halle hervorragt. Bismarck! Moltke! Das sind Namen, bei und mit denen man schwören kann. Hirn im Rath, Hirn auf dem Felde. Und rings umher Tapferkeit, Tüchtigkeit, Klugheit, der erprobte Muth der Veteranenführer, die begeisterte Hingebung der

patriotischen Soldaten, die jetzt den Rhein an den Ufern der Seine bewachen."

Am 3. Dezember dankte der König in einem Armeebefehl sämmtlichen deutschen Truppen für ihren bisher bewiesenen Heldenmuth und forderte sie zur fernern treuen Ausdauer auf.

Um diese Zeit waren die jüngst in Versailles abgeschlossenen Verträge von den vier süddeutschen Regierungen ratificirt und vom norddeutschen Reichstag in Berlin gutgeheißen worden und hatte der König von Bayern unter Zustimmung aller übrigen Fürsten dem König von Preußen die Kaiserkrone und für den neu geschlossenen Bund den alten ehrwürdigen Namen des deutschen Reichs angetragen. Auch diesem Antrag hatte der norddeutsche Reichstag zugestimmt und eine Deputation von 30 Mitgliedern unter dem Präsidenten Simson nach Versailles gesendet. König Wilhelm empfing dieselbe am 18. Dezember und erklärte, daß er dem Ruf des deutschen Volks und seiner Fürsten Folge leisten werde. Ein nie gesehenes Schauspiel im Palast Ludwigs XIV., eines der vielen Wunder, welches die neuere Zeit hervorgebracht.

Wenige Tage nach dem festlichen Empfang der Reichstagsdeputation sah man zu Versailles ein minder erfreuliches Schauspiel. General Trochu hatte für den 21. Dezember einen neuen stärkern Ausfall seiner Truppen aus Paris vorbereitet, indem er wieder einen Entsatz, diesmal durch die Nordarmee wie früher durch die Loirearmee, erwartete, sich aber diesmal wieder täuschte und wieder von der Cernirungsarmee zurückgeschlagen wurde. In der Nacht vorher aber vom 20. auf den 21. sollte eine Verschwörung in Versailles ausbrechen, „Graf Bismarck ermordet, der König womöglich ermordet werden." So gingen wenigstens die Gerüchte um. Gewiß ist nur Folgendes: „Man soll deutscherseits schon seit einiger Zeit die Anwesenheit legitimationsloser Persönlichkeiten in Versailles bemerkt und der Mairie aufgegeben haben, für die Fortschaffung dieser nicht nach Versailles gehörigen Persönlichkeiten bis

zu einem bestimmten Termine Sorge tragen zu wollen. Für alle diejenigen Individuen der gedachten Art, welche man nachher noch in hiesiger Stadt fände, war derselben ein Strafgeld von 100 Franken pro Mann in Aussicht gestellt worden. Gleichzeitig mußte der Feldpolizeidirektor Dr. Stieber bestimmte Nachrichten über das Vorhandenseyn versteckter Schußwaffen erhalten haben, obwohl schon zu verschiedenen Malen die Auslieferung aller Waffen, unter Androhung strenger Strafen im Contraventionsfalle, von der Bürgerschaft verlangt worden war. Er ließ nun eine durchgreifende Haussuchung in Versailles vornehmen. Die preußische Garnison wurde am 21. Nachmittags zwei Uhr auf dem Place d'armes allarmirt, wo sie vom Kommandanten von Voigts-Rhetz und von Feldpolizeidirektor Geheimerrath Dr. Stieber die Ordre erhielten, die Straßen und Plätze der Stadt besetzt zu halten, jede Person nach ihrer Legitimation zu befragen und die Häuser der Stadt der Reihe nach, vom Keller bis zum obersten Stockwerk einer gründlichen Durchsuchung nach Waffen zu unterziehen. Mittlerweile wurden die Thore der Stadt geschlossen und die Artillerie protzte auf dem Place d'armes drei Geschütze ab, deren Mündungen nach den drei parallel laufenden Avenuen de Paris, St. Cloud und Sceaux gerichtet waren. Die Aufregung unter den Einwohnern war eine ungeheure, man sah in den Straßen heulende Weiber, die aus Angst nach ihren Gatten wehklagend verlangten. Während der Durchsuchung der Häuser waren die gewöhnlich um die Nachmittagsstunde belebten Avenuen wie ausgestorben. Der Erfolg der Haussuchung war ein überraschender, indem 160 Gewehre, außerdem Säbel, Pistolen, geladene Terzerole und neue Uniformen vorgefunden wurden. Bei einem Sattler allein entdeckte man 43 Gewehre, bei einem Pfaffen in der Rue royale fanden sich ganz neue Uniformen vor. Einen interessanten Fund machte man bei einer Person, die sich im Laufe des Verhörs als Emissär der französischen Regierung in Bordeaux entpuppte; man belegte bei demselben höchst

wichtige Papiere der provisorischen Regierung mit Beschlag. Der Vorsicht halber wird die hiesige Feldpolizei, welche durch eine Kompagnie Jäger verstärkt ist, die Haussuchung wiederholen. Der gestrige Tag hat auf die Bevölkerung von Versailles, die in den letzten Wochen oft die Nachsicht unserer Behörden mit Hohn aufgenommen hat, einen nachhaltigen Eindruck ausgeübt."

Die Einschließung von Paris hatte bereits ein Vierteljahr gedauert, es war also kein Wunder, daß in der Cernirungsarmee, wie auch in ganz Deutschland die lange zurückgehaltene Ungeduld sich doch endlich die Frage erlaubte, warum es denn so lange dauere? Warum man nicht frischweg das moderne Babylon bombardire? Indessen geschah es aus sehr triftigen Gründen nicht. Aus militärischen nicht, weil man sich ein neues großes Blutvergießen, zu dem das Bombardement und der nachfolgende Sturm auf die Riesenstadt führen mußte, ersparen konnte, wenn man wie vor Metz ruhig wartete, bis der Hunger die Stadt zur Uebergabe nöthigen würde. Auch bedurfte man zur wirksamen Beschießung der größten Festung der Welt ein ungeheueres Material von Geschützen und Geschossen des schwersten Kalibers, welches zum Theil erst angefertigt wurde und dessen Transport von Deutschland her sehr schwierig war und nur nach und nach erfolgen konnte. Die Zögerung hatte aber auch einen politischen Grund, wie man hie und da vermuthete. Wenn allerdings der deutsche Kriegsherr wie sein tapferes Heer im Siege großmüthig verfuhr und sich auch großmüthig gegen Paris beweisen wollte, so war das doch keine Sentimentalität und fand seine natürliche Grenze, wenn etwa die Pariser in ihrem Trotz es auf's Aeußerste wollten ankommen lassen.

Die Cernirungsarmee hatte allerdings unter dem nur selten unterbrochenen Feuer der Forts im Herbstregen und nachher bei harter Winterkälte einen schweren Dienst. Die Schlesische Zeitung brachte das Schreiben eines hochgestellten Reiteroffiziers, worin es hieß: „Wenn ich alle Momente der Gefahr zusammenrechne, die

meine exponirtesten Regimenter vor Metz, bei Sedan und auf unseren Streifereien durchlebten, was kommt heraus? Drei Stunden allerhöchstens. Und was ist das gegen die ungemessene Zeit der Gefahr, die manches halbvergessene Infanterie-Bataillon im Laufe der letzten dreizehn Wochen vor Paris erlebt hat. Während der neun Tage, die eines derselben nicht im Vorpostendienst stand, hat es einmal neun, ein andermal sechszehn Stunden in einem nassen Graben gelegen, den es wegen des heftigen Granatfeuers und um für einen unerwarteten Ausfall à portée zu seyn, nicht verlassen durfte. Dann kamen die drei Tage des Vorpostendienstes und während derselben einundzwanzig Stunden des heftigsten Granatfeuers. Die Leute wurden zum großen Theil in die Keller von N. geschickt, die Offiziere standen als Wächter auf den Barrikaden. Das Bataillon hatte wenig Verluste und, so viel ich weiß, hat es noch kein Kreuz erhalten. Aber seine bravsten Kerls, die gelacht hätten, wenn man ihnen gesagt hätte, der Mensch habe Nerven, zitterten zuletzt wie Espenlaub, wenn eine Thür kreischte, ein Stuhl gerückt wurde. Menschenkraft und Manneswille haben auch für den bravsten Mann ihre Grenze. Menschen bleiben wir alle . . ." Und in einer andern, aus der Feder eines Arztes stammenden Zuschrift heißt es: „Die Belagerung von Paris wird im Laufe der Jahre noch furchtbare Opfer kosten; was die Kugel nimmt, ist ja in allen Kriegen die geringste Zahl. . . . Unter den Gefangenen von Metz ist die Sterblichkeit dreimal so groß, wie unter denen von Sedan; die Leute vor Paris aber leiden wie die Franzosen in Metz. Unsere Corps bei Dijon und Orleans sind wahrhaftig zu beneiden." Die Anstrengungen der deutschen Truppen steigerten sich noch in der lang andauernden und heftigen Kälte des Winters. Doch war ihr Gesundheitszustand während der Kälte befriedigender, als er in der nassen Zeit gewesen war. Die Truppen blieben frisch und munter, voll Siegesfreude, unermüdlich im strengen Dienst und voll begieriger Erwartung, das stolze Babylon endlich zu überwäl-

tigen. Die Franzosen litten noch mehr, denn in Paris nahmen die Lebensmittel immer mehr ab und fehlte es an Heizmaterial. Die noch im offenen Felde stehenden französischen Truppen litten von der Kälte mehr als die Deutschen, weil sie schnell zusammengerafftes Volk, noch nicht abgehärtet, schlecht gekleidet und schlecht verproviantirt waren. Man hörte darüber die bittersten Klagen, aber Trochu in der Stadt und Gambetta in der Provinz wollten die Welt immer noch glauben machen, Alles stünde vortrefflich. Noch am 20. Dezember erklärte die Amtszeitung in Paris, die Regierung der Nationalvertheidigung werde die Invasion bekämpfen, bis dieselbe zurückgeschlagen oder ein ehrenvolles Abkommen getroffen sey. Die Regierung werde von diesem Programm nicht abweichen, auch wenn Paris allein den Widerstand fortsetzen müsse. Indessen traten die Anstrengungen der Provinzen trotz vielen Unglücksfällen täglich mehr hervor. Der Artikel schildert sodann die Lage der Provinzen, gesteht die Bedenklichkeit derselben zu, doch lege eben dieß die Verpflichtung auf, den Kampf fortzusetzen. Paris weist entschieden den Gedanken einer Capitulation zurück. Die Regierung hofft zu siegen.

Damals wurde von der Schweiz aus ein Aufruf an das deutsche Volk im Namen des französischen in deutscher Sprache verbreitet. Derselbe that sehr freundlich mit uns Deutschen und forderte uns zu Vertrauen und zu einem gemeinschaftlichen Kampfe für die Freiheit auf, was im wahren Interesse beider Nationen liege. Wir sollten daher den unsern beiderseitigen Interessen so nachtheiligen dynastischen Krieg so bald als möglich endigen. Sie wollten uns die Kosten ersetzen, auch durch die Schleifung von Straßburg und Metz uns beruhigen, nur sollten wir ihre Grenzen respektiren. Dieser Aufruf hing wohl mit der Demonstration Bebels und Liebknechts zusammen.

Die deutschen Heere in Frankreich ließen sich weder durch die Hartnäckigkeit der Vertheidigung von Paris, noch durch die wieder-

holten Erhebungen in den Provinzen, noch durch die Kälte des Winters irre machen, noch ihren frohen Muth beugen. Mit Recht schrieb die Schlesische Zeitung: Ein ausgedehnter Festungskrieg von überraschenden Erfolgen wird geführt; gleichzeitig sieht man die Belagerung einer Weltstadt, deren riesige Befestigungen für unüberwindlich gelten und aus welcher kolossale Streitkräfte vergebens um den Durchbruch kämpften; gleichzeitig unendlich großartige strategische Bewegungen unserer Operationsarmeen, welche über ein Drittel von Frankreich umspannen; anstrengende Märsche unter Unbill des Wetters und Entbehrungen aller Art; blutige Schlachten und zahlreiche Gefechte gegen einen Feind, der sich unablässig aus der Bevölkerung rekrutirt und diese selbst möglichst zum Widerstande aufreizt. Diese Aufgaben lösen unsere Armeen in dem jetzigen Abschnitte des Krieges, und beispiellos ist es, daß sie in weiter Ferne genährt und ausgestattet werden von der Heimath aus, daß zu Requisitionen nur in Ausnahmsfällen geschritten wird.

Am heil. Weihnachtsabend gewahrte man in allen deutschen Lagern und Quartieren um Paris her und in den Spitälern die mit Lichtern, Aepfeln und Nüssen besteckten Weihnachtsbäume. Bei Vaucresson, einem der exponirtesten Orte, hatten Abtheilungen des 5. Corps eine Riesentanne aufgeputzt und mit einer großen Anzahl Lichter versehen, deren Glanz die auf dem Mont Valérien postirten Batterien zu erneuter Kanonade ermunterte.

Nachdem der König in Versailles und das ganze Paris umlagernde deutsche Heer dieses Weihnachtsfest nach deutscher Sitte mit den lichtervollen Weihnachtsbäumen und Bescheerungen wie im tiefsten Frieden gefeiert hatte, ertheilte er endlich den langersehnten Befehl zum Bombardement von Paris. Er hatte lange genug die übermüthige Stadt geschont in der Hoffnung, sie werde endlich zur Vernunft kommen, das Unrecht erkennen, mit dem Frankreich den ganzen Krieg begonnen hatte, die Unmöglichkeit erkennen, den deutschen Waffen länger Stand zu halten, und begreifen, daß

fernerer Widerstand nur die Verluste und das Unglück der Stadt und des Landes vergrößern würde. Da aber alle Geduld nichts gefruchtet hatte, war sie selber und allein Schuld, daß jetzt endlich die Schrecken des Bombardements über sie kommen mußten. Die Zeit der Geduld war nach Moltke's Anordnung benutzt worden, um ungeheuere Mengen des schwersten Geschützes mit einem fast unerschöpflichen Vorrath von Munition vor Paris zu bringen und in zahlreichen Batterien aufzustellen.

Wegen Zerstörung des Eisenbahntunnels bei Nanteuil und der für schwere Lasten noch nicht geeigneten Umwegsbahn war der Transport der schweren Belagerungsgeschütze aufgehalten worden. Doch waren bis zum 20. Oktober deren schon 160 angekommen. „Vor Ende Oktobers trafen weitere 70 ein, so daß am 1. November 230 Geschütze, größtentheils von der neuesten, handlichsten und wirksamsten Qualität, in Villacoublay oder auf dem Wege dahin waren. Es war damals sehr interessant, die Sammlung der verschiedenen Arten Geschütze in Nanteuil zu sehen und nicht minder die sorgfältigst bereitete Munition, namentlich die länglichen und fast eleganten Bomben für die 200=Pfünder gezogenen Mörser, jede in einer eigenen Kiste wie eine Flasche kostbaren alten Weins in Heu verpackt. Wenn der Park von Villacoublay vollständig ist, so wird er an Geschützen und Munition enthalten: fünfzig 50=Pfünder Mörser, jeder mit 500 Schüssen; achtzig 6=Pfünder (Hinterlader) mit 750 Schüssen; hundert und zwanzig 24=Pfünder (Hinterlader) mit 750 Schüssen; zwanzig kurze 24=Pfünder (15 Centimeter=Geschütze) mit 1000 Schüssen; fünfzig alte 25=Pfünder (Vorderlader) mit 500 Schüssen, und sechs gezogene Mörser oder 21 Centimeter=Geschütze, nach der Versicherung der preußischen Artillerieoffiziere die mächtigsten Mörser, welche existiren."

In einem Artikel vom Rhein hieß es, bis zum 14. Januar sollen noch 40 weitere preußische Festungsartilleriecompagnien (zu 204 Mann) bei dem Belagerungsheer eintreffen, das dann min=

destens 25,000 Mann Festungsartillerie zählen wird. Gegen 1500 Geschütze verschiedenen Kalibers, Riesenmörser, die bei Straßburg die Probe bestanden, 96= und 48=Pfünder von den Küstenbatterien, 24= und selbst 12=Pfünder werden dann in Stellung gebracht seyn. Ein Vorrath von 750,000 Schußladungen ist theils schon vor Paris, theils auf dem Wege; jedenfalls aber wird die Beschießung nicht beginnen, ehe derselbe zur Hand ist. Sollte derselbe verschossen seyn, ehe die weiße Fahne auf den Wällen erscheint, dann erfordert es mindestens 5 starker Doppelzüge, um den Tagesbedarf an Schieß=ladungen beizuschaffen. Bei Straßburg, wo nur 200 Geschütze arbeiteten, konnten 32 Bahnwagen täglich knapp das Nöthige beifahren.

Nach einer Berechnung der Neuen Freien Presse war der Bestand der deutschen Truppen in Frankreich am Neujahr folgender: Es standen „um Paris“ 179,000 Inf., 20,000 Kav., 17,500 Art., 852 Gesch.

An der Loire 68,500 Inf., 15,000 Kav., 7500 Art., 372 Gesch.

Im Norden 35,000 Inf., 3700 Kav., 3500 Art., 180 Gesch.

Im Süden 37,000 Inf., 3600 Kav., 3000 Art., 150 Gesch.

Vor Belfort 9600 Inf., 500 Kav., 300 Art., 18 Gesch.

In ganz Frankreich 412,000 Inf., 47,800 Kav., 34,200 Art., 1680 Geschütze, wobei die Festungs=Artillerie und die technischen Truppen nicht in Anschlag gebracht sind.

Die großen Vorbereitungen zum Bombardement von Paris und der hartnäckige Trotz der Pariser ließen voraussehen, daß wirklich ein Feuermeer auf das moderne Babel fallen würde. Aus der bloßen Voraussetzung nun suchte der Deutschenhaß Kapital zu schlagen. Die irische Universität in Dublin, fanatisch katholisch, warf sich zu einer Art Schutzengel der Cultur, der Wissenschaften und Künste auf, indem sie im Voraus gegen das Bombardement von Paris durch die deutschen Barbaren protestirte, weil diese Welt=stadt so unersetzliche Denkmäler der Geschichte und Schätze der Lite=

ratur und Kunst enthielt, die dabei zerstört werden könnten. Dove in Göttingen wies den Protest im Namen der deutschen Wissenschaft zurück. Auch die Czechen in Prag legten einen ähnlichen Protest gegen die Deutschen nieder. Iren und Czechen!

Am 27. Dezember begann das erste Bombardement der Preußen auf das erste Fort von Paris, nämlich auf das Vorwerk des Hügels Mont Avron vor dem größern Fort Rosny, nördlich von der Marne bei Neuilly, gegenüber der Stellung der Sachsen. Von hier aus hatten die französischen Geschütze sowohl die Sachsen als die ihnen benachbarten Württemberger lange belästigt. Jetzt wurden sie zum Schweigen gebracht. Der furchtbaren Ueberlegenheit der deutschen Geschütze gelang es, binnen zwei Tagen den Feind von der Höhe von Avron zu vertreiben, so daß sie schon am 29. von den Sachsen besetzt werden konnte.

Im Dresdener Journal erschien der Bericht eines Sachsen: „Am zweiten Weihnachtstage hatte General Vinoy auf dem Plateau des Avron noch eine große Revue abgehalten, wobei die Rufe la paix! la paix! öfter als je früher vernommen wurden. Als dann aber am Morgen des 27. plötzlich jene harmlosen Schützengräben ihre ehernen Stimmen ertönen ließen und Granate über Granate in das gefüllte Barackenlager des Feindes einschlug, da strömte Alles in wilder Flucht heulend und schreiend auseinander und bis mitten in die Stadt hinein. Die bei dem Betreten des Avron von unseren Leuten gesehenen französischen Todten gaben in ihrer grauenhaften Verstümmelung einen Maßstab für die Wirkung der auf den Avron gerichteten Schüsse. Alles trug den Charakter überstürzter Flucht. So waren, wo die Pferde gestanden hatten, Ketten und Halfter, noch an den Bäumen hängend, zurückgeblieben." — In der Nummer des Pariser Journal Offiziel vom 28. Dezember erklärte General Trochu selber, daß sich ein panischer Schrecken nicht nur der Besatzung vom Berge Avron, sondern auch aller der Linientruppen und Mobilgarden bemächtigt habe, die in den nahe ge-

legenen Ortschaften kampirten. Vergebens habe er schließlich Nationalgarden aufgestellt, um die Feigen von der Flucht nach Paris abzuhalten; es seyen deren Linien durchbrochen worden und es so unmöglich geworden, die verlorene Position wieder zu besetzen.

Auch in der Stadt verbreitete die Einnahme des Mont Avron und die wilde Flucht seiner Besatzung um so mehr Bestürzung, als die Kälte gerade damals den höchsten Grad erreichte. General Vinoy verlangte, die Truppen sollten in die Stadt zurückgezogen werden, da sie vor den Thoren erfrören, Trochu aber gab es nicht zu, um nicht noch mehr Angst in der Stadt zu verbreiten. In den Straßen aber gab es Tumult. Während die Nationalgardisten, welche Sold bezogen, sich in den Kneipen betranken, hungerten und froren daheim ihre Weiber und Kinder. An mehreren Punkten der Stadt brachen nun Unruhen aus, man suchte Holz, wo man es fand, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen, man schlug die Bäume in den öffentlichen Gärten nieder, in den elyseeischen Feldern, im Tuileriengarten. Die Holzhändler geriethen in große Gefahr und es kostete Mühe, das Volk zu beruhigen. Man warf Trochu vor, daß er der Beschießung nicht durch einen starken Ausfall zuvorgekommen sey. Schon war die Rede davon, Vinoy solle ihn ersetzen. Das Alles am 28. Dezember unter dem ersten Eindruck des Bombardements.

Die Regierung hatte einen schweren Stand, da man ihr mißtraute. Die Einen glaubten, sie werde bald capituliren, und da der Temps, das Organ Ferrys, des Maire von Paris, es auf eine unvernünftige Weise ableugnete, mehrte sich noch das Mißtrauen. Der Temps schrieb: „Die Regierung ist für den Fall einer entscheidenden Niederlage zu dem Entschluß gekommen, entweder abzudanken oder sich in eines der Forts zurückzuziehen, entschlossen, sich nimmermehr der Demüthigung einer Capitulation zu unterziehen.“ Diese Mittheilung hat nicht allein im Publikum, sondern auch in der gesammten Presse große Erbitterung hervorgerufen, und eines

der Blätter sagt: „Ob die Regierung die Capitulation von Paris unterzeichnet oder nicht, sie muß die Verantwortlichkeit tragen, nicht allein als durch Selbstwahl gebildete Regierung der nationalen Vertheidigung, sondern auch weil sie uns in eine Lage gebracht hat, welche mit der allgemeinen Volksstimmung im Widerspruch steht. Die Regierung muß und soll auf ihrem Posten bleiben, und wenn wir sterben, muß diese Regierung mit uns sterben." Ein anderes Blatt geht der Regierung noch schärfer zu Leibe: „Würde die Regierung Paris in der Stunde der größten Gefahr verlassen, so wäre dieß ein Akt unvergleichlicher Feigheit, wahrhaften Verrathes. Auf eigene Faust nahmen sie die Zügel der Regierung an sich und nannten sich eine Regierung für die nationale Vertheidigung. Daß die Mitglieder der Regierung sich in Acht nehmen, alle ihre Bewegungen werden überwacht; das Volk wird ihnen nie gestatten, den Posten zu verlassen, den sie mit solcher Anmaßung usurpirt haben."

Trochu erließ am 30. eine Proklamation, welche die Lage kennzeichnet: „Es werden große Anstrengungen gemacht, um die Einigkeit und das gegenseitige Zutrauen zu brechen, welchem wir es verdanken, daß wir Paris nach einer Belagerung von 100 Tagen aufrecht und widerstandsfähig sehen. Der verzweifelte Feind hat den Deutschen Paris nicht zu Weihnachten liefern können, wie er es versprochen hatte. Er fügt das Bombardement zu den verschiedenen Einschüchterungsversuchen hinzu, durch welche er gesucht hat, die Vertheidigung zu entkräftigen. Man breitet vor der öffentlichen Meinung die Beschwerden des außerordentlichen Winters aus, und schließlich sagt man, die Regierung sey in sich getheilt. Die Armee hat in der That große Verluste erlitten. Sie bedarf der Ruhe, welche der Feind ihr durch das heftige Bombardement nicht zuläßt. Aber die Armee bereitet sich mit Beihülfe der Nationalgarde zur Action vor. Wir Alle werden unsere Pflicht thun. Ich erkläre, es besteht keine Meinungsverschiedenheit in der Regierung, welche eng verbunden ist in der Hoffnung auf Befreiung."

Inzwischen mußte sich Trochu doch gefallen lassen, daß man ihm eine Commission von vier Ministern und vier Generalen beiordnete.

Während das in Paris vorging, dauerte der Kampf vor den Thoren fort. Die Sachsen fanden in den verlassenen Werken von Avron viele französische Todte, die man unbestattet in der Eile des Abzugs zurückgelassen hatte, und erbeutete viele Gewehre und Munitionsvorräthe, während zertrümmerte Geschütze und Lafetten aller Art für die verheerenden Wirkungen des Feuers unserer Kanonen hinreichende Bürgschaft gewährten. Schon am selben Tage, dem 29., hatte man Gelegenheit, die Tragfähigkeit unserer Geschütze weiter zu erproben. Auf der Ostbahn kam ein Eisenbahnzug bis Noisy-le-Sec herangedampft, voran eine der neuen Panzer-Lokomotiven, die auch ihrerseits mit von der Parthie seyn wollte und neben den Forts ein ziemlich heftiges Feuer gegen uns eröffnete. Aber es währte nicht lange, und die gepanzerten Lokomotiven waren gänzlich zum Schweigen gebracht und der von ihr heranbugsirte Zug gewissermaßen zertrümmert.

Die regelmäßige Belagerung nahm ihren Verlauf. Schon am 29. Dezember wurde das Fort Rosny mit furchtbarer Wirkung beschossen. Für bombenfest gehaltene Casematten wurden von Kugeln durchbohrt. Vom 31. Dezember an wurden auch die Forts Nogent und Noisy beschossen, vom 5. Januar an auch die Südforts. Alle Batterien hatten telegraphische Verbindung mit Versailles. Diese Telegraphenstationen waren in bombenfesten Räumen eingerichtet. Als neuer Ausrüstungsgegenstand war diesen Bureaux eine bedeutende Quantität Baumwolle überwiesen, womit die Telegraphisten sich die Ohren bei dem Höllenkonzert verstopfen konnten.

Bei der Belagerung leitete der Artillerie-Commandant Prinz Krafft von Hohenlohe-Ingelfingen die Beschießung und General Kameke die Ingenieurangriffe. Die Oberleitung aber lag in den sichern Händen Moltkes. Man schrieb der Wiener Presse: „Wie

nicht zu bezweifeln ist, will unsere deutsche Artillerie vom ersten Augenblick ab wirksam auftreten und nicht anders operiren, als nachdem sie im Stande ist, die gesammte Aktion klar übersehen zu können. Nichts verachtet die Moltke'sche Kriegführung mehr, als die bloße Effekthascherei. In Schrecken setzen konnten wir den Feind längst, aber darauf kommts nicht an. Er soll mit dem Eintritt der Operation gewahren, daß er sich in einer Lage befindet, die ihn zur vollsten Resignation zwingt. Gegenüber der Granatenverschwendung Trochu's, die an's Fabelhafte gränzt, ist Moltke der Nothwendigkeit strengster Oekonomie sich bewußt, die so weit geht, daß selbst die Potsdamer Oberrechnungskammer ihre Freude daran haben muß. Rasche, wirksame Stöße, die den Erfolg außer Zweifel setzen, nichts weiter, das ist oberstes Prinzip, und damit sie möglich waren, ist auf der ganzen 16meiligen Linie mit einer Behutsamkeit bis in's kleinste Detail hinein vorgearbeitet worden, die, was sehr in's Gewicht fällt, der angreifenden Armee das Gefühl der Sicherheit, der Ueberlegenheit verleiht. Keine Ueberstürzung, keine Renommage, kein Haschen nach Effekt, kein einziger Schuß in's Blaue hinein, sondern nach reiflichster Ueberlegung den forcirtesten Angriff, der dem Gegner keine Wahl läßt."

Da es sich um die Belagerung der größten Festung der Welt handelte, hatten sich Offiziere von den mit Preußen befreundeten Mächten im deutschen Lager eingefunden, um dem großartigen Schauspiel anzuwohnen. Man schrieb: Es weilen 8—10 russische Offiziere verschiedener Grade, dann auch mehrere englische im Hauptquartiere, während österreichische, italienische und belgische daselbst nicht anwesend sind. Eigenthümliche Gäste waren aber 9 japanische Offiziere, zum Theil sehr hohen Ranges, die der Kaiser von Japan eigens nach dem preußischen Heere gesandt hatte, um dort militärische Studien zu machen, und die daselbst sehr gut aufgenommen worden sind.

Das Feuer der Belagerer wurde aus den Forts nur wenig

erwidert, jedoch lebhaft von den Stadtmauern von Paris aus. Innerhalb der Stadt flüchteten sich die Bewohner der bereits von Bomben getroffenen Stadttheile in die mehr entfernten und ließen sich in den Häusern nieder, welche schon vor der Belagerung von ihren reichen Eigenthümern waren verlassen worden. Man sah einige Brände in der Stadt, man hörte von Männern, Frauen und Kindern, die durch Granatensplitter getödtet oder verwundet worden seyen. Allein das Bombardement nahm nur allmälig zu und man erkannte deutlich, daß der Stadt die äußersten Schrecken des Feuers noch erspart blieben, offenbar um ihre Gebäude zu schonen, wenn es möglich wäre, daß Trochu und die Regierung noch zur rechten Zeit zu dem vernünftigen Entschluß einer Capitulation gebracht werden könnten. Erst wenn der französische Trotz durchaus nicht zu beugen wäre, sollte er gebrochen werden.

Paris trotzte aber immer noch. Nicht als ob nicht alle Vernünftigen eingesehen hätten, jeder längere Widerstand sey vergeblich und könne nur das Unglück der Stadt vergrößern, waren alle Gemäßigten und wohl auch Trochu selbst durch den doppelten Einfluß, den Gambetta und seine Organe einer= und die Clubs der rothen Republikaner andererseits auf die zaghafte Menge übten, eingeschüchtert. Das Siècle, ein Organ Gambettas, glaubte den Donner der deutschen Kanonen durch seine Posaunentöne übertäuben zu können. Es schrieb am 9. Januar: „Endlich! Der Würfel ist geworfen! Paris ergreift die Offensive, und eine scharfe Offensive. Mit den halben Ausfällen à la Bazaine ist es aus; die große Periode der entscheidenden Schlußaction beginnt. Man hat berathen und abgestimmt und unter der Pression des Volkes haben alle Chefs sich einig gefunden, und im Publikum hat Jedermann geschworen, einen Ruhmesantheil an dem Unternehmen zu erringen. Bewunderungswürdige Bevölkerung! Ha! wir haben nie an ihr gezweifelt, wir! Und wenn nun das Vaterland gerettet ist, so wird das Vaterland den Cultus der Tapferen, die gefallen, einrichten. Dies ist

der dritte Sieg, den die öffentliche Meinung feiert, wir sagen nicht, über Trochu's Plan, denn der ist beseitigt, sondern über jene Fraction der Regierung, die mit mehr oder weniger Ehrlichkeit vor den Schwierigkeiten eines Ausfalles zurückschrak, und deren Plan, wäre er befolgt worden, direkt zur Capitulation und Schande geführt hätte. Dieser Sieg ist der dritte, doch er kann noch nicht der letzte seyn. Die öffentliche Meinung fordert noch andere Genugthuungen gebieterisch." Und nun verlangte das Siècle, „daß die Offiziere des Generalstabes und selbst Generale, deren Namen man nennt und welche gesagt haben, jeder Widerstand sey unmöglich, nichts könne die Preußen hindern, einzurücken, und ihre Ankunft wäre in gewisser Beziehung sogar wünschenswerth, entfernt werden, denn mit solcher Stimmung ermuthigt man kein Volk und treibt man keine Bataillone zum Sturm." Sodann entwickelte das Organ Gambettas, daß es Zeit sey, „die Einführung des Civilelements in der Leitung der militärischen Operationen durchzusetzen und diese Revolution, die in der Provinz schon durchgesetzt sey, auch in Paris zu bewirken; in dem Momente, wo man die Nationalgarde, wie im Kriegsrathe am 30. Dezember beschlossen, zur Action heranziehe, hätten auch ihre Anführer ein Recht, im Kriegsrathe zu sitzen". Endlich verlangte die öffentliche Meinung, daß die Vollmachten Trochus gedämpft werden, „die Last, die er sich aufgeladen, sey zu schwer, und es werde nöthig, daß sie ihm etwas leichter gemacht werde". Das Siècle resumirt schließlich seine Forderungen so: „1) Herstellung der Disciplin in der Armee; 2) Einführung des Civilelements in der Leitung der militärischen Operationen; 3) Ernennung eines obersten Chefs für die Ausfallarmee."

Es war aber gar niemand da, der dieser Ordre gehorcht, den Oberbefehl in andere Hände als Trochu's gelegt hätte. Der ganze Schwindel hatte nur den Zweck, daß Gambetta in der Provinz sein System fortsetzen könne, auch wenn Paris gefallen seyn würde. Man klagte Trochu blos deshalb an, weil ihn Gambetta zum

Voraus zum Sündenbock ausersehen hatte, um den Fall von Paris ihm zur Last zu legen, wie er den von Metz dem Marschall Bazaine zur Last gelegt hatte. Wenn Paris fiel, so sollte Frankreich glauben, es sey wieder nur durch Verrath geschehen, die Tapferkeit und der Ruhm der Nation aber bleibe davon unangetastet.

In den Clubs von Paris wurde zwar unaufhörlich in der Manier des Siècle auf Trochu geschimpft, aber keine Revolution mehr gegen ihn gemacht. Die rothen Republikaner beschäftigten sich nur mit den unnützesten Reden. Anstatt sich zu einem Ausfall anzubieten, oder denselben kühn auf eigene Faust zu machen, blieben sie ruhig sitzen und heckten nur phantastische Pläne aus Der eine wollte das griechische Feuer wieder einführen, um die Deutschen zu verbrennen, der andere wollte eine neue, dreimal platzende Bombe erfinden. Einer verlangte, man solle die Reichen, die noch etwas zu essen hätten, plündern, überhaupt das Eigenthum aufheben und alles zu Gemeingut machen. Sogar mit Abschaffung des Goldes und Silbers glaubte man sich beschäftigen zu sollen, während der Feind vor den Thoren stand. Endlich erinnerte ein Redner, man müsse doch von dem Geschwätz zu Thaten übergehen, also den großen Ausfall machen und sofern Trochu zu feig oder zu sehr Verräther sey, um auszufallen, solle man ihn sammt der ganzen bisherigen Regierung absetzen und die höchste Gewalt in die Hände der Commune von Paris legen. Falls aber die Männer dazu nicht Muth genug hätten, würden es die Weiber thun. Ja, ja! schrien die im Saal anwesenden Weiber, wir alle ziehen voran. Allgemein schrie man vive la commune! und doch zogen keine Weiber aus, wurde die Regierung nicht gestürzt und ließ auch der Ausfall auf sich warten. Diese lächerliche Scene trug sich in dem am meisten besuchten Club Ferry zu.

In einem andern Club wollte Einer eine Legion des Schweigens errichten, welche mit Dolchen und Revolvern hinter den Truppen hergehen und jeden der flöhe, gleich tödten sollte. Ein Anderer

hielt es äußerst nothwendig, Polen herzustellen, während die deutschen Bomben in die Stadt schlugen. Doch wagte ein gewisser Morel zu sagen, daß Paris durch die Fehler der Regierung „in eine beinahe verzweifelte Lage gekommen sey; Gambetta's Fehler seyen zu bekannt, als daß sie hier noch verurtheilt zu werden brauchten; er habe Mazzini's und Garibaldi's Hülfe angenommen, doch die der Orleans abgelehnt und so das Heil der Republik dem Heile Frankreichs vorangestellt; er habe den von den Neutralen angebotenen Waffenstillstand abgelehnt und die Nationalversammlung verhindert, welche Frieden schließen oder zur Fortsetzung des Krieges alle lebensfähigen Kräfte des Landes aufrufen konnte; er habe dem Volke von Paris nie entschlossen die Wahrheit einzugestehen gewagt und Illusionen genährt, die zu Enttäuschungen führen mußten, ja in diesem Augenblicke selbst wage die Regierung nicht, mit der Sprache herauszurücken und in die Zukunft zu blicken, aus Furcht, die mit Täuschungen genährten nervösen Empfindlichkeiten zu verletzen. Wenn Friedrich Karl die muthigen, doch späten Anstrengungen Chanzys, Bourbakis vernichte, Paris falle . . . (Heftige Einsprache, Tumult, Rufe: Paris fällt nicht!) Wenn das Glück der Waffen uns fortwährend im Stiche läßt, was soll dann geschehen, was beschlossen werden? Denn endlich gehen unsere Lebensmittel mit jedem Tag mehr zu Ende und jede belagerte Stadt wird schließlich unfehlbar einmal eine eroberte Stadt. Nun, hat man Preußen gefragt, was denn seine Bedingungen sind? Nein, man hat es nicht ein einzigesmal gewagt, man wagt es immer noch nicht, aus Furcht, einem anonymen Mitgliede der Regierung zu mißfallen, das auszuschließen man den Muth haben sollte und das sich nennt: die Meinung von Paris! Im Jahre 1866 war Oesterreich auch besiegt und obwohl seine Lage ungleich weniger schlimm war als die Frankreichs, obgleich der Feind noch seine Hauptstadt nicht belagerte, fand sich doch ein muthiger Bürger, welcher den König von Preußen in Nikolsburg aufsuchte, um ihn zu fragen, unter welchen Bedingungen er

sich auf Unterhandlungen einlassen wolle ... Neuer Tumult, heftige Einreden, ein Bürger stürmt auf die Tribüne, um den Gefühlen der Entrüstung, die sein Herz bewegen, Luft zu machen, aber die Bänke werden leer und die Versammlung eilt unter lebhafter Aufregung zum Saale hinaus."

Im Club Reine Blanche wurde den Deutschen, trotz des Bombardements, noch eine erkünstelte Geringschätzung bezeugt und keck behauptet, mit so großen Streitmassen, als sie noch in Paris vorhanden seyen, müsse man die Deutschen schlagen. Nur Trochu und die Regierung seyen schuld, daß es nicht geschehe. „Wenn sie aber, rief Einer, fortfahren, uns von den Preußen bombardiren zu lassen, werden wir sie im Stadthause bombardiren!" Andere stritten, ob Trochu nur ein Schwachkopf oder ein Verräther sey. Sogar Edgar Quinet, der früher manches Gute schrieb und auch Deutschland kennt, ließ sich (wie der alte Guizot und sogar Bischof Dupanloup), durch den Racengeist verführen, unerachtet alles Unrecht auf Frankreichs Seite war, doch den Zorn gegen die Deutschen zu theilen. Er prahlte damals im Siècle: „Das Bombardement, was beweist es? Die Noth, in der sich unsere Feinde befinden, die Mißgeschicke zu vermeiden, die ihnen drohen. Sie können nichts mehr hoffen, denn unsere Massen wachsen hinter ihrem Rücken. Sie fühlen, daß die Zeit für uns arbeitet. Ihre Berechnung ergibt sich als falsch, sie hoffen nicht mehr, daß sie noch Zeit haben, uns Hungers sterben zu lassen. Ja, die Schale der Waage senkt sich auf unserer Seite. Denken Sie Sich die erste Niederlage bei dieser Entfernung vom Rheine inmitten unserer Schneemassen! ... Der Rächer wird sich überall finden, überall, überall!"

Er konnte wohl auf ein paar verwilderte Franctireurs als Rächer zählen, aber auf weiter nichts. Bei Chalons z. B. hatten einige solche Edle, von einem katholischen Pfarrer und Lehrer geführt, einige bayrische Marketender überfallen, beraubt und mit den Frauen Unfug getrieben. Der Pfarrer entwischte, der Lehrer

aber wurde noch nebst andern am 22. Januar kriegsrechtlich erschossen.

Das französische Volk wurde, da die Marseillaise sich schon durch zu vielen Gebrauch abgenutzt hatte, durch ein neues Kriegslied erhitzt, welches an ihre Stelle trat und überall gesungen wurde und welches sich hinlänglich durch den Refrain: Vive la guerre, piff, paff! charakterisirt.

Am 13. wagten die Anhänger der Pariser Commune wieder einen kleinen Aufstand, der aber bald unterdrückt wurde. Inzwischen schoben die Deutschen ihre Batterien immer näher an die Stadt heran und ihre ferntreffenden Geschosse beherrschten schon das ganze linke Seineufer. Der eiserne Ring zog sich immer enger um die Stadt zusammen. In der Nacht vom 12. zum 13. wurde ein kleiner Ausfall der Franzosen vom Mont Valérien aus zurückgewiesen.

Sehr unnützer Weise protestirte Trochu gegen das Bombardement, durch welches die Genfer Convention verletzt werde, als ob die Deutschen sich recht eigentlich die Lazarethe in Paris zur Zielscheibe gewählt hätten. Graf Moltke wies diese Insinuation zurück, die deutsche Artillerie könne nicht immer, besonders bei dem anhaltenden Nebel, ihr Ziel genau berechnen; wenn man wieder klarer sehe, werde soviel als möglich gegen Spitäler Schonung geübt werden. Eben so anmaßlich war ein Schreiben der noch in Paris weilenden Diplomaten der neutralen Mächte an Bismarck, worin sie von ihm freien Abzug aller ihrer respektiven Landsleute aus Paris verlangten. Er antwortete am 17., daß ihnen und ihrem Personal schon längst der freie Abzug gewährt worden sey, was aber ihre sehr zahlreichen Landsleute betreffe, so müssen sich diese bis zur Capitulation von Paris gedulden. „Daß die peinlichen und von uns lebhaft beklagten Vorfälle in einer Stadt wie Paris in größerem Maßstabe als in anderen Festungen mit einer Be-

lagerung verbunden seyn müssen, hätte von der Befestigung oder von hartnäckiger Vertheidigung derselben abhalten sollen. Aber keiner Nation kann gestattet werden, ihre Nachbarn mit Krieg zu überziehen und im Laufe desselben ihre Hauptfestung durch Bezugnahme auf die dort wohnenden unbewaffneten und neutralen Einwohner und auf die vorhandenen Hospitäler schützen zu wollen, in deren Mitte die bewaffneten Heere nach jedem Angriffe ihre Deckung suchen und sich zu neuen Angriffen rüsten können."

Unterdeß erlebte Versailles wieder höchst interessante, auf diesem Terrain höchst eigenthümlich und welthistorisch wichtige Ereignisse.

Am Neujahr hielt der König eine Anrede an die Offiziere, worin er dem Heere für seinen bisherigen Heldenmuth dankte und es zur treuen Ausdauer aufforderte. Beim Festmahl sprach der König: „Ich erhebe mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heere, das von Sieg zu Sieg gezogen. Mein Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die theils Führer diesem Heere gewesen sind, theils sich ihm angeschlossen hatten. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes: einen ehrenvollen Frieden." Der Großherzog von Baden antwortete ihm im Namen der deutschen Fürsten voll Wärme und Ehrerbietung. Dem „siegreichen König" wurden laute Hochs dargebracht. Auf die Adressen des Herrn- und Abgeordnetenhauses antwortete der König und dankte für deren Patriotismus, vergaß aber nicht hinzuzufügen, daß das große Ziel nur habe erreicht werden können im Entwicklungsgange der preußischen Monarchie, in welcher der nationale Gedanke schon frühe gelebt, in welcher nicht für preußischen Particularismus, sondern für das Gesammtwohl und die Ehre Deutschlands vorgearbeitet worden sey.

Die preußische Provinzialcorrespondenz schrieb: Wie wir auf die glorreichsten Jahre Friedrichs des Großen, wie wir auf die

Jahre 1813 und 1815 mit erhebenden Gefühlen zurückschauen, ebenso, ja freudiger noch wird die späte Nachwelt des Jahres 1870 gedenken, als des Jahres deutscher Wiedergeburt zu neuer, einiger Kraft, zu nie gekannter Macht und Größe. Am Schlusse dieses gewaltigen Jahres wird sich die ernste Betrachtung überall auf die schweren, aber glorreichen Kämpfe, zugleich auf die großen, bereits gewonnenen Ergebnisse und auf den endlichen vollen Siegespreis richten, den wir mit Gottes Hülfe zu erringen hoffen. Der Abschluß des deutschen Einigungswerkes, die feierliche Verkündigung des Kaiserreichs, sowie der demnächstige Abschluß des Kriegswerks werden weiteren Anlaß geben, den Verlauf und die Früchte des Jahres 1870 zu überschauen. Am bevorstehenden Neujahr aber gemahnt es uns, einen Rückblick nicht blos auf das letzte Jahr, sondern auf das jüngste Jahrzehnt zu werfen. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar werden es zehn Jahre, daß unserem König die Krone seiner Väter zufiel.

Am 18. Januar war der Tag, an welchem vor 170 Jahren sich der erste König von Preußen, zu Königsberg die Krone auf's Haupt gesetzt hat. An diesem Tage beschloß auch König Wilhelm sich zum deutschen Kaiser ausrufen zu lassen, ohne noch länger auf die Zustimmung der bayrischen Kammer zu warten. Es gab eine großartige Feier. Von der Zinne des Schlosses wehte die preußische Königsflagge. Der Spiegelsaal bot einen prachtvollen Anblick dar; am äußersten Ende war ein Altar erbaut, zu dessen beiden Seiten zwei Musikchöre und Detachements von Bayern und Preußen Platz genommen hatten. Rechts vom Altar stand das Offizierscorps, welches in der gegen 1800 Köpfe zählenden hohen Versammlung allein ein Contingent von 1400 Mann gestellt hatte; links hatten sich die mit dem eisernen Kreuz dekorirten Mannschaften postirt, welche in feldmäßigem Anzuge erschienen waren. Imposant nahmen sich die Fahnen der verschiedenen Regimenter des 5. Corps, bez. der 5. Kavalleriedivision aus, die im Hintergrund aufgestellt

waren, namentlich erregte die in der Schlacht von Weissenburg durchschossene Fahne des 7. Regiments großes Interesse. „Punkt 12 Uhr, als die Versailler Kirchenglocken noch nicht ausgeschlagen hatten, verließ der König die Präfektur und fuhr im einfachen Wagen an der Seite eines Generaladjutanten, unter dem Vorritt von einem Oberstallmeister und zwei Jockeys und umrauscht von dem Jubel fast aller Soldaten der Garnison von Versailles, die freiwillig beim Ausmünden der Avenue de Paris auf die große Place d'armes Spalier bildeten, ohne sonderlich parademäßig geschmückt zu seyn, dem nahen Residenzschlosse zu, empfangen von einem tausendstimmigen, immer wiederkehrenden Hoch und dem prächtigen ‚Fahnengruß‘ der Militärmusik. Einige Züge Ulanen, Dragoner und Husaren in allen bunten Farben eskortirten den königlichen Wagen. Während der König grüßend an der Front der salutirenden Ehrengarde unter den Klängen des ‚Heil dir im Siegeskranz‘ auf und ab ging, zog es mein Auge unwillkürlich zu dem broncenen Reiterstandbilde Ludwigs XIV. hin, dessen Stufen hoch hinauf von preußischen Soldaten umstanden waren, und zu der riesigen weißen Marmorstatue des Marschalls Turenne, des tapferen Feldherrn jener fluchwürdigen Eroberungskriege des vierzehnten Ludwig im Westen von Deutschland, die nach Schillers Wort: ‚Das ist der Fluch der bösen That, daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären!‘ — auch den heutigen schweren Krieg geboren haben. Und der broncene Ludwig und sein Feldherr Turenne und Finanzminister Colbert, sowie die übrigen Marmorbilder schauten so starr und traumhaft auf das deutsche Siegesgepränge nieder, als könnten sie das Alles gar nicht begreifen: dieses bunte, fröhliche, kriegerische, deutsche Leben zwischen diesen Ruhmesbildern Frankreichs und vor dem stolzesten und glänzendsten aller Königsschlösser, das an seinen beiden Flügeln in großen goldenen Buchstaben die hochmüthige Inschrift zeigt: ‚A toutes les gloires de la France!‘

Ja, der vierzehnte Ludwig mit dem stolzen Wort auf den Lippen und in allen Thaten: L'état c'est moi! sah aus, als grübelte er nach über das alte Wort jenes venetianischen Dogen, der nach Versailles befohlen war, dem großen Könige von Frankreich seine Huldigungen darzubringen, und der den Muth hatte, dem Könige, als dieser ihm die Wunder von Versailles gezeigt hatte und ihn fragte, was von Allem ihn am meisten in Erstaunen setze, zu antworten: ‚Sire, ich bin am meisten über das Wunder erstaunt, mich hier zu sehen!' Der broncene Ludwig durfte sich auch wohl wundern, sich in dieser Stunde hier zu sehen, in der Preußens König sich von dem glänzenden Residenzschlosse Ludwigs XIV. aus, auf dem soeben die schwarz-weiße Preußenfahne der großen rothseidenen, mit dem eisernen Kreuze geschmückten und vielen Königskronen und schwarzen Adlern besäeten Hohenzollern-Fahne Platz machte, zum mächtigen deutschen Kaiser proklamiren wollte! Ich aber mußte an das prophetische Wort des großen Churfürsten denken, das er vor 192 Jahren, als er in St. Germain jenen unglücklichen Frieden schließen mußte, der dem deutschen Lande so theure Glieder kostete, dem übermüthigen Eroberer Ludwig XIV. in demselben St. Germain (1679) in Schmerz und Gram zurief: ‚Aus unseren Gebeinen wird ein Rächer erstehen!' — denn dieser Rächer aus dem Hohenzollern-Geschlechte betrat soeben als Sieger das Götzenschloß des Gewalthabers, der seinem Ahnen einst so bitter wehe gethan hatte.

Ich stand auf der Estrade in einer breiten marmornen Säulennische und sah hinein in die von todtem Gold und Spiegelglas und Marmor und Gemälden und lebenden bunten Uniformen, Ordenssternen und Ordensbändern strotzende Galerie Ludwigs XIV. Sie ist 220 Fuß lang und 34 Fuß breit und nimmt die ganze Gartenfront des Mittelbaues ein. Achtzehn große Fensterbogen eröffnen einen reizvollen Blick auf die Wundergärten von Versailles. Jedem Fenster gegenüber ist ein gleichgroßer Spiegel im goldenen

Bogenrahmen angebracht, durch hellbraune, weißgeränderte Marmorpfeiler, überreich mit vergoldeten kriegerischen Emblemen geschmückt, getheilt. Die Deckengemälde von Lebrun zeigen uns den eitlen Ludwig XIV. immer wieder als Gott in Allonge-Perrücke und als Krieger und Sieger. Große Goldbuchstaben geben dazu die Erklärung: ‚Le Roi gouverne par lui-même‘ (1661). Während die Götter des Olymp den siegreichen Ludwig huldigend beglückwünschen, trauern geknechtet, demüthig ringsumher die Figuren von Deutschland, Spanien und Holland, und große Goldbuchstaben spotten prahlend: ‚L'ancien orgueil des puissances voisines de la France‘ (der alte Hochmuth der Nachbarmächte von Frankreich ist zu Schanden geworden). Und unter dieser prahlerischen französischen Eitelkeit steht ein bescheidener preußischer Altar mit zwei brennenden goldenen Kandelabern und davor ein preußischer Geistlicher in seinem schmucklosen, schwarzen Ornat. Ihm gegenüber haben der König, der Kronprinz, Prinz Karl und Adalbert von Preußen, die Großherzoge von Baden und Weimar, Prinz Otto von Bayern, des Königs Ludwig Bruder und Abgesandter, Prinz Wilhelm von Württemberg, der dereinstige Thronfolger, die thüringischen Fürsten, die Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin, Strelitz und Weimar, der Prinz Leopold von Hohenzollern, die vorgeschobene Ursache dieses Krieges, der einst vielgenannte Herzog Friedrich von Augustenburg in bayrischer Generalsuniform und sonstige fürstliche Gäste der beiden Hauptquartiere Platz genommen. Der Bundeskanzler stand in der Nähe des Königs. Rechts und links vom Altar, auf derselben Front des Saales, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der schmalen Ostseite des Festraumes. Es waren 5 Fahnen des Gardecorps und zwar eine des 1. Garderegiments und 4 von 4 Gardelandwehr-Regimentern, die letzteren begleitet von 12 Fahnen-Unteroffizieren der 12 Bataillone.

Ein militärisches ‚Helme ab zum Gebet!‘ und die Predigt des Hofpredigers Rogge aus Potsdam über den gerade auf diese Feier so passenden 21. Psalm folgte: ‚... Du überschüttest ihn mit gold'nem Segen, du setzest ihm die Krone auf, du setzest ihn zum Segen ewiglich, denn der König hofft auf den Herrn, sie gedachten dir Uebles zu thun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen. ...‘ Der Inhalt der Predigt liegt in diesen Worten. Der Geistliche wies nur noch darauf hin, wie Preußen heute vor 170 Jahren aus den kleinsten Anfängen sich zur Königsmacht aufgeschwungen und im Laufe der Jahre und Jahrhunderte immer stärker und blühender im Innern und nach Außen gewachsen sey bis zu dieser großen Stunde, die alle deutschen Stämme nach langer Zersplitterung wieder unter den Schirm und Schutz der deutschen Kaiserkrone, zum erstenmal auf dem Haupte eines Hohenzollern, sammle. Er wies auf das gotteslästerliche Wort Ludwigs XIV. hin, das dort oben in goldenen Buchstaben an der Decke des Saales funkle: ‚Der König regiert durch sich selbst!‘ — und wie dies Wort und die französische Hoffart so tief zu Schanden geworden. Im Gebet rief er den Segen des Himmels herab auf das neue deutsche Reich und den neuen deutschen Kaiser. Mit einem brausenden: ‚Nun danket Alle Gott!‘ schloß die kirchliche Feier. Der König erhob sich und schritt, gefolgt von allen Prinzen und Fürsten und dem Grafen Bismarck, durch die Galerie gerade auf die Estrade zu, wo die Fahnenträger und ich standen. Am Rande der Estrade stand der greise, fast 74jährige König, zu seiner Rechten der Kronprinz, links der Bundeskanzler; die Fürsten traten hinter den König. Mit bewegter Stimme sagte der König, wie ihm die deutsche Kaiserkrone von allen deutschen Fürsten und freien Reichsstädten und den Vertretern des norddeutschen Bundes angetragen worden sey und daß er sie annehme und in diesem Sinne heute eine Proklamation an das ganze deutsche Volk erlasse, die der Bundeskanzler jetzt verlesen werde. Den Wortlaut der königlichen

lichen Kaiserrede und der Proklamation hat der Telegraph bereits in alle Welt hinaus gemeldet. Nach dem Verlesen der Proklamation durch den Bundeskanzler trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: ‚Es lebe hoch König Wilhelm, der deutsche Kaiser!‘ Unter dem langen Jubelrufe der großen Versammlung ward manches Auge naß und dem greisen König-Kaiser stürzten die hellen Thränen aus den Augen. Man sah, wie die stattliche Gestalt erschüttert war vor Rührung. Der Kronprinz von Preußen huldigte dem Kaiser zuerst durch Handkuß — aber der Vater schloß ihn in die Arme und küßte ihn wieder und immer wieder unter glücklichen Thränen. Auch seinen Bruder Karl und seinen Vetter, Admiral Adalbert, seinen Schwager, den Großherzog von Weimar, seinen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden, schloß der König in die Arme; die älteren Fürsten brachten ihren huldigenden Glückwunsch durch Handschütteln, die jungen Prinzen durch Handkuß dar. Die ganze übrige Versammlung huldigte dem Kaiser durch Vortreten und tiefe Verbeugung, die der Kaiser durch freundliches Kopfneigen erwiderte. Graf Bismarck war einer der letzten, der so seinem Herrn huldigte. Eine Rangordnung bei dieser sehr ermüdenden langen Ceremonie fand nicht statt. Zum Schlusse gingen der Kaiser und der Kronprinz an den Fahnen vorbei und sprachen mit den Unteroffizieren. Eine alte, zerschossene Fahne von 1813, deren Schaft nothdürftig wieder zusammengebunden war, erregte besonderes Interesse.

Als der Kaiser das Königsschloß der Ludwige verließ, sank die Hohenzollern-Fahne nieder und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe. Und während der ganzen seltenen deutschen Kaiserfeier donnerten die deutschen Kanonen gegen Frankreichs Hauptstadt — hinein in den Jubel der Soldaten in Versailles. . . . Ja, es ist eine wunderbare Zeit!“

Wachenhusen schrieb: „Ich habe mir den historischen Akt tief und unvergeßlich in's Herz geschrieben, als ich nach Beendigung

der Feier im Schloßhofe stand, umgeben von all den steinernen Helden Frankreichs, deren gezückte Schwerter nicht lebendig wurden, da sie die preußische Königsflagge auf dem Schlosse von Versailles rauschen hörten, auf demselben Schlosse, in welchem doch toutes les gloires de la France verewigt sind; diese steinernen Helden, die mit ihren theatralischen Mienen anhören mußten, wie wir uns von der neuen Siegesnachricht erzählten, die unsere Truppen in den Vogesen gestern Abend zur Vorfeier des großen Tages dem Kaiser von Deutschland zu Füßen gelegt hatten! Und da saß der gußeiserne Ludwig auf seinem hohen Roß, mit seinem großen Federhut, Ludwig XIV., der die ganze Niederlage Frankreichs hier in Versailles mit ansehen muß, mit dem wir eigentlich noch den Krieg weiter führen, wie Raumer gesagt haben soll, und mit dem wir eben unsere Rechnung zu schließen im Begriff sind."

Die ganze Cernirungsarmee nahm freudig Theil. Auf der Südseite der Stadt war an einem ungefähr 50 Fuß hohen Tannenbaum eine große schwarz=weiß=rothe Flagge aufgezogen, Major von Perglas stand in der Mitte und hielt folgende Ansprache: „Soldaten! Württemberger, Preußen, Bayern! Heute ist der Tag, an welchem das deutsche Reich erstanden. Unser geliebter Feldherr ist Kaiser dieses Reiches; das, was das deutsche Volk schon lange ersehnt, ist durch die heißen und blutigen Kämpfe, und durch die Vereinigung der Verbündeten heute erfüllt. Hoch lebe das deutsche Reich! Hoch Wilhelm der Siegreiche! Hoch, hoch, hoch!" Die Kapellen zweier Regimenter begleiteten diese Rede mit der Nationalhymne und es folgte hierauf: Eine feste Burg ist unser Gott! — Die Flagge ist so aufgestellt, daß sie von der Stadt Paris, wie von den meisten Forts gesehen werden kann und wird einen eigenthümlichen Eindruck auf die Herren machen.

Am gleichen Tage erklärte König Wilhelm I. in einer Proklamation „an das deutsche Volk", daß er die deutsche Kaiserkrone

annehme, mit folgenden Worten: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reichs die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unsern Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben seyn werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit, das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtseyn der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volks, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an, in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt seyn wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Gränzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu seyn, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“

Deputationen aller Regimenter des deutschen Heeres huldigten dem neuen Kaiser zu Versailles an demselben Tage und zugleich ließ der Kaiser dem preußischen Landtage zu Berlin

die Proklamation mittheilen, die von beiden Häusern mit Jubel begrüßt wurde.

Von diesem Tage an traten die Namen Kaiser und Reich wieder in Kraft. Unter veränderten Umständen war das neue deutsche Erbreich doch wieder nach alter Weise durch Wahl der Reichsgenossen begründet worden, und das neue Kaisergeschlecht hatte zu seiner Wurzel sein Verdienst um das Reich. Man konnte die Aenderung der Dinge nicht schöner bezeichnen, als mit den Worten des Propheten Haggai: Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth, und Ich will Frieden geben an diesem Ort, spricht der Herr Zebaoth. *)

Die bayrische Kammer allein war mit ihrer Zustimmung zu Kaiser und Reich noch zurückgeblieben. Sehr mit Recht schrieb man von Berlin: Die Courtoisie, mit welcher der König die Stimmen aller Vertreter der Nation gewahrt hatte, mußte ihre Gränze an der Frage finden, ob nicht die Geduld des deutschen Volkes durch jenes lange Zögern Bayerns erschöpft werde. Man durfte sich namentlich nicht der Nothwendigkeit aussetzen, daß bei der etwaigen Ablehnung der Verträge in München durch Neuwahl und Erwartung einer weniger klerikalen Mehrheit die formelle Verkündigung des Kaiserreiches für Wochen und Monate hinausgeschoben werden könnte. Der Würde des Aktes hätte das wenig entsprochen. Jetzt

---

*) In Schwaben pflegt man in der Neujahrsnacht die Bibel aufzuschlagen und unbesehen mit dem rechten Daumen auf die erste beste Stelle zu drücken. Man nennt das „Loosen“ und thut es im eigenen oder im Namen einer andern Person. Aus dem so gefundenen Spruch aber sucht man eine Prophezeiung für den Betreffenden herauszufinden. In der Neujahrsnacht 1871 wurde in einer Familie in Stuttgart für den deutschen Kaiser geloost und die Loosung fiel auf jene schöne Stelle des Propheten, Kap. 2. V. 10. Es wurde dem neuen Kaiser bekannt gemacht, den es sehr erfreute.

werden die Herren in München, die noch heute den Schluß ihrer Debatte mit großer Mehrheit abgelehnt haben, mit einiger Ueberraschung erkennen, daß Deutschland ihnen zwar noch immer die Thür großmüthig offen hält, noch länger aber auf sie zu warten nicht gesonnen ist. —

Blicken wir nun wieder zurück auf das gleichzeitige Bombardement der Versailles so nahen Hauptstadt Paris, in welcher mit der Verzweiflung zugleich der Galgenhumor culminirte.

Zum Beweise, wie die Frivolität den Parisern zur andern Natur geworden ist, daß sie derselben auch unter den Schrecken des Krieges nicht entsagen können, möge folgende Notiz dienen, die noch kurz vor der Capitulation niedergeschrieben wurde: „Der Trocadero (gegenüber dem Marsfeld) ist jetzt des Abends der fashionable Sammelplatz für die Cocottes geworden. Dort sieht man die Linie der preußischen Batterien und das Aufblitzen der Kanonen, hört das Zischen der Bomben, und in affektirter Furcht schmiegen die Cocottes sich an ihre Beschützer an.“ — Ein gewisser Victor de Laprade, Mitglied der Akademie française, schrieb ein Gedicht à Guillaume, welches damals in der ganzen Stadt verbreitet wurde und worin er den neuen deutschen Kaiser einen Banditen nannte und eine Charlotte Corday herbeiwünschte, um ihn gleich dem Marat zu erdolchen.

Um so durch gleichen Stoß zu sühnen gleiche Schande,
Daß Demagog und Fürst umschlinge gleiche Bande! . . .
Und seh' ich Dich dereinst so unter'm Messer enden,
Klatsch', Christ ich und Poet, Beifall mit beiden Händen.

Ollivier, der geistig ganz herab gekommen zu seyn scheint, schrieb an den Kaiser Wilhelm, dieser selbst habe, indem er Napoleon III. beleidigte, den Krieg verschuldet und da er (Ollivier) an Gott glaube und Gott Frankreich beschütze, so werde Frankreich zuletzt doch triumphiren. Graf Bismarck antwortete ihm: „Der König

hat Ihren Brief nicht erhalten, aber ich glaube Ihnen antworten zu können, daß, da Sie an Gott glauben, Ihr ganzes Leben nicht hinreicht, ihn auf den Knieen um Verzeihung für das Unheil zu bitten, das Sie Ihrem Lande zugefügt haben."

Nur ein dichter Nebel hielt einigemal die Beschießung auf. Seit dem 5. Januar wurden zugleich die Forts auf der Nord- und auf der Ostseite von Paris beschossen, welche das Feuer nur schwach erwiderten, nachdem sie früher so ungeheuer viel Kugeln unnütz verschwendet hatten. Man las in den Daily News: Das Feuer der Forts hat beträchtlich abgenommen unter der regelmäßigen stetigen Wirkung der deutschen Sprenggeschosse. Immer wieder auf's Neue räumten die französischen Matrosen die Trümmer demontirter Geschütze ab, fuhren neue Reservestücke auf und trugen die verwundeten Kameraden in die schützenden Wölbungen der Kasematten, und immer wieder auf's Neue schlugen die Granaten ein und richteten Verwirrung an. Man hat bezüglich des französischen Feuers die Bemerkung gemacht, daß 400 Granaten in das offene Feld fielen, wo sie nicht den geringsten Schaden anrichteten. Bei den Batterien schlagen nur einige wenige ein. Zum Theil erklärt man sich diese Erscheinung durch die Schwierigkeit, aufwärts gegen eine unbestimmte Linie von Rauch und Erdaufwürfen am Gipfel eines Hügels Ziel zu nehmen, theilweise auch durch den Mangel an gründlich ausgebildeten Artilleristen in den französischen Werken. Außerdem waren die französischen Forts den deutschen Ingenieuroffizieren seit Monaten bekannt und wurden von ihnen mit Muse studirt, während die deutschen Batterien sich den Ingenieuren des Feindes als etwas Neues und Unbekanntes enthüllten. Als in der Nacht vom 4. auf 5. Jan. die maskirenden Bäume fielen, da stellte es sich heraus, daß die Batterien so placirt waren, daß sie den Forts so lästig als nur irgend möglich fallen konnten. Soviel steht überhaupt fest, die Ueberlegenheit des deutschen Feuers über das französische sowohl hinsichtlich der Genauigkeit als der mörderischen Wirkung ist er-

wiesen. Die französischen Geschosse brechen beim Krepiren in weniger Stücke als die deutschen, und es findet somit eine Verschwendung an Kraft statt. Dann auch arbeiten die Geschütze der Belagerten meist aus Schießscharten oder Einschnitten hervor, während die Deutschen hinter der Brustwehr gedeckt stehen, so daß nur oben die Mündung hervorragt. Schlägt eine Granate in eine Schießscharte ein, so ist das dort stehende Geschütz in den meisten Fällen zum Schweigen gebracht, während die Franzosen wenig Nutzen von ihrer Munitionsverschwendung haben, wofern es ihnen nicht gelingt, die Stahl- oder Broncemündung zu treffen, welches ihr einziges Zielobjekt ist.

Die sichern Geschosse der Deutschen steckten zuerst die Kasernen des Forts Montrouge, dann die des Forts Issy in Brand. In die Stadt selbst hinein zu schießen, wurde schon am 5. versucht und hatte so guten Erfolg, daß die Kugeln schon bis zur Avenue Breteuil, nahe am Hotel der Invaliden reichten. „Granaten schlugen bis in die Mitte des südlichen Stadttheiles von Paris, in den Garten des Luxembourg, ein, eine enorme Schußdistanz von über 9000 Schritt, mithin fast eine volle deutsche Meile, wie dies auch von der preußischen Artillerie hinsichtlich der neu construirten gezogenen Riesenmörser, welche sich schon vor Straßburg glänzend bewährt haben, garantirt worden war. Am 8., so wird aus Paris berichtet, fielen unaufhörlich Granaten auf die westlich vom Garten des Luxembourg gelegene Vorstadt St. Germain, das vornehme Stadtviertel, und in der Nacht zum 10. gegen 2000 Granaten meist in die dem Pantheon zunächst gelegene Straße, also östlich vom Luxembourger Garten, so daß daher dieser ganze Stadttheil fast in seiner vollen Breite unsicher gemacht wird. Die Granaten fallen fortdauernd in den Faubourg St. Germain. Ein Geschoß platzte in der Rue St. Jaques, als die Menge die dortige Kirche verließ."

Vom 11. Januar an wurde das Feuer aus noch mehr und

der Stadt näher geschobenen Batterien eröffnet. „Daß unsere Geschütze den feindlichen bei Weitem überlegen sind, zeigt sich sowohl an den kolossalen Zerstörungen, welche dieselben an den Forts schon angerichtet haben — die ursprünglich so glatten Brustwehren sehen bereits aus wie algerische Gebirgslandschaften, — als auch an der Guerre d'embuscade, welche die Herren Franzosen bereits auch in diesen Artilleriekampf einzuführen beginnen: sie ziehen ihre Geschütze nämlich aus den Scharten zurück und verhalten sich Stunden lang ganz ruhig; dann ziehen sie dieselben plötzlich wieder vor, geben mehrere kurze Salven und verschwinden eben so schnell, wie sie erschienen sind. Schlaf ist hier in der Nacht unmöglich, so lange sich die Nerven an das unaufhörliche Geknalle noch nicht gewöhnt haben; was aber unsere Offiziere und Mannschaften vom Festungs-Artillerieregiment in Ausübung ihres anstrengenden und gefahrvollen Berufs jetzt durchzumachen haben, ist schwer zu beschreiben. Solch eine 24stündige Arbeit in der Batterie, auf welche zwei bis drei Tage nomineller ‚Ruhe' folgen, ist das Non plus ultra der Leistungsfähigkeit selbst einer kräftigen Natur: der Knall des eigenen Geschützes, die genaue Beobachtung der Einschlagsstelle des Geschosses, der Donner, das Sausen und Zischen der von allen Seiten heranfliegenden Bomben und Granaten, die Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche bei jedem Unfall nöthig ist, die das Geschütz oder die Bedienungsmannschaft, oder beide betrifft, der Kampf gegen die Schrecknisse eines überwältigenden Feuers, wie gegen den Mark und Bein durchdringenden Frost, das alles bildet eine Häufung der Aufgaben für die moralische und physische Widerstandskraft, die sich als eine echt deutsche Kraftprobe bezeichnen läßt. Die täglichen Verluste an Verwundeten und Todten sind zwar nicht so bedeutend, sie summiren sich aber von Tag zu Tag."

Indem nun die schweren Kugeln der Deutschen bereits das ganze linke Seineufer trafen, täglich und nächtlich Feuersbrünste ausbrachen, nach und nach täglich eine Menge Häuser mehr oder

weniger zerstört und viele Bewohner jedes Alters und Geschlechts getödtet und verwundet wurden, vermehrte auch noch der steigende Hunger das Elend der Stadt. Zwar reichten die Vorräthe noch immer für die Wohlhabenden und für die Bewaffneten aus, aber die ärmeren Klassen entbehrten immer mehr gesunder und hinreichender Nahrung. Man nahm zu Surrogaten aller Art Zuflucht. Man tödtete wie früher schon alle Ratten, so jetzt auch alle Sperlinge. Man schrieb aus Paris: Die Zahl der Pferde, welche täglich in Paris geschlachtet werden, beträgt nur 650. Der Omnibus-Gesellschaft, die bisher 7—8000 Pferde hatte, hat man einstweilen 4000 für ihren Dienst gelassen. Von Privatleuten haben nur noch die Aerzte das Recht, Pferde zu besitzen. — Die beiden Elephanten des Jardin des Plantes wurden bekanntlich für 30,000 Franken verkauft; der Hippopotamus wurde zu 80,000 Franken ausgeboten. Bis zum 3. Januar hatte sich aber noch kein Käufer gefunden. Ein großer Theil der Restaurants hat jetzt geschlossen; sie haben nichts mehr zuzubereiten. Potel und Chabot et Chevet bieten noch Geflügel und Hasen aus, aber zu enormen Preisen.

Man begriff nicht, warum Trochu sich mit dem kleinen nächtlichen Ausfall vom 13. Januar begnügt hatte. Gambetta's Organe prahlten in den Provinzen, Paris zähle eine halbe Million Bewaffneter, die einen großen Ausfall machen, die Deutschen zurückschlagen und sich mit einer der großen Entsatzarmeen im Westen, Norden oder Osten vereinigen würde. Zu gleicher Zeit prahlten Gambetta's Organe in Paris selbst, die Hauptstadt werde in den nächsten Tagen erst durch Aurelles, dann durch Chanzy, dann durch Bourbaki, dann durch Faidherbe entsetzt werden und Trochu schien seinen großen Ausfall immer nur aus dem Grunde zu verzögern, weil er die nahe Ankunft des Entsatzheeres abwarten wollte, um mit desto sichererm Erfolge ausfallen zu können. Es kam aber kein Entsatz. Als nun am 18. Januar den Parisern ganz unerwartet die große Huldigungsfeier des neuen deutschen Kaisers

in Versailles erfolgte, geriethen sie in fieberhafte Wuth und Trochu konnte nicht länger dem ungestümen Geschrei nach einem großen Ausfall widerstehen. Die Regierung der nationalen Vertheidigung erließ bereits am folgenden Tage eine Proklamation ganz im Style Gambettas, um den Muth der Truppen und des Volks anzufeuern. Sie lautete: Bürger! Der Feind tödtet unsere Frauen und Kinder; er bombardirt uns Tag und Nacht; er bedeckt mit Bomben unsere Hospitäler. Der Ruf: Zu den Waffen! ist aus der Brust Aller hervorgegangen. Die unter uns, welche ihr Leben auf dem Schlachtfeld preis geben können, werden gegen den Feind marschiren; die, welche bleiben, eifersüchtig, sich dem Heroismus ihrer Brüder würdig zu zeigen, werden nöthigenfalls die härtesten Opfer als ein anderes Mittel nicht scheuen, sich dem Vaterland hinzugeben. Leiden und sterben, wenn es seyn muß; — aber siegen. Es lebe die Republik!

Neunzig Bataillone oder nahezu 100,000 Mann brachen am 19. Januar aus Paris hervor, Linientruppen, Mobilgarden und mobilisirte Nationalgarden, die Linie voran und zwar auf der ganzen Süd- und Südwestseite der Stadt, so daß sich das Schlachtfeld auf Sevres, Meudon, Garches, St. Cloud, Bougival, Malmaison, Vaucresson &c. erstreckte. Es wurde ein zweimeiliges Terrain nothwendig, um den Kampfplatz bestreiten zu können. Der mit diesen kolossalen Streitkräften unternommene Ausfall war gegen das 5. Corps gerichtet, von dem hauptsächlich die 9. Division stark engagirt war. Die Franzosen drangen mit vielem Elan vor und es schien wirklich, als seyen sie sich bewußt, auf diesen letzten und größten Ausfall komme Alles an. Man wollte sogar wissen, es seyen 150,000 Mann ausgezogen. Aber ihr Anstürmen scheiterte an der gewohnten Festigkeit der Deutschen und an der Zusammenhanglosigkeit der französischen Angriffskolonnen selbst. Unter General Vinoy nahmen sie zwar die Schanze von Montretout und behaupteten sie eine zeitlang, wurden aber nicht rechtzeitig durch Ducrot unterstützt, der mit der andern großen Angriffskolonne in

die Schlacht eingreifen sollte. Der Grund war nach der Kreuzzeitung folgender: General Ducrot, der den rechten Flügel, also den gegen Malmaison gerichteten Angriff kommandirte, hatte seiner Truppe den Befehl gegeben, um 7 Uhr früh auf dem Platze zu seyn. Die beiden Divisionen Berthaud und Surbielle erschienen aber erst um halb 1 Uhr und zwar, weil sie wegen der Barrikaden nicht hatten aus der Stadt gelangen können! Die Offiziere des Generalstabes hatten sich begnügt, den Truppen dieser beiden Divisionen die Straßen vorzuschreiben, durch welche sie bis zum Sammelplatz marschiren sollten, es aber nicht der Mühe werth gehalten, sich von der Gangbarkeit dieser Straßen zu überzeugen. Nun hatte die Barrikadenkommission, unter der sublimen Leitung des Herrn Rochefort, die Straßenzugänge nach jener Seite hin kunstgerecht barrikadirt, so daß die Truppen entweder einzeln durch enge Durchlässe kriechen, oder über die improvisirten Hindernisse hinwegklettern mußten. Ducrot soll auch so außer sich über diese nicht zu entschuldigende Verzögerung gewesen seyn, daß er im Park von Longboyau offenbar den Tod gesucht und sich den preußischen Kugeln entgegengestellt habe. Rochefort selbst wurde verwundet. Vinoy's Truppen, zu lange nicht unterstützt, hatten schon den Muth verloren.

Am Abend flüchtete Alles wieder hinter die Mauern der Hauptstadt zurück und diese letzte große Anstrengung der Pariser war wieder eine vergebliche. Man schrieb aus Versailles: „Die Verluste der Franzosen vom 19. sind so schrecklich, daß der französische General Noël selbst die Anzahl der Todten und Verwundeten auf 6000 Mann angibt. Noch gestern sah ich auf den Höhen von Garches und der Montretoutschanze die Leichname der Franzosen hoch aufgethürmt unbeerdigt daliegen. Offiziere, Pariser Bürger, ja Frauen kamen bis an unsere Vorposten, um die Leichen der mobilen Nationalgarden nach Paris hineinzuschaffen, während man sich um die todten und verwundeten Linientruppen wenig kümmert

und dieselben ruhig uns zurückläßt. Unsere Artillerie ist es vornehmlich gewesen, welche zum Erfolg des Tages beigetragen und den Sieg über die feindliche Artillerie wieder errungen hat; die französische Infanterie hat sich im Allgemeinen tapfer geschlagen. Den rechten Flügel kommandirte General Ducrot, den linken General Vinoy, während Trochu vom Observatorium aus die ganze Schlacht dirigirte. In diesem blutigen Kampfe verloren die Deutschen 39 Offiziere und 616 Mann. Der Verlust der Franzosen erwies sich schließlich höher, als er anfangs geschätzt worden war, bis auf 9000 Mann. Am folgenden Tage wurden in St. Cloud noch 10 französische Offiziere mit 330 Mann gefangen genommen, die zurückgeblieben waren und ganz naiv verlangten, in die Kapitulation von Paris eingeschlossen zu werden."

Eine solche war nun noch nicht erfolgt, konnte jedoch nach dem abermals mißlungenen Ausfall nicht lange mehr auf sich warten lassen. Schon unmittelbar nach dem Kampf ließ Trochu durch seinen Adjutanten Herison um einen zweitägigen Waffenstillstand bitten, um die Todten beerdigen zu können, und damals schon hieß es, er habe auch schon wegen der Kapitulationsbedingungen sondiren sollen.

Während des Kampfs waren die preußischen Truppen von Versailles vor Paris marschirt und die Einwohner von Versailles bildeten sich ein, sie würden nicht wiederkommen, sondern getödtet oder gefangen werden. Sie erschracken daher, als plötzlich von der andern Seite her Bayern einrückten. Der Schrecken wich aber bald dem Erstaunen über den bayrischen Durst. „Die bayrische Brigade, hieß es, hat uns alles Bier ausgetrunken; die Wirthe schlugen die Hände über dem Kopf zusammen."

Viertes Buch.

Niederlage der französischen West- und Nordarmee.

Die Niederlagen der Loirearmee hatten die Flucht der Delegation von Tours nach Bordeaux zur Folge. Dieselbe zog ab mit allen ihren Bureaus, Kassen, mit dem diplomatischen Corps und mit ihren Zeitungen und Pressen. Aber wer etwas zu verlieren hatte, flüchtete mit. Zahlreiche Familien aus der Touraine suchten sich in lächerlichem Schrecken vor den Deutschen, als wären es Menschenfresser, nach dem Süden zu retten. Am übelsten waren die überaus zahlreichen Verwundeten dran, die im harten Winter nach dem Süden transportirt wurden, weil die Lazarethe in Tours keinen Platz mehr für sie hatten. Man schrieb aus Bordeaux: „Es ist ein schrecklicher Anblick, diese mit den Opfern des Krieges angefüllten Bahnzüge hier eintreffen zu sehen. Zu 600 oder 800 schleppen sie sich aus den Waggons, die Einen bleich vor Fieber, die Anderen den Arm in der Binde, das Bein mit Bandagen umwickelt oder den Kopf verbunden." Man rechnete, daß von den Schlachten an der Loire nicht weniger als 12,000 verwundete Franzosen fortgeschafft wurden; 600 kamen in Bayonne an und andere füllten das schöne Schloß der Kaiserin Eugenie in Biarritz, noch andere brachte man nach Pau.

Ihnen entgegen kamen immer noch neue Colonnen von frisch

zusammen getriebenen Moblots, denn Gambetta fuhr unablässig fort, das friedliche Landvolk aus seiner Ruhe aufzuhetzen und durch seine republikanische Gensdarmerie wie Schafe zur Schlachtbank schleppen zu lassen. Man las rührende Schilderungen von thränenreichen Abschieden der Eltern und Angehörigen auf allen Bahnhöfen. Ein Engländer, welcher fast zwanzig Jahre in Bordeaux etablirt ist, schrieb damals: „Die Engländer sind gewiß das Volk, welches sich am leichtesten betrügen läßt — wir haben hier laut aufgelacht, als wir zuerst in den großen Londoner Blättern die Schilderungen der rauhen Römertugend des neuen republikanischen Frankreichs lasen, und Paris-Karthago ist fast noch irriger und fabelhafter. Wißt Ihr, was die neuen republikanischen Heere wie Heerden von Schlachtvieh zusammentreibt? Wißt Ihr, was Paris vertheidigt? Furcht, heißt die blasse Canaille! Furcht vor Gambetta, Furcht vor den Rothen, die nach ihm kommen, Furcht vor dem Pöbel, Furcht vor dem Nachbar, der Dich dem Pöbel denuncirt! Ich weiß, daß mir das zu Hause Niemand glauben wird; es ist aber darum doch wahr, daß hier das Unglaubliche geschieht, lediglich, weil sich immer Einer vor dem Anderen fürchtet. Es ist ein harter Bann, aber ein Bann, den das erste laute Wort bricht, und dieses Wort kann in der nächsten Minute gesprochen werden."

In der That hatte Gambetta den Bogen überspannt und die Hoffnungen, die er noch in Tours gehegt, fingen in Bordeaux an, tief zu sinken. Die Stadt Bordeaux, der Gambetta's Blätter immer vorgelogen hatten, die Deutschen seyen geschlagen und auf dem Rückwege, war auf die vielen Flüchtlinge, die jetzt ankamen, nicht gefaßt gewesen. Sogar die fremden Diplomaten konnten in der ersten Zeit kein Unterkommen finden. „Für Minister- und Gesandtenhotels werden ganz fabelhafte Preise gefordert. Ein Privatmann bot sein Haus für 28,000 Francs monatlich an. Als Lord Lyons, der englische Botschafter, noch spät Abends eintraf, konnte er kein Zimmer mehr im Hotel de Paris finden; er mußte sich

bequemen, in einem der Säle des Hotels auf einer improvisirten eisernen Bettstelle die Nacht zuzubringen. Ritter Nigra, der italienische Gesandte, schlief in einem Lehnstuhl. Metternich lief umher, um eine Wohnung zu suchen, und Djemil-Pascha klopfte lange vergebens an, ohne daß ihm aufgethan wurde. Heute richtet man sich so gut es geht ein, doch ist noch kein Bureau gebildet, weil überall die passenden Tische fehlen. Von den Ministern ist Gambetta allein nicht mitgekommen; er scheint seine flüchtigen Collegen necken zu wollen, indem er ihnen Bulletins über Bulletins schickt, welche die feste Haltung des Generals Chanzy in den Himmel heben. Die Uebersiedelung der Regierung ist von einem kleinen ominösen Unglück begleitet gewesen. Die Municipalität hatte kürzlich eine Anzahl werthvoller Bilder nach einem Saal in der Mairie schaffen lassen, wo man sie besser als in dem Museum gegen Feuer gesichert glaubte; aber in der Nacht am 9. Dezember kam durch Schornsteinbrand dort Feuer aus und nur ein Theil der Bilder konnte gerettet werden; mehrere schöne Gemälde von Eugen Delacroix, Horace Vernet, Dreux 2c. wurden von den Flammen vernichtet."

Der Rückzug von Tours, schrieb man aus Bordeaux, wird überall an der Loire als ein Unglück betrachtet, die Panik steigt; Bordeaux ist der Zufluchtsort für ganz Westfrankreich geworden; die Verwaltung des Landes ist in einer unsäglichen Verwirrung, der Präfekt von Bordeaux erließ am 15. Dezember eine Proklamation, worin er „gegen einige Geriebene" donnert, welche „die Verwirrung der Herzen" benutzen, „um sie zu feigem Kleinmuthe zu treiben"; die Bewohner der edlen Gironde sollen sich beruhigen: „Die Regierung der Republik hat seit drei Monaten Wunder verrichtet, die nur die Republik thun konnte." Der Berichterstatter des Journal de Genève, dem wir diese Einzelheiten entnehmen, fügt hinzu, diese Proklamation solle offenbar eine Verwarnung gegen die „Politiker" seyn, „die in den Versammlungen des Grandtheatre die These der constituirenden Versammlung und

des Abschlusses des Friedens befürworten." — Dieser Präfekt, gänzlich Gambetta's Werkzeug, terrorisirte die Stadt und hinderte jede Friedensdemonstration. Viele Abgeordnete des vormaligen gesetzgebenden Körpers eilten nach Bordeaux, um im Verein mit Thiers, Grevy und Girardin für die endliche Einberufung einer Constituante zu wirken, aber Gambetta litt es nicht, wollte seine Dictatur behaupten und schwur immer noch, Frankreich sey unbesiegbar.

Eine Flugschrift la vraie situation, die im Dezember erschien, erklärte sich eifrig für die Berufung einer Nationalvertretung und schlug vor, sofern Deputirtenwahlen mitten im Kriege schwierig vorzunehmen seyen, solle man die Generalräthe einberufen und dieselben als eine Nationalversammlung legitimiren. Kaum aber war dieser Vorschlag gemacht, als die Delegation in Bordeaux augenblicklich sämmtliche Generalräthe und Arrondissementsräthe in Frankreich entließ und durch Departementalcommissionen ersetzte. Denn die dermaligen Regenten fürchteten, die Generalräthe würden, wenn sie zusammenträten, eine neue Regierung einsetzen und die monarchische Form der republikanischen vorziehen. Sie aber wollten sich nicht so bei Seite setzen lassen und wandten vor, die Generalräthe müßten abgesetzt werden, weil sie noch unter dem Kaiserreich erwählt worden seyen.

Ohne Zweifel hat Gambetta in der fortgesetzten Vertheidigung der Republik seinen höchsten Ruhm gesucht, und wenn auch diesmal die Republik nicht haltbar seyn sollte, doch für eine künftige Republik vorgearbeitet. „Gambetta, ließ sich damals eine Stimme vernehmen, Gambetta und die Seinen wünschen, der Republik den Kredit zu verschaffen, daß sie bis auf's äußerste gekämpft und erst nachgegeben habe, nachdem sie aus ihrer letzten Feste vertrieben und in's Meer hinausgestoßen worden sey. Sie sind überzeugt, daß die Regierung, welche gebildet wird, um Frieden zu schließen, die Ausführung dieser erniedrigenden und unpopulären Aufgabe nicht lange überleben wird. Und dann — so raisonniren sie — wenn dann

das Land vom Feinde gesäubert ist, wer anders sollte da an's Staatsruder berufen werden, als die Männer, welche lieber bis auf's äußerste kämpften, als eine Festung oder einen Fuß breit Landes aufzugeben? So rechnen diese Herren, deshalb führen sie den Krieg fort und ignoriren in ihren Proklamationen und Rundschreiben jede Möglichkeit, Frieden zu schließen. Gleichzeitig mit ihrem Ringen gegen den Feind machen sie dann Propaganda für ihre republikanischen Grundsätze, und gleichviel, wie bonapartistisch oder orleanistisch eine Stadt oder ein Bezirk seyn mag, es werden alle möglichen Mittel angewandt, um wenigstens den Schein zu wahren, daß die Regierung überall, wo sie nur hinkomme, bei der Mehrheit des Volkes mit ihren Grundsätzen und ihren Ideen Anklang finde."

Daraus erklärt sich auch, warum Gambetta in Lyon immer noch die rothe Fahne wehen ließ und sie nicht wegzureißen befahl, obgleich man es nach der grauenhaften Ermordung Arnauds dringend von ihm forderte. Er wollte die zahlreichen Anhänger der rothen Republik im Ausland schonen und auf seiner Seite behalten. Die „France" machte ihm darüber die bittersten Vorwürfe. „Sie beschwört den Dictator, endlich dem Unfuge zu steuern und in Lyon Ordnung zu stiften; allein bis jetzt paßt es ihm besser in den Kram, diese Fahne als Honig für die europäischen rothen Schmeißfliegen zu schonen, und wenn er dem allgemeinen Unwillen demnächst nachgibt, so wird er nicht verfehlen, dem Vater Garibaldi und seinen Jüngern sein Bedauern über die Bornirtheit der Franzosen auszusprechen. Uebrigens setzt der Dictator jetzt eine neue Adressenfluth in Bewegung. Bordeaux geht dabei voran; Stichwort ist der Satz: ‚Frankreich kann nicht anders als durch die Republik gerettet werden, durch sehr beträchtliche Opfer und durch außerordentliche Mittel, welche die Bürger auf den Altar des Vaterlandes zu legen haben; Frankreich hat unermeßliche Hülfsquellen, es ist Pflicht der Regierung, dieselben flüssig zu machen.' Der

Dictator braucht Geld, die Gemeinderäthe müssen ihn jetzt darum in hochtönenden Adressen bitten, es zu nehmen."

Die Auflösung der Generalräthe fand in mehreren Departements (Maine und Loire) einen lebhaften Widerspruch. Auch Thiers gerieth mit Gambetta in Streit. Indessen behauptete der Dictator seine usurpirte Gewalt, verkündete trotz aller Niederlagen immerfort Siege. Im Dezember ließ Gambetta in vielen tausenden von Exemplaren eine Depesche aus Paris unter dem Volk verbreiten, worin die Vertreibung der Deutschen vor Paris folgendermaßen verkündet wurde: „160,000 Preußen getödtet oder verwundet, 6000 Mann in der Marne ertrunken, 270 Kanonen genommen, 180 vernagelt, 67,000 Gefangene. Bourbaki getödtet. Bismarck verwundet und mit seinem Generalstabe zu Gefangenen gemacht. Ganze preußische Armee auf dem Rückzuge gegen Osten. Wilhelm in Metz. Vinoy und Ducrot verfolgen die fliehende preußische Armee und machen viele Gefangene. Trochu marschirt auf die Normandie zu, seine Vorposten sind in Mantes, Briant steht mit 70,000 Mann zwischen Havre und Rouen." Im Beginn des neuen Jahres verkündeten französische Zeitungen, die bayrische Kammer habe durchgesetzt, daß alle Bayern aus Frankreich zurückberufen würden, die Preußen seyen dadurch außerordentlich geschwächt worden und Frankreich müsse siegen, da die Deutschen unter sich selbst so uneins seyen. In gleicher Weise wurde die Opposition Liebknechts und Bebels in Berlin von der französischen Presse ausgebeutet.

Man rechnete, die Loirearmee habe in ihren sechstägigen Kämpfen fast 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Nichts destoweniger verkündete Gambetta auch diesmal, er habe gesiegt. Kaum war der angebliche Sieg der Loirearmee am 9. November über v. d. Tann erfochten, so war in den Lyoner Zeitungen zu lesen: „Jetzt, — nach dem so glänzenden Siege bei Orleans über das bayrische 1. Armeecorps, kann der Frieden nur noch in Berlin diktirt, und selbst Gambetta müßte abgesetzt werden,

wenn er nun nicht das linke Rheinufer verlangte." — Dagegen klagte der François auf's schmerzlichste über Gambetta's Lügensystem. Das Kaiserthum habe gelogen und die Wahrheit verschwiegen, die Republik mache es noch ärger. Wenn es wahr sey, daß die Hofgenerale Frankreich in's Verderben gestürzt hätten, so sey das doch kein Grund für die Strategen „der Clubs und Kneipen" ihnen nachzuahmen und es noch ärger zu machen.

Das erste Dekret, welches das Kriegsministerium aus Bordeaux erließ, als die von Tours geflüchtete Regierung dort ankam, lautete: In Zukunft wird jede der Armeen der Republik mit einem Gensdarmerie-Regiment zu Pferde versehen werden, welches unter dem ausschließlichen Commando seines Obersten stehen wird. Dieser Oberst correspondirt direkt mit dem Minister, von welchem er abhängig ist. Ein Kriegsgericht in Permanenz wird im Rücken einer jeden Armee errichtet und von dem Obersten des Gensdarmerie-Regiments befehligt. — Das bedeutete so viel, als die Guillotine hinter der Armee herführen, um die Generale zu köpfen, wenn sie nicht siegten, wie in der ersten Revolution. Zugleich wurde eine Kommission niedergesetzt, um die Uebergabe von Straßburg und Metz zu untersuchen und Uhrich und Bazaine in Anklagestand zu versetzen. General Sol, Commandant von Tours, welcher bei Annäherung der siegreichen deutschen Truppen diese Stadt, die bereits von der Regierung verlassen war, mit seinen Leuten ebenfalls verlassen zu müssen glaubte, wurde deshalb sogleich abgesetzt. Ebenso General Morandy, „wegen Unfähigkeit". Mehrere Blätter fingen über Gambetta zu klagen an: „Statt des Erfolges, den man im Namen der Dictatur versprach, ist der Mißerfolg (revers) eingetreten, und das erste Schauspiel, das wir erleben, ist der Versuch der Regierung, alle Verantwortlichkeit, die sie vor Kurzem noch auf ihre eigenen Schultern nahm, von sich abzuwälzen und das ganze Gewicht derselben dem Befehlshaber des besiegten Heeres zur Last zu legen." Die France, die von Paris nach Tours übersiedelt

war und der Regierung auch wieder nach Bordeaux folgte, setzte dem Dictator am schärfsten zu, daher man sich wundern muß, daß er es duldete. Sie erklärte, eine Dictatur lasse man sich überhaupt nur in der äußersten Noth gefallen, dann müsse sie aber auch helfen. Und was habe Gambetta geholfen? Seit er regiere, werde eine Schlacht nach der andern verloren, falle eine Festung nach der andern in die Gewalt des Feindes und müsse die Regierung selbst aus einer Stadt in die andere flüchten.

Man schrieb damals aus Brüssel, als Gambetta von der Loirearmee weggegangen sey, „habe er einen Anfall von Geisteskrankheit gehabt. Er gesticulirte, schrie, lief hin und her, gab die absurdesten Befehle, und verlangte Aufklärungen über die einfachsten Dinge. Sein Anblick machte einen peinlichen Eindruck auf die Anwesenden. Cremieux und Glais-Bizoin waren in der größten Bestürzung und fanden kein Wort zur Beruhigung ihres Collegen. Im Hintergrunde des Salons bemerkte man den Admiral Fourichon mit Thränen in den Augen.“ Zum Verwundern wäre es nicht, wenn Gambetta den Verstand verlöre bei dem Gedanken an die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet und an die Aussichtslosigkeit seiner Anstrengungen und der Vergeblichkeit seines Lügensystems.

Wenn er nur das Volk fanatisiren konnte, war diesem Gambetta jedes Mittel gleich. Auf der einen Seite bediente er sich Garibaldis, der die Kirchen in Frankreich plünderte, auf der andern der bigotten Vendeer, Charettes, Cathelineau, Kellers und der immer wieder auftauchenden Jungfrau von Orleans. Aber er durfte es wagen, denn seine Parteigänger fielen ganz ungenirt in denselben Widerspruch. „Während auf der einen Seite Argwohn und Verdächtigung die Gemüther in Frankreich erfüllen, geben gerade, wie aus Lyon geschrieben wird, die Extremsten, die enragirten Socialisten mit der blutrothen Cocarde, sich dem kindlichen Glauben an eine zweite Jeanne d'Arc hin, die in der That nicht nur eine Mythe

ist. Catherine Panis, eine Magd aus dem Dorfe Saint-Laurent (Ain-Departement) hat wirklich erklärt, von der Mutter Gottes den Auftrag erhalten zu haben, Frankreich von seinen Feinden zu befreien. Mit einem Degen in der einen und einem Rosenkranz in der anderen Hand erschien ihr die heilige Jungfrau und befahl ihr nach Paris und Orleans zu gehen, um dort den Befehlshabern den Willen des Himmels zu verkündigen. Gegen das Ende des Oktober hat sie diese Reise gemacht, fast ohne Geld und ohne jede Begleitung, und dennoch ist sie erst nach Paris und dann nach Orleans hineingelangt, ohne von den Preußen behelligt zu werden. Die Herren der Regierungen sollen erst sehr ungläubig in Betreff ihrer Mission gewesen seyn, worauf Catherine ruhig hinwegging, um in der Kirche zu beten. Dieses Gebet wirkte; Trochu ließ sie zu sich rufen und sandte sie, nachdem er ihre Botschaft gehört hatte, nach Orleans. Der Pfarrer von Saint-Laurent, der das alles schriftlich bestätigte, fügt hinzu, daß der Gouverneur sich nach dem Namen und Wohnort der neuen Jeanne d'Arc erkundigt habe, um sich bei ihr Rath erholen zu können, und die Arbeiter in Lyon wissen, daß Trochu auf Catherinen's Antrieb in Notre-Dame de Fourvieres eine Messe für den Triumph der französischen Waffen habe lesen lassen."

Diese fromme Jungfrau fand eine Concurrentin. Anfangs Dezember schwärmten die französischen Blätter wieder von einer zweiten Jungfrau, die in den Vogesen eine Freischaar commandirte, aber keine Heilige, sondern ein abenteuerlicher, weiblicher Wildfang war.

Sogar der alte Cremieux, von dem man glaubte, er billige die Uebertreibungen Gambettas nicht, ließ sich doch noch in Bordeaux verleiten, am 26. Dezember bei einer Musterung der Nationalgarde derselben zu erklären, dieselbe sey fest entschlossen jeden Reactionsversuch zu unterdrücken, denn die Republik allein könne Frankreich retten. Er unterstützte also Gambetta's Schreckenssystem. Alle

Anhänger dieses Systems verdoppelten ihren Eifer. Der Präfekt des Departements Cote d'Or, Luce-Villiard, befahl allen Unterpräfekten und Maires, den Volkskrieg zu organisiren, aber in der Art, daß sie sich nicht nutzlos in undisciplinirten Haufen dem überlegenen Feind entgegen stürzen sollten, sondern lauernd in Hinterhalten. In jeder Gemeinde sollten einige entschlossene Männer jeden Morgen ausrücken und von einem sichern Orte aus, ohne eigene Gefahr auf die Preußen schießen. Ihnen sollen Prämien ertheilt werden. Auch soll jeder feige, jeder, der dem Feind Lebensmittel liefert, denuncirt und bestraft werden. Denselben Terrorismus übte zu Toulouse mit diktatorischer Gewalt ein gewisser Duportal, der die Pressen aller sog. reaktionären Zeitungen, d. h. aller die sich gegen den Terrorismus auflehnten, zertrümmern ließ. — Später fand man auch die Beweise, daß Gambetta ein „schwarzes Cabinet" eingerichtet hatte, worin er alle Briefe, die auf die Post gegeben worden waren, aufbrach und lesen ließ, wie unter der kaiserlichen Regierung. Er war also nicht befugt, seiner Republik größere Freiheit nachzurühmen.

Gegen ein so ungeheuerliches, so lange anhaltendes und systematisches Lügensystem, wie es Gambetta trieb, trat endlich einer seiner ehemaligen Parteigenossen selbst, der Republikaner Laufrey in einem Leitartikel unter dem Titel „Die Dictatur der Unfähigkeit" auf. Laufrey hatte die Geschichte des ersten Kaiserreichs geschrieben und darin vom republikanischen Standpunkt aus dem Kaiserthum alles denkbare Böse nachgesagt. Jetzt aber zürnte er: Eine Republik wie die gegenwärtige unter der Regierung Gambettas, sey noch eine viel schlimmere und verächtlichere, als die kaiserliche. „Sollen wir, fuhr er fort, etwa warten, bis Alles verloren gegangangen ist, ehe wir anerkennen, daß wir den gröbsten Mißgriff thaten, als wir diesem Advokaten die Leitung des Krieges anvertrauten? Ist die Erfahrung nicht schon vollständig genug? Wir hatten drei Monate Frist, um eine solide Armee zu organisiren:

die Elemente fehlten nicht, sie wollten nur disciplinirt seyn. Aber man zog es vor, enorme Quantitäten Menschen zusammen zu bringen, die nicht bewaffnet, ausgerüstet und ernährt werden konnten. Alles brachte man außer Schick und Ordnung, ohne darum die alte administrative und militärische Routine abzuthun. Man vernichtete das Vertrauen der Soldaten durch die unmotivirte Absetzung ihrer Führer. Aus Journalisten dritten Ranges machte man Armee-Chefs, unsere Finanzen überlieferte man finanzwirthschaftlichen Abenteurern; die wichtigsten Aemter vertraute man politischen Zigeunern an, die von Morgen bis Abend Pakte mit dem Tod schlossen, in Wahrheit aber nur einen Pakt mit ihrer Gage geschlossen haben. Jedermann wird die Richtigkeit dieses Gemäldes zugeben. Und das Schlimmste haben wir noch vergessen. Niemals hat man dem Lande die Wahrheit über seine eigene Lage gesagt. Die wichtigsten Nachrichten erhielten wir immer erst durch die fremden Blätter. Erst von ihnen erfuhr man den Fall Touls, Verduns, Schlettstadts, Neubreisachs, Amiens', Thionvilles, Rouens rc. Europa wußte schon drei Tage lang die traurige Kapitulation von Metz, als man uns noch von glücklichen Ausfällen Bazaines vorschwatzte. Man erzählte uns von Ausfällen aus Paris, die nie anderswo, als auf dem Papiere existirt haben; man ließ Truppen auf geographischen Punkten figuriren, wo es nie welche gegeben hat."

Mittlerweile kam die große Winterkälte und die Waffen ruhten einige Zeit. Der Großherzog von Mecklenburg und Prinz Albrecht konnten sich sogar auf einige Tage nach Versailles begeben, während Prinz Friedrich Karl die Loire hütete. Auf dem Kriegsschauplatz an der Loire war schreckliche Noth eingetreten. Man las im preußischen Staatsanzeiger: An den Hauptstraßen, wie z. B. zwischen Artenay und Orleans, liegen in Folge dessen die Dinge schon seit 2—3 Wochen so, daß die deutschen Militärbehörden die Verpflegung der zurückgebliebenen Einwohner haben übernehmen müssen, da dieselben ohne solche Unterstützung der bittersten Hungersnoth preis-

gegeben seyn würden. Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich in den Bezirken zwischen Châtaudun und Vendôme, bez. Tours. Am 31. Dezember schrieb man aus Bordeaux, viele Bauern weigerten sich die Steuern zu bezahlen, weil die Ausrüstungen so viel gekostet haben und aller Verkehr stocke. Die armen Bauern befanden sich in der übelsten Klemme. Gambetta befahl ihnen den Volkskrieg, sie sollten überall auf die Deutschen schießen, jedes Dorf, jedes Haus vertheidigen. Tod wurde ihnen gedroht, wenn sie den Deutschen Lebensmittel gäben. Wenn aber Franctireurs aus ihren Häusern schossen, wurden diese von den Deutschen nach Kriegsrecht in Brand gesteckt. Wie sollten die Bauern sich helfen? Die Moblots wurden wie das Vieh zusammengetrieben und gleichsam in den Kampf gepeitscht, wenn sie sich durch die erlogene Nachricht von Siegen nicht aufreizen ließen. Wenn sie dann in der Schlacht davon liefen, so lobte Gambetta hinterdrein ihre Tapferkeit und gab nur den Generalen die Schuld der Niederlage.

Ich kann mich der Vermuthung nicht enthalten, Gambetta habe mephistophelisch mit dem französischen Volke gespielt. In seinen verlogenen Siegesnachrichten, wie in seinen grausamen Befehlen tritt ein Sarkasmus hervor, der fast die Schadenfreude eines Shylock verräth. Helle Schadenfreude blitzt aus dem Verfahren des jüdischen Advokaten mit den französischen Generalen hervor. Erst bestrahlt er sie mit Gnade und rühmt sie mit Uebertreibung, dann wirft er sie verächtlich weg, schilt sie feige und klagt sie als Verräther an. Keratry dankt ab, weil er die sog. Westarmee für kampfunfähig erkennen muß und weil er sich nicht von Gambetta befehlen lassen will, er müsse auch mit solchen Truppen siegen. Gambetta aber lacht den Erzürnten aus und macht öffentlich großes Rühmen von der Stärke und trefflichen Haltung der Westarmee. Er jagt die guten Generale von der Armee weg, stellt sie vor Gericht, überhäuft sie mit Schande und macht dann Journalisten, welche nie Pulver gerochen haben, wie Lissargaray und Perrin zu Divisionsgeneralen.

Niederlage folgt auf Niederlage, er läßt in seinen Berichten Sieg auf Sieg folgen. Erst rühmt er Tours und schreibt dann von Bordeaux aus: „Der Sitz der Regierung konnte in keiner geeigneteren Stadt aufgeschlagen werden, als in der Hauptstadt der Gironde. In Tours war sie dem entnervenden Einflusse einer Bevölkerung ausgesetzt, deren Schlaffheit traditionell ist. (!) Hier, inmitten der thätigen Bevölkerungen, wird die Regierung gestärkt. Es ist die Sache der freien Regierungen, sich immer durch die öffentliche Meinung beseelen zu lassen.“ In dieser Manier schien er darauf auszugehen, alle Begriffe zu verwirren und sich nur persönlich an dieser allgemeinen Confusion zu ergötzen. Daneben hatte er durch seinen Sekretär, ohne Zustimmung der Regierung in Paris, in London 300 Millionen aufnehmen lassen, legte aber über deren Verwendung niemals Rechnung ab.

Gambetta begab sich wieder zu Chanzy. Das Lager von Conlie, das viel von sich reden gemacht hatte, wurde aufgegeben, angeblich wegen Versumpfung, obgleich es damals hart gefroren war. Chanzy hatte so viel als möglich Moblots zusammengebracht, um noch einmal einen Kampf mit dem Prinzen Friedrich Karl aufzunehmen. Dieser hatte bisher bei Orleans Stellung genommen, um Bourbaki zu beobachten, der sich nach Nevers zurückgezogen hatte, und um zugleich Chanzy im Auge zu behalten. Als indeß Bourbaki sich ostwärts wandte, um Garibaldi zu unterstützen und General Werder, der diesem entgegenstand, unterdeß durch das Corps von Zastrow, welches Mezières eingenommen hatte, von der einen und durch das Corps von Treskow von der andern Seite unterstützt wurde, brauchte Friedrich Karl keine Rücksicht mehr auf Bourbaki zu nehmen und ging in Verbindung mit dem aus Paris zurückgekehrten Großherzog von Mecklenburg direkt auf Chanzy los. Der erste Zusammenstoß erfolgte am 6. Januar im Westen und Nordwesten von Vendome, bei Azay. Die Franzosen wurden zurückgeworfen. Ebenso am 7. bei Sargé und Nogent

le Retrou. In diesen ersten Gefechten machten die Deutschen 1100 Gefangene. Aber die Verfolgung dauerte immerfort und am 9. und 10. wurden wieder 2000 Gefangene gemacht. Nach einem weiteren Kampf am 11. bei Lombron und La Chapelle wurde am 12. Le Mans eingenommen und mußte 4 Millionen Franks Contribution zahlen, weil Bürger in der Stadt auf die deutschen Truppen geschossen hatten. Die Flüchtigen stopften sich am Thor, es gab ein entsetzliches Gedränge. Der fliehende Feind war so in Deroute, daß die Zahl der Gefangenen, die er zuückließ, in allen diesen Gefechten zusammen genommen 26,000 Mann betrug. Seine Artillerie war wohl nicht zahlreich, denn man nahm ihm nur 19 Geschütze ab, aber eine große Menge Munition und Vorräthe. Viele der letztern erbeutete man auch noch in dem verlassenen Lager von Conlie.

Chanzy selbst gestand sein Unglück ein. In einem Tagesbefehl redete er seine Truppen an: „Nach glücklichen Kämpfen kam plötzlich eine schmähliche Schwäche, eine unerklärliche Panik über euch, welche ein theilweises Verlassen wichtiger Positionen herbeiführte, und die Sicherheit der Armee gefährdete. Ein energischer Versuch, dies wieder gut zu machen, wurde nicht gemacht, trotz sofortiger Ertheilung der nöthigen Befehle. So mußten wir Le Mans aufgeben." Die Moblots waren so entmuthigt, daß folgender Fall vorkam, den die Times erzählt. Zwei preußische Dragoner stießen nach dem Kampf auf 30 Moblots und sollten sich ergeben, thaten es aber nicht. „Wenn wir mit euch gehen," sagten sie, „so müssen wir eure Entbehrungen und schlechte Lage theilen; kommt ihr aber mit uns, so werdet ihr an unserem Comfort Theil nehmen und zugleich den Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges entgehen." Diese Begründung erschien den Mobilen unwiderstehlich und die beiden Dragoner kamen zu ihrem Regimente zurückgeritten, hinter sich die 30 Mobilen, die ihnen gleich Schafen folgten. Gewöhnlich

sagt der Moblot, er sey ungern in den Krieg gegangen und beklagt sich bitter über die Regierung, die ihn so seiner Familie entrissen und welche nun beängstigt über sein Schicksal sey. »Ah, vous êtes heureux, vous avez votre Moltke, mais nous autres nous sommes trahis.«

Aus der Schlacht von Le Mans erzählt ein Augenzeuge einem französischen Blatt, dem Courrier de la Gironde, folgende Episode: „Die französische Armee hatte bei Yvré l'Evèque furchtbare, von einem dreifachen Kranz von Geschützen besetzte Stellungen inne. Aber plötzlich, von einem unbegreiflichen Schwindel ergriffen, flohen unsere Truppen nach allen Richtungen und warfen ihre Säcke, Flinten, ja selbst ihre Revolver fort. Die Wege waren buchstäblich damit bedeckt. Auf dem Bahnhof von Le Mans waren menschenfreundliche Personen beschäftigt, in einem letzten Eisenbahnzug die am Tage vorher herangeführten Verwundeten unterzubringen. Die Unglücklichen wurden, so gut es ging, in Viehtransportwagen auf Stroh gebettet und sie sollten eben abgehen, als die ersten Ausreißer eintrafen, denen bald viele andere folgten. Da ereignete sich eine scheußliche Scene. Die Flüchtigen stürzten sich in die Wagen, packten die Verwundeten beim Kopf, an den Füßen, an den Armen und warfen sie unbarmherzig auf's Trottoir, um sich ihrer Plätze zu bemächtigen. Bei ihrer Menge war an keinen Widerstand zu denken. In jedem Wagen schichtete sich eine enorme Menge dieser Ausreißer auf; Einer stieg auf den Andern; an allen Ecken im Innern klammerten sie sich an, bis der Wagen voll gepfropft war. So ging der letzte Zug, der Le Mans verließ, ab. Bei der eilfertigen Flucht hatten sich auch viele Soldaten, obgleich sie nicht schwimmen konnten, in die Huisne geworfen und fanden in dem Fluß ihren Tod. Die Offiziere machten übermenschliche Anstrengungen, die Aufgelösten zum Stillstand zu bringen. Aber Bitten, Drohungen, Alles war vergebens. Ich sah einen verwundeten Offizier, der, nachdem er alles mögliche versucht hatte, die Leute anzu-

halten, in seiner Wuth und Verzweiflung seinen Revolver den Flüchtigen vor die Brust hielt und sie niederschoß."

Die Anstrengungen der Truppen waren durch das Terrain und durch die Jahreszeit vermehrt. Die Verfolgung des Feindes ging der sog. Perche entlang, einem Landstrich zwischen Vendome und Le Mans. Das ganze Land ist hier wellenförmig, mit Alleen durchzogen, jeder kleine Grundbesitz mit Hecken umgeben. Die Höfe liegen zerstreut. Durch dieses Gewirr nun mußten die Truppen erst bei großer Kälte im tiefen Schnee, dann wieder bei Thauwetter in Wasser und Schmutz und bei neuem Frost auf Glatteis marschiren. Die Verfolger und die Flüchtigen litten gleich sehr. Die Erstern waren aber kräftiger und besser gekleidet. Von den Letztern wurden lächerliche Dinge erzählt. Daily News erfuhr, was sich schon vor dem Kampf bei Le Mans zugetragen habe. „Grade als sie in's Gefecht gehen sollten, fingen 15,000 Bretagner zu weinen und zu heulen an und brüllten nach Priestern, um zu beichten. Kurz, wie die Beichte auf dem Schlachtfelde ist, so war der Verzug, welcher dadurch entstand, daß man ihr Verlangen bewilligte, doch groß genug, um schädlich zu werden, aber das Elend war, daß, anstatt daß ihr Muth durch die Beichte gefestigt worden wäre, sie gar keine Lust zum Fechten hatten und die Ersten waren, die davon liefen."

Als die Jammerbotschaft Chanzy's nach Paris gelangte und seine Depesche dem Minister des Auswärtigen Jules Favre durch Chaudordy überschickt wurde, las Favre die Anfangsworte: Un grand malheur, las gar nicht weiter und schickte sie an Trochu, dieser aber schickte sie zurück, weil sie chiffrirt war und der Schlüssel dazu nur im auswärtigen Amt zu finden war. Auch Gambetta erhielt die Jammerbotschaft, posaunte Chanzy's Niederlage aber noch am 28. Januar in einem Telegramm folgendermaßen aus: „General Chanzy erhält große Verstärkungen von allen Seiten, die Stellungen der Armee sind gut, die Armee ist solid; die Nachrichten aus dem

Osten bezeugen die Disciplin und Festigkeit von Bourbaki's Armee. Seine Dispositionen in Folge der Gefechte bei Belfort beseitigen jede Gefahr für den linken französischen Flügel" u. s. w. Auch rief Gambetta jetzt schon die Alterklasse von 1871 zu den Waffen und berechnete diesen Zuwachs der Armee kühn zu 350,000 Mann. Charette, welcher bei Orleans verwundet und gefangen, aber wieder entwischt war, sollte ein großes Commando erhalten. Während man in Paris immer prahlte, Gambetta's stets neu geschaffene Heere würden bald die Hauptstadt entsetzen, ließ Gambetta diese Hoffnung durch lügenhafte Berichte unterstützen. Eins seiner Pariser Organe, der Gaulois, schrieb damals: „Wir sind derart mit guten Nachrichten gesättigt, daß es fast unglaublich scheint, und doch müssen wir uns vor der Evidenz beugen. Wir werden also befreit werden. Frankreich ist überall siegreich, und bald werden wir uns wiedersehen, nachdem wir alle Barbaren aus Frankreich verjagt haben. Es ist kein Zweifel mehr vorhanden; welch' immenses Glück!"

Der Prinz von Joinville hatte sich schon seit einigen Wochen bei der unglücklichen Westarmee eingefunden und ihr seine Dienste angeboten, war aber nicht zugelassen worden. Jetzt ließ ihn Gambetta verhaften, Thiers aber intervenirte und bestimmte Gambetta, den Prinzen freizulassen, d. h. ihn von zwei Gensdarmen begleitet, nach St. Malo, um dort nach England eingeschifft zu werden, bringen zu lassen. Der Prinz von Joinville soll sich sehr scharf ausgedrückt und u. A. gesagt haben: „Ich erwartete keine solche Behandlung Seitens des Herrn Gambetta. Ich erinnere mich der Zeit, und es ist nicht lange her, wo er bei uns in Claremont dinirte. Wie die Würden die Sitten ändern! Sagen Sie ihm, daß ich ihn bald in England erwarte." Man glaubte, Gambetta habe gefürchtet, die Marinesoldaten und Matrosen, die den eigentlichen Kern der West-Armee bildeten, würden zu ihrem ehemaligen Admiral abfallen, denn das war Joinville gewesen und hatte sich bei ihnen beliebt gemacht. Auch sein Bruder, der Herzog von Aumale, war zur

Westarmee gegangen, verließ sie jedoch bald wieder. Ihr Neffe, der Herzog von Chartres (Bruder des Grafen von Paris), der schon 1859 bei der piemontesischen Armee in Italien mitgefochten, kam auch hierher und blieb. „Gambetta schickte einen Emissär an ihn, um ihn aufzufordern, die Armee und Frankreich zu verlassen, widrigenfalls man ihn verhaften werde. Der Herzog weigerte sich aber, der Aufforderung Folge zu leisten; er erklärte, er sey Franzose und habe das Recht und die Pflicht, in der französischen Armee mitzukämpfen. Der Emissär Gambettas wollte nun zur Verhaftung schreiten. Die Sache wurde ruchbar, die Soldaten murrten und der Emissär wagte nicht, Hand an den Prinzen zu legen, der nun noch immer bei der Armee des Generals Chanzy ist."

Die französische Nordarmee, welche sich unter General Bourbaki in Lille und Amiens gesammelt hatte, war stärker als die Westarmee, und es zogen ihr viele nicht nur französische Soldaten, die in Belgien internirt waren, sondern auch belgische Soldaten und vorzugsweise Unteroffiziere zu, die ein hohes Handgeld verführt hatte. Auch war diese Armee reichlich mit aus England eingeschmuggelten Gewehren versehen. Anfangs war Bourbaki (von griechischer Abkunft, aber 1816 in Paris geboren) als bekannter Anhänger des Kaisers in Arras, Amiens und Lille schlecht empfangen worden, doch setzte Gambetta durch, daß er das Commando behielt. Er sollte nun gegen Paris marschiren, um in der letzten Woche des November den Entsatzversuch der Loirearmee zu unterstützen und die deutsche Cernirungsarmee von Norden her anzugreifen, während die Loirearmee sie von Süden fassen und das bewaffnete Paris einen mächtigen Ausfall machen sollte.

Aber man hatte im preußischen Hauptquartier vorgesorgt, ihn zur rechten Zeit aufzuhalten, und die nächste Umgebung von Paris auf der Nordseite war längst vom Feinde gesäubert. Schon am 4. Oktober hatte man die Franzosen aus Breteuil verjagt, am 8. einen Streifzug nach St. Quentin unternommen. Am 16. Oktober

eroberten die Preußen nach kurzer Belagerung Soissons mit 128 Geschützen, einer Kriegskasse und reichen Vorräthen und machten 99 Offiziere und 4633 Mann zu Gefangenen. Am folgenden Tage rückten sie nach kurzem Gefecht in Montdidier ein. Eine preußische Grenadiercompagnie entführte durch Ueberfall bei Nacht 40 französische Lokomotiven aus Sevron. Dagegen ließ sich eine Abtheilung mecklenburgischer Dragoner bei Launois am 26. Oktober nächtlich überfallen, von Franctireurs, die sich „Eber der Ardennen“ nannten, wie man einst einen berüchtigten Ritter jener Gegend genannt hatte. Indessen richteten diese Helden nicht viel aus, denn als General von Manteuffel mit seinem Armeecorps heranrückte, fiel Schlag auf Schlag auf die Nordarmee. Am 20. November wurde ihr Vortrab bei La Fere geschlagen, am 21. St. Quentin besetzt, am 24. unterlagen die Franzosen wieder in Gefechten bei Roye und Mezières. Am 26. ergab sich die kleine Festung La Fere mit 2000 Mann und 70 Geschützen. Am 27. kam es zur Hauptschlacht bei Moreuil, in welcher Bourbaki nach einem zehnstündigen blutigen Kampf in die Flucht geschlagen, ein französisches Marinebataillon von preußischen Husaren gänzlich niedergeritten und 700 Franzosen gefangen wurden. Die Nordarmee war so zerrüttet, daß sie in wilder Flucht davon lief, ohne sich noch einmal in Amiens festzusetzen, durch welches sie passiren mußte. Diese schöne Stadt capitulirte schon am folgenden Tage. General Göben besetzte sie ohne Widerstand, 11 Offiziere, 400 Mann ergaben sich mit 30 Geschützen. Der Präfekt war entflohen, der Maire hatte den Kopf verloren. Die Arbeiter machten einen schwachen Versuch, Barrikaden zu errichten, ohne Erfolg. Panik herrschte überall. Nur die Knaben sammelten sich am Bahnhof, lasen die Gewehre auf, welche die französischen Soldaten haufenweise auf der Flucht weggeworfen hatten, und schossen damit nach der großen Uhr des Bahnhofs. Dieser Unfug kostete dreien von ihnen das Leben, die aus Unvorsichtigkeit erschossen wurden. Endlich kamen preußische Ulanen und

hinter ihnen die Truppen des General Göben, welche rasch die Ordnung herstellten. Man schätzte den Gesammtverlust der Franzosen in diesen Kämpfen zu 5000, den der Deutschen zu 1400 Mann. Die Franzosen ließen ihre Todten und Verwundeten liegen. „Die wohlhabenden Bürger von Amiens, schrieb ein Augenzeuge, kümmerten sich nicht im mindesten um die Soldaten, welche zu ihrer Vertheidigung ihr Blut vergossen haben. Man überließ das der englischen internationalen Gesellschaft, und erst seit ganz Kurzem fangen die Leute der Stadt an, etwas für ihre Hunderte von Verwundeten zu thun, deren täglich ganze Nester voll entdeckt werden.“

Der General von Manteuffel verfolgte den Sieg von Amiens und rückte in der Richtung von Rouen gegen die Meeresküste vor. Die Zerrüttung der französischen Nordarmee war so vollständig, daß sie sich nicht wieder sammeln konnte, um ihm einen ernstlichen Widerstand zu leisten. Am 4. Dezember hatten seine Truppen nur noch einen kleinen Kampf zu bestehen, wobei sie 400 Mann mit 10 Offizieren gefangen nahmen. Schon am 6. wurde Rouen, die Hauptstadt der Normandie, von General v. Göben besetzt. Sie zählt 100,000 Einwohner. „In militärischer Beziehung wird die Reorganisation der geschlagenen Nordarmee durch die Besetzung der Hauptstadt jener Distrikte nahezu unmöglich, die weitere Aufbietung geordneter Streitkräfte in diesen Gegenden unausführbar gemacht. Strategisch fällt in Rouen der fast wichtigste Punkt des Nordens in die Hand der Deutschen, der Knotenpunkt zweier Bahnen, die zur See — nach le Havre und Dieppe — und einer, die nach dem Innern, nach Paris, führen, so daß durch die Besetzung dieses Vorortes der Normandie die weitere Zufuhr von Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges von der See aus von dieser Seite wohl als zur Zeit vereitelt anzusehen seyn dürfte; endlich ist auch die Seine-Schifffahrt vorläufig als unterbrochen zu betrachten.“ Am 9. Dezember befand sich auch schon der wichtige Seeplatz Dieppe in der Gewalt der Deutschen. Man hörte zwar, nachdem Bourbaki

nach Tours gegangen, habe General Faidherbe das Commando der Nordarmee übernommen, aber weder von ihm, noch von dieser Armee war etwas wahrzunehmen.

In beiden Städten waltete eine friedliche Gesinnung vor und sie leisteten keine Gegenwehr. Die Bewohner von Rouen lieferten willig alle ihre Waffen ab, „Klingen und Schießgewehre aus jedem Jahrhundert werden abgeliefert, Handkarren voll phantastischer Theaterwaffen, Kisten voll Pistolen und Revolver, Gewehre jeder Construktion." In Dieppe brachten die Einwohner ebenfalls alle ihre Waffen zusammen und retteten sie auf ein Schiff im Hafen, wie auch viele Werthgegenstände und dachten an keine Vertheidigung. In den Straßen sah man Flaggen von allen Nationen, welche die Häuser schützen sollten. Besonders viele Engländer glaubten dadurch von Einquartierung frei zu werden. Die preußischen Truppen zogen ganz ruhig ein, thaten niemand etwas zu Leide, quartierten sich aber bei den Engländern so gut wie bei den Franzosen ein und marschirten bald wieder ab.

Französische Blätter logen, die Preußen hätten in Rouen 15 Millionen Contribution gefordert. Sie nahmen gar kein Geld, sondern nur, was sie dringend nöthig hatten, 20,000 Paar Stiefeln, 80,000 Decken, Pferde und Proviant. Sämmtliche französische Truppen flohen aus Rouen nach Havre. Von hier wurde am 8. Dezember (nach der Weserzeitung) geschrieben: „Die ganze Armee, welche auf so schimpfliche Weise vorigen Sonntag bei Rouen floh, ist hier in einem Zustande angekommen, der nicht zu beschreiben ist. Die Affaire bei Rouen war über alle Begriffe unwürdig. Panik ist ein zu milder Ausdruck, um den Zustand der Truppen zu beschreiben, und dabei ist es doch Thatsache, daß von zehn der Leute neun nicht einmal die Preußen zu Gesicht bekommen haben. Sie warteten nicht einmal, bis diese ihnen nahe kamen. Jemand verbreitete das Gerücht, sie seyen umzingelt, worauf die ganze Armee von 30,000 Mann wie eine Schaar Kaninchen Reißaus nahm.

Die Schweizer Ambulance war mit den Truppen, und sobald das pêle-mêle anhub, machten sie sich gleich allen Uebrigen auf und davon. Die Flucht, denn Rückzug kann es nicht genannt werden, von Rouen hierher muß wahrhaft entsetzlich gewesen seyn. Die armen Teufel mußten zu Fuß laufend den Weg von dort bis Honfleur machen, eine Entfernung von beinahe 70 englischen Meilen, ohne irgend welche Nahrung und bei schneidendem Frost und Schnee. Viele müssen unterwegs umgekommen seyn. Die, welche ankamen, waren mehr todt als lebend, konnten kaum stehen, ihre Füße waren bei Einzelnen eine Masse von offenen, eiternden Wunden. Auf dem ganzen Wege hierher wurden die verschiedensten Gerüchte vom Nahen der ewigen drei Ulanen laut und erhöhten ihre Qualen. Von Honfleur wurden sie in Kähnen und Dampfern hier herüber gebracht, eine vollkommen demoralisirte Bande von Truppen, die vor Schrecken allein vernichtet war. Man sagt, daß wenn die Preußen ihnen nachgesetzt hätten, sie die ganzen 40,000 Mann hätten gefangen nehmen können. Hier schwören alle Obrigkeiten bei Allem was heilig ist, daß sie die Stadt bis auf den letzten Mann vertheidigen wollen, aber trotz ihrer 60,000 Mann und all ihrem Prahlen fürchte ich sehr, daß wenn die Deutschen kommen, der Zusammensturz alles Widerstandes noch schlimmer seyn wird als in Rouen. Alle die Bauern aus der Umgegend kommen in Schaaren in die Stadt, die Boulevards sind der Aufenthalt von Kühen, Schafen und Schweinen, sowie auch Wagen voll Möbeln, mit ihren unglücklichen Eigenthümern oben auf. Die Angst und Verzweiflung ist deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen."

Havre sollte energisch vertheidigt werden. Zu den freilich sehr entmuthigten Truppen von Rouen stießen 1200 Seesoldaten von Cherbourg und wurden noch 10,000 von Brest erwartet. Die Panik in Havre war so groß, daß General Brian, der mit 4000 Mann von hier nach Cherbourg rücken sollte, allein dahin abgehen mußte. Gambetta erließ einen donnernden Befehl, die Truppen abgehen zu

lassen, aber die ganze Bevölkerung von Havre stand auf unter Commandant Mouchez, mußte, um nicht vom Pöbel ermordet zu werden, schwören, daß er keine Truppen aus der Stadt lassen würde. Um den so geängstigten Einwohnern, die sich entsetzlich vor den Preußen fürchteten, wieder ein wenig Muth zu machen, verbreitete man Gambetta'sche Lügen, Trochu habe in einem großen Ausfall aus Paris glänzend gesiegt, das Hauptquartier in Versailles eingeschlossen, 50,000 Gefangene gemacht, Prinz Friedrich Karl sey gefallen, Trochu rücke mit 100,000 Mann nach Nantes, 60,000 Mann unter General Vinoy würden in wenig Tagen nach Havre kommen, um die Stadt zu sichern.

In den letzten Tagen des Jahres wurden auf Befehl des preußischen General v. Göben auf der Seine, um den französischen Kanonenboten die Fahrt zu sperren, sechs englische Kohlenschiffe versenkt. Die englische Presse erhob darüber einen sehr übereilten Lärmen, bis sich herausstellte, daß der preußische General genau nach den Regeln des Kriegsrechts verfahren war. Daher wurde aus London geschrieben: Der unliebsame Zwischenfall mit den auf der Seine versenkten sechs englischen Kohlenschiffen, denen neuerdings ein siebentes zugesellt wurde, wird sich, wie ich mit Bestimmtheit erfahre, auf das befriedigendste lösen, nachdem aus den Aussagen der hier eingetroffenen Mannschaften und den Erhebungen auf deutscher Seite klar hervorgeht, daß weder eine Beleidigung der englischen Flagge, noch ein gegen Feindesgut üblicher Requisitionsmodus Statt fand, sondern daß den Schiffseigenthümern der von ihnen angesetzte volle Werth ihrer Fahrzeuge bescheinigt und angewiesen wurde. Daß die Anweisung pünktlich eingelöst werde, wird Sache der deutschen Bundesregierung seyn, und was die nebenläufig erlittenen Unannehmlichkeiten besagter Schiffseigenthümer betrifft, werden sie diese tragen müssen, wie mancher andere, der absichtlich oder zufällig in den Bereich kriegerischer Operationen gelangt ist.

Da von England aus den Franzosen auch ein unterseeisches Kabel zu Hülfe geschickt werden sollte, um damit die schnellste Verbindung von den Häfen Dünkirchen, Cherbourg und Brest mit Bordeaux herzustellen, legte der preußische Gesandte Graf Bernstorff in London Protest ein und die englische Regierung hielt das Kabel auf der Themse zurück.

Manteuffel dachte nicht daran, sich vor Havre aufzuhalten, denn nachdem er der Nordarmee solche Schläge versetzt hatte, daß sie zum Entsatz von Paris unfähig geworden, blieb es nur noch seine Aufgabe, theils sich nicht allzuweit von Paris zu entfernen, theils sich gegen die französische Westarmee zu bewegen, wenn diese sich etwa Paris nähern wollte. Die zerrüttete französische Nordarmee bekam, da Bourbaki zur Loirearmee abgegangen war, den General Faidherbe zum Führer. Derselbe hatte sich früher als Gouverneur von Senegambien einen guten Ruf erworben. Den Truppen desselben gelangen nun im Rücken Manteuffels einige Ueberfälle auf zurückgebliebene schwache deutsche Truppentheile (auf ein sächsisches Detachement von 150 Mann in Etrepagny, die Wiedereinnahme des kleinen Schlosses Ham,' wo sich nur eine preußische Eisenbahnabtheilung nebst Bedeckungsmannschaft, im Ganzen 75 Mann befanden), die Wiederbesetzung von St. Quentin und die Wiederbelagerung von La Fere, nur auf wenige Tage.

Um die verzagte Bevölkerung der Normandie in's Feuer zu bringen, wandte Gambetta wieder seinen Terrorismus an. So machte er in der Stadt Abbeville, unfern von Amiens, einen fanatischen Handelscommis Namens Plancassagne zum Oberstlieutenant und unumschränkten Commandanten und derselbe setzte gleich unter dem Namen eines Kriegsgerichtshofs ein Revolutionstribunal nieder, welches „alle Spione" augenblicklich zum Tode verurtheilen sollte. Und um zu zeigen, daß es ihm Ernst sey, ließ er noch an demselben Tage einen angeblichen Spion hinrichten.

Indessen wandte sich Manteuffel, um dem Umfuge zu steuern,

wieder nach Amiens, schlug unfern davon bei L'Halu die Franzosen wieder in einem größern Gefecht auf's Haupt, am 23. Dezember, und in der Verfolgung am 25. noch einmal bei Albert. General Faidherbe verlor 1000 Gefangene. So wurde von preußischer Seite auch hier die Aufgabe gelöst, jede sich in der Provinz bildende Ersatzarmee zu zersprengen, ehe sie Paris erreichen konnte. Doch marschirten unterdeß die in Cherbourg gesammelten französischen Truppen von dort ab, um Gambetta's Centralisirungsbefehlen gehorchend, die Westarmee zu verstärken. Faidherbe zog sich unter den Schutz der Festungen im Norden zurück. Es gab noch kleine Gefechte. Am 31. Dezember machten fünf Bataillone einen Vorstoß gegen Rouen, warfen die Franzosen zurück und stürmten das Schloß Robert le Diable, wobei sie etwa 100 Gefangene machten. Am 3. Januar 1871 schlug eine preußische Division den überlegenen Feind noch einmal nordwärts von Albert bis Bapeaume mit großem eigenen Verlust und machten viele Gefangene. General Faidherbe zog sich auf Arras und Douay zurück, behauptete aber öffentlich in einem Tagesbefehl, er habe gesiegt und gehe nur zurück, um Munition und Proviant zu ergänzen. Mit derselben Ausrede hatte sich Bazaine siegreich nach Metz zurückgezogen. Gleichzeitig überfiel General Bentheim am 3. Januar die Franzosen in Moulinaux Lalont auf dem linken Ufer der Seine und machte viele Gefangene. Die Zahl der Gefangenen, die in diesen Gefechten gemacht wurden, schlug man im Ganzen zu 4000 an, nach andern sollen es gar 10,000 gewesen seyn. Ein Tagesbefehl des General Farre im Namen des Obergenerals befahl, die vielen flüchtigen Mobilen zu verhaften und durch Gensdarmerie nach Dünkirchen zu bringen.

Inzwischen fielen auch mehrere kleine Festungen des nördlichen Frankreich an der belgischen Grenze. Am 6. Januar wurde Rocroy durch einen Handstreich genommen. Die Preußen hatten unbemerkt Kanonen vor die Festung gebracht und beim Einschlagen der ersten

Bombe liefen die erschrockenen Mobilen davon. Nun folgte Schuß auf Schuß, die Stadt brannte und das Feuer kam dem Pulverthurm so nahe, daß die schwache Besatzung schnell capitulirte. Sie zählte etwa nur 300 Mann. Am 10. Januar nahm man auch Peronne und machte hier 3000 Gefangene. Sofern der Krieg sich so nahe an die Grenze zog, über welche die französische Nordarmee vielleicht hinübergedrängt werden konnte, stellte die belgische Regierung alsbald 60,000 Mann an der Grenze auf.

Mittlerweile wurde General v. Manteuffel zum Obercommando der Ostarmee abberufen und an seiner Stelle erhielt der tapfere General v. Göben den Oberbefehl über die bisher von Jenem commandirte deutsche Nordarmee.

Obgleich immer geschlagen, griff doch Faidherbe immer von neuem an. Das wäre ihm kaum möglich gewesen, wenn er nicht von den nahen Seeplätzen aus durch angeblich 12,000 Matrosen und Seesoldaten unter Marineoffizieren verstärkt worden wäre. Die Moblots hätten nichts ausrichten können. Wie im Westen, so hielten sie auch hier im Norden den Deutschen nicht Stand. Der Maire von Bapeaume ließ nach dem Abzug der französischen Truppen in der Nähe der Stadt noch eine große Menge Waffen aufsammeln, welche sie weggeworfen hatten. Faidherbe erwies sich also immerhin als ein kühner General, wenn er mit so rohen Haufen und verhältnißmäßig nur wenigen Kerntruppen doch immer wieder die Offensive ergriff. Vielleicht machte ihm der Abgang Manteuffels Muth. Er rückte wieder gegen Amiens vor, seine Moblots aber ermüdeten auf dem angestrengten Marsche, durch die vom Thauwetter aufgeweichten Felder. Da Faidherbe die Stellung Göbens zwischen Peronne und Amiens zu stark fand, wich er nach St. Quentin aus, wurde aber am 18. Januar von Göben's Vorhut schon gepackt und am 19. nach einem siebenstündigen heftigen Kampfe in wilde Flucht geschlagen, St. Quentin erstürmt. Die preußische Reiterei verfolgte die Fliehenden und die Zahl der Ge-

fangenen stieg an diesem Tage wieder auf 9000 unverwundete und 2000 verwundete, zum Beweise, wie sehr das Massenaufgebot der Moblots das Kämpfen satt hatte. Sie kamen zu Cambray im traurigsten Zustande an, viele barfuß und in Lumpen. Man hatte ihnen Schuhwerk mit Sohlen von Pappendeckel geliefert, worüber später noch eine Untersuchung geführt und der Schuldige, der Schuhfabrikant Caspar, zur Verantwortung gezogen wurde.

Ein Augenzeuge schrieb: Der ganze Weg war mit Soldaten, besonders mit Mobilen und Mobilisirten, bedeckt. Ein dichter, fetter Schmutz bedeckte denselben; einer jener feinen, eiskalten Regen fiel ohne Aufhören. Tausende von jungen Leuten schleppten sich mühsam fort. Keiner sprach mehr ein Wort. Sie hatten nicht die Kraft dazu. Von Zeit zu Zeit erhoben sie den Kopf und warfen einen verzweifelten Blick auf die Stadt. Unter ihnen kein Offizier, keine Stimme, die sie ermuthigt hätte. Von Zeit zu Zeit sah man einige, unfähig noch länger zu marschiren, zu Boden sinken und sich in den Schmutz niederlegen. Viele derselben waren der Art mit Schmutz bedeckt, daß sie jede menschliche Form verloren hatten. Die einen waren barfuß, andere in Holzschuhen, andere trugen einen Holzschuh und einen ledernen Schuh. Die Klagen über die Schuhe sind allgemein; es sind Schuhe aus Pappendeckel — so heißt es — die man uns gegeben, nach fünf Tagen zerfallen sie in Stücke.

Man sagte von Gambetta, er brächte jedem Heere Unglück, zu dem er käme, und das war wirklich bisher immer der Fall gewesen. Doch glaubte er, allgegenwärtig seyn zu müssen, um überall die Besiegten zu trösten und ihnen neuen Muth zu machen. Es scheint gleich unbegreiflich, daß er nach so vielen Erfahrungen immer noch auf Sieg hoffte, und daß das Volk sich immer von neuem von ihm aufwiegeln ließ. Doch erklärt sich das Eine daraus, daß er vielleicht nur mephistophelischen Hohn mit den armen Franzosen trieb, und das Andere aus der Dummheit der Massen, die sich von

ihm imponiren und auch wider Willen in den sichern Tod treiben ließen. Chanzy rief ihn nach seiner schrecklichen Niederlage bei Le Mans zu sich und er kam auch, um aller Welt zu verkünden, Chanzy habe gesiegt. Dann eilte er zu der Nordarmee und machte es hier ebenso. Faidherbe mußte in einem Tagesbefehl die treffliche Haltung seiner Truppen rühmen, nachdem sie eben barfuß, in Lumpen und verhungert nach Cambray und Lille geflohen waren.

Gambetta hielt zu Lille eine Rede voll Ruhmredigkeit und Zuversicht: „Die Republik hat sich mit der Sache des Vaterlandes vollständig solidarisch gemacht. Wenn sie unterliegen würde, so würde es nicht an Reactionären fehlen, um die Verantwortlichkeit zu tadeln, welche sie auf sich genommen. Man muß also das Land retten. Man muß auch die unglückliche Bevölkerung retten, die ihr Vertrauen in sie gesetzt. Erinnern wir uns daran, daß 15,000 Elsäßer ihre überfallenen Provinzen verlassen haben, um sich nach Lyon zu begeben und sich den Landesvertheidigern anzuschließen; wir können sie nicht verlassen, denn sie sind die Repräsentanten derer, welche die Beute des Feindes geblieben sind. Heute würde der Friede die Verstümmelung des Vaterlandes seyn. Es steht Niemandem zu, einen einzigen Zoll des französischen Territoriums abzutreten. Wegen des Glückes unserer überfallenen Bevölkerungen, wegen der Ehre derer, die bis jetzt dem Einfalle entgangen sind, können wir kein Stück Erde, keine Fraction der Bevölkerung abtreten. Frankreich ist der Vertheidigung bis auf den letzten Mann verfallen, sonst ist es auf immer vernichtet. Während 20 Jahren hat Bonaparte unsere Armeen vorbereitet; er hat für dieses gottlose Werk mehr als 20 Milliarden vergeudet, und doch verschwanden er und seine Armeen nach 14tägigem Kampfe. Seit vier Monaten steht fast das sich selbst überlassene Frankreich vor formidablen Armeen, ohne eine Milliarde verausgabt zu haben, und sein Widerstand hat die ganze Nation entzündet, — der Feind ist besiegt.

Denn Deutschland entvölkert sich. Seine ganze Bevölkerung ist unter den Waffen. Bei ihnen ist der Gedanke abgestorben, der Handel ist null, der Ruin ist überall. (Wie plump gelogen!) Bei uns ist das Leben der Gesellschaft nur behindert, aber es ist nicht abgestorben, und wenn wir, stark durch unser Recht und unser Gewissen, widerstehen, so kann Alles gerettet werden. Wenn die Preußen in drei Monaten noch auf unseren Territorien sind, so sind sie verloren. Durch alle möglichen Opfer müssen wir sie dort festhalten, um sie sicherer zu verderben."

Am 17. Januar begannen die Preußen das Bombardement der Festung Longwy, deren Commandant, Oberst Massaroly eine Noblesse zeigte, wie sie in diesem Kriege bei französischen Offizieren nur selten vorkam. Er lieferte nämlich 51 gefangene Preußen auf die loyalste Weise aus, wofür man ihm eine gleiche Zahl französische Gefangene zurückzugeben versprach. Uebrigens wurde Longwy nach einer neuntägigen Beschießung von General Krenski am 25. Januar zur Capitulation gezwungen. Man fand hier 200 Geschütze und machte 9000 Gefangene. An demselben Tage wurden zwei belgische Soldaten auf belgischem Gebiet bei Tournay von französischen Franctireurs erschossen, was die Belgier sehr erzürnte.

Im Anfang des Januar waren in Brest wieder 120,000 Gewehre aus England zur Bewaffnung neuer französischer Aushebungen angelangt. Man bemerkte aber bei den Moblots sowohl im Norden als im Westen, keine Lust, statt der auf der Flucht weggeworfenen Gewehre wieder neue in die Hand zu nehmen. Trotz aller Prahlereien und des Beifalls, den ihm ein republikanischer Pöbelhaufe schenkte, konnte Gambetta in Lille die verzagte Bevölkerung nicht mehr aufrichten und entfernte sich nach Calais, um an andern Punkten an der Nordküste Frankreichs noch Streitmassen aufzutreiben. Indessen setzte er noch eine große Hoffnung auf die Vereinigung Bourbakis mit Garibaldi im Osten Frankreichs.

Fünftes Buch.

Niederlage der französischen Ostarmee.

Noch weniger wie die Nordarmee vermochte die Ostarmee, die auch Armee der Vogesen genannt wurde, unter Garibaldi auszurichten. Ihm gegenüber stand die badische Division unter General Werder, die wir in Dijon verlassen haben. Sie war bis zu diesem Punkte vorgerückt, um die Verbindung mit Paris und zugleich mit dem Prinzen Friedrich Karl zu erhalten, durfte sich aber nicht weiter westwärts entfernen, damit nicht etwa Garibaldi's Schaaren zum Oberrhein durchbrechen könnten. Daß die Franzosen wirklich dahin trachteten, wurde oft wiederholt. Aber Straßburg fiel, Schlettstadt und Neubreisach fielen und kein Entsatz zeigte sich, hier so wenig, wie vor Metz. Garibaldi war als Italiener den französischen Generalen, als fanatischer Feind des Papstes dem katholischen Landvolk in Frankreich zuwider.

Erst spät im November wagte Garibaldi nach Dijon gegen Werder vorzugehen, der unterdeß die erübrigten Belagerungstruppen von Schlettstadt und Neubreisach an sich gezogen hatte. Auf dem Vormarsch gelang es seinem Sohne Ricciotti am 23. November in Chatillon 800 preußische Landwehrmänner bei Nacht im Schlafe zu überfallen. Sie selbst waren durch ihre Unvorsichtigkeit an ihrem Unglück schuld, denn sie hätten sich vor den verrätherischen Ein-

wohnern besser vorsehen können. Mehr als hundert von ihnen, darunter zwei Obersten und zwei Majore wurden in den Betten oder halb angekleidet auf der Straße getödtet, 11 Offiziere und 167 Mann gefangen. Die Uebrigen retteten sich. Drei Tage später hoffte der alte Garibaldi das Hauptquartier des General Werder in Dijon eben so glücklich zu überraschen, wurde aber bei Pasques unfern von Dijon derb empfangen. Es war schon Nacht, aber die Badener waren wachsam. Die Karlsruher Zeitung berichtet: „In der Dunkelheit gab Garibaldi Befehl zum Ueberfall unserer Stellung bei Talant mit allen Kräften. Augenscheinlich hoffte er auf diese Weise, in der Nacht noch in die Stadt zu gelangen, dort ähnlich wie in Chatillon einen Straßenkampf zu organisiren und uns so zu delogiren. In geschlossenen Massen brach somit der Gegner um ³/₄7 Uhr vor. Diesem Anpralle ausweichend, repliirten sich unsere äußersten Posten und Feldwachen auf das Gros. Unter dem grell aufflackernden Licht des Schnellfeuers sah man nun die Elite Garibaldi's in ihren bei dieser Beleuchtung unheimlich rothen Uniformen avanciren. Allein nur kurz war die Ueberraschung. Schon hatte das unmittelbar bei Daix stehende Bataillon Ungar vom 3. Regiment die Gefahr erkannt. Den Helden von Etival war das Commando ‚vorwärts‘ noch frisch im Gedächtniß; dem Feinde mit Hurrah entgegen, aufmarschiren, die Vorposten in sich aufnehmen, und einen glühenden Kugelregen dem Angreifer entgegensenden, war das Ergebniß weniger Minuten. Zwei zähe Gegner standen einander gegenüber; jeder aufblitzende Schuß beleuchtete ein kampfbegieriges, trotziges Gesicht; hüben und trüben galt es Stehen oder Fallen — kein Weichen. Dort aufregende italienische und französische Rufe, hier das ruhige deutsche Commandowort; dort der alt gewordene, kriegsgewohnte Condottiere, hier der junge deutsche Soldat, seiner Kraft durch eine Kette von Siegen sich selbst bewußt. Dreimal rückten die Garibaldianer, Arm an Arm, und unter dem Singen der Marseillaise mit anerkennenswerther Bravour vor, erst auf

50 Schritte gaben sodann die Unseren ihr Feuer auf Commando ihrer Offiziere ab — es war vernichtend. Dieses Nachtgefecht war ein Prüfstein für die Disciplin unserer Soldaten; sie haben die Probe wacker bestanden. Nach dem dritten Angriff, etwa um ½8 Uhr, löste der Feind sich endlich in wilder Flucht auf, das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt lassend. Unser Verlust belief sich auf 43 Mann und 5 Offiziere." Aus Unmuth über seine Niederlage kam der alte Garibaldi nicht wieder, nur sein Sohn Menotti deckte am Morgen noch durch ein kleines Gefecht die Flucht der Uebrigen.

Bipponi, ein italienischer Journalist im Lager Garibaldis, schrieb: In den Gefechten in der Nähe von Dijon seyen die französischen Mobilgarden von einer panischen Furcht befallen worden und in der feigsten Art davon gelaufen. Um ihrer Flucht Einhalt zu thun, stieg Garibaldi von seinem Wagen und fing an, die Marseillaise zu singen, aber es half ihm nichts, der Rückzug mußte angetreten werden. Signor Podio schreibt aus Autun, die Mobilgarde sey bei den ersten Schüssen der Deutschen in einem unbeschreiblichen Schrecken davongelaufen, und als die Garibaldianer sie zurückhalten wollten, schossen sie ihre Musketen auf dieselben ab und brauchten ihre Bajonette gegen ihre italienischen Kameraden. Das sey aber noch nicht Alles gewesen. Der arme Menotti Garibaldi sey von ihnen beschimpft und von seinem Pferde gerissen und auf den Erdboden geworfen worden; einige hätten selbst mit ihren Gewehren auf ihn gezielt. Er sey wie durch ein Wunder, durch das Einschreiten seines Stabes gerettet worden, der ihn den Händen dieser Schurken entrissen habe.

Werder ließ den Feind bis nach Autun verfolgen, aber nicht weiter, denn er mußte seine Truppen beisammen halten. Keller griff Autun am 1. Dezember an, fand aber die Stadt zu fest und zog sich wieder zurück. Auf dem Rückweg bei Chateauneuf war ihm in einem Waldthale ein Hinterhalt gelegt, die Badener aber nahmen die Höhen mit Sturm und schlugen den Feind in wilde

Flucht, „eine der brillantesten Leistungen unserer Truppen in diesem Feldzuge."

Nach dem Bericht eines badischen Offiziers in der Weserzeitung schlugen sich die fanatisirten Fremden in Garibaldi's Heer besser als die Franzosen. „Unsere badischen Truppen haben ihr Theil geschafft. Hunderte von Garibaldianern, Spaniern, Polen, Nizzarden und Franzosen lagen mit eingeschlagenen Schädeln auf dem Schlachtfelde." Dagegen schrieb der Italiener Bipponi in der Florentiner Riforma: „Die Tetes der Colonnen stürzen unverzagt auf die dunkeln Massen der Stadt, ein furchtbares Gewehrfeuer empfängt sie. Sie marschiren dennoch vorwärts. Aber die Mobilgarde kann im Kugelregen nicht stehen. Die Feiglinge werfen sich in die Gräben oder fliehen wie erschreckte Schafe. Garibaldi, immer erhaben, versucht es die Flüchtlinge aufzuhalten und steigt aus dem Wagen, der von Offizieren gezogen wird, da die Pferde nach einem zwölfstündigen Trott auf dem Schlachtfelde nicht mehr aushalten wollten. Er stimmt die Marseillaise an und tausend Stimmen fallen begeistert ein. Aber Flucht der Feiglinge nöthigt gebieterisch zur Retirade, wie schmerzlich uns dieselbe auch fallen mochte, obgleich wir nicht vom Feinde belästigt wurden, der 24,000 Mann stark, von einer solchen Furcht beherrscht zu seyn schien, daß er es nicht wagte, aus seinen festen Stellungen herauszutreten. (!) Wir gewannen die Straße von Lantenay, indem wir der Mobilgarde fluchten, die von unfähigen und feigen Offizieren schlecht geführt, dem Feuer nicht widerstand und uns so die Affaire des Tages nicht so ruhmvoll zu Ende führen ließ, wie sie begonnen hatte. Menotti zeigte sich des Namens werth, den er trägt, und das ist meines Erachtens das schönste Lob, das man einem Soldaten ertheilen kann. Ricciotti, Canzio, Tironi, Gariazzo und fast alle unsere italienischen Soldaten und Offiziere hielten sich überaus tapfer. Aber lieber Himmel., was vermögen auch wenige Offiziere mit dem bischen Mannschaft an der Spitze der eingeschüchterten Landleute.

Nach 16stündigem Marsch und Kampf kamen wir ausgehungert und müde nach Lantenay, wohin wir auch unsere Verwundeten mitgeschleppt hatten. Die Mannschaft war über und über mit Koth bedeckt, kaum mehr zu erkennen. Und mit diesen Truppen, in diesem erbarmungswürdigen Zustande hatten wir um 10 Uhr Morgens einen neuen Kampf mit dem Feinde zu bestehen, der uns frisch und in dichten Massen mit einer zahlreichen Artillerie zu umgehen suchte. Vergeblich suchen wir nach unserer Feldbatterie; der feige französische Offizier, der sie commandirte, hatte sich in dunkler Nacht damit auf der Straße von Soberman aus dem Staube gemacht und diesem Beispiele wurde von ganzen Bataillonen der Mobilgarden pünktlich nachgeahmt. Vergeblich suchten wir diese zurückzuhalten und wieder zu sammeln; sie machen unser Bemühen zu Schanden, indem sie auf uns schießen. Menotti wirft sich mit dem Reste der Legion Ravelli, die aus Freischützen bestand und immer ihre Schuldigkeit that, auf das Dorf Pasques. Aber der Kampf ist ungleich und er muß sich auf dem mit Leichen besäeten Wege zurückziehen. Der Befehl zum Rückzug ist gegeben. Der General war der letzte, der das Schlachtfeld verließ. Die italienische Legion und die Freischützen des Ricciotti, die früher beim Kampfe immer die ersten waren, sind nun die letzten beim Rückzug." In diesem Bericht verräth sich etwas zu stark die italienische Eitelkeit. Werder verblieb, nachdem er Garibaldi's Truppen zurückgeworfen hatte, in Dijon und wurde durch die Division Schmeling, die sich im obern Elsaß gebildet hatte, verstärkt. Zwei Brigaden dieser Division warfen die Vorhut des Feindes unter Cremer am 18. Dezember bei Nuits nach einem fünfstündigen heftigen Kampf und verfolgten ihn am andern Tage. Der badische Bericht lautete: „Bravour unserer Truppen ausgezeichnet, diesseitiger Verlust leider bedeutend; 13 Offiziere todt, 29 verwundet, darunter General Glümer. Prinz Wilhelm leicht, etwa 700 Mann todt und verwundet. Der Feind verlor viele Offiziere, über 1000 Mann,

16 Offiziere, 700 unverwundete Gefangene, großes Gewehrmunitiondepot, 4 Lafetten, 3 Munitionswagen, zahlreiche Waffen erbeutet.“ Glümer war von der Tapferkeit der Truppen so entzückt, daß er in seinem Tagsbefehl sagte: Ich fühle mich jetzt doppelt glücklich, an ihre Spitze gestellt zu seyn.

Die Besiegten bildeten den Vortrab der Hauptarmee Garibaldis. Dieser, dem man anfangs so viel zugetraut hatte, wurde merkwürdig vernachlässigt, denn die meisten Truppen, die sich von Süden her in Lyon sammelten, mußten auf Gambetta's Befehl zur Loirearmee stoßen und diese verstärken. Die Commune von Lyon beschwerte sich hierüber in einer Adresse an die Regierung: Wenn das Rhone-Departement, außer seinem Contingent für die regelmäßige Armee und die Mobilgarde, 10,000 Freiwillige geliefert, zwei Marschlegionen mobilisirt und die Mobilisation von vier anderen organisirt; wenn Lyon 12 Millionen für Waffen, Vorräthe und Festungswerke verausgabt hat, hat es dann nicht das Recht, zu fragen, für welchen Theil der Rest von Frankreich zur Nationalvertheidigung beitragen wird? Diese großen Contingente, diese enormen Summen, wir haben sie mit Entschlossenheit votirt und sind bereit, uns noch schwerere Opfer aufzuerlegen. Aber wofür? — Nun folgt eine bittere Klage darüber, daß an andern Orten überall im Süden viel zu wenig für die Nationalvertheidigung geschehe und das eigentliche Massenaufgebot gar nicht zustande komme. Und daran seyen die von der Regierung angestellten Beamten schuld, die bloße Stellenjäger und unfähig seyen. Gambetta erlasse Proklamationen und Dekrete in Menge, aber damit sey es nicht gethan, die Beamten der Republik müßten tüchtiger seyn. — In Lyon selbst machten sich die Rothen den Abmarsch der Truppen nach dem Kriegsschauplatz zu nutze und wollten ihre rothe Fahne an Stelle der Tricolore aufpflanzen. Es kam zu blutigen Auftritten und sie mißhandelten einen Marineoffizier, der ihre Fahne herunterriß. Inzwischen wurde an der Befestigung Lyons fortgefahren und

nach der Niederlage der Loirearmee begab sich Gambetta selbst auf kurze Zeit nach Lyon, um hier einen neuen Widerstand zu concentriren, wenn er im Westen Frankreichs gänzlich mißlinge, oder um andernfalls neue Verstärkungen von hier nach dem Westen zu dirigiren.

Ueber Lyon kamen auch meist die polnischen, czechischen, neugriechischen und rumänischen Abenteurer, theils von der Schweiz, theils vom mittelländischen Meere her. Hier organisirte sich die polnische Legion unter Dombrowski, an welche der Staatsprokurator Andrieux eine pomphafte Rede hielt: „Wenn die Barbaren vom heiligen Boden Frankreichs vertrieben sind, dann werden wir den unterdrückten Nationen, die sich heute um das Banner Frankreichs schaaren, die Hand reichen und ihnen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit behilflich seyn. Vor Allem heißen wir Euch, Polen, in unserem Lande willkommen! Euer uns längst befreundetes Nationalbanner erhebt sich ruhmvoll neben dem unsrigen, und nie kann und wird Frankreich vergessen, daß es an Polen eine Blutschuld abzuzahlen hat." Im Dezember bildete Valentineaud, Herausgeber eines demokratischen Blatts, eine kleine Schaar von Rumänen und führte sie zu Garibaldi. Damals kamen auch zwanzig neue arabische Reiter aus Algerien in Lyon an. Gambetta hatte sie bestellt und es sollten ihnen noch viel mehr nachfolgen, denn er hoffte, doppelt dabei zu gewinnen, wenn er sie im Kampf gegen die Deutschen brauchte und zugleich Algerien von diesem gefährlichen Element säuberte. Sie waren in kleine Schaaren oder Gums eingetheilt. Man schrieb von ihnen in der Independance Algerienne: Ihr nächster Zweck wäre, die Ulanen zu vernichten oder wenigstens durch einiges Kopfabschneiden einzuschüchtern. In zwei oder drei Gruppen, denen man einige deutsch redende Offiziere und Unteroffiziere beigebe, werden sie sich in das Herzogthum Baden werfen, wo sie zur Aufgabe haben, den Deutschen das Uebel, das sie uns anthun, zurückzugeben, d. h. alle Dörfer zu verbrennen und alle Wälder anzuzünden; eine Kleinigkeit jetzt, wo das trockene Laub den

Boden bedeckt. Der Schwarzwald wird in Brand gesetzt werden und Nachts das Rheinthal erleuchten; darnach werden die Gums ihn umgehen und nach Württemberg kommen, wo sie Alles verwüsten. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird sicherlich deren Abfall herbeiführen. Die Gums tragen nichts als Patronen bei sich. Ueberall finden sie Lebensmittel; sie verbrennen die Städte und Dörfer erst dann, wenn sie sich auf einige Tage mit dem Nothwendigen versehen haben. Fort mit dem Erbarmen! Fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! Keine Gnade für die modernen Vandalen, welche an Ruchlosigkeit die Hunnen und alle Barbaren des Mittelalters übertreffen, die die Wälder Germaniens seit 1400 Jahren über uns ausgespieen haben. Nur ein Einfall in Deutschland kann die Aufhebung der Belagerung von Paris rasch herbeiführen. Man träumte also immer noch von einer Diversion im Rücken der deutschen Armee.

Als die Nachricht von der Niederlage bei Nuits in Lyon anlangte, wagten die Rothen wieder eine Demonstration. Es bildete sich ein Revolutionscomité, welches eine Anzahl schwarzgekleideter Frauen mit einer rothen Fahne zu Arnaud, dem Commandanten der Nationalgarde schickte und von ihm verlangte, die Nationalgarde solle gegen den Feind marschiren und voran die Pfaffen und Aristokraten. Als er sich weigerte, packten ihn die Weiber und rissen ihn fort, während bewaffneter Pöbel ihn zu erschießen drohte. Er zog einen Revolver und erhielt darauf einen Bajonetstich in die Stirne; er erwiderte den Stoß mit zwei Schüssen, die in die Luft gingen. Jetzt hieß es: „Er hat auf das Volk geschossen; erschießt ihn.“ Dieses Urtheil wurde von den Meuterern standrechtlich vollzogen, obgleich nicht 30 Schritte weit Linienmilitär einkasernirt und Nationalgarde postirt war. Arnaud hatte noch das Unglück, schlecht getroffen zu werden, so daß ihm ein 16jähriger Gamin den Gnadenstoß gab. Gambetta war in Lyon anwesend und ging mit bei dem Begräbniß des armen Arnaud, traf aber keine Maßregeln gegen die Rothen,

um Bürgerkrieg in der Stadt zu vermeiden. Nur auf die Mörder wurde gefahndet. Arnaud's Frau wurde vor Schrecken wahnsinnig, die Stadt Lyon aber adoptirte seine drei Kinder. Gambetta benutzte den ganzen Vorfall, um auszusprengen, jene schwarz gekleideten Weiber und Mörder seyen von den Preußen bezahlt gewesen, um das Verbrechen zu begehen.

Garibaldi kam nicht vorwärts. Die Truppen von Lyon waren zur Loirearmee abgezogen. Trotz aller seiner Prahlerei waren seine Freischaaren unfähig, einen Sieg zu erfechten. Die Franzosen wollten unter dem Italiener nicht dienen und die Italiener selbst waren nicht einig. Ein Oberst Frappolli nahm förmlich Partei gegen ihn und bildete eine italienische Legion auf eigene Faust. Die Mehrheit seiner Landsleute konnte ihm nicht verzeihen, daß er die schöne Gelegenheit versäumt habe, Nizza und Savoyen von Frankreich loszureißen. Der Hochmuth, mit dem die Franzosen auf Garibaldi herabsahen, mußte begreiflicherweise den italienischen Nationalstolz provociren und die Nizzaner ärgerten sich bitterlich, von dem berühmten Garibaldi, von dem sie so viel gehofft hatten, um der undankbaren Franzosen willen verlassen worden zu seyn. Man schrieb damals: Die Bewegung in der Grafschaft Nizza, welche den Zweck hat, sich von Frankreich loszusagen und sich Italien wieder anzuschließen, dauert fort. Mehrere Comités bestehen. Dieselben stehen mit italienischen, namentlich Genueser Comités in Verbindung und verhindern den Abgang der mobilisirten Nationalgarde zur Armee. Die Nationalgarde folgt auch dem Gebot derselben und weigert sich, Nizza zu verlassen.

Nach Gambetta's Plane sollte nun Bourbaki, der mit seinem Theil der bisherigen Loirearmee, dem Prinzen Friedrich Karl bis nach Nevers ausgewichen war, ostwärts vorgehen, mit der unter General Bresolles in Lyon gesammelten Armee und mit Garibaldi's Truppen sich vereinigen, um Belfort zu entsetzen, die schwachen Corps von Werder in Dijon und Treskow vor Belfort überwälti-

gen und die Verbindungslinie der deutschen Heere durchbrechen, der deutschen Cernirungsarmee vor Paris in den Rücken fallen. Gambetta ließ aussprengen, die französische Ostarmee sey bis zur Stärke von 300,000 Mann angewachsen. Im Schweizer ‚Bund' wurde sie nur halb so hoch geschätzt. Immerhin aber hätten Werder und Treskow ihrer Uebermacht erliegen müssen, wenn ihnen nicht schleunigst Verstärkungen nachgeschickt worden wären, und zwar das Corps von Zastrow, welches Mezières erobert hatte, nebst andern beträchtlichen Truppentheilen. Auch sollte General Manteuffel seine siegreiche Armee im Norden Frankreichs dem General Göben überlassen und schnell das Commando im Süden der Vogesen übernehmen. Welche Hoffnungen Gambetta hegte, geht aus folgender Mahnung hervor: „Möge die Armee von Lyon, möge die Südarmee, statt unthätig zu bleiben, also Ordre erhalten, sich nach den Vogesen zu wenden. Kaum auf diesem Punkte angelangt, würde man die Preußen besorgt werden und schnell die Normandie, die Beauce, die Picardie und alle jene reichen Provinzen aufgeben sehen, welche jetzt von ihnen ausgesaugt werden, und sie werden sich zurück nach dem Osten wenden. Sobald aber dieser gezwungene Rückzug erfolgte, würde General Trochu die preußischen Linien durchbrechen und Paris wäre deblokirt. Im Osten liegt die Rettung und nicht in den Vertheidigungsmitteln, welche am äußersten Ende organisirt werden, wo Cherbourg liegt. Frankreich muß aus dieser Defensive heraustreten, die seinem Temperamente und Charakter so wenig gemäß ist; es verlasse sich auf die Geschicklichkeit seiner Generale, auf die Hingebung Aller, kurz, es wage die letzte Anstrengung, welche Corneille ‚eine schöne Verzweiflung' nennt."

Die Generale Werder und Treskow operirten mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit und Ausdauer gegenüber der französischen Uebermacht, ehe noch die Verstärkungen bei ihnen anlangen konnten. So wie man Gewißheit erhielt, daß Bourbaki ostwärts marschire, vereinigte sich einerseits, jenseits der Loire, Prinz Friedrich

Karl augenblicklich mit dem Großherzog von Mecklenburg, um über Chanzy bei Le Mans herzufallen, während andererseits Werder rechtzeitig Dijon verließ, um zu Treskow zu stoßen. Er zog sich am 28. Dezember von Dijon nach Vesoul zurück. Die Deutschen hatten sich in Dijon wohlbefunden. Im Progres du Saone las man: „Die Preußen hatten bei ihrem Einzug in die Stadt (30. Okt.) die Summe von 500,000 Franken zur Garantie für die getreue Ausführung des Uebereinkommens in Betreff der Uebergabe der Stadt verlangt. Davon wurden der Stadt 200,000 Franken auf die dringliche Vorstellung des Maires zurückgegeben, welcher eine lebhafte Schilderung des Elendes der Arbeiterklasse gemacht hatte. Diese Summe verwendete man zur Errichtung von Gemeindeholzplätzen. Der Rest von 300,000 Franken wurde von der preußischen Verwaltung in dem Augenblick zurückerstattet, als sie die Stadt verließ, wie man sagt, mit einem Schreiben des Generals v. Werder, worin der Patriotismus der Bevölkerung von Dijon anerkannt und höchlich gelobt wird."

Kaum war Werder aus Dijon abgezogen, als Garibaldi, der bisher immer geschlagen worden war, sich beeilte, einen lächerlichen Triumpheinzug in der verlassenen Stadt zu halten. Seine Avantgarde bildete eine Schaar von Amazonen. Man schrieb von ihnen: Lauter Offizierinnen, möglichst warm gekleidet und bunt herausgeputzt; einige allerdings durch das Genfer Kreuz gedeckt, aber die Mehrzahl entschlossen zu siegen oder zu fallen, oder beides. Auch die männlichen Garibaldianer liebten übrigens, sich elegant herauszuputzen und erregten dadurch den Neid der Moblots der Saone und Loire, die in ihren zerlumpten Sommerkleidern ein wahres Bild des Jammers sind.

In diesen Tagen wurde auch Treskow vor Belfort vom Feinde belästigt. Nachdem er schon mehrere Ausfälle aus Belfort siegreich zurückgeschlagen hatte, wurde er am 1. Januar von dem sog. Corps der Rächer aus Lyon angegriffen, schlug sie aber bei Croix

mit blutigen Köpfen zurück. Zweihundert von ihnen flohen über die nahe Schweizer Grenze, wo man sie entwaffnete. Diese „Rächer“ hatten gar nicht gefochten, sondern waren blos davon gelaufen, weil, wie es hieß, ihr Chef, der Pole Malisky mit der Kasse der Freischaaren flüchtig geworden war. Am 7. Januar wurden die Franzosen abermals bei Danjoutin, südlich von Belfort, geschlagen und verloren 700 Gefangene. Am 8. schlug Oberst Dannenberg die Garibaldianer nochmals bei Montbard.

Unterdeß kam Bourbaki mit beträchtlichen Streitkräften von Westen her und sollte, mit Garibaldi vereinigt, große Dinge ausrichten. Wie es scheint, hatte es Gambetta nicht mehr auf einen direkten Entsatz von Paris durch die Ostarmee abgesehen, hoffte aber, diese Armee werde den deutschen Armeen, die vor Paris und in den Provinzen operirten, eine furchtbare Diversion im Rücken machen, wo möglich an den Oberrhein vordringen und in ganz Deutschland Schrecken verbreiten. Man las damals in Gambetta's Amtsblatt: „Wenn Bourbaki bei Vesoul durchdringt, so entsetzt er Belfort und kann dann nach Paris oder über die Baseler Rheinbrücke nach Süddeutschland sich wenden, denn wir haben nicht mehr die Verpflichtung, die Neutralität von Belgien oder der Schweiz zu achten, seitdem Europa gestattete, daß Preußen diejenige von Luxemburg verletze.“ Oeffentliche Blätter, auch in Deutschland behaupteten: „Bourbaki schmeichelte sich und den Franzosen mit der Hoffnung, er werde nach der Entsetzung von Belfort mit großer Macht in Baden und Württemberg einfallen und so den Krieg nach Deutschland hinüberspielen. Die Hunderttausende französischer Gefangener in Deutschland scheinen um diesen Plan gewußt und sich gleichfalls auf's Losschlagen bereitet zu haben, denn gleichzeitig gährte es in Ludwigsburg und andern Orten unter ihnen, so daß strenge Maßregeln nothwendig wurden. Wäre es den Franzosen geglückt, hätten sie auch nur einigen Erfolg gehabt, so war unsere Lage eine bedrohliche.“ — Auch im Schweizer Handelscourier wurde frecher

Weise verlangt, die Schweizer sollten mit 100,000 Mann in Deutschland einfallen, die französischen Gefangenen befreien und mit Bourbaki cooperiren. Die Weserzeitung schrieb diesen Artikel dem berühmten Freischärler Ochsenbein zu, der im Sonderbundskriege die Schweizer tyrannisirte und von dem es hieß, er wolle jetzt General in der französischen Armee werden.

General Werder hatte sich vor der Uebermacht Bourbakis von Dijon bereits nach Vesoul zurückgezogen. Bourbaki folgte ihm dahin, machte aber nur einen Scheinangriff, um ihn zu täuschen und auf die Seite zu drängen, während er selbst schnell Belfort entsetzen wollte. Werder aber merkte das zur rechten Zeit und kam ihm in Eilmärschen zuvor. Ueber die nun beginnenden höchst interessanten Märsche und Kämpfe mitten im Winter in den verschneiten Vogesen enthielten die Hamburger Nachrichten folgenden nähern Bericht: „Am 31. Dezember war die Concentrirung des ganzen Corps um Vesoul vollendet, auch das aus den preußischen Truppen des Corps bestehende Detachement v. d. Goltz stieß wieder zu uns, nachdem dasselbe vorläufig die Cernirung von Langres aufgegeben hatte. Die Truppen dieses Detachements durften sich nicht geringerer Anstrengungen rühmen, als die Badener, sie hatten auch mehrere Tage hinter einander 6 bis 7 Meilen per Tag gemacht, die Tornister mußten wegen dieser gewaltigen Anforderungen an die Marschfähigkeit gefahren werden. In Vesoul wurde unseren Truppen nach den furchtbaren Gewaltmärschen die wohlverdiente Ruhe leider nicht zu Theil. Der Feind regte sich auf allen Seiten, seine Nähe erforderte den anstrengendsten Vorposten- und Recognoscirungsdienst. Da verging vom 1. zum 4. Januar kein Tag, kaum eine Nacht, wo nicht der dumpfe Ton der Alarmtrommel durch die Straßen der Stadt rasselte. Von Dijon und Besançon her waren drei feindliche Corps gegen uns im Anmarsche, nämlich das 18. und 20. unter Bourbaki in Verbindung mit dem neu organisirten und verstärkten Corps des Generals Cremer. In Folge des An-

dringens dieser uns weit überlegenen Streitkräfte, die wohl 80,000 bis 90,000 Mann betragen mochten, concentrirte sich das 14. Corps noch enger wie bisher um Vesoul und nahm am Morgen des 6., in Erwartung einer größeren Schlacht, eine günstige Defensivstellung ein, deren Centrum das stark verbarrikadirte Vesoul bildete. Der Feind hatte andere Absichten, er unterließ den fast ersehnten Angriff auf unsere Stellung, der uns vielleicht, wenn er siegreich zurückgewiesen wurde, Luft und Ruhe verschafft hätte. Am 7. und 8. schien es, als wolle sich der Feind von Port-sur-Saône auf Gray zurückziehen. Am 8. Abends wurden daher die Dispositionen ausgegeben, auf dem gedachten Wege zu folgen. In der Nacht vom 8. zum 9. ergaben indessen stärkere Recognoscirungen nach dem Oignon zu, daß der Feind seine wahren Absichten geschickt maskirt habe und seine Hauptmassen auf Belfort dirigire. Wir wären fast in eine böse Falle gerathen. Mitten in der Nacht wurden die gegebenen Dispositionen geändert, das ganze Corps erhielt seine Marschrichtung auf Belfort. Das Gros marschirte auf der großen Straße nach Lure. Um dasselbe gegen einen Angriff in der Flanke zu schützen, wurde die bereits zwischen Lure und Belfort stehende 4. Reservedivision des Generals v. Schmeling und das gegen den Oignon auf Vorposten gestellte Detachement v. d. Goltz gegen Viller Sexel und Esprels vorgeschoben, um dort den Andrang der Franzosen möglichst lange aufzuhalten und die Brücken über den Oignon zu vertheidigen. Gegen Mittag griffen die feindlichen Massen von Viller Sexel her mit großer Heftigkeit an. Die Division v. Schmeling hielt indessen gegenüber dem starken Feuer der feindlichen Artillerie und der Mitrailleusen wacker Stand. Das zu dieser Division gehörige 25. Regiment verbiß sich sogar so sehr, daß es in einem blutigen Nachtgefechte, obwohl dies nicht zur Aufgabe der Division gehörte, den stark verbarrikadirten Ort Viller Sexel stürmte. Dabei fielen 400 Gefangene und drei Mobilgardenadler in unsere Hände. Einen schweren Stand hatte das Detache-

ment v. d. Goltz, welches lange Zeit den Anprall eines feindlichen Corps aufhielt und sich dann fechtend langsam zurückzog. Das pommerische Füsilierregiment Nr. 34 beklagt besonders herbe Verluste aus den Kämpfen dieses Tages. Im Ganzen mögen unsere Truppen etwa 500 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Die Franzosen werden sicherlich keine weniger empfindlichen Verluste gehabt haben. Die Rheinländer vom 25. Regiment, welche hier zum ersten Male im Feuer standen, sollen bei dem nächtlichen Sturm von Viller Sexel böse mit Kolben und Bajonet gewirthschaftet und wenig Pardon gegeben haben. Am nächsten Morgen entwickelte der Feind gegen unsere Stellung bei Viller Sexel so kolossale Truppenmassen, daß befürchtet werden mußte, er werde unsere schwachen überflügeln und erdrücken. Der genannte Ort wurde daher freiwillig aufgegeben, die 4. Reservedivision und das Detachement v. d. Goltz zogen sich auf Lure zurück, wo die badische Division bereits eingetroffen war. Leider mußte ein großer Theil der Verwundeten in Viller Sexel zurückgelassen werden, da genügende Wagen zum Transport der Verwundeten nicht vorhanden waren. Bourbaki wagte den Rückzug unserer Truppen nicht zu beunruhigen. Was unsere Soldaten in jener Zeit bei der erbarmungslosen Kälte, welche zwischen 10 bis 15 Gard schwankte, gelitten haben, läßt sich gar nicht beschreiben. Uebrigens ging dieser Rückzug trotz aller Strapazen und Entbehrungen mit der größten Ordnung vor sich, man sah nicht einen einzigen Marodeur und Nachzügler. In den nächsten Tagen bis zum 12. Januar zog sich das Corps weiter in die Vogesen hinein nach Belfort zurück, nahm rings um diese Festung seine Stellungen in einem gewaltigen Halbkreise ein, um hier festen Fußes den Anprall der dreifach stärkeren feindlichen Heerschaaren zu erwarten. Jeder einzelne Soldat wußte, worauf es ankam. Jeder wußte, daß Belfort entsetzt, die deutschen Gauen von den Horden des Feindes ernstlich bedroht waren, wenn es Bourbaki gelang, an irgend einem Punkte den Wall zu durch-

brechen, welchen das 14. Corps um Belfort gezogen hatte. Vom Obercommando wurden, der Situation entsprechend, die gemessensten Befehle gegeben, daß jede Truppenabtheilung bis zum letzten Manne in ihrer Stellung ausharren müsse. Der Feind zog immer noch Verstärkungen von Besançon heran und ließ uns einige Tage Zeit, unsere Stellungen von Montbeliard zwischen Montbeliard und Hericourt mit leichten Befestigungen zu versehen. Das feste Schloß von Montbeliard wurde außerdem mit schwerem Geschütz armirt. Am 15. und 16. Januar stürmten die vier Corps der Franzosen ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend gegen unsere Positionen von Delle bis Hericourt an. Unserer starken Artillerie, welche sich in vortrefflichen Aufstellungen befand, wurde vorzüglich die Aufgabe zu Theil, diese Angriffe zurückzuweisen und den Franzmännern zu zeigen, wie unbezwinglich deutsche Truppen in einer guten Defensivstellung sind. Es entwickelte sich da eine Kanonade, wie sie wohl selten gehört worden ist. Das waren nicht mehr einzelne Kanonenschüsse, das waren großartige Salven von massenhaften Kanonen. Dem Ohr machte sich diese Kanonade als ein einziges, unaufhörliches Donnern und Brüllen bemerkbar, welches erst mit dem Untergang der Sonne allmälig aufhörte. Die Franzosen entwickelten gleichfalls eine zahlreiche, gute Artillerie, sie brachten auch viele Mitrailleusen-Batterien in das Feuer, vermochten aber gegen unsere Artillerie in ihren dominirenden Stellungen nicht aufzukommen. Wo die französische Infanterie sich zeigte und naive Versuche machte, eine oder die andere unserer Batterien zu stürmen, ging sie ihrem sicheren Verderben entgegen. Die angreifenden feindlichen Regimenter wurden von unseren Granaten und Kartätschen geradezu zermalmt. In dieser Weise gelang es uns, während der zwei Tage alle unsere Positionen glänzend zu behaupten. Für uns war und blieb der Kampf hauptsächlich ein Artilleriekampf, die Infanterie, welche hinter den Batterien in geschützten Stellungen lag, kam nur an wenigen Punkten

zur Verwendung, litt aber schwer durch die entsetzliche Kälte. Demgemäß haben wir auch nur geringe Verluste zu beklagen, sie mögen sich für jeden Schlachttag auf einige Hundert Mann belaufen. Dagegen muß der Feind enorme Verluste gehabt haben, da seine Schaaren in zahlreichen Fällen tollkühn genug gegen unsere Batterien und gegen die in gedeckten Stellungen liegende Infanterie anstürmten. Dazu konnten die feindlichen Verwundeten, weil sie in unserer Feuerlinie lagen, zum größten Theile nicht fortgeschafft werden. Viele dieser Unglücklichen werden bei der furchtbaren Kälte erfroren seyn. Gestern und heute schwieg die feindliche Artillerie. Die Franzosen arbeiteten nur noch mit ihren leichten Mitrailleusen-Batterien auf den Bergen umher, richteten damit indessen absolut Nichts aus. Hier und da machte auch die feindliche Infanterie noch einen Vorstoß, sie bemächtigte sich sogar in der Nacht vom 17. zum 18. Januar durch Ueberraschung eines Theiles des Fleckens Hericourt, wurde aber sofort wieder von den Badensern mit Kolben und Bajonet hinausgejagt. Recognoscirungen von unserer Seite ergaben, daß sich die feindliche Hauptmacht im vollen Abzuge auf Besançon befand. Die schwachen Vorstöße am 17. und 18. sollten nur dazu dienen, den Rückzug zu maskiren und uns von zu eiliger Verfolgung abzuhalten. Das 14. Corps darf stolz darauf seyn, daß es diese Gefahr allein, nur auf seine eigenen schwachen Kräfte angewiesen, beschworen hat. Jeder unserer Soldaten hat vierzehn Tage lang mindestens drei Franzosen in Schach gehalten; wir hatten, wie wir jetzt wissen, mit vier Corps und außerdem mit den Schaaren Garibaldis, mindestens mit einer Armee von 100 bis 120,000 Mann zu thun. Unser verehrter Führer, der General v. Werder, hat allen seinen Untergebenen als Muster der Ausdauer und Unverzagtheit vorangeleuchtet. Seine Majestät der König hat diese Heldenthaten bereits anerkannt, indem er unserem Chef das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen, dabei seinen königlichen Dank durch Telegramm mit den Worten ausgesprochen

hat: „Sie und Ihr Corps haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht.“ Heute bricht ein Theil der Truppen bereits zur Verfolgung des Feindes auf. Leider werden wir der Armee von Bourbaki nicht viel anhaben können, da die schützenden Mauern von Besançon nahe sind, da ferner dem Feinde dort die Eisenbahn behufs weiteren Rückzuges zur Disposition steht. Wie ich noch höre, hat leider ein feindliches Streifcorps ein württembergisches Bataillon in St. Loup überfallen und demselben empfindliche Verluste beigebracht.

General August von Werder, dessen Leistungen in den letzten Tagen mit Recht den bedeutendsten des jetzigen Krieges zugezählt werden, ist im Jahre 1808 geboren, 1825 in das Regiment der Gardes du Corps, 1826 als Seconde-Lieutenant in das erste Garderegiment, zu Fuß, eingetreten. Nachdem er 1842 zum Premier-Lieutenant avancirt war, hat er 1842/43 mit den Russen den Feldzug im Kaukasus mitgemacht und ist bei Gelegenheit eines Festungsbaues am Kesar verwundet worden. Er ward sodann als Hauptmann in den großen Generalstab und nachher zum Generalstab des 1. Armeecorps versetzt. 1863 ist Werder General-Major, 1866 General-Lieutenant geworden. Im Kriege gegen Oesterreich commandirte er die 3. Infanteriedivision bei Gitschin und Königgrätz und erhielt den Orden pour le mérite.“

General Werder verlor in diesen ewig denkwürdigen Kämpfen gegen eine große Uebermacht 1200 Mann an Todten und Verwundeten. Es kam ihm zu statten, daß er eine sehr feste Position gewählt und eine überlegene Artillerie hatte, sonst würde ihn Bourbaki's Uebermacht erdrückt haben. Auch war er dem Feinde, der sich gern zwischen ihn und Treskow geworfen hätte, geschickt zuvorgekommen. Als nun Bourbaki, wie er selbst in seiner Depesche eingestand, nach dreitägigem heftigen Kampf Belfort nicht zu entsetzen vermochte, zog er sich zurück. Von deutscher Seite hatte die Brigade Keller die schwerste Aufgabe, wenn auch mit großem Ver-

lust zu lösen gehabt. „Wir dürfen sie nicht durchlassen, nicht um die Welt“ war der allgemeine Ruf in den Reihen der tapfern Soldaten. — Im Schloß Montbeliard hielten sich zwei Kompagnien ostpreußische Landwehr und 6 Kanonen, die zum Theil von Badenern bedient wurden, unter dem unerschrockenen Artillerielieutenant Sauer gegen einen furchtbaren Angriff der Franzosen, an dem auch die Bürger der Stadt theilnahmen, mit bewundernswürdigem Heldenmuth. Die feste Stellung bei diesem unserm alten Mümpelgard erwies sich strategisch als so wichtig, daß sich Stimmen erhoben, welche die Wiedervereinigung der alten württembergischen Grafschaft mit dem deutschen Reiche dringend bevorworteten.

Nach dem Bericht französischer Augenzeugen wurde die Metzelei bei Hericourt dadurch herbeigeführt, daß Cremer und Bressolles, welche dem Feinde in die Flanken fallen oder ihn im Rücken angreifen sollten, wegen der durch Hunger, Kälte und Ermüdung erfolgten Langsamkeit ihrer Corps nicht rechtzeitig eintreffen konnten, um den Frontangriff Bourbakis zu unterstützen. Werder benutzte diesen Umstand so trefflich, daß er gegen Bourbaki alle seine Streitkräfte concentrirte und diesen „wörtlich zermalmte und förmlich durch sein convergirendes Feuer zerhackte.“ Die Franzosen wurden schlecht gekleidet, ohne Schuhe, ohne Nahrung als etwas Schiffszwieback, manche mit elenden alten Musketen bewaffnet, als schlecht organisirte Menschenheerden, von denen manche nur Piken, Stöcke, Sensen u. s. w. hatten, in dieses mörderische Feuer geführt. Das war der Segen der Gambetta'schen Massenaufgebote. Indeß Bourbaki wollte, nachdem er drei Mal zurückgeschlagen, den vierten Sturm, doch da riefen ihm die Mobilen zu: „Geben Sie uns erst Brod, Schuhe und gute Waffen, wo nicht, so gehen Sie zum Teufel!“ ... Während aber Bourbaki diese Schlächterei betrieb, erhielt er von Gambetta den Gnadenstoß, indem der Dictator ihn mit Vorwürfen überhäufte, daß er nicht schnell genug mit diesen Preußen fertig werde. „Zugleich erfuhr Bourbaki, daß Garibaldi, der für die

Sicherheit der Operationsbasis wachen sollte für die Bahnen von Belfort nach Lyon, in dummer Sorglosigkeit diese beiden Communicationslinien durch das Gros von Manteuffel's Armee durchschneiden ließ, indem dieses ohne Schwertstreich am 21. Januar in Dole einrückte, während eine ihrer Brigaden den alten Freischärlerführer wie ein Kind durch Pulverknallen um Dijon amusirte. So begann der Rückzug von Hericourt; die Franzosen waren zwischen zwei Feuern und der ganzen Communication durch die Dummheit des Condottiere beraubt." Dole war das Centrum der um jeden Preis zu behauptenden Eisenbahnen, wie das Hauptobjekt von Manteuffels Marsche. „Aber am Tage vor dem Scheinangriffe auf Dijon war am 19. Gray schon von den Preußen besetzt und folglich Garibaldi's Hauptquartier bereits von der Eisenbahn von Belfort abgeschnitten; am 20. erfolgte darauf die simulirte Demonstration auf Dijon, der Ueberfall auf Dole, wo 5000 Preußen die armen Teufel von Husaren, Mobilen, Zuaven und Rekruten, welche allein zur Bedeckung des wichtigen Punktes zurückgelassen worden, beim Essen aus einander jagten. In der folgenden Nacht wurde Mouchard nebst anderen Punkten der beiden Bahnen der Franche-Comté von preußischen Corps besetzt, so daß bald 40,000 Mann in der Strecke Dole, Gray und Salins concentrirt waren und nun unsere 120,000 armen Soldaten der Ostarmee in den verschiedenen Thälern des Jura blokirt wurden, wie Bazaine's Truppen in Metz. Und während diese Katastrophe 20 Wegstunden von Dijon in Folge der Stumpfsinnigkeit Garibaldis vor sich ging, fuhren die Generale der Universal-Republik am 20. und 21., am 22. und 23. fort, Siege zu feiern über die Scheingefechte, womit Manteuffel ihnen blauen Dunst vormachte." Der Berichterstatter kann keine Worte finden, um die Erbitterung und Verachtung der Franzosen über den alten Simplicissimus zu schildern. „Man soll nur so fortfahren", klagen die Augenzeugen jenes Rückzuges, „Krieg zu führen unter der Fürsorge der republikanischen Lieferanten, die uns um Kleider, Schuhe

und Brod prellen, mit einem italienischen Heros, der zur Vernichtung von Bourbaki's Armee so gemächlich mitgewirkt hat, und mit dem Carnot de Bazoche, der es übernommen hatte, unsere Niederlagen im Süden, Westen, Norden und Osten zu organisiren, und man darf gewiß seyn, daß der Krieg Frankreichs bis zur Erschöpfung, den jene seltsamen Patrioten wollen, nicht lange auf sich warten lassen wird." So reden Franzosen, so Augenzeugen über die Kriegführung Gambettas und seiner Getreuen, über Garibaldi und seinen Generalstab; unbegreiflich bleibt dabei immer noch, wie ein General von Bourbaki's Ansehen sich zum Schildknappen solcher Erbärmlichkeiten, Schlechtigkeiten und Frevel hergeben mochte.

Auf seinem Rückzuge ließ Bourbaki allein zwischen Belfort und Lure über 2000 Verwundete ohne Hülfe zurück, wie das nämliche Chanzy und Faidherbe auf ihren Rückzügen gethan hatten. Man schickte ihnen Aerzte und Hülfe von Basel aus zu, die Franzosen selbst thaten nichts für die Ihrigen. Unter den deutschen Leichen fand man solche mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Auch fand man wieder vertragswidrige Sprenggeschosse, deren sich die Franzosen bedient hatten. Der Gesammtverlust Bourbakis wurde zu 10,000 Mann berechnet.

Den einläßlichsten Bericht über diesen jammervollen Rückzug der Franzosen gab v. Wickede in der Kölner Zeitung: „Was ich bei Weissenburg, Wörth, Metz, Versailles und Orleans sah, konnten Einem wirklich fast als liebliche Idyllen erscheinen im Vergleich zu manchen Scenen, die ich hier nur in zu reichem Maße mit erleben mußte. Mit einem Leichtsinne und einer ruchlosen Sorglosigkeit, wie solche in allem, was von Herrn Gambetta ausgeht, in so furchtbarer Weise zu finden ist, hat man das unglückliche Bourbakische Corps hier herauf gejagt, ohne für dessen Verpflegung, Sanitätsdienst, Ambulanzen nur die nothwendigste Sorge zu tragen.

Man raffte in Südfrankreich Alles zusammen, was nur irgendwie im Stande war, eine Muskete zu tragen, rüstete es, mit Aus-

nahme der aus England und Nordamerika bezogenen Waffen, die größtentheils vortrefflich waren, auf das erbärmlichste aus, stellte dem Namen nach Regimenter und Brigaden damit her, machte die Hauptschreier in den Clubs zu Offizieren und brachte so an 120,000 Mann zusammen, die man dem unglücklichen Bourbaki gab, um damit Belfort zu entsetzen und dann weiter in den Elsaß einzumarschiren. General Bourbaki, ein alter, sehr erprobter Soldat und ein guter persönlicher Bekannter noch von dem orientalischen Feldzuge her, soll sich anfänglich bestimmt geweigert haben, den Oberbefehl über diese zusammengelaufenen Haufen, ohne Cavallerie, Ambulanzen, Fuhrwesentrains, kurz, ohne alles und jedes, was ein Heer wirklich kriegstüchtig macht, zu übernehmen. Nur als Gambetta an seinen Patriotismus appellirte und ihm sagte, ‚jeder Franzose, der sein Vaterland liebe, müsse in jetziger Zeit zu den schwersten Opfern bereit seyn', soll er widerstrebend eingewilligt und, wie mir gefangene französische Offiziere erzählten, dabei ausgerufen haben: ‚Ich will diese Horden führen, aber es wird mein Tod seyn; Erfolge vermag ich nicht damit zu erringen, und eine Niederlage oder gar eine Capitulation, wie bei Sedan, vermag ich nicht zu überleben.' So marschirte denn diese Bourbakische Armee mit einer Unordnung und einer Langsamkeit, wie dies bei dem gänzlichen Mangel an allen Kriegsausrüstungen auch nicht anders seyn konnte, in das französische Juragebiet ein. Auf jedem Marsche sollen schon Hunderte von Soldaten aus Kälte, Erschöpfung, Marschungewohntheit, schlechter Verpflegung und dürftiger, zerlumpter Kleidung todt an den Wegen zusammengestürzt seyn. Wie ein Heuschreckenschwarm, der alles, was nur irgend eßbar ist, vernichtet, fielen diese dem Verderben geweihten Menschen, die weder Sold noch irgend nur die mindeste geregelte Verpflegung erhielten, in die ohnehin nur armen und jetzt von den Lasten des Krieges sehr hart mitgenommenen Ortschaften des Jura ein. Was nur zu essen war, das verzehrten sie auch sicherlich, denn schon bei dem Vormarsch

war ihr Hunger sehr groß und sie ließen den Bewohnern nichts, wie gänzlich geleerte Scheunen, Keller, Küchen und Speisekammern. Groß sollen schon Hunger und Noth im ganzen Jura gewesen seyn, als das Bourbakische Heer noch gegen Belfort marschirte; wahrhaft entsetzlich wurden aber die Zustände, als der General v. Werder die Schaaren nach zweitägigen blutigen Kämpfen wieder zurückgeworfen hatte und der Rückzug der Franzosen nun in größter Eile und wildester Unordnung angetreten werden mußte, weil die Manteuffel'sche Armee inzwischen durch ihre schnellen und geschickten Operationen ihnen bereits in den Rücken gekommen war. Mit dem äußersten Muthe der Verzweiflung haben die französischen Soldaten gegen unsere Batterien angestürmt, und die Hälfte von ihnen ist stets gefallen gewesen, bevor die Anderen sich zum Rückzuge entschlossen. Wir haben in allen diesen Kämpfen hier, bei denen unsere Artillerie stets den Hauptausschlag gab, verhältnißmäßig nur sehr geringe Verluste gehabt; die französischen Todten und Verwundeten zählen aber nach vielen Tausenden. Und nun denke man sich das Schicksal dieser armen Opfer des Krieges, die ohne Aerzte, Hospitaleinrichtungen, Verpflegung, hülflos in eisig kalter Winterzeit dort liegen bleiben mußten, wo sie gerade gefallen waren. Die deutschen Aerzte und Krankenpfleger haben jetzt gethan, was in ihren Kräften stand, um sich auch der Franzosen anzunehmen, allein es ging nicht, deren Zahl war zu groß, ihre Hülfe aber war wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Unsere eigenen nachrückenden Truppen litten in diesen vollständig verheerten Gegenden selbst schon Mangel, und man hat zuletzt absichtlich keine französischen Gefangenen mehr gemacht, weil man keine Möglichkeit mehr sah, solche auch nur halbwegs zu ernähren. Da sind viele Hunderte von französischen Verwundeten und Marodeurs elend aus Kälte und Hunger und Mangel an jeglicher Hülfe zu Grunde gegangen, und selbst bei dem Rückzuge aus Rußland kann es nicht grausiger gewesen seyn, wie es jetzt hier ist. Unbegrabene, bereits in Fäulniß

übergegangene Leichen liegen in den Gebüschen noch zahllos umher, und mir wurde zuletzt fast übel, so wirkte diese Atmosphäre der Verwesung und Fäulniß, die ich unaufhörlich einathmete, auf mich ein. Was die menschliche Natur aber auszuhalten vermag, davon erlebte ich hier ein rechtes Beispiel. Unweit Montbeliard fanden mein Begleiter, ein badischer Arzt, und ich in einem total zusammengeschossenen kleinen Häuschen 7 bis 8 todte Franzosen liegen, die alle schon in die größte Verwesung übergegangen waren. Und mitten zwischen ihnen lag ein noch lebender Verwundeter, der mit schwacher Stimme um Hülfe wimmerte. Wir zogen den Unglücklichen mit Mühe zwischen allen diesen Leichen hervor und trugen ihn in das Freie. Es war ein blutjunges Bürschlein von kaum 17 Jahren, ein Student aus Avignon, wie er uns mit schwacher Stimme erzählte. Eine preußische Granate hatte ihm beide Füße unterhalb des Kniees arg zerrissen. In dieser Lage hatte er sieben, sage sieben volle Tage, ohne verbunden zu seyn, ohne Speise und Trank, gänzlich hülflos und verlassen zwischen allen diesen Leichen hier in diesem Häuschen gelegen. Er hatte sich seine Wunden selbst mit Fetzen von Uniformstücken verbunden, und die Kälte hatte das Verbluten verhindert. Auf dem Bauche rutschend, war er mühsam in der Kammer umhergekrochen und hatte in den Taschen der Leichen noch einige harte Zwiebackkrumen gefunden, die ihm als Nahrung dienten, während er seinen brennenden Durst mit dem Schnee stillte, der durch die zertrümmerten Fenster reichlich fiel. So hatte er eine volle Woche, wie er uns mit kaum vernehmbarer Stimme mittheilte, zugebracht. Man hat den Unglücklichen jetzt in die Schweiz transportirt, und der Arzt meint, es sey möglich, daß er noch gerettet werden könne.

Das Fleisch gefallener Pferde bildet jetzt die beste Nahrung der Einwohner in allen diesen Gegenden, so viel überhaupt noch davon vorhanden sind, und ich sah selbst, daß ein Haufe halb verhungerter Frauen wie ein Rudel gieriger Wölfe über ein am Wege liegendes todtes Pferd, das bei dem plötzlich eingetretenen Thau-

wetter schon zu riechen anfing, herstürzte, das Fleisch mit allen möglichen scharfen Instrumenten aus einander rissen und nun so, wie es war, heißhungrig verschlangen. Man hat mir erzählt, doch will ich dies nicht verbürgen, daß die Leute schon aus Hunger Menschenfleisch gegessen hätten. Es ist Alles so grausig und gräßlich hier, daß jede Beschreibung doch nicht das erreicht, was man stündlich sehen muß. Es ist dies der achte Feldzug dem ich beiwohne, aber weder in Algerien noch im Orient, in Italien oder Böhmen, noch gar in Schleswig-Holstein sah ich jemals die Hälfte von dem Elend, das meine Augen in den letzten 24 Stunden fast unausgesetzt sehen mußten."

General Werder empfing von allen Seiten den ihm gebührenden Dank für die eben so geniale als heldenmüthige Art, wie er den Feind vom Oberrhein fernzuhalten gewußt hatte. Er war der Schild Deutschlands gewesen, daher verehrten ihm die deutschen Städte außer Ehrendegen, Ehrenbürgerrechten 2c. auch einen prachtvollen Schild. Vom deutschen Kaiser empfing er ein ehrendes Dankschreiben und das Großkreuz des rothen Adlerordens mit Schwertern. Nachträglich erfuhr man, er habe vor dem Kampfe den Grafen Moltke auf die Schwierigkeit seiner Stellung aufmerksam gemacht, dieser aber habe ihm geantwortet, er solle aushalten, und habe ihm so die Verantwortung erleichtert.

General Manteuffel, zum Oberbefehl im Südosten bestimmt, kam mit dem zweiten Armeecorps (Pommern unter Fransecky, die vor Paris durch die Bayern unter v. d. Tann abgelöst wurden) und mit dem 7. Armeecorps (Westfalen unter Zastrow). Ihre Vorhut unter Major Köppen warf am 15. bei Langres 1000 Mobilgarden zurück. Während Garibaldi in Dijon sich bereits auf einen großen Kampf mit Manteuffel gefaßt machte, beschäftigte ihn dieser durch eine einzige Infanteriebrigade und der alte Italiener ließ sich wirklich dadurch dupiren und blieb in Dijon, während Manteuffel mit seiner Hauptmacht ihm in Eilmärschen vorbei mar-

schirte, um von Gray aus, wo ihm Garibaldi hätte den Weg verlegen sollen, in den Rücken Bourbakis zu kommen. Manteuffel erreichte hier, indem er die 50,000 Mann Garibaldis von den 150,000 Mann Bourbakis trennte, denselben Erfolg, wie er früher vom König durch die Trennung Bazaines von Mac Mahon erreicht worden war. Die einzige Brigade, die unter Generalmajor v. Ketteler Garibaldi beschäftigen und in Dijon festhalten sollte, mußte begreiflicherweise einige Opfer bringen. Ketteler machte zwei Angriffe am 21. und 23. Januar. In dem ersten Gefecht wurde der Pole Boshak Hauke schwer verwundet und starb. Die Garibaldianer rühmten sich aber eines Sieges, weil die Preußen Dijon nicht forcirten und sogar eine Fahne verloren. Der alte Garibaldi feierte eine Art Triumph und erließ folgende Proklamation: An die Tapfern der Vogesen-Armee! Ihr habt sie gesehen, die Fersen der furchtbaren Soldaten Wilhelms, ihr, die jungen Soldaten der Freiheit! In einem zweitägigen hartnäckigen Kampfe habt ihr eine glorreiche Seite in die Annalen der Republik geschrieben, und die Unterdrücker der großen menschlichen Familie werden in euch noch einmal die edlen Kämpfer des Rechtes und der Gerechtigkeit begrüßen. Ihr habt die kriegsgeübtesten Truppen der Welt besiegt, und doch habt ihr nicht genau die Regeln befolgt, welche in der Schlacht den Vortheil geben. Die neuen Waffen erfordern eine strengere Taktik in den Tirailleurslinien; ihr haltet euch zu sehr zusammen; ihr zieht nicht genug Nutzen aus den Unebenheiten des Bodens und bewahrt nicht die dem Feinde gegenüber unumgänglich nothwendige Kaltblütigkeit, so daß ihr immer wenige Gefangene macht, viele Verwundete habt, und der Feind, listiger denn ihr, ungeachtet eurer Tapferkeit, eine Superiorität behauptet, welche er nicht haben sollte. Das Auftreten der Offiziere gegen die Soldaten läßt viel zu wünschen übrig; mit wenigen Ausnahmen beschäftigen sich die Offiziere nicht genug mit der Instruktion der Milizen, mit ihrer Reinlichkeit, ihrer guten Haltung

und endlich mit dem Auftreten derselben gegen die Bewohner, welche für uns gut sind, und die wir als Brüder betrachten müssen. Endlich seyd so aufmerksam und wohlwollend unter euch, wie ihr brav seyd: gewinnt die Liebe der Bevölkerungen, deren Vertheidiger und Stützen ihr seid und bald werden wir den blutigen und wurmstichigen Thron des Despotismus rc.

Der Italiener machte viel Aufhebens, daß sie den Preußen die erste und einzige Fahne abgenommen, während die Franzosen noch keine erobert hätten, und vergaß, den Antheil der französischen Mobilgarden am Gefecht zu erwähnen. Das wurde ihm nun von französischen Blättern außerordentlich übel genommen. Mit der Fahne aber verhielt es sich so. Sie gehörte dem 61. preußischen Infanterieregiment (Pommern). Der Fahnenträger wurde von einer Granate niedergeschmettert. Lieutenant Schultze ergriff die Fahne und wurde von drei Kugeln durchbohrt. Noch zwei Offiziere hoben die Fahne wieder empor, fielen aber gleichfalls und nach ihnen mehrere Unteroffiziere, welche die Fahne retten wollten. Die Fahne blieb auf dem Schlachtfelde unter einem Haufen von Todten und Verwundeten liegen und wurde von einem französischen Moblot gefunden. Menotti Garibaldi wollte ihm dieselbe abkaufen, als hätten die Italiener sie erobert. Jener gab sie aber nicht her und damit es wenigstens nicht heißen solle, die Franzosen hätten sie erobert, schrieb Menotti an General Manteuffel, die in seinem Bericht als vermißt bezeichnete Fahne sey von Niemand erobert, sondern nur unter den Todten gefunden worden.

Bourbaki gerieth in sein Unglück durch Niemand anders, als durch Gambetta, der ihm ausdrücklich befohlen hatte, sich noch nicht nach Lyon zurückzuziehen, sondern noch einmal den Kampf um Belfort aufzunehmen. Zu dieser Rücksichtslosigkeit, da er doch hätte voraussehen können, Bourbaki könne keinen Erfolg haben, gesellte Gambetta noch eine lügenhafte Ausrede, sofern er vorgab, der Waffenstillstand habe Bourbaki irre geführt. Nach andern Nach-

richten sollen die Soldaten selbst schwierig geworden seyn und ihn Verräther genannt haben. Genug, Bourbaki gehorchte und wurde nun durch Manteuffel's Truppen von hinten und in der Flanke gefaßt, verlor in Clerval die günstige Zeit zum Ausweichen und wurde umzingelt. Aus Furcht, des Verrathes von demselben Manne geziehen zu werden, der ihn dem Untergange entgegengeführt hatte, legte Bourbaki Hand an sich und überließ es dem General Clinchant, das Weitere zu besorgen. Bourbaki — wird erzählt — sey schon Tage lang wie in Irrsinn und Verzweiflung umhergeirrt. Der Unglückliche zerschmetterte sich die Kinnlade.

Schon am 29. wurde der Independance Belge geschrieben: „Der Selbstmord Bourbakis ist nicht durch die Depesche provocirt worden, welche Gambetta an ihn gesandt. Sie kam an, als Bourbaki bereits Hand an sich gelegt. Der General trug sich schon seit mehreren Tagen mit düsteren Ideen herum, da er mit Beharrlichkeit seine Ersetzung durch Clinchant verlangte. Er war übrigens von den Preußen cernirt und sah, daß seine Armee verloren sey. Welche verschiedene Gefühle mußten ihn auch in Erregung versetzen. Alle seine Freundschaften und Pflichten standen gegen einander im Widerspruch.“ Dieses Schreiben der Independance Belge hat in sofern Wichtigkeit, als aus demselben hervorgeht, daß man in Bordeaux schon am 29., also gleich nach der Unterzeichnung der Versailler Convention und ehe man dieselbe in der provisorischen Hauptstadt Frankreichs kannte, wußte, daß die Armee von Bourbaki cernirt und verloren sey. Die Vorwürfe, welche Gambetta Jules Favre machte, an dem traurigen Schicksal der Bourbaki'schen Armee schuld zu seyn, ist also vollständig unbegründet, und der Diktator klagt Jules Favre wohl einfach nur deshalb an, um sich in den Augen des Landes selbst rein zu waschen. Die Brüsseller Independance nimmt übrigens auch Jules Favre Gambetta gegenüber in Schutz und meint, es würde der Regierung in Bordeaux schwer werden, der Pariser Regierung die Schuld aufzuladen, daß

die Ostarmee nicht gerettet werden konnte. Uebrigens ist es auch sicher, daß die Einschließung Bourbakis nur deshalb so vollständig gelang, weil er in Folge von Befehlen Gambettas nicht sofort seinen Rückzug nach Lyon antrat. Ein Adjutant des Generals hat nachher bestätigt, daß allerdings ein Brief Gambettas, der ihn des Verraths beschuldigte und den er krampfhaft in der Hand zerknitterte, ihn außer sich gebracht habe. Aus Bordeaux wurde am 2. Februar geschrieben: Im Augenblicke, wo der Delegation die Convention mitgetheilt wurde, fand gerade eine zweifache strategische Bewegung statt. Auf der einen Seite manövrirte die Ostarmee, auf der anderen begann Garibaldi mit 50,000 Mann eine mächtige Schwenkung nach dem Rücken des Feindes hin, indem er sich auf Dôle und den Wald von Chaux warf. Wenn diese Bewegung ein dem Anfange entsprechendes glückliches Ende genommen hätte, dann würden die Preußen zwischen zwei Feuern sich in einer kritischen Lage haben befinden können. In diesem Augenblicke hat die Ost-Armee ihre Bewegung aufgegeben, die Armee Garibaldi's ist 3 Kilometer von Dôle stehen geblieben, welche Stadt seit zwei Tagen bereits gänzlich vom Feinde geräumt war. Während die französischen Generale mit dem Feinde verhandelten, um ein scheinbares Mißverständniß aufzuheben, begann dieser vorwärts zu marschiren und schickte zugleich bedeutende Verstärkungen Garibaldi entgegen. Durch die Besitznahme gewisser Positionen hat der Feind der französischen Armee die Möglichkeit geraubt, ihren ursprünglichen Plan zu verfolgen. Als der wahre Sinn der Convention bekannt war, wurde Garibaldi gezwungen, Dijon zu verlassen und sich auf Macon zurückzuziehen. Die Ostarmee wurde genöthigt, sich auf Schweizer Gebiet zurückzuziehen, mit Ausnahme des 24. Corps, das den linken Flügel gebildet und der Verfolgung des Feindes hat entrinnen können.

General Clinchant erlaubte sich in seiner Proklamation vom 31. Januar zu sagen, nur ein verhängnißvoller Irrthum, nämlich der Glaube, daß auch er mit seiner Armee in den Waffenstillstand

eingeschlossen sey, habe ihn sicher gemacht, so daß er die Zeit versäumt und nicht nach Lyon habe entkommen können, sondern sich in die Schweiz habe retten müssen. „Es ist unbestreitbare Thatsache, daß von den französischen Befehlshabern mit den Schweizern wegen des Uebertrittes auf Schweizer Gebiet schon zu einer Zeit verhandelt wurde, als den Betreffenden die Capitulation von Paris und deren Bedingungen noch völlig unbekannt waren, und seit dem 26. Januar schlossen auch alle Waffenkundigen in der Schweiz aus allen Dispositionen der Franzosen, daß der Rückzug in das neutrale Land dabei das bestimmende Moment sey."

Clinchant konnte die Armee nicht retten. Man schrieb aus Versailles: Nachdem die französische Südarmee in das Gränzgebirge zurückgeworfen, fanden am 31. Januar Gefechte zur Gewinnung des Straßenknotens von Lac de St. Point Statt, in denen mit geringem diesseitigen Verlust etwa 1500 Franzosen zu Gefangenen gemacht wurden. Am 1. Februar Vormarsch auf Pontarlier und Einnahme der Stadt; hartnäckiges Arrièregarden-Gefecht am Straßenknoten von La Cluse, wo der Feind seinen Rückzug in einer an die dortigen Forts angelehnten und durch Mitrailleusen vertheidigten Stellung deckte. Der Straßenknoten wurde am Abend genommen. Unsere Verluste dabei gegen 400, feindliche allein an Gefangenen circa 4000 Mann. Viele Waffen und mehrere Hundert Wagen des französischen Verpflegungstrains erbeutet. Gesammtergebniß der Gefechte bei Pontarlier bis zum 2. über 15,000 Gefangene, unter welchen 2 Generale, ferner 2 Adler, 19 Geschütze, bedeutende Vorräthe von Waffen, Bekleidungs-Gegenständen und Verpflegungs-Material.

Alle Schilderungen stimmen darin überein, daß die Noth der französischen Ostarmee den höchsten Grad erreicht hatte. Das Journal de Geneve schildert das Elend der Bourbaki'schen Armee in Folge des strengen Winters und einer beispiellos nachlässigen und schlechten Verpflegung als unsäglich. Von den Leuten, welche

durch Genf kamen, hatten viele ganz erfrorene Füße; sie klagten, daß sie oft Tage lang nicht das Geringste zu essen bekamen, auf dem Schnee schliefen und nichts zum Zudecken hatten; ihr Rückzug nach dem Süden ging unter den schlimmsten Verhältnissen vor sich: „stets vom Feinde gehetzt, keine Stunde Ruhe, kamen sie gar nicht dazu, ihre Reihen wieder zu formiren; es ging Alles durch einander; Jeder ging, wo er Rettung zu finden hoffte; es fehlte auch an Munition. So kam man wie ein gejagtes Wild von Clerval, von Blamont, von Pont de Roide endlich in zwölf Tagen nach Morteau und Pontarlier, einige Stunden nur von der Schweizergränze. Der Weg war schlimm und die Kälte selten unter 8 Grad. Nun sollte man über den Jura und man war erschöpft, entmuthigt. Aber man war noch nicht am Ende der Beschwerden: in Pontarlier wie in Maiche, in St. Hippolyte wie in Blamont und Pont de Roide war der Feind, stets bereit, stets die Straßen nach Norden, Süden und Westen mit unermüdlicher Jagdfertigkeit ihnen verlegend. Am 28. Januar nahm das 2. Armeecorps des Generals Fransecky, das von Paris herangestürmt war, bei Nozeroy, nur 30 Kilometer südöstlich von Pontarlier, einen Zug mit Lebensmitteln, und die Ostarmee war an diesem Tage vollständig von den deutschen Truppen und der Schweizergränze eingeschlossen; am 30. Januar griff die 14. Division (7. Corps), welche der deutschen Armee zur Avantgarde diente, bei Sombacourt und Chaffois, einige Kilometres westlich von Pontarlier, die noch beträchtlichen Truppenmassen an, die hier mehr zusammengeballt als concentrirt standen. Man hatte einige Positionen mit Artillerie versehen, doch die Deutschen nahmen dieselben sofort und machten 3000 Gefangene. So erfolgte der Uebertritt in die Schweiz; doch entkam ein Corps von 20,000 Mann unter Cremer, das an der Schweizergränze hinschlich und jetzt nach La Faucille auf dem Rückzuge ist.“

Von preußischer Seite wurde geschrieben: Es sind wahrhaft gräßliche Zustände hier. Alle Wege und Stege sind mit todten,

verwundeten und aus Hunger und Erschöpfung umgefallenen, französischen Soldaten bedeckt. Gefangene können unsere Soldaten so viel machen, wie sie wollen; doch unterlassen sie es, weil sie keine Lebensmittel zu deren Ernährung besitzen und selbst kaum wissen, wovon sie leben sollen. Hunderte von Franzosen kommen, nachdem sie die Waffen fortgeworfen, zu unseren Vorposten, wollen Gefangene werden und bitten um Brod.

Die durch Hunger, Kälte und Strapazen erschöpfte und der Auflösung nahe französische Armee wurde von General Clinchant nicht mehr für fähig erachtet, den Deutschen Widerstand zu leisten. Der General hatte schon Nachricht von der Capitulation in Paris und zog es mit Recht vor, seine Truppen in die nahe Schweiz zu retten, schon am 1. Februar. Nach einer Uebereinkunft mit dem eidgenössischen Obergeneral Herzog legten die französischen Truppen ihre Waffen nieder, wurden beköstigt und in die einzelnen Cantone vertheilt, wie folgt: Zürich 11,000, Bern 20,000, Luzern 5000, Uri 400, Schwyz 1000, Obwalden 400, Niedwalden 300, Glarus 1000, Zug 700, Freiburg 4000, Solothurn 3000, Basel Stadt 1500, Basel Land 1500, Schaffhausen 1200, Appenzell A. R. 1500, Appenzell J. R. 200, St. Gallen 7000, Graubünden 1000, Aargau 8800, Thurgau 3900, Waadt 8000, Wallis 1000, Neuenburg 1000, Genf 1500. Summa 84,900. Die volle Zahl fand sich nicht gleich ein, sondern nur 81,577 Mann, weil viele wahrscheinlich zurückblieben und gefangen wurden oder umkamen, andere wieder über die Grenze zu kommen suchten. Die eidgenössischen Truppen mußten, um die Neutralität zu wahren, die Deserteure festhalten. 10,000 französische Pferde wurden allmälig dem Verkauf ausgesetzt. Die französische Kriegskasse mit 1½ Millionen Francs nahm der Bund in Verwahrung.

Man schrieb aus Bern am 10. Februar: Die Schweiz hat um die Verwendung des Grafen Bismarck nachgesucht, in Bezug auf die Rückkehr der internirten französischen Armee nach Frank-

reich. Graf Bismarck hat ablehnend geantwortet, weil die französische Regierung erfahrungsgemäß außer Stande sey, die Garantie zu geben, daß die rückkehrende Armee nicht sofort gegen die Deutschen marschire. Graf Bismarck ersuchte die Schweiz, in der bislang loyalen Haltung ihrer Neutralität für eine hoffentlich noch kurze Zeit fortzufahren und dadurch an der Beschleunigung des Friedens theilzunehmen.

Man durfte mit Recht diese Entwaffnung der Armee Bourbakis mit der Mac Mahons bei Sedan vergleichen. In beiden Fällen wurde je ein großes Heer umgangen und an der Grenze gezwungen, die Waffen zu strecken.

Eine große Demüthigung bereitete der eidgenössische Obergeneral Herzog dem übermüthigen Frankreich durch einen Tagesbefehl an die Schweizer Truppen, die den Grenzcordon bildeten: „Ein entsetzliches Schauspiel hat sich unter Euren Augen abgespielt, Ihr habt das verzweiflungsvolle Factum einer großen Armee ansehen können, in welcher die Bande der Disciplin beinahe vollständig vernichtet sind, was sie in jenen Zustand der Auflösung versetzte, den wir mit Kummer constatirt haben. Könnte dies Bild sich in Euer Gedächtniß einprägen und als ein schreckliches Beispiel (terrible exemple) in Euch die Ueberzeugung vermehren, daß es ohne Disciplin und Subordination keine gute Armee gebe, daß ohne dieselben Muth und Aufopferung vergeblich seyen.“ So mußten Franzosen von sich reden lassen, die gewohnt waren, für unüberwindlich und für Mustersoldaten zu gelten. General Herzog hatte aber in seinem Tagesbefehl nur die gute Absicht, seine eigenen Landsleute, bei denen bekanntlich die Disciplin nicht weit her ist, zu ermahnen, daß in heutiger Zeit der alte Schlendrian des Milizwesens nicht mehr frommt.

Im Berner „Bund“ sagte ein Schweizer ein gutes Wort. Er war in Frankreich und hörte hier überall nur von Verrath reden. Darüber bemerkt er: „Es ist den an langjährige politische und

militärische Priorität gewöhnten Franzosen rein nicht möglich, an die Thatsache zu glauben, daß sie durch überlegene Strategie, Bildung, Manneskraft und Disciplin der deutschen Armee so gründlich geschlagen worden sind, und wenig hört man bei Hohen und Niedern von durchgreifenden Reformen im Unterrichtswesen, geschweige denn von der Nothwendigkeit, in den meisten Städten und größern Ortschaften auf Hebung der Sittlichkeit hinzuarbeiten. Es ließen sich noch viele Untersuchungen und ernste Beobachtungen anstellen. Das ganze große Facit derselben kann bei einem einigermaßen einsichtsvollen Manne kaum ein anderes seyn, als dasjenige der Dankbarkeit für den Sieg der Bildung über den jetzigen französischen schwindelhaften Volksgeist einerseits und der politischen und religiösen Freiheit über jesuitische Wirthschaft andrerseits. Mag man über die Härte mancher Maßregeln deutscher Regierungen immerhin klagen, das wird festbleiben, daß unter der Aegide eines vorzugsweise reformirten Kaiserthums, und Angesichts der geschlagenen, mit dem Jesuitismus verbunden gewesenen napoleonischen Dynastie die unabsehbaren Folgen der Infallibilitätserklärung für längere Zeit wenigstens hintangehalten werden."

Die Schweiz behielt ihre Neutralität in Bezug auf die internirten Franzosen nicht ohne Strenge inne, und mit Recht. Von den 1200 in Genf internirten Franzosen meinten viele, die Schweizer Milizen nicht besonders achten zu dürfen, und desertirten; da machte der Bund aber kurzen Prozeß und ließ sie, wie man am 21. Februar aus Genf schrieb, nach den östlichen Cantonen escortiren. Am 2. März sprang das eidgenössische Arsenal von Morges am Genfer See mit schweizerischer und mit der ganzen Munition der internirten Franzosen in die Luft, wobei es einige Todte und Verwundete gab.

Von Bourbaki's zerrütteter Armee rettete sich ein Corps unter Cremer nach Gex bei Genf und entkam nach Lyon, mußte aber 40 seiner Kanonen vernageln, weil es sie nicht mitnehmen konnte.

General Bressoles war schon nach der Schweiz entwichen, ging jedoch wieder durch, wurde in Lyon verhaftet, angeblich, weil er wichtige Papiere Bourbakis bei sich hatte, gelangte aber nach Bordeaux. Garibaldi rettete sein Corps von etwa noch 50,000 Mann nach Chagny, sonst wäre er von Manteuffel gefaßt worden, der jetzt in dem von Garibaldi verlassenen Dijon sein Hauptquartier aufschlug. Garibaldi hatte sich immer unpopulärer gemacht. Sein Generalstabschef Bordone war ein verrufener Schwindler, dem man nachwies, wegen gemeiner Verbrechen schon dreimal gestraft worden zu seyn. Der Bischof von Nevers klagte öffentlich, die Garibaldianer hätten einen französischen Pfarrer mißhandelt, sein Haus gänzlich ausgeplündert und das Bildniß des Papstes in demselben beschimpft. Garibaldi sah ein, daß nichts mehr zu machen sey, und benutzte den Waffenstillstand, um nach Bordeaux zu gehen, da ihn die Republikaner doch noch mit mehr als 100,000 Stimmen in die französische Nationalversammlung gewählt hatten. Sein Sohn Menotti übernahm provisorisch den Befehl über die Vogesenarmee.

In Lyon war man noch immer nicht entmuthigt, obgleich diese Stadt an Bourbaki ihre Schutzwehr verloren hatte und den Anmarsch Manteuffels besorgen mußte, wenn der Krieg wieder anfangen sollte. Man hörte im Februar wieder von einem Zusammenstoß zwischen den Anhängern der Regierung und denen der Commune. Aber auch die Regierungsmänner, der Bürger Henon an der Spitze, schwärmten noch immer für „den Krieg bis zum Aeußersten“. Henon ging nach Bordeaux und konnte dort den Triumph der Mäßigung Favres über die Exaltation Gambettas mit ansehen. Man erfuhr aus Lyon damals auch, daß der Rhonepräfekt mehrere Untersuchungen angeordnet habe, erstens gegen Malski, der mit 4500 Franken durchging, zweitens gegen einen Garibaldischen Obersten vom Stabe, der mit 200,000 Franken durchging. Indeß man kennt ja dergleichen französische Untersuchungen in solchen Zeiten: sie werden gegen kleine Diebe geführt, um die großen zu decken.

Bourbaki's Plan war wohl, wenn er Belfort entsetzt haben würde, mit Garibaldi vereinigt, Manteuffel zurückzuschlagen und zum Entsatz von Paris, zunächst zur Störung der Verbindungslinie der Deutschen zwischen Straßburg und Paris bei Nancy vorzugehen. Damit hing wohl auch die Zerstörung der Eisenbahnbrücke über die Mosel bei Fontenoy zusammen. Hier wurde nämlich in der Morgenfrühe des 22. Januar, die kleine aus preußischer Landwehr bestehende Wachmannschaft plötzlich von ein paar Hundert Franctireurs überfallen, getödtet oder verwundet, und mittelst Pulversäcken, die jene mitgebracht hatten, die Brücke gesprengt. Joseph Bott von Essen, ein verwundeter Landwehrmann, hatte Muth und Geistesgegenwart genug, um sich auf der Bahn noch so weit fortzuschleppen, daß er den nächsten, schon heranbrausenden deutschen Bahnzug durch warnenden Zuruf aufhalten konnte, sonst wäre der ganze Zug in den Fluß gestürzt. Da offenbar Verrath im Spiele war, wurde das Dorf Fontenoy auf Befehl des Gouverneur von Lothringen, General v. Bonin, in Asche gelegt und dem Gouvernement Lothringen eine außerordentliche Contribution von 10 Millionen Francs auferlegt. Einen deutschen Feldwebel hatten die Franctireurs mit abgeschnittener Gurgel gehängt. Als er feierlich bestattet wurde, zwang man den Maire des Orts, ihm das Grab zu graben. Nachher wurden mehrere Franctireurs erschossen und gegen 60 gefangen fortgeführt. Die Bosheit der Einwohner war so groß, daß sich keiner hergab, an der Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten. In Nancy selbst wurde der Befehl, 500 Arbeiter herbeizuschaffen, mißachtet. Da ließ der deutsche Präfekt vornehme und geringe Männer auf der Straße ergreifen, bis ihrer 500 waren und schickte sie zur Arbeit. Auch aus der kleinen Festung Bitsch wurde damals ein Ausfall gemacht, jedoch gleich zurückgeschlagen. Aber am 25. wurde schon wieder bei der Station Brienne die Brücke gesprengt durch eine Bande, die schleunigst nach Langres zurückfloh, woher sie wahrscheinlich gekommen war. Der preußische Stationsvorsteher wurde dabei erschossen.

In dem Capitulationsvertrage von Paris war zwischen Graf Bismarck und Favre verabredet worden, der Waffenstillstand solle auch auf das Gebiet der Ostarmee ausgedehnt werden, falls die Festungen Belfort und Bitsch sich ergeben würden, in welchem Falle ihre Besatzungen freien Abzug erhalten sollten. Der Commandant von Belfort weigerte sich, seine sehr starke Festung zu verlassen, da er noch keinen Befehl erhalten hatte. General Treskow setzte daher die Belagerung energisch fort. Sie war sehr beschwerlich. Der preußische Bericht lautete: Nach und nach langten Verstärkungen vor Belfort an, es trafen noch württembergische und bayerische Batterien ein, so daß Artillerie aus Preußen, Bayern, Württemberg und Baden vereint den Feind zu bekämpfen suchte. Das war wahrlich keine leichte Aufgabe! Man rückte nach und nach mit dem Angriffe gegen Osten. Die große Tragweite und das präzise Schießen der französischen schweren Festungsgeschütze machte die Anlegung von Batterien in größerer Nähe unmöglich. Die ersten Batterien wurden auf ungeheure Distanzen angelegt, und man versuchte von hier aus Justice und Miotte und das Chateau niederzuhalten, die Percher Schanzen aber zu bekämpfen. Dieß gelang in so weit, daß die schweren Geschütze zum Schweigen gebracht wurden und nur noch Feldgeschütze unserem Feuer antworteten. Man hielt es an der Zeit, aus den mittlerweile vorgetriebenen Angriffsarbeiten vorzubrechen und einen Sturm zu wagen, der aber fehlschlug. Das ganze Unternehmen war verrathen, man schlug im Platze schon viel früher Allarm, und unsere in den tiefen Graben hinabgesprungene Infanterie wurde mit Rollbomben und Handgranaten derart überschüttet und von überlegenen Kräften umzingelt, daß nur ein Weg übrig blieb: sich zu ergeben, da die steilen Grabenböschungen jeden andern versperrten. Dieser Kampf erfolgte in der Nacht vom 26. zum 27. Januar und kostete den Preußen 350 Todte und Verwundete, nebst 400 Gefangenen, die der Commandant Denfert aber zurückschickte.

Es gelang jedoch schon am 8. Februar die vergebens bestürmten Forts Hautes Perches und Basses Perches mittelst in Felsen gesprengter Laufgräben einzunehmen. Der preußische Bericht fährt fort: Dies war kaum geschehen, so richtete der Feind ein so fürchterliches Feuer dahin, wie ich es noch nie gehört habe. Es fielen etwa 80 Schüsse in der Minute. Unsere Infanterie konnte sich nur mit Mühe in den Werken behaupten, und der Batteriebau war unermeßlich schwierig. Auch hier haben wir manchen wackern Kameraden zu beklagen! Die Erstürmung der Perchen ist jedoch ein bedeutender Schritt vorwärts. Während die Angriffsarbeiten gegen diese Schanzen vorgetrieben wurden, erbaute die bayerische Artillerie in nächster Nähe drei 24Pfünder-Batterien, die der Feind offenbar für Infanterie-Emplacements hielt, sonst hätte er wohl ein lebhafteres Feuer darauf gerichtet. Hiemit sind wir der Festung näher auf den Leib gerückt, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Angriff jetzt in ein Stadium getreten, das Aussicht auf Erfolg verspricht. Brauche ich nach dem Gesagten wohl noch einige Worte an jene zu richten, die, durch die Erfolge der deutschen Waffen verwöhnt, immer und immer die größten Errungenschaften in rascher Reihenfolge herbeiwünschen? Ist dies erforderlich, so mögen sie mir glauben, daß die Anstrengungen unserer Truppen unmenschliche genannt zu werden verdienen. Das bergige Terrain, die durch den Transport der schweren Lasten ausgefahrenen Wege, der durch die strenge Kälte und die Felsen fast unbearbeitbare Boden, der jetzt durch das Thauwetter grundlose Schmutz in den Transcheen, das alles sind Faktoren, die eine Reibung erzeugen, von welcher man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man mit eigenen Augen beobachtet hat, und zu deren Ueberwindung eine moralische wie physische Kraft gehört, die mit Recht unser Staunen erregt!

Belfort hätte sich noch länger halten können. Es waren noch Lebensmittel genug vorhanden, aber der Typhus wüthete unter der

Garnison. Auf Entsatz war nicht mehr zu rechnen und in Folge eines Befehls von Favre aus Paris entschloß sich der Commandant Denfert, am 16. Februar zu capituliren, und durfte am 18. mit der Garnison von noch 12,000 Mann wegen tapferer Vertheidigung mit militärischen Ehren frei ausziehen. Man fand in der Stadt Belfort große Verwüstung durch die Beschießung, und überzeugte sich, daß die stärksten Gewölbe der Festung von der vernichtenden Wucht der deutschen Geschosse auseinander gerissen waren, so daß sich auch hier die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie glänzend erprobte.

Der Krieg ging zu Ende und in seinem letzten schönen Tagesbefehl vom 18. Februar durfte General v. Treskow seinen Truppen sagen: Mit einer seltenen Hingebung habt Ihr die Parallelen und Batterien erbaut, in ihnen ausgehalten, wenn nicht nur der Feind, sondern auch die Elemente gegen Euch kämpften, und nur der, der Euch dort, wie ich, fechten, aushalten, arbeiten gesehen hat, vermag zu ermessen, was Ihr geleistet. An Euren Kämpfen werden dereinst junge Soldaten den Krieg studiren, sie werden bewundern, was Ihr gethan. Und wenn sich nun so an uns der Spruch bewährt: „Der Muthige besiegt die Welt“, so wollen wir darüber doch nicht vergessen, wie Gott uns unaussprechlich gnädig gewesen, wie er uns so oft in großen Gefahren geschützt, unsere Gegner häufig geblendet, unserem vielfach verwegenen Handeln einen besonderen Erfolg geschenkt hat. Wir haben den schönsten Lohn für den Soldaten, die Zufriedenheit unseres Kriegsherrn uns erworben; wir haben das stolze Bewußtseyn, durch unsere Thaten dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet zu haben, wir, die wir uns Alle hier aus den verschiedenen deutschen Gauen zusammengefunden, haben das Glück gehabt, seit Jahrhunderten einmal wieder im Kriegslager das Bild treuer deutscher Einheit zu geben.

Sechstes Buch.

Die Capitulation von Paris.

Unterdeß wurde das Bombardement von Paris fortgesetzt. In die Stadt fielen immer mehr Bomben. Man schrieb aus Paris: „In die Bibliothek St. Genéviève flogen Sprengstücke, und in das Collége St. Barbe zwei Granaten. Was das Observatorium, das Pantheon und das Val-de-Grâce anbelangt, so waren diese die Zielpunkte des Feindes und wurden daher mit Granaten überschüttet. Herr Dumesnil, der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtswesens, begleitet dieses Verzeichniß mit folgenden Zeilen: ‚Wenn Alles vorüber seyn wird, so werde ich nur Einen Wunsch haben, das ist, daß jedes dieser durchlöcherten Häuser stets die sichtbaren Spuren der ihnen durch die preußischen Haubitzen angethanen Schmach bewahre. Ueberall sollen unverwischbare Inschriften uns das Vergessen verbieten, und wenn selbst unsere Todten verschwinden, sollen diese zertrümmerten Steine als Zeugen zurückbleiben. Ich erkenne den Gott ihres occidentalen Kaisers an, mit ihm jedoch zerreiße ich das Evangelium. Hassen wir uns einander auf ewig! soll es von nun an heißen.‘“

Der Haß forcirte sich zu verzweifeltem Muthe und phantasirte den guten Parisern noch im letzten Augenblick ihres Unglücks Scheinbilder des Glücks und Sieges vor. Die Blätter logen immer noch

im Styl Gambettas fort: „Bourbaki ist in's Großherzogthum Baden eingefallen und befindet sich in Freiburg. Die deutschen Zeitungen lassen Mezières gefallen seyn, aber nach der letzten Taubendepesche Gambettas ist es entsetzt worden. Die ‚Liberté' schildert heute die Lage also: Nanzig bedroht; Belfort befreit; Baden besetzt; Hamburg im Begriffe bombardirt zu werden. Dies ist Frankreichs Erwiderung auf das Bombardement von Paris. Die Stunde ist gekommen. Die Preußen, die nicht mehr wissen, wo hinaus, suchen Zuflucht in Paris. Dies ist ihre letzte Hoffnung; ihre letzte Zuflucht."

Aber der Ernst der Lage ließ sich in Paris doch nicht mißkennen. In der letzten Woche waren 3982 Civilpersonen in dieser Stadt, besonders viele Kinder gestorben und die Lebensmittel gingen so zur Neige, daß wie früher das Fleisch, so auch jetzt das Brod nur in den kleinsten Portionen ausgetheilt werden konnte. Am 18. decretirte Ferry im Namen der Regierung, die Häuser aller derer, welche Paris verlassen hätten, sollten den durch das Bombardement aus der Südseite der Stadt Vertriebenen eingeräumt und überall sollten durch Haussuchungen die noch bei Privaten vorhandenen Vorräthe von Lebensmitteln requirirt werden. Am 21. eröffneten die Deutschen ein neues furchtbares Feuer auf St. Denis und seine starken Forts. St. Denis gerieth in Brand und der Schrecken in Paris wurde immer größer. Am 22. legte General Trochu sein Amt nieder. Er war erkrankt, wie es hieß, und tief ergriffen von den Vorwürfen der Unfähigkeit oder des Verraths, die ihm entgegen geschleudert wurden. Man glaubte, General Vinoy habe stark gegen ihn intriguirt, um an seine Stelle zu kommen, und er erhielt sie wirklich. Trochu soll den Ausfall am 19. nicht haben wagen wollen. Ist das wahr, so hätte er ihn gar nicht unternehmen, sondern vorher abdanken sollen. Uebrigens ersparte er sich, indem er vor der Capitulation zurücktrat, einen Wortbruch, denn er hatte früher gelobt, nie zu capituliren.

Die Rothen regten sich wieder. In der Nacht vom 23. zum 24. Januar erhoben sich die Bewohner von Belleville, stürmten das Gefängniß Mazzas, befreiten Flourens und hätten gern die Regierung gestürzt und die der Commune eingesetzt. Auch bemächtigten sie sich eines großen Vorraths von Brod und Wein, wurden jedoch von der Nationalgarde zurückgejagt und die Ordnung hergestellt. Alle Clubs wurden geschlossen, einige der wildesten Zeitungen unterdrückt und man fahndete wieder auf den frei gewordenen Flourens. Die sich bisher am wildesten geberdet, waren nunmehr durch die Bomben der Deutschen und durch die wachsende Hungersnoth in der Stadt soweit gezähmt, daß einem Versuch zur Capitulation kein Hinderniß mehr im Wege stand. Wie die Lebensmittel sich stufenweise verringerten, erkennt man aus folgender Berechnung: Paris, das für seine Ernährung in gewöhnlichen Zeiten täglich 8000 Centner Mehl bedarf, hatte während der Belagerung vom 22. September bis 18. Januar täglich 6360 Centner zu verbrauchen, seit dem 18. Januar aber, wo die Rationirung des Brodes eintrat, blieben ihm nur noch 5300 Centner zur Verfügung, d. h. mindestens 16 Prozent weniger als die Gewohnheit des Consums war. Auch diese Zahl von 5300 Centner als Maßstab angenommen, hätten die Vorräthe nur noch für eine Woche hingereicht. An Ersparung der für die Brodvertheilung ausgeworfenen Quote und an ihre Ersetzung durch andere Lebensmittel war nicht mehr zu denken, da man nur noch über Pferdefleisch verfügte, und da von den 100,000 Pferden, die es in Paris gab, nur noch 33,000 übrig waren. Von diesen 33,000 mußten 6500 für die Ambulanzen, den Transport und die Unterhaltung der nothwendigsten Verbindungen in jedem Falle erhalten werden. Bei einer Rationirung von 25—30 Grammes auf jeden Einwohner, unter besonderer Fürsorge für die Hospitäler, brauchte Paris täglich 650 Pferde, die geschlachtet wurden. Hätte man beim Ausfall des Brodes die Fleischrationen erhöhen müssen, so wären täglich 3000 Pferde

nothwendig gewesen; es würde sich also auch dieses Lebensmittel in acht Tagen erschöpft haben.

Es mußte also endlich zur Capitulation kommen und Jules Favre übernahm dabei, woran er noch vor kurzem nicht gedacht hatte, die Hauptrolle.

Am 17. Januar sollte die Conferenz bezüglich der Pontusfrage in London zusammentreten, vertagte sich aber, um noch den Gesandten Frankreichs abzuwarten. Jules Favre sollte dahin abgehen und war auch anfangs sehr geneigt dazu, weil er in der Zuziehung eines französischen Gesandten zur Conferenz eine Anerkennung der republikanischen Regierung durch die neutralen Mächte voraussetzte und weil er hoffte, die Conferenz werde sich auch mit der französischen Frage beschäftigen und sich Frankreich günstig zeigen. Da aber indessen eine Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen erfolgt war, sank Favre's Hoffnung sehr tief herab und als Graf Bismarck dem Grafen Bernstorff, dem deutschen Gesandten in London, die Conferenz, wenn sie sich mit der französischen Kriegsfrage beschäftigen wolle, augenblicklich zu verlassen befahl, zog es Favre vor, lieber gar nicht nach London zu gehen. Er erklärte das in einem sehr weitläufigen Aktenstück, worin er sentimentale Thränen über das Bombardement von Paris vergoß und nichts Geringeres verlangte, als daß, wenn er verreisen sollte, das Bombardement eingestellt würde. Er machte sich natürlich damit nur lächerlich und man wendete ihm mit Recht ein, wenn er nicht selber nach London gehen wollte, hätte er einen andern schicken und jedenfalls dafür sorgen müssen, daß Frankreich bei der Conferenz vertreten werde.

Auf einmal wollte er wieder nach London gehen, weniger, wie man vermuthete der Conferenz wegen, als um der heillosen Verwirrung in Paris zu entfliehen und wie früher Thiers seine Person zu salviren. Er ersuchte den Grafen Bismarck um freies Geleit. Nun hatte aber Favre eben erst in einer Depesche an Lord Granville

die Voraussetzung ausgesprochen, daß seine Theilnahme an der Conferenz die Anerkennung der gegenwärtigen französischen Regierung in sich schließe. Das konnte Bismarck nicht zugeben, verweigerte ihm daher von Seite des auswärtigen Amtes den Geleitschein, überließ es ihm aber, sich einen solchen von der deutschen Militärbehörde vor Paris zu erbitten. Zugleich frug Bismarck, „ob es rathsam sey, daß Jules Favre jetzt nach London gehe, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, die für Frankreich und Deutschland wichtiger seyen, als die Pontusfrage, und die diplomatischen Agenten, sowie die Angehörigen der fremden Staaten im Vertrauen auf den Schutz der Regierung in Paris zurückgeblieben seyen. Es sey daher kaum anzunehmen, daß Jules Favre in einer so kritischen Lage, an deren Herbeiführung er so wesentlichen Antheil hatte, sich die Möglichkeit rauben wolle, zu einer Lösung mitzuwirken, für welche die Verantwortung auch ihn treffe."

Favre erhielt den Geleitschein von der Militärbehörde, ging aber nicht nach London, sondern — offenbar durch Bismarck's Wink belehrt und bekehrt — am 23. Januar nach Versailles und bot eine Capitulation an. Paris wolle sich ergeben, wenn der Garnison freier Abzug mit allen Kriegsehren bewilligt werde, was natürlicherweise abgelehnt wurde. Dagegen stellte Bismarck folgende Bedingungen: Die preußischen Truppen besetzen die Forts, die französischen Linientruppen und Mobilgarden gehen gefangen nach Deutschland, die unentwaffnete Nationalgarde beschützt Paris. Deutschland erhält Elsaß-Lothringen; es besetzt die Champagne bis zur Erhebung der Kriegskosten; Frankreich bestimmt seine eigene Regierungsform. Das kam nun wieder Favre zu hart vor. Indessen waren die Unterhandlungen eingeleitet. Es fiel auf, daß schon am 25. die englische Times wissen wollte, „daß Bismarck seit gestern die vollständige Annahme der deutschen Friedensbedingungen Seitens der Kaiserin Eugenie unter Zustimmung Napoleons besitze." Die Times knüpfte daran Bemerkungen, aus denen hervorzugehen schien,

daß die angebliche Zustimmung des Exkaisers zu den deutschen Forderungen nur eine Demonstration sey und nur einen Druck auf die republikanische Regierung üben sollte. „Bismarck sagt in seiner letzten Note dem Herrn Favre, daß er etwas mehr sey, als das Haupt der Verwaltung in Paris, daß er der leitende Geist der Regierung sey, unter welcher die Vertheidigung von Frankreich betrieben wird, daß Herr Favre sich ergeben muß, nicht im Namen von Paris allein, sondern im Namen von Frankreich, und daß er seinen Einfluß verwenden muß, die delegirte Regierung außerhalb Paris zu vermögen, die Uebergabe anzunehmen. Herr Favre wird das natürlich verweigern und behaupten, daß er und seine Collegen, nachdem es ihnen mißlungen ist, die Stadt zu vertheidigen, nicht mehr Autorität habe, Frankreich zu verpflichten, als der Commandant zu Belfort oder zu Longwy; aber dann wird Graf Bismarck eine andere Waffe aus seinem Arsenal hervorholen. Er wird Herrn Favre sagen, daß er eben von der verbannten Kaiserin mit völliger Zustimmung des Gefangenen von Wilhelmshöhe eine vollständige Annahme seiner Bedingungen erlangt hat und daß Herrn Favre und seinen Genossen keine Wahl übrig bleibt, als nachzugeben und die Möglichkeit der Erhaltung einer republikanischen Organisation zu bewahren, oder sich zu weigern und eine imperialistische Restauration zuzulassen." Die Kaiserin Eugenie dementirte diese Intrigue, die auch dem Grafen Bismarck fremd war. Man glaubte, die Bonapartisten, die unter dem Vorsitz des General Fleury in Brüssel tagten, hätten das Gerücht ausgesprengt.

Am 25. wurde der N. Pr. aus Versailles geschrieben, Favre habe geäußert: „Das Pariser Gouvernement willige mit blutendem Herzen sogar in die Abtretung von Elsaß, aber von Lothringen werde Frankreich sich niemals trennen, niemals! Eher werde Frankreich ganz eine Wüste, ein Schutthaufen werden. Doch sey Frankreich bereit, als Entschädigung für Lothringen eine Milliarde zu zahlen, denn Frankreich sey ein reiches Land und werde sich von

den Verlusten an Blut und Geld und von den Kriegsverheerungen wieder erholen, aber an dem Verluste seines theuersten Gliedes, Lothringen, werde es sich verbluten. . . . Auf die Bemerkung des Grafen Bismarck, daß Deutschland seinen früheren Siegespreis: Bezahlung aller Kriegskosten und Abtretung von Elsaß und Lothringen — vollständig aufrechterhalten müsse, und daß Deutschland einen Waffenstillstand und Frieden nur in Paris schließen werde, erklärte Favre auch die Bereitwilligkeit von Paris, seine Thore zu öffnen, wenn — — seiner ganzen Besatzung ein ehrenvoller Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zugestanden werde... worauf Graf Bismarck dem Herrn Friedens-Unterhändler mit seinem schneidenden Lachen sagte: Sehr gut, ihr wollt uns das ausgehungerte Paris geben, aber seine 300,000 Mann Soldaten, die Monsieur Trochu mit anerkennenswerthem Leichtsinne in einer Festung brachlegte, mit klingendem Spiele in den Rücken unserer Nord- oder Südarmee oder gar zu einer Reise nach Deutschland führen? Paris wird entweder freiwillig unter den Bedingungen von Sedan und Metz capituliren: die Linientruppen und Mobilgarden werden ihre Waffen ausliefern und bis zum definitiven Friedensschlusse als Gefangene nach Deutschland gehen; eure famose Nationalgarde mag ruhig in Paris bleiben; ihre bei Monsieur Trochu so beliebte moralische Unterstützung in Gefechten fürchten wir nicht; für 250,000 Pariser Kriegsgefangene ist bereits in deutschen Festungen Platz gemacht — oder Paris wird le combat à outrance in blinder Selbstvernichtungswuth bis zum letzten Stück Brod fortsetzen und sich erst dem tödtlichen Hunger und unseren Granaten ergeben — dann komme die Verantwortung auf alle die, welche Paris, Frankreich ihrem lieben, ehrgeizigen Ich opferten. Dixi! . . . Mit diesem ‚letzten‘ Worte Deutschlands fuhr Favre des Nachmittags nach Paris zurück. Die Noth muß in Paris auf's Aeußerste gestiegen seyn. Denn heute Mittags schon sendete Favre wieder einen Parlamentär, den Bundeskanzler um eine neue Unter-

redung zu bitten.“ Ein in den Grundgedanken gewiß richtiges Referat.

Favre kam täglich, von Bismarck's Wagen an den Vorposten abgeholt, nach Versailles und brachte am 27. den General Beaufort de Hautpoul *) mit, worauf große Berathung im Hauptquartier zwischen dem König, dem Kronprinzen, Bismarck, Roon, Moltke und Blumenthal gepflogen wurde. Auch in Paris hatte sich Favre der Zustimmung seiner Collegen in der Regierung und der angesehensten Generale versichert. Man erfuhr, Vinoy habe vor seinem Hotel Kanonen aufpflanzen lassen, um den noch immer unruhigen Pöbel abzuschrecken. So kam man in Versailles in Bezug auf die Capitulation überein. Favre wurde auf's freundlichste behandelt und konnte bereits die 15,000 Ochsen und 25,000 Schaafe sehen, die der großmüthige deutsche Kaiser schon bereit halten ließ, um sie nach Paris zu schicken, wie auch bereits für Mehl und Brod vorgesorgt war. Als Favre einmal nach Paris zurückfuhr, begegnete ihm Bismarck auf seinem gewöhnlichen Spazierritt und begleitete ihn im Gespräch bis zu den Vorposten.

Endlich wurde die Welt hoch erfreut durch das offizielle Telegramm des Kaisers an die Kaiserin. Versailles, 29. Januar. Gestern Abend ist ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand unterzeichnet worden. Linie und Mobile werden als Kriegsgefangene in Paris internirt. Die Pariser Nationalgarde übernimmt die Aufrechthaltung der Ordnung. Wir besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt, darf sich verpflegen, wenn die Waffen ausgeliefert sind. Die Constituante wird nach Bordeaux in 14 Tagen berufen. Die Armeen im freien Felde behalten ihre respektiven Landstrecken besetzt, mit

*) Als Beaufort zum zweitenmal nach Versailles herausfuhr, an der Brücke von Sevres ein wenig warten mußte und außerordentlich fror, reichten ihm deutsche Offiziere Cognac, um sich zu erwärmen. Er trank aber etwas zu viel und kam in so guter Laune in Versailles an, daß er es nachher vorzog, nicht zum drittenmal zu kommen.

Neutralitätszonen zwischen sich. Das ist der erste segensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmuth und die schweren Opfer. Ich danke Gott für diese neue Gnade, möge der Friede bald folgen!

Die nähern Bestimmungen waren folgende: „Der Waffenstillstand tritt bei Paris sofort ein und beginnt in den Departements in drei Tagen. Derselbe läuft am 19. Februar Nachmittags 12 Uhr ab. Die Demarcationslinie wird folgender Maßen festgesetzt: Sie scheidet die Departements Calvados und Orne ab, läßt in deutscher Occupation die Departements Sarthe, Indre und Loire, Loir und Cher, Loiret, Yonne und was davon nordöstlich außer dem Pas de Calais und Nord liegt. Die Entscheidung über den Beginn des Waffenstillstandes in Côte d'or, Doubs, Jura und bei Belfort ist vorbehalten; bis dahin nehmen die dortigen Kriegsoperationen einschließlich der Belagerung von Belfort ihren Fortgang. Die Seekräfte sind in den Waffenstillstand einbegriffen mit dem Meridian Dünkirchen als Demarcationslinie. Die zwischen dem Abschlusse und dem Benachrichtigungstermine gemachten Gefangenen und Prisen werden zurückgegeben. Die Wahlen für die Versammlungen, um sich über den Krieg oder die Friedensbedingungen zu erklären, werden Statt finden; als Versammlungsort wird Bordeaux bestimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden sofort übergeben. Der Stadtwall wird desarmirt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarden sind Kriegsgefangene, außer 12,000 Mann für den inneren Sicherheitsdienst. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffenstillstandes innerhalb der Stadtthore; ihre Waffen werden ausgeliefert; die Nationalgarde und Gensdarmerie behalten ihre Waffen für den Sicherheitsdienst; alle Franctireurcorps sind aufzulösen. Deutscherseits wird den französischen Commissarien die Verproviantirung von Paris möglichst erleichtert. Zum Verlassen von Paris sind eine französische Erlaubniß und ein deutsches Visa nöthig. Die Gemeinde Paris zahlt eine städtische Contribution von 200 Millionen Francs innerhalb 14 Tagen. Oeffentliche Werthe dürfen während

der Dauer des Waffenstillstandes nicht entfernt werden. Alle deutschen Kriegsgefangenen sollen sofort gegen entsprechende Anzahl französischer Gefangener ausgewechselt werden, desgleichen die Schiffscapitäne und andere beiderseitige Gefangenen vom Civilstande."

Ein großes Ergebniß, worin die Deutschen dieselbe Kraft und Ruhe bewährten, mit welchen sie den ganzen Krieg geführt hatten. Die deutschen Heere hatten die Höhen, die der Feind mit mörderischen Geschossen besetzt hielt, todesmuthig gestürmt, in jeder Schlacht gesiegt, die festesten Städte bezwungen, die Nässe des Herbstes, den Frost des diesmal ungewöhnlich harten Winters unermüdlich und frohen Muthes ausgehalten. Dazu war man edel und großmüthig mit dem heimtückischen und grausamen Feinde verfahren, dessen Regierung sogar dem Kriegsgebrauch Hohn sprach und Wortbruch und Ehrlosigkeit patentirte. Und so beendete man auch den Kampf mit Großmuth und erbarmte sich derer, die sich im Lügen, in Verleumdungen und Verwünschungen der Deutschen überboten hatten, und stillte ihren Hunger, obgleich sie selbst durch Zerstörungen der Eisenbahnen und Brücken die Zufuhr nach Paris unsäglich erschwert hatten. Daß man die Garnison von Paris nicht nach Deutschland abführte, war natürlich, denn man hatte sie durch Besetzung der Forts in seiner Gewalt und konnte sich wohl die Mühe ersparen, noch einmal 150,000 französische Gefangene nach Deutschland zu bringen, wo ihrer schon so viele waren.

In der Stunde der Mitternacht zwischen dem 26. und 27. Januar hatte von beiden Seiten der Kanonendonner rings um Paris geschwiegen und am 29. wurden sämmtliche Forts von Paris den Deutschen ohne Widerstand und Störung übergeben. Auf dem Mont Valérien, den die Deutschen bisher den brummigen Onkel Baldrian genannt hatten, zogen zuerst Pioniere ein, um die Minen auszuleeren. Die französischen Soldaten bezeigten sich überall in den Forts über die Capitulation hoch erfreut. Ein Augenzeuge schrieb: „Es macht einen sonderbaren Eindruck, zu sehen, wie die

Franzosen vor den Forts und Laufgräben sich in tollen Spielen tummeln, Reigentänze aufführen, und durch lautes Jauchzen ihre Freude an der Waffenruhe zu erkennen geben. Eine Scene, die charakteristisch ist für die Leichtblütigkeit ihres Naturells, spielte auf der Parlamentärbrücke von Sevres. Ein französischer Offizier, der mit Favre nach Versailles gehen sollte, trat auf die preußische Seite herüber. Als er hier von einem preußischen Offizier erfuhr, daß die Dinge gut stünden, rief er begeistert: La paix, la paix! und setzte sich in Bewegung, um vor lauter Lust Cancan zu tanzen." — Sobald die Deutschen alle Forts besetzt hatten, waren sie der Stadt und der noch darin befindlichen französischen Truppen sicher, die ihre Waffen erst innerhalb 14 Tagen zu Sevres niederlegen und dann in die Stadt zurückkehren sollten.

Die Regierung der Nationalvertheidigung richtete folgende würdig gehaltene Proklamation an das Volk von Paris: Mitbürger! Die Uebereinkunft, welche dem Widerstande von Paris ein Ziel setzt, ist noch nicht unterzeichnet, doch geschieht dies in wenigen Stunden. Die Grundlagen sind die gestern angekündigten, der Feind wird die Enceinte nicht betreten, die Nationalgarde behält ihre Organisation wie ihre Waffen, eine Division von 12,000 Mann bleibt intakt, die übrigen Truppen bleiben in Paris mitten unter uns (d. h. entwaffnet), die Offiziere behalten den Degen. Die Artikel der Uebereinkunft werden wir veröffentlichen, sobald die Unterschriften erfolgt seyn werden; gleichzeitig mit ihnen die genaue Uebersicht unserer Subsistenzmittel. Paris will versichert seyn, daß der Widerstand bis zu den äußersten Gränzen des Möglichen gedauert hat. Unsere Ziffern werden den unwiderleglichen Beweis liefern, und wir fordern Jeden auf, sie zu widerlegen. Wir werden beweisen, daß uns gerade noch Brod genug bleibt, um die Verproviantirung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht verlängern durften, ohne 2 Millionen Männer, Frauen und Kinder zu sicherem Tode zu verdammen. Die Belagerung von Paris hat

4 Monate 12 Tage gedauert, das Bombardement einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar war die Ration Brod auf 300, Pferdefleisch seit 15. Dezember auf 30 Gramme reduzirt. Die Sterblichkeit ward verdreifacht und mitten in all' dem Unheil gab es keinen einzigen Tag der Entmuthigung. Der Feind selbst zollt dem Muthe und der moralischen Thatkraft der Pariser Bevölkerung die höchste Anerkennung. Paris hat viel gelitten; aber der Republik werden diese langen edel getragenen Leiden nützen. Aus dem Kampfe der heute endigt, gehen wir fest gefaßt dem, der da kommen wird, entgegen. Trotz der Schmerzen der gegenwärtigen Stunde gehen wir daraus hervor mit unserer vollen Ehre, mit unseren Hoffnungen; mehr als jemals vertrauen wir den Geschicken des Vaterlands. Paris den 28. Januar 1871. Die Regierung: General Trochu, Jules Favre, Emmanuel Arago, Jules Ferry, Garnier-Pagès, Eugene Pelletan, Ernest Picard, Jules Simon, Le Flo, Kriegsminister, Dorian, Minister der öffentlichen Arbeiten, Magnin, Handelsminister.

Kaiser Wilhelm blieb in Versailles. Anfangs ging das Gerücht, er werde nach Berlin reisen, allein er zog es vor, beim Heere zu bleiben, so lange nicht Alles definitiv entschieden war. Er sagte zu Forkenbeck, dem Vicepräsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses, der ihm eine Adresse dieses Hauses zu überreichen gekommen war: Wenn gleich in diesem Augenblick Aussicht besteht, daß der schwere Kampf, wozu das deutsche Volk durch unberechtigten Angriff des unruhigen Nachbars getrieben wurde, bald geendigt seyn wird, muß ich doch bemerken, daß dies nur erst eine Hoffnung ist, und daß möglicherweise der Nation noch große Opfer bevorstehen, wenn der Kampf fortgesetzt werden soll. Die Leistungen der Armee und die Opferwilligkeit des ganzen Volkes sind über alles Lob erhaben und ich kann derselben nur mit großer Rührung gedenken. Seyen Sie in dieser Richtung im Abgeordnetenhause mein Dollmetsch.

Der Kaiser, der Kronprinz und großes Gefolge, besuchten die von

den Deutschen besetzten Forts, besonders den Mont Valérien, dessen Festigkeit allgemeines Staunen erregte. Ein ungeheures Mauerwerk hatte diese Feste völlig sturmfrei gemacht und seine gewaltsame Eroberung würde viel Blut gekostet haben. Das größte der dort befindlichen Riesengeschütze warf seine Projectile 9000 Schritt weit bis dicht vor die Barrière von Versailles, wurde aber noch übertroffen von einem preußischen Gußstahlgeschütz, welches, wie Favre erzählte, eine Granate 11,400 Schritte weit bis in die Kirche Madelaine geworfen hatte.

Die Besetzung aller Forts von Paris erfolgte in Ruhe und sogar ohne Musik, was viele Pariser ärgerte, da sie auch im Unglück schau- und hörlustig sind. Die Soldaten in den Forts und außerhalb der Stadt gaben ihre Waffen willig ab und überhaupt hatte der Hunger und die Sehnsucht nach Frieden den Racenhaß sehr gemildert. Nur der Pöbel im Innern der Stadt, der immer noch die Herrschaft der Commune wünschte, war noch ingrimmig und machte sogar einen Versuch, seine seit den letzten Aufständen in Fort Vincennes gefangenen Kameraden zu befreien. Dieses Fort war das einzige, was die französischen Truppen besetzt halten durften. Der Versuch mißlang. Trochu hatte sich in seine Familie zurückgezogen. Ducrot mußte auf einen Wink von Vinoy sein Commando niederlegen. Viele Noth machten den Parisern die 80,000 Moblots, welche jetzt entwaffnet aus den Forts und den Lagern vor der Enceinte in die Stadt zurückgezogen und einquartirt werden mußten. Indeß bestand die Noth jetzt nur noch im Mangel an Lebensmitteln, welcher abzuhelfen der deutsche Kaiser auf's großmüthigste bemüht war. Auf der Seine und auf den großen Heerstraßen von Norden und Westen, besonders von den Seeplätzen her, wurden, sobald es die schnelle Wiederherstellung der zerstörten Eisenbahn zuließ, Lebensmittel, theils aus den Provinzen, theils aus Belgien und Holland herbeigeschafft, und der Kaiser gab selbst vom Proviant der deutschen Truppen mehrere Millionen Rationen her, um dem dringendsten Bedürfniß abzuhelfen.

Dem entsprach nun auch die Stimmung in Paris. Man schrieb den Daily News aus Paris am 1. Februar: „Paris ist ernst. Wir sind moralisch und physisch zusammengebrochen. Wir haben einen vollständigen Ekel an uns selbst und an aller Welt. Die Reaction ist überwältigend. Jedermann wäscht seine Hände in Unschuld über das Vergangene, indem er auf jeden Anderen schimpft, nur auf sich selbst nicht." Zwischen den Truppen und Nationalgarden war noch immer böses Blut, weil die erstern viel mehr gelitten hatten. Nur beim letzten großen Ausfall hatten auch die Nationalgarden mitgekämpft und großen Verlust erlitten. Die deutschen Sieger fanden auf dem Schlachtfelde „zum erstenmale zahlreiche Uniformen der französischen Nationalgarde. Nach der feinen Wäsche, nach den goldenen Uhren und Ringen und sonstigen Schmucksachen und den wohlgepflegten Händen zu urtheilen, müssen diese Unglücklichen den vornehmen oder reichen Pariser Kreisen angehören. Was unsere Soldaten aber noch mehr überraschte, waren die prächtigen Panzerhemden und Panzerbeinkleider, mit denen manche sich für ihr erstes Debüt im Feuer ausgerüstet hatten. Nur das Gesicht war unbedeckt geblieben. Und doch hatte dieser Panzer sie nicht gegen die deutschen Zündnadelkugeln und Granaten schützen können. Die Panzer waren von den Granatsplittern zerrissen und von den Gewehrkugeln durchbohrt. Andere Nationalgarden fand man, die statt der theuren Panzer auf Brust und Rücken dicke wollene Lappen trugen — die letzten Liebes- und Angstzeichen ihrer theuren Ehehälften."

Die eigentlichen Soldaten wurden bald zutraulich. Die 914 deutschen Gefangenen, die man in Paris anständig behandelt hatte, wurden jetzt gegen französische ausgeliefert. Zum Beweise, wie die Franzosen nach so langen vergeblichen Kämpfen und bei steigender Hungersnoth zahm geworden waren, diente die freundliche Art, wie sie sich den deutschen Soldaten näherten. Schon aus der Ferne schwenkten sie weiße Tücher, riefen bon camerade! und nahmen

dankbar Brod und Fleisch, Speck und Erbswurst und Wein von den Deutschen an. Die Entwaffnung der in Paris zurückgebliebenen Truppen begann am 7. Februar und verlief ohne Störung; die Regimenter der mobilisirten Nationalgarde wurden aufgelöst.

Wie es hieß, nahm der Exkaiser auf Wilhelmshöhe von dem Waffenstillstand Notiz. Man schrieb ihm wenigstens einen Artikel der „Situation“ zu, worin hervorgehoben wurde, daß Abtretungen von Land schon mehrmals in der französischen Geschichte vorgekommen seyen, ohne daß Frankreich dadurch zu Grunde gegangen wäre. Man müsse die Sache nehmen wie sie ist, die begangenen Fehler einsehen und überall zu bessern suchen. — Dagegen blamirte sich der alte Guizot mit einem Versöhnungsvorschlag zwischen Deutschland und Frankreich, wonach beide Rheinufer ihrer ganzen Länge nach neutralisirt werden sollten, um niemals mehr zum Streit Anlaß zu geben. Völlig verrückt schrieb damals der berühmte Geschichtschreiber Michelet: „Nicht die Preußen, nicht die Deutschen haben uns besiegt, sondern nur die Polen, die unter den deutschen Truppen stecken, also die Unsern.“

Sehen wir uns nun nach Bordeaux um, wo auf einem vom Feinde noch unberührten Boden immer noch der Fanatismus Gambettas die Oberhand hatte. Er befand sich zwar noch bei der West- und Nordarmee, aber in seiner Abwesenheit regierte die Delegation doch noch immer in seinem Geiste. So erließ sie am 20. Januar ein Dekret, welches die Unabsetzbarkeit der Richter annullirte und eine große Anzahl von Präsidenten und Räthen der Tribunale und Appellationshöfe absetzte. Ferner am 25. Januar die Erneuerung eines schon im vorigen Oktober vorgeschriebenen Befehls, daß die Bauern in allen Departements, die dem Feinde nahe lägen, ihr Vieh wegtreiben sollten, um eine Wüste um den Feind her zu schaffen. Da die Bauern dem nicht nachgekommen waren, wurde nun befohlen, in allen Arrondissements ein Inventar über alles vorräthige Vieh, Korn, Hafer und Heu rc. aufzunehmen.

Also sollte das ganze Land sofort behandelt werden, wie Paris, wo man gleichfalls alle vorhandenen Lebensmittel verzeichnet und requirirt hatte.

Auch die Presse Gambettas wüthete in gewohnter Weise fort. In der „Gironde“ wurde Kaiser Wilhelm mit Nero verglichen, weil er Paris verbrennen wolle, wie Nero einst Rom. „Gegen solche Ungeheuer wäre jede Großmuth Schwäche. Haß gegen Haß, Blut gegen Blut! Um einen Deutschen zu tödten, muß von dem kleinsten Hirten des Feldes bis zum greisesten Bewohner der Stadt jeder sein Messer wetzen oder seinen Revolver laden. Wir wollen, daß diese Horde verschwinde oder verende.“

Gambetta hatte unter der Hand dem fähigen, nur zu voreilig von ihm entfernten General Aurelles Vorschläge machen lassen, wieder ein Commando zu übernehmen, aber zur Antwort erhalten: „Ich werde nur ein Commando unter einer geregelten Regierung annehmen, deren erster Akt gewesen seyn wird, über die Ehrgeizigen und Unfähigen, welche Frankreich zu Grunde gerichtet haben, zu Gericht zu sitzen.“

Unterdeß wurde in Paris über die Capitulation unterhandelt, ohne vorher deshalb in Bordeaux anzufragen. Favre und die andern Mitglieder der Regierung in Paris scheinen vorausgesetzt zu haben, ihre Kollegen in Bordeaux, Cremieux und Glais-Bizoin, würden sich den Umständen fügen, sofern nur, wie das auch geschehen war, das republikanische Prinzip gewahrt bleibe. Von Gambetta dagegen dürfte man keine Fügsamkeit erwarten, weshalb es auch Favre unterließ, ihn zu fragen. Die Pariser Regierung schloß daher die Capitulation allein ab und benachrichtigte die Delegation in Bordeaux erst von ihr, als sie schon ein fait accompli war.

Gambetta war von seiner Rundreise erst am 27. Januar zurückgekehrt und am folgenden Tage langte Favre's Depesche in Bordeaux an. Sie lautete einfach: „Wir unterzeichneten heute einen Vertrag mit Bismarck. Ein Waffenstillstand auf 21 Tage ist ab-

geschlossen. Die Nationalversammlung wird am 15. Februar nach Bordeaux einberufen. Bringen Sie diese Mittheilung zur Kenntniß Frankreichs; lassen Sie den Waffenstillstand vollstrecken und schreiben Sie die Wahlen für den 8. Februar aus. Ein Mitglied der Regierung reist sofort nach Bordeaux ab." Die Delegation in Bordeaux machte diese Depesche sogleich öffentlich bekannt und setzte einfach hinzu: Die Regierungs-Delegation in Bordeaux, welche bisher über die Versailler Verhandlungen nur durch die auswärtige Presse Kenntniß erhielt, empfing in verflossener Nacht dieses Telegramm, welches sie zur Kenntniß des Landes bringt. — Sie telegraphirte aber gleich nach Paris und verlangte nähere Auskunft. Die Aufregung in Bordeaux war ungeheuer. Am 30. wurde im großen Theater eine Volksversammlung abgehalten. Dieselbe sprach sich gegen den Waffenstillstand aus, für das Verbleiben Gambettas in der Regierung und Fortsetzung des Kampfes und verlangte endlich die Zusammensetzung eines Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder durch Acclamation der bedeutendsten Städte gewählt werden sollen. Eine Deputation theilte Gambetta diese Beschlüsse mit. Auf der Präfektur fand eine Demonstration zu Ehren Gambettas Statt. Derselbe ließ der Menge mittheilen, daß er unwohl sey und nicht erscheinen könne.

Gambetta besann sich erst, was er thun solle. Schwer gekränkt durch die Rücksichtslosigkeit Favres, der eine so wichtige Angelegenheit allein abgemacht hatte, verlangte er von ihm Aufklärung und Abschickung eines Kollegen nach Bordeaux und schrieb schon am 30. an die Präfekten: „Ich habe mich entschlossen, den status quo aufrecht zu erhalten bis zur Ankunft eines Mitgliedes der Regierung aus Paris; die Ankunft ist nahe bevorstehend, da dasselbe wahrscheinlich vergangene Nacht abgereist ist. Sobald die Zusammenkunft und Unterredung wird Statt gehabt haben, werden Sie die Benachrichtigung von den getroffenen Entschließungen bezüglich der zu befolgenden Politik erhalten. Bleiben Sie fest und voll Ver-

trauen." In einem weitern Programm befahl er: „Fahren Sie fort, zu exerciren und zu mobilisiren in ihren Departements. Jede Unterbrechung würde ein schwerer Fehler seyn in dieser Zeit der Waffenruhe, welche für die Vertheidigung des Landes unverzüglich nutzbar zu machen die schmerzlichen Verhältnisse gebieten. Die Blokade der ganzen Küste ist aufgehoben." — Am 31. erklärte Gambetta, er werde die bisherige Politik aufrecht erhalten und den Krieg bis zum äußersten Widerstande, selbst bis zur vollständigen Erschöpfung fortsetzen. Er biete alle Energie auf, den Muth der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Die Waffenstillstandsdauer müsse angewandt werden, drei Armeen durch Leute, Munition und Lebensmittel zu verstärken. Ein Regierungsdekret ordnete die Neubildung 16 neuer Marschregimenter, 5 neuer Chasseurregimenter und eines neuen Tirailleurregiments an.

Der Streit mit Gambetta wurde in Bordeaux ausgemacht, wohin der größte Theil der Pariser Regierung abreiste. In Paris dauerte unterdeß die tägliche Auslieferung der Waffen und Einlieferung der Lebensmittel regelmäßig fort und stockte nur ein einzigesmal, was durch ein falsches Gerücht und Mißverständniß veranlaßt war. In dem Augenblick aber, in welchem die Pariser mit der Waffenauslieferung inne hielten, wurde auch von deutscher Seite die Einfuhr der Lebensmittel sistirt und am andern Tage ging alles wieder in Ordnung vor sich. Unter dem Proviant, der nach dem ausgehungerten Paris gebracht wurde, zeichnete sich ein großer Transport aus England aus, welchen der Londoner Unterstützungsverein durch den Obersten Worthley und Herrn Georg Moore übersandte. Die Contribution von 200 Millionen Francs, welche der Stadt Paris auferlegt war, wurde bereits am 11. Februar bezahlt.

Sofern es immer noch möglich schien, daß Gambetta's Partei den Krieg auf eigene Faust würde fortsetzen, oder daß die Nationalversammlung in Bordeaux sich in die Friedensbedingungen nicht würde fügen wollen, traf Kaiser Wilhelm von Versailles aus alle

nöthigen Vorkehrungen, um den Krieg mit voller Energie zu Ende zu führen. Paris konnte sich nicht mehr rühren, denn alle seine Forts waren von den Deutschen besetzt. Sollte in den Provinzen noch eine französische Armee das Feld halten wollen, so war man stark genug, sie niederzuwerfen, wie alle frühern. Man schrieb aus Versailles: „Die deutschen Regimenter werden kompletirt, eine neue Reservearmee sammelt sich, 250,000 Mann Deutsche rücken bei Abbruch des Waffenstillstandes zwischen der Armee des Generals v. Treskow (Manteuffel) und des Marschalls Prinz Friedrich Karl unter dem Oberbefehl des Kronprinzen nach dem Süden vor, während der Großherzog von Mecklenburg mit General v. Göben den Norden Frankreichs völlig zu unterwerfen die Aufgabe hat. Die Reserve und eine Armee von etwa 100,000 Mann bleibt bei Paris."

Ueber die deutschen Streitkräfte auf französischem Boden gab die Correspondance de Berlin folgende Uebersicht: I. Armee (v. Göben), 56 Bataillone, 56 Eskadronen, 34 Batterien; II. Armee (Prinz Friedrich Karl), 98 Bataillone, 136 Eskadronen, 61 Batterien; III. Armee (Kronprinz von Preußen), 129 Bataillone, 56 Eskadronen, 58 Batterien; IV. Armee (Maas-Armee, Kronprinz von Sachsen), 93 Bataillone, 60 Eskadronen, 98 Batterien; V. Armee (Südarmee, v. Manteuffel), 118 Bataillone, 94 Eskadronen, 91 Batterien. Die Etappenkommandos haben unter ihrem Befehl 27 Bataillone Landwehr, 24 Eskadronen und 33 Batterien. Die Garnisonen der festen Plätze bestehen aus 89 Bataillonen Landwehr, 24 Eskadronen und 33 Batterien. Zusammen: 615 Bataillone, 401 Eskadronen und 290 Batterien, eine effektive Stärke von ungefähr 780,000 Mann darstellend. Unter der vorstehend angegebenen Ziffer der Artillerie sind nur Feldbatterien und keine Belagerungsgeschütze gerechnet. — Da die im Süden operirenden Corps nach ungeheuern Anstrengungen der Ruhe bedurften, wurde ein Theil von ihnen durch neue ersetzt. Da der deutsche Reichstag nicht versammelt war, wurden 50 Millionen Thaler neue

Kriegskosten einstweilen von Preußen allein übernommen. Das englische Kabinet verlangte Einsicht der Friedensbedingungen, was jedoch von Bismarck abgelehnt wurde, nachdem er schon früher sich die Einmischung der Neutralen verbeten hatte.

In Paris wuchs die Versöhnlichkeit. Das Journal Le Soir widerrief die falschen Gerüchte von Barbareien, welche die deutschen Truppen begangen haben sollten, und brachte Zeugnisse der Einwohner bei, die sich über das Verhalten der preußischen Truppen auf's günstigste aussprechen. Auch andere Zeitungen widerriefen die früher absichtlich von ihnen verbreiteten Nachrichten, nach welchen in den außerhalb Paris befindlichen Kunstsammlungen große Zerstörungen vorgekommen seyn sollen. Die Conservatoren der Schlösser von Versailles und St. Germain haben Berichte nach Paris geschickt, in welchen sie erklären, daß die ihrer Aufsicht unterstellten Museen von den Commandos der deutschen Armeen in jeder Weise in Schutz genommen worden seyen und sich daher in unversehrtem Zustande befänden.

Vor den Thoren von Paris hatten sich viele Spekulanten eingefunden, um den Parisern Lebensmittel zu verkaufen, so lange die Vertheilung im Innern der Stadt nur allmälig vor sich ging. Auf diesem Markt vor den Thoren übernahmen aber preußische Landwehrmänner, die sich auf Marktpreise verstanden, eine strenge Polizei und schützten die Brodlosen vor der Habgier der Verkäufer. — Im Innern der Stadt wurden übrigens immer noch Clubversammlungen gehalten, worin die alte Wuth und der alte Wahnsinn selbst die Capitulation überdauerten. In einem dieser Clubs trug der Bürger Gaillard unter großem Beifall darauf an, die Männer, welche capitulirt hätten, zum Tode zu verurtheilen. Es blieb aber beim bloßen Geschwätz. Der Timescorrespondent schrieb unterm 8. Februar: „Es ist unmöglich die Tagesblätter zu lesen, den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, und mit der Bourgeoisie in ihren Läden und sonstwo zu plaudern, ohne zu bemerken, daß

Frankreich im Begriffe ist, sich vor ganz Europa als eine Nation darzustellen, die politisch eben so unfähig ist, als sie sich schon militärisch unfähig gezeigt hat. Es ist eine Verbindung von Schrecken und Leichtfertigkeit, welche an das Betragen eines Kaninchens in dem Käfig einer Riesenschlange erinnert, das einen Augenblick sich vor Entsetzen niederduckt und den anderen Augenblick in kläglicher Lustigkeit umherspringt." — General Chanzy kam nach Paris und sprach sich entschieden gegen jede Fortsetzung des Kriegs aus, da seine Westarmee nicht mehr kampffähig sey.

Von General Ducrot hieß es, er habe sich freiwillig in Versailles stellen wollen, was jedoch nicht geschah. Dann sollte er schwer erkrankt seyn. Man ignorirte ihn und ließ ihn nach Bordeaux entschlüpfen. Die großen Zufuhren, die nach Paris kamen, wurden von Spekulanten ausgebeutet, namentlich die Kohlensendungen. Man mußte dagegen einschreiten.

Großes Lob ernteten die Gesandten der Vereinigten Staaten und der Schweiz, Washburne und Kern, weil sie während der langen Einschließung in Paris nicht nur für ihre Landsleute, sondern auch für die dort noch zurückgebliebenen zum Theil ganz mittellosen Deutschen gesorgt hatten.

Der provisorische Finanzminister Dorian wollte den Handelsvertrag mit England kündigen, angeblich wegen der Sympathien, welche die internationalen Arbeitervereine der französischen Republik bezeugt hatten.

Die Waffen der Pariser Besatzung wurden vorschriftsmäßig abgeliefert, 200,000 Gewehre, 602 Feldgeschütze, 1357 Festungsgeschütze. Die Riesenkanone La Valérie, die auf dem Mont Valérien stand, wurde abgeführt, um mittelst Eisenbahn nach Berlin gebracht zu werden, wo man sie im Kastanienwald aufstellen wollte.

Siebentes Buch.

Die Nationalversammlung in Bordeaux.

Die Nationalversammlung, die nunmehr über das Schicksal Frankreichs entscheiden und erstens den Frieden oder die Fortsetzung des Kriegs wählen, zweitens Frankreich eine neue Verfassung und Regierung geben sollte, war eigentlich von Niemand anderm, als dem Grafen Bismarck durchgesetzt worden, von dem sich Favre desfalls inspiriren und unterstützen ließ. Ohne deren Zusammenwirken hätte wahrscheinlich Gambetta neues Unheil angerichtet, wäre der Kampf thörichterweise von Seiten der Franzosen fortgesetzt und der deutsche Kaiser genöthigt worden, mit seinen Truppen auch noch den Süden Frankreichs zu besetzen. Dazu mitgewirkt zu haben, daß dieses äußerste Maß des französischen Elends nicht vollgemacht wurde, bleibt das Verdienst Favres und macht den Fehler, den er zu Ferrières beging, indem er nicht damals schon den Frieden nachsuchte, einigermaßen wieder gut. Die gesunde Vernunft mußte jedem Franzosen sagen, es sey jetzt die höchste Zeit, von der deutschen Großmuth Gebrauch zu machen. Nachdem der geniale Moltke die beiden letzten französischen Armeen, die eine in Paris gefangen, die andere der neutralen Schweiz in Verwahrung gegeben hatte, durften sie noch Gott danken, daß ihnen der geniale Bismarck die

goldene Brücke baute, die ihnen noch einen anständigen, wenn auch nicht mehr militärischen, doch politischen Rückzug gewährte.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm Gambetta, nachdem seine Massenaufgebote ein so erbärmliches Ende genommen hatten, nun auch die von ihm so lange verhinderte Nationalversammlung zu Stande kommen sah. Er hatte seine Rolle noch nicht ausgespielt. Bei der Regierung zurückgesetzt, suchte er in der Nationalversammlung Herr zu werden. Die France richtete öffentlich an ihn die Frage, ob es wahr sey, daß er den Präfekten dekretirt habe: Schicken Sie mir „durch alle Mittel" eine republikanische Assemblée! Er bewies wieder einmal, daß die Freiheitsmänner größere Tyrannei üben, wenn sie zur Herrschaft kommen, als irgend welche conservative Partei. Frankreich sollte nicht frei wählen dürfen, sondern nur, wie Gambetta wollte. Die France warf ihm namentlich auch die Geldverschleuderung vor; wenn er selbst auch den Staat nicht bestahl, so duldete er doch, daß es seine Anhänger thaten: „Hunderte von Millionen wurden mit vollen Händen aus dem Fenster geworfen, Tausende von Existenzen wurden durch die Halsstarrigkeit seiner stolzen Beschränktheit zu Grunde gerichtet. Dabei sind nicht zu vergessen die scandalösen Geldbereicherungen aller Art, welche in seiner Umgebung aus der Ausbeutung eines lügnerischen Patriotismus und aus dem nur zu thatsächlichen Elende unserer Armee gemacht wurden." Wenn die France, welche in Bordeaux, also am Sitze der Delegation, erscheint, dies so offen aussprechen durfte, so muß der Schwindel wohl sehr arg gewesen seyn. Wie Gambetta verfuhr, lehrte u. A. die Absetzung des Linienschiffskapitäns de Marivault-Emeriau, welchem die Funktionen des commandirenden Generals der Mobilisirten der Bretagne übertragen waren. Gambetta befahl ihm, einen Theil der Mobilisirten, die er ausbildete, zur Armee Chanzys zu schicken. Er entgegnete: gegen den Feind Leute zu schicken „ohne Brod, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Kleidung und Schuhe", scheine ihm eben so unmensch-

lich wie nutzlos. Sofort erhielt er von Gambetta eine Absetzungsdepesche. Uebrigens sind die Anklagen gegen die Lieferanten Gambettas nicht blos in Bordeaux laut geworden; auch der Progres de Lyon führt bittere Klagen: „Der scheußliche Schwindel der Lieferanten“, schließt er seinen Nothschrei, „ist unter den jetzigen Verhältnissen nicht blos ein Diebstahl, sondern ein Verrath gegen Frankreich.“

Nicht minder trifft Gambetta der Vorwurf, auf's gewissenloseste die Armee ruinirt zu haben, indem er nach einander Hunderttausende von unexercirten und undisciplinirten Menschen aufbot und sie weder mit Winterkleidung, noch Lebensmitteln versah, noch ihnen Führer gab, wie sie hätten seyn müssen, um sie gehörig kampffähig zu machen. Das französische Offiziercorps der Gambetta'schen Epoche wird von dem Correspondenten der „Wiener Presse“ in nachstehender Weise charakterisirt: „Ja wohl, siegen möchten sie Alle, würden sich's auch jetzt viel Geld und auch einige ritterliche Bajonetstiche, einige Säbelhiebe kosten lassen; aber durch mühevolle Instruktion des Soldaten, durch tägliches Exerciren in der Kaserne und auf dem Schießplatze, durch eigene Selbstbildung und emsiges Studiren, durch rastlose Ueberwachung der Befehlsausführungen, durch solche Mittel zum Ziele zu gelangen, das gefällt hier nur den Wenigsten. Die Offiziere aller Grade, in so fern sie nicht im Felde stehen, verbringen nach wie vor ihre beste Zeit im Caféhause, beim Kartenspiel, stundenlangen Dejeuners und Diners, mit Salongrimassen und müssigem Herumlungern; und die Generale und Obersten, die jetzt am meisten über ihre schlechten Truppen hier klagen, tragen diesbezüglich selbst die größte Schuld daran. Daß bei solchen Gebräuchen der junge Soldat nicht nur unwissend bleibt, sondern — sich in allen Gelegenheiten ganz allein überlassen, ganz verwahrlost sehend — auch im Felde disciplinlos und feige wird, vor dem Feinde unserer Zeiten also nichts mehr bedeuten kann, das liegt doch für alle Welt bereits klar auf der Hand; nur hier ist es noch Vielen ein Räthsel.“

Gambetta saß aber immer noch hoch zu Roß und erließ am 1. Februar eine wüthende Proklamation: „Die Fremden fügten Frankreich eine grausame, die grausamste Beleidigung zu, welche unserem Volke in diesem schlimmen Kriege, der eine übermäßige Züchtigung für unsere Irrthümer und Schwächen ist, zu ertragen bestimmt war. Das uneinnehmbare Paris, durch Hunger bezwungen, konnte die deutschen Horden nicht länger abhalten; am 28. Januar ist es erlegen. Die Stadt Paris bleibt noch intakt; dies ist die letzte Huldigung, welche durch unsere moralische Größe der Barbarei abgerungen wurde. Nur die Forts wurden dem Feinde übergeben, aber noch fallend, hinterließ uns Paris den Preis heroischer Opfer. Während fünfmonatlicher Leiden und Entbehrungen gewährte es Frankreich Zeit, sich wiederzufinden, seine Söhne aufzurufen und sich zu waffnen, neue Heere zu bilden, welche allerdings jung, aber tapfer und entschlossen sind und denen nur eine gewisse Solidität mangelt. Paris verdanken wir, daß wir zu patriotischem Handeln entschlossen sind. In unseren Händen haben wir alles Nöthige, um Paris zu rächen und uns zu befreien, aber es scheint, ein schlimmes Geschick will uns noch größeres Unglück und Schmerz bereiten, als es bereits durch den Fall von Paris geschehen ist. Ohne unser Wissen, ohne euch zu benachrichtigen, ohne uns zu Rathe zu ziehen, unterzeichnete man einen Waffenstillstand, dessen sträfliche Leichtfertigkeit wir nur zu spät erfuhren, einen Waffenstillstand, welcher Preußen noch von uns besetzte Departements überliefert, welcher uns verpflichtet, drei Wochen uns ruhig zu verhalten, um in den traurigen Verhältnissen des Landes die Nationalversammlung zusammentreten zu lassen. Wir erbaten Aufklärung über das Verhältniß von Paris; bis dahin bewahrten wir Stillschweigen. Bevor wir uns an euch wandten, wollten wir die verheißene Ankunft eines Regierungsmitgliedes aus Paris abwarten. Wir beschlossen, unsere Vollmachten in seine Hände niederzulegen. Die hiesige Regierungsabtheilung hat den Willen, zu gehorchen, um

ein Pfand der Mäßigung und des guten Glaubens zu geben. Sie will ihre Pflicht erfüllen, welche erheischt, den Posten nicht eher zu verlassen, als bis man davon enthoben ist; sie will ihren Freunden und Gegnern durch dieses Beispiel beweisen, daß die demokratische Regierung nicht nur die größte, sondern auch die gewissenhafteste ist. Niemand kam von Paris, und so müssen wir, koste es, was es wolle, handeln. Um perfide Combinationen der Feinde Frankreichs zu Schanden zu machen — Preußen rechnet auf den Waffenstillstand, um unsere Armeen zu entnerven und aufzulösen, Preußen hofft, daß die Versammlung, welche nach vielen einander folgenden Unglücksfällen unter dem furchtbaren Eindrucke des Falles von Paris zusammentritt, auch muthlos zur Annahme eines schmählichen Friedens geneigt seyn müsse, — hängt es von uns ab, diese Berechnungen zu Schanden zu machen und zu bewirken, daß Werkzeuge, welche bestimmt waren, den Geist des Widerstandes zu ertödten, vielmehr denselben wieder beleben und erhöhen. Benutzen wir den Waffenstillstand, um junge Truppen einzuüben und die Organisation der Vertheidigung mit erhöhter Energie zu betreiben, bieten wir Alles auf, daß an Stelle der von den Fremden erhofften reactionären feigen Kammer eine wahrhaft nationale, republikanische Versammlung zusammentritt, welche den Frieden will, wenn derselbe die Ehre, den Rang und die Integrität des Landes sichert, welche aber eben so fähig und bereit ist, den Krieg zu wollen und zu verhindern, daß ein Mord an Frankreich begangen werde. Franzosen! Gedenken wir der Väter, welche uns Frankreich als einen compakten, untheilbaren Staat hinterließen, hüten wir uns, unsere Geschichte zu verrathen, unseren ererbten Besitz in die Hände von Barbaren übergehen zu lassen. Wer würde überhaupt ein solches Uebereinkommen unterzeichnen — ihr gewiß nicht, Legitimisten, die ihr so tapfer unter der Fahne der Republik kämpft, um den Boden des alten königlichen Frankreichs zu vertheidigen, eben so wenig ihr, Söhne und Bürger von 1789, die vor Allen dahin gewirkt haben, die alten

Provinzen zu fester, unlöslicher Einigung zusammenzufügen; auch ihr Arbeiter in den Städten würdet euch hierzu gewiß nicht herbeilassen, deren intelligenter, edler Patriotismus sich stets in Macht und Einheit als Ausgangspunkt für die Freiheit der Völker zeigte; eben so wenig ihr, die ihr den Boden des Landes bebaut und besitzt, die ihr nie Blut spartet, um die Revolution zu vertheidigen, welcher ihr euer Eigenthum, euren Grund und Boden und die Würde des Bürgers verdankt. Kein Franzose wird sich finden, einen so ehrlosen Vertrag zu unterzeichnen, die Fremden werden sich getäuscht finden, sie werden verzichten müssen, Frankreich zu verstümmeln. Wir alle sind von gleicher Vaterlandsliebe beseelt und lassen uns durch Unglücksfälle nicht niederbeugen; wir werden erstarken und den Fremden verjagen. Um dieses heilige Ziel zu erreichen, müssen wir von Herzen wollen und unser Leben hingeben dürfen vor dem schwersten Opfer nicht zurückschrecken, müssen uns alle um die Republik schaaren und bekunden, daß wir kaltes Blut und Festigkeit besitzen, und dürfen weder Schwächen noch Leidenschaften uns hingeben. Schwören wir, als freie Männer, Frankreich und die Republik gegen alle Angreifer zu vertheidigen. Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine untheilbare Republik! Gambetta.

Man erkennt daraus, wie pfiffig Gambetta gegen Favre operirte. Nachdem der Waffenstillstand nun einmal geschlossen war, hielt er sich mit nutzlosen Deklamationen dagegen nicht auf, sondern anerkannte ihn, suchte ihn aber ausschließlich in seinem Interesse auszubeuten, nämlich nicht im Interesse des Friedens, sondern einer energischen Fortführung des Kriegs. Auch riß er der Pariser Regierung die Wahlen aus den Händen und verfügte darüber eben so eigenmächtig, wie Favre in Paris eigenmächtig den Waffenstillstand abgeschlossen hatte. Drei Dekrete der Delegation in Bordeaux verfügten: 1) Die Wahlen für die Constituante sind auf den 8. Februar anberaumt. 2) Es ist gerecht, daß alle Mitschuldigen jener

Regierung, welche mit dem Attentat vom 2. Dezember begonnen, um durch die Capitulation von Sedan zu endigen, indem sie Frankreich den Ruin und die Invasion als Erbtheil hinterließ, daß diese Personen in dieselbe politische Ohnmacht versetzt werden, worin sich die Dynastie befindet, deren mitschuldige Werkzeuge sie waren. Es ist dieß die nothwendige Folge der Verantwortlichkeit, welche sie auf sich nahmen, indem sie den Kaiser bei Vollbringung gewisser Akte unterstützten. Es sind dieß alle Personen, welche vom 2. Dezember 1851 bis 4. September 1870 Minister, Senatoren, Stadträthe und Präfekten waren; ferner sind von der Wählbarkeit ausgeschlossen alle Individuen, welche bei Wahlen zur Legislative vom 2. Dezember 1851 bis 4. September 1870 als offizielle Candidaten aufgestellt waren. — Ein drittes Dekret verfügt, daß alle Wähler im Hauptorte des Cantons ihre Stimmzettel abzugeben haben. Den Präfekten steht es frei, auf Grund lokaler Verhältnisse die Cantone in zwei oder drei Wahlbezirke zu theilen. Die Wahlen dauern Einen Tag. Von der Wählbarkeit ausgeschlossen sind Mitglieder derjenigen Familien, welche in Frankreich seit 1789 regiert haben. Als Volksrepräsentanten können ferner diejenigen Personen nicht fungiren, welche in einer der neun ersten Kategorien des Artikels 79 des Gesetzes vom 18. März 1849 und durch Artikel 81 desselben Gesetzes besonders bezeichnet sind. Die Dekrete sind von sämmtlichen Mitgliedern der Regierungsabtheilung unterzeichnet.

Also wurden die Wahlen so angeordnet, daß die monarchisch gesinnten Wähler, namentlich die Bonapartisten, gegenüber den Republikanern in Nachtheil kamen. „Das allgemeine Stimmrecht ohne die Korrektur, welche die napoleonische Verfassung hinzugefügt hat, ist ihnen nicht günstig. Aus diesem Grund hatte die Verfassung von 1852 die Wahl nach Departements und das Scrutinium der Listen, welche das Gesetz vom 15. März 1849 vorschreibt, in der Constitution selbst abgeschafft, und die Wahl nach Kreisen, die willkürlich eingetheilt wurden, eingeführt. Während jetzt jeder Wäh-

ler z. B. im Seinedepartement 28 Candidaten aufschreibt, und der die meisten Stimmen hat, gewählt wird, hatte nach der napoleonischen Verfassung jeder Wähler nur eine begränzte Zahl von Deputirten in den Gemeinden zu wählen, was dem Einfluß des Klerus und anderer bonapartistischen Agenten Thür und Thor öffnet."

Der frühere Abgeordnete Guyot-Montpayroux hatte sich heftig über Gambetta's Wahldekret ausgesprochen. Dafür ließ Gambetta ihn drei Tage auf dem nassen Stroh der Cachets einsperren. Der Deputirte war von Bordeaux nach Brioude gereist, um seine Wahl zur Assemblée zu betreiben; dort ließ der Generaldirektor für die Sicherheitspolizei, Ranc, ihn unter dem Vorwande festnehmen, er gehöre der mobilisirten Nationalgarde an. Nun war Guyot-Montpayroux aber mit einem Scheine versehen, wodurch er von jedem Militärdienste bis zum 15. Februar befreit war, abgesehen davon, daß er als aufgestellter Candidat das Recht hatte, sich seinem Wahlkreise zu stellen. Als Gambetta's Sturz erfolgt war, nicht eher, wurde er in Freiheit gesetzt.

Der Munizipalrath von Bordeaux unterstützte Gambetta durch eine Erklärung vom 31. Januar, welche sich gegen jeden die Ehre Frankreichs schädigenden Friedensschluß ausspricht und die Delegation der Regierung zu Bordeaux auffordert, einer solchen Eventualität gegenüber auf ihrem Posten zu verbleiben und wenn nöthig den Krieg fortzusetzen. Dagegen erklärte sich das in Lille erscheinende Echo du Nord, es stehe einer Munizipalität nicht zu, in dieser Art das Volk aufzureizen, dem Volk sey vielmehr der Frieden nöthig. Im Süden Frankreichs sorgten die Anhänger Gambettas freilich dafür, daß Demonstrationen für die Fortsetzung des Kriegs gemacht wurden, so namentlich in Lyon.

Dagegen ließ der berühmte Laguerronière in diesen Tagen eine Flugschrift ausgehen, worin er Gambetta die schlagendsten Wahrheiten sagte. So heißt es darin: „Es ist der Mangel an Ehrlichkeit, der uns vorzugsweise in's Unglück geführt hat. Man

begann mit Winkelzügen, erniedrigte sich dann zu vollständigen Lügen und langte schließlich bei der Katastrophe an. Ehrliche Wahrheit ist die beste Politik. In diesem durch eine Lüge begonnenen Kriege hat man nicht aufgehört, die Pillen zu überzuckern. Hätte man die Wahrheit nicht von vornherein verfälscht, man würde nicht eine solche Reihe von Unglücksfällen herbeigeführt haben: eine andere Richtung nehmend, wäre es der Republik möglich geworden, die Folgen der Niederlagen zu mildern, aus denen sie hervorgegangen ist. Hat man es gethan? Nein. Die Mitglieder der Regierung haben sich und Frankreich betrogen. Die Phrase dient zu nichts. ‚Nicht einen Fuß breit Landes, nicht einen Stein unserer Festungen‘, war ein stolzes Wort; aber reichten unsere Hülfsmittel hin, es geltend zu machen? Wie jetzt die Sachen stehen, so läuft unser Volk Gefahr, in eine völlige Vernichtung des öffentlichen und Privatvermögens hineingerissen zu werden.“

In einem Artikel des preußischen Militär-Wochenblattes über die „Kriegführung Gambettas im Januar 1871“ heißt es zum Schluß: Die Franzosen verloren allein an Gefangenen: General Roye etwa 12,000 Mann, General Chanzy 24,000 Mann, General Faidherbe 11,000 Mann, General Bourbaki 30,000 Mann. Nach der Schweiz traten über 80,000 Mann. Summa 157,000 Mann. Hierzu treten an Todten und Verwundeten wenigstens: Von der Armee des Generals Chanzy 10,000 Mann, von der Armee des Generals Faidherbe 8000 Mann, von der Armee des Generals Bourbaki 16,000 Mann. In den Kämpfen bei Paris 7000 Mann. Summa 41,000 Mann. Der Totalverlust der aktiven Streitkräfte Frankreichs berechnet sich hiernach, wenn man von den Truppen Garibaldis und sonstigen Freischaaren absieht, auf gegen 200,000 Mann, denen die augenblicklich noch in Paris deponirte kriegsgefangene Armee mit 150,000 Mann (ohne Nationalgarden) hinzutritt. Um 350,000 Mann also ist durch die Operationen des Monat Januar die französische Kriegsmacht geschwächt worden. Ueber 800 Feld-

geschütze, zahlreiche Waffen und anderes Armeematerial gingen verloren. Dem gegenüber betragen die summarischen Verluste der deutschen Heere für den Monat Januar höchstens 10,000 Mann. Diese Zahlen geben zu denken. Das Massenaufgebot ist unwirksam gegen wohl organisirte Heere, selbst wenn diese sich in erheblicher Minderzahl befinden, wie dieß an jeder Stelle des Kriegsschauplatzes der Fall war. Aber eine noch düsterere Seite bietet das Bild der kriegerischen Aktionen des Monats Januar dar. Fast überall begegnen wir zahllosen französischen Verwundeten und Kranken, welche man ohne jeden Versuch ärztlicher Hülfe an der Stelle, auf welcher sie gefallen oder vor Erschöpfung umgesunken waren, liegen gelassen hatte. Da die deutsche Hülfe oft zu spät kam, so ergibt sich hier eine Fülle des Elends, deren Verantwortung auf dem militärischen Dilettantismus schwer lastet, welcher in der Zusammenraffung bewaffneter Menschen Armeen zu schaffen wähnte. Der organisatorische Mangel begleitete dieselben auf Schritt und Tritt; das Abschneiden einer Bahnlinie, auf welcher Verpflegung, Munition, Medikamente, Verbandzeug 2c. allein nachgeführt wurde, genügte zur vollen und schleunigen Verkümmerung einer ganzen Armee.

Noch bitterer wurde in Frankreich selbst über die Verschleuderungen Gambettas geklagt: Hat die Vertheidigung von Paris viel gekostet, so hat Gambetta's Diktatur wahrhaft erschreckliche Opfer erfordert, wenn es wahr ist, was ich hier erzählen höre, daß außer der unter Napoleon III. gemachten Anleihe von 650 Millionen und außer der in London von Laurier abgeschlossenen Anleihe noch runde 1200 Millionen aus den verschiedenen Zweigen zusammenkommen, welche noch zu bezahlen sind. Man spricht hier von Leuten, welche sich ein ganz enormes Vermögen im Handumdrehen bei den Lieferungen von Gewehren, Kanonen und sonstigen militärischen Gegenständen gemacht haben, und wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man hier behaupten hört, so war die Verschleuderung und

der Schwindel während der Diktatur entsetzlich. Wenn man dies bedenkt, so begreift es sich, daß die Leute in der Umgebung des Diktators und die guten Freunde an der Krippe der Gewalt alle Ursache hatten, den Krieg bis zur Erschöpfung zu predigen; setzte Frankreich die Feindseligkeiten fort, so dauerten auch die Geschäfte der biederen Genossen an. Jetzt, wo dem Lande endlich die Augen aufgehen, und man die Leistungen mit den Unkosten vergleicht, sieht man den Abgrund vor den Füßen, und die Frage ist einfach die: entweder hineinzuspringen oder Frieden zu schließen. Die Bauern zumal haben eine heillose Furcht vor dem Kriege, weil sie wissen, daß sie schließlich den schwersten Theil der Schuldenlast zu tragen haben und ihr Ruin vor der Thür steht, wenn der Schwindel von Neuem auffladern sollte.

Der „Gaulois" donnerte gegen Gambetta und seinen Anhang: „Sie haben Hunderte von Millionen zu schmählichen Zinsen geborgt, so schmählich, daß selbst die Darleiher nicht daran denken, jemals bezahlt zu werden. Sie haben auf irgend welche Art die Keller der Bank überwältigt, um ihre Kassen noch mehr zu füllen. Wo sind diese Millionen? Wo sind wenigstens die bezahlten Fakturen, die Quittungen, die Berechnungen? Sie haben Tausende von Beamten ihres Postens enthoben, auf welchem dieselben ihrem Vaterlande treu gedient hatten, sie haben sie ersetzt . . . durch wen! . . . welche Schande! Sie hafteten für die Rettung des Vaterlandes? War es jemals so kompromittirt? Sie haben Generale gemacht, wo sind ihre Siege? Sie haben umgeworfen, zerstört unsere Einrichtungen, unsere Sitten, unsere Gesetze, was haben sie an deren Stelle gebracht? Ihren Willen allein, ihren elenden, ehrgeizigen und zerstörenden Willen! Wie lange noch wird dies Alles dauern und wie lange noch werden wir ihre Vergewaltigungen und ihre Schwäche, ihre Heuchelei und ihre Tyrannei, ihre Großartigkeit und unsern Ruin ertragen? Jetzt oder nie ist die Stunde gekommen, dem ein Ende zu machen. Frankreich hat weder Geld noch Blut mehr,

welches es ihnen anvertrauen könnte." — Die France erhob gleichfalls schwere Vorwürfe gegen Gambetta wegen der scandalösen Unterschleife, die unter seiner Autorität begangen worden seyen.

Um aber das südliche Frankreich zu einer Fortsetzung des Krieges zu ermuthigen, ließ Gambetta im „Siècle" verkünden: Die Ankunft von Waffen erfolgt im Hafen von Bordeaux ohne Unterbrechung. Erst schifften Avon und Lafayette für Auftrag der Vertheidigungskommission ihre fast ganz aus Gewehren, Patronen und Mitrailleusen bestehenden Ladungen aus. Dann traf Dampfer Concordia mit unermeßlichem Artilleriematerial ein. Zwei andere Schiffe laufen mit Ladungen derselben Art in den Fluß ein. Der amerikanische Dampfer Concordia brachte von New-York 1250 Kisten Gewehre, 1707 Kisten Patronen, 3495 Kisten Kriegsmunition, 166 Kisten mit Artilleriesachen, 181 Kisten Kanonen, 249 Pulverkarren, 79 Laffeten zu Kanonen, 1017 Räder, 542 Kisten mit Pferdegeschirr und 593 andere Kisten.

Unterdeß wurde Simon von der Regierung in Paris schon am 31. Januar nach Bordeaux geschickt, um ihre Autorität daselbst gegen Gambetta's Eigenmächtigkeiten aufrecht zu erhalten. An demselben Tage protestirten die meisten Journale von Bordeaux (Liberté, Patrie, Français, France, Constitutionnel, Union, Gazette Universelle, Courier de Gironde, Journal Bordeaux, Guyenne) gegen das Wahldekret der dortigen Delegation. Eine Deputation begab sich zu Simon gleich nach seiner Ankunft und dieser machte ihr das allein rechtsgültige Wahldekret bekannt, welches am 28. Januar mit Zustimmung sämmtlicher Regierungsmitglieder erlassen worden sey. In diesem Dekret seyen Incompatibilitäten beseitigt. Aufrecht erhalten sey nur die Nichtwählbarkeit der Präfekten in den Departements, in welchen sie verwalten; zugleich erklärte Jules Simon, daß er darnach strebe, das Pariser Wahldekret durchzusetzen. In Paris ließ man nur das Wahldekret vom 28. gelten und nicht das von Bordeaux. Bismarck selbst erklärte in einem Schreiben an

Gambetta vom 3. Februar, gemäß der Pariser Capitulation stehen den Franzosen freie Wahlen zur Constituante zu, das Dekret von Bordeaux, welches diese Freiheit beschränke, sey daher ungültig. Es war merkwürdig genug, daß Bismarck die Freiheit der Franzosen mehr achten sollte als Gambetta. Der Letztere erklärte aber, es sey Preußen nur um die Wiederherstellung Napoleons zu thun. „Wir sagen, erklärte er, daß Preußen zur Befriedigung seines Ehrgeizes auf eine Versammlung rechnete, in welche Dank der Kürze der Fristen sowie der materiellen Schwierigkeiten jeder Art Complicen und Begünstigte abgesetzter, mit Preußen verbündeter Dynastien hätten eintreten können. Das von der Regierungsdelegation unterm 31. Januar erlassene Ausschließungsdekret vereitelt diese Hoffnungen. Der Anspruch des preußischen Ministers, sich in die Zusammensetzung einer französischen Volksvertretung einmischen zu können, ist die glänzendste Rechtfertigung der Seitens der Regierung der Republik ergriffenen Maßregel."

Die übrigen Mitglieder der Delegation in Bordeaux ließen sich von Gambetta hinreißen oder durch die Kundgebungen des Pöbels schrecken. Am 3. Februar tobte eine große Volksversammlung in Bordeaux gegen den Waffenstillstand, gegen Favre und Trochu, verlangte die Fortsetzung des Kriegs und wollte Gambetta zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses haben. Unter diesen Eindrücken erließen Cremieux, Glais-Bizoin und Fourichon gemeinschaftlich mit Gambetta am 4. ein neues Dekret, worin sie fest darauf bestanden, ihr Wahlgesetz vom 31. sey das allein gültige. Simon selbst, der die Pariser Ansicht hätte vertreten sollen, durfte nicht einmal wagen, das Pariser Wahldekret in Bordeaux anschlagen zu lassen. Die noch in dieser Stadt anwesenden Vertreter der neutralen Mächte fürchteten, zwischen Bordeaux und Paris oder Gambetta und Favre könne ein förmlicher Bürgerkrieg ausbrechen und Frankreich dadurch noch mehr ruinirt werden. Die Gesandten von Oesterreich, Spanien und Italien boten Chaudordy an, zwischen

der Delegation und der Regierung in Paris zu vermitteln, und riethen dringlichst der Delegation, in Uebereinstimmung mit der Regierung vorzugehen. Sie sollen sogar mit ihrer Abreise gedroht haben. Gambetta wagte wirklich noch keinen förmlichen Bruch, gab aber auch noch nicht nach, sondern behielt sich vor, an der Spitze seiner Partei im Süden selbständig zu handeln, sobald es ihm nöthig scheinen würde.

Auch nährte er fort und fort in seiner Presse die wahnsinnige Hoffnung auf neue Erfolge. So war in der Correspondance Havas, dem Organe Gambettas, fast keine Nummer erhalten, die nicht unter den stehenden Rubriken „Stimmen der auswärtigen Presse“ oder „die Demokratie in Deutschland“ Auszüge aus angenehmen Artikeln der Zukunft, der Frankfurter Zeitung, des Beobachter und ähnlicher Zeitungen brachte. „Das Stärkste in dieser Art finden wir in der neuesten Nummer, die uns vorliegt, vom 3. Februar. In dem Blatte Helvetie nämlich hat ein Franzose Bericht erstattet über eine Rundreise, die er bei den süddeutschen Demokraten ausgeführt, und das offiziöse Organ in Bordeaux versäumt nicht, diesen Artikel, der aus Stuttgart den 19. Januar datirt ist, als willkommenes Anzeichen unvertilgbarer französischer Sympathien in Deutschland dem französischen Volk vorzulegen. Dieser Franzose also schreibt aus Stuttgart: Ich habe die verschiedenen Häupter der süddeutschen Demokratie besucht, und ich kehre nunmehr nach Frankreich mehr denn je als ein Anhänger des Widerstands bis zum Aeußersten zurück. Der Gedanke, oder vielmehr die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit, die ich schon vor meiner Reise hatte, hat sich noch bestärkt, als ich diese tapferen Apostel der Freiheit zu mir sagen hörte: Möge Frankreich triumphiren, und es wird auch uns retten.“ Das klerikale „Echo Français“ rieth den Franzosen, zu Gift und Dolch zu greifen. Es beschwört Gambetta, in einem Dekret vorzuschreiben, daß die Bauern das Brod, das Wasser und den Wein vergiften, daß die Franctireurs sich in die

Zelte der schlafenden deutschen Soldaten schleichen, um sie zu erdolchen, und daß die Bürger selbst ihre Städte, sobald sie dem Feinde in die Hände gefallen sind, in Brand stecken! Auch der unerwartete Umstand, daß im Elsaß und Deutsch-Lothringen, welche doch zu Deutschland kommen sollten, Vertreter in die französische Nationalversammlung gewählt werden sollten, wurde von Gambetta's Presse so aufgefaßt, als zittere der deutsche Kaiser, diese Provinzen von Frankreich zu trennen, und schlug daraus Kapital für seinen Uebermuth.

Indessen blieben auch Favre und die Pariser Regierung fest, sie erklärten Gambetta's Wahldekret ausdrücklich für ungültig und schickten zur Unterstützung Simons noch Em. Arago ab. Auch Favre selbst wollte nach Bordeaux gehen und für ihn übernahm Herold einstweilen das Ministerium des Innern und Dorian für Magnin das Bautenministerium. Die Pariser Regierung wurde durch Bismarck getrieben, der Gambetta's Wahldekret für einen Bruch der Waffenstillstandsbedingungen erklärte, Sistirung der Lebensmittelzufuhr und mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris drohte und auch wirklich am 4. hätte einmarschiren lassen, wenn Favre nicht die bündigsten Versicherungen gegeben hätte. Doch hatte Bismarck nichts dagegen, daß Arago, gestützt auf die frühern Gesetze von 1832 und 1848, durch welche die ältere und jüngere Linie der Bourbons von den Wahlen ausgeschlossen waren, diesen Ausschluß jetzt auch auf die Familie Bonaparte ausdehnte. Der deutsche Kaiser bewies dadurch, wie ungegründet die Verleumdung sey, die ihm nachsagte, er wolle den Exkaiser herstellen.

Die Regierung in Paris erließ am 4. Februar eine würdige Proklamation, worin sie Gambetta's Unvernunft zurückwies: Franzosen! Paris hat die Waffen gestreckt am Vorabend des Tages, wo der Hungertod eintreten mußte. Man sagte ihm: Warte einige Wochen, und wir befreien dich. Es widerstand fünf Monate, und ungeachtet seiner heldenmüthigen Anstrengungen konnten es die

Departements nicht unterstützen. Es unterwarf sich den grausamsten Entbehrungen. Es nahm den Ruin, die Krankheit, die Erschöpfung an. Während eines Monats schmetterten es die Bomben nieder, welche die Frauen und die Kinder tödteten. Seit mehr als sechs Wochen reichten die paar Gramme schlechten Brodes, welche man an jeden Bewohner vertheilte, kaum hin, um es am Sterben zu hindern. Und als, so besiegt durch die unerbittlichste Nothwendigkeit, die große Stadt nachgibt, um nicht zwei Millionen Bürger zur schrecklichsten Katastrophe zu verurtheilen; als, den Rest ihrer Kraft benutzend, sie mit dem Feinde unterhandelt, anstatt sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, klagt man außen die Regierung der nationalen Vertheidigung schuldvollen Leichtsinnes an; man denuncirt und verwirft sie. Möge Frankreich zu Gericht über uns sitzen, über uns und die, welche uns gestern mit ihren Beweisen der Freundschaft und Achtung überhäuften und die uns heute insultiren. Wir würden uns um ihre Angriffe nicht bekümmern, wenn die Pflicht uns nicht zwänge, bis zur letzten Stunde mit fester Hand das Steuerruder zu halten, welches das Pariser Volk inmitten des Sturmes uns anvertraut hat. Diese Pflicht, wir werden sie erfüllen. Als Ende Januar wir uns entschlossen, Unterhandlungen zu versuchen, war es sehr spät. Wir hatten nur noch Mehl für zehn Tage, und wir wußten, daß die Verwüstung des Landes die Verproviantirung ganz unsicher machte. Die, welche sich heute gegen uns erheben, werden niemals die Angst kennen, welche uns erfaßt hatte. Man mußte sie aber doch verbergen, dem Feinde mit Entschlossenheit entgegentreten und bereit zum Kampf und mit Lebensmitteln versehen erscheinen. Was wir wollten, war Folgendes: Vor Allem kein Recht usurpiren. Frankreich allein gehört es an, über sich zu verfügen. Wir wollten es ihm bewahren. Es waren lange Kämpfe nothwendig, um die Anerkennung seiner Souverainetät zu erlangen. Es war der wichtigste Punkt unseres Vertrages. Wir bewahrten der Nationalgarde ihre Freiheit und ihre Waffen. Wenn wir ungeachtet

unserer Anstrengungen die Armee und die Mobilgarde den strengen Kriegsgesetzen nicht entziehen konnten, so retteten wir dieselben wenigstens vor der Gefangenschaft in Deutschland und der Internirung in ein Lager unter preußischen Gewehren. Man wirft uns vor, niemals die Delegation in Bordeaux consultirt zu haben! Man vergißt, daß wir in einen eisernen Kreis eingeschlossen waren, den wir nicht durchbrechen konnten. Man vergißt aber auch, daß jeder Tag die schrecklichste Hungerkatastrophe wahrscheinlicher machte, und doch stritten wir während zehn Tagen um das Terrain Fuß für Fuß, während die Pariser Bevölkerung ihre wahre Lage nicht kannte und nicht kennen durfte und, durch einen edelmüthigen Eifer hingerissen, zu kämpfen verlangte. Wir haben also einer fatalen Nothwendigkeit nachgegeben. Wir haben für die Zusammenberufung der Nationalversammlung einen Waffenstillstand stipulirt, als die Armeen, die uns zu Hülfe kommen konnten, weit von uns zurückgeworfen waren. Eine einzige hielt noch Stand; wir glaubten es wenigstens. Preußen forderte die Uebergabe von Belfort. Wir verweigerten sie, und um den Platz zu beschützen, reservirten wir für einige Tage die Aktionsfreiheit seiner Hülfsarmee. Was wir nicht wußten, war, daß es zu spät war. Durch die deutschen Armeen in zwei Hälften getheilt, konnte Bourbaki ungeachtet seines Muthes nicht widerstehen, und nach dem Akte edelmüthiger Verzweiflung, welchem er sich überließ, wurde seine Truppe gezwungen, die Grenze zu überschreiten. Die Convention vom 28. Januar hat also kein Interesse gefährdet und Paris wurde allein aufgeopfert. Es murrt nicht. Es bringt seine Ehrenbezeigung der Tapferkeit denen dar, welche weit von ihm entfernt zu seiner Unterstützung gekämpft haben. Es klagt selbst nicht den an, der heute so ungerecht und so verwegen ist: den Herrn Kriegsminister, welcher den General Chanzy aufhielt, der Paris zu Hülfe marschiren wollte und dem er den Befehl gab, sich hinter die Mayenne zurückzuziehen. Nein, Alles war unnütz, und wir müssen unterliegen. Aber unsere Ehre ist aufrecht, und wir werden

nicht dulden, daß man daran rührt. Wir haben Frankreich berufen, um frei eine Versammlung zu wählen, die in dieser höchsten Krisis ihren Willen zu erkennen geben wird. Eine von einem mächtigen Feinde angegriffene Nation kämpft bis auf's Aeußerste, aber sie hat immer das Recht, über die Stunde, wo der Kampf möglich zu seyn aufhört, zu entscheiden. Dies wird das über sein Schicksal befragte Land sagen. Damit sich sein Wunsch Allen als ein geachtetes Gesetz aufzwingt, muß er der souveraine Ausdruck der freien Abstimmung Aller seyn. Wir lassen deshalb nicht zu, daß man dieser Abstimmung willkürliche Schranken auferlegt. Wir haben das Kaiserreich und seine Gewohnheiten bekämpft. Wir wollen sie nicht annehmen, indem wir offizielle Candidaturen durch den Weg der Ausmerzung aufstellen. Große Fehler mögen gemacht worden seyn, schwere Verantwortlichkeiten daraus entspringen; nichts ist wahrer, aber das Unglück des Vaterlandes stellt Alles auf Eine Stufe; und wenn wir uns zur Rolle von Parteimännern erniedrigen, so würden wir den Schmerz und die Schande haben, die zu treffen, welche kämpfen und ihr Blut an unserer Seite vergießen. Sich der vergangenen Streitigkeiten erinnern, wenn der Feind unseren mit Blut getränkten Boden mit Füßen tritt, heißt das große Werk der Vertheidigung des Vaterlandes herabsetzen. Wir setzen die Prinzipien über diese Auskunftsmittel. Wir wollen nicht, daß das erste Dekret Betreffs der Zusammenberufung der republikanischen Versammlung 1871 ein Akt des Mißtrauens gegen die Wähler sey. Ihnen gehört die Souverainetät an; mögen sie dieselbe ohne Schwäche ausüben, und das Vaterland kann gerettet werden. Die Regierung der nationalen Vertheidigung weist das von der Delegation ungesetzlich erlassene Dekret zurück und annullirt es, und beruft alle Franzosen ohne Kategorieen, für die Repräsentanten zu stimmen, welche ihnen die würdigsten scheinen werden, Frankreich zu vertheidigen. Es lebe die Republik! Es lebe Frankreich! Paris, 4. Februar 1871. Die Mitglieder der Regierung: General Trochu,

Jules Favre, Emanuel Arago, Garnier=Pagès, Jules Ferry, Pelletan, Ernst Picard. Die Minister: Dorian, Leflô, Magnin, Hérold.

Sofort reisten Arago, Garnier=Pagès, Pelletan von Paris nach Bordeaux ab, um Simon kräftig zu unterstützen und Gambetta's Opposition niederzuschlagen. Der alte Cremieux war seinerseits von Bordeaux abgereist, um mit Paris zu vermitteln und womöglich die Einheit der Regierung zu sichern. Als er in Vierzon seinen Pariser Collegen begegnete, reiste er gleich wieder mit ihnen nach Bordeaux zurück und ihrer und Simon's Vereinigung und Festigkeit gelang es, Bismarck's und Favre's Willen durchzusetzen. Gambetta nahm schon am 6. freiwillig seine Entlassung, wie er selbst in einem Rundschreiben an die Präfekten erklärte, weil sein Wahldekret von der Mehrheit seiner Collegen nicht anerkannt worden sey. Seine Entlassung wurde angenommen und Arago einstweilen mit dem Kriegsministerium betraut, Gambetta's Wahldekret aber förmlich für null und nichtig erklärt. Man wunderte sich, daß der sonst so trotzköpfige Gambetta dießmal nachgab, und glaubte es daraus erklären zu müssen, daß innerhalb seiner Partei selbst eine Spaltung eingetreten, eine Opposition der Mäßigung aufgekommen sey. Bisher hatte er seine Mittel noch nicht für erschöpft gehalten. Er versprach sich sogar noch viel von Beauregard, dem berühmten südstaatlichen General, der im amerikanischen Bürgerkriege den Nordstaaten so viel zu schaffen gemacht hatte und der mit einer Menge seiner ehemaligen Offiziere in London nur auf den Wink Gambettas wartete, um ein großes Commando in Frankreich zu übernehmen.

In den Provinzen erregte die Capitulation von Paris theils große Bestürzung, theils Freude, weil man auf nahen Frieden hoffte. Garibaldi beeilte sich sehr, nachdem Bourbaki über die Schweizer Grenze getrieben war, die Capitulation anzuerkennen und sich seinerseits von Dijon hinter die in der Capitulation bezeichnete Demar=

kationslinie zurückzuziehen. Anders General Faidherbe, der sich noch auf die Festungen im Norden stützte und die Demarkationslinie nicht anerkennen wollte, obgleich die Preußen sich schon hinter dieselbe zurückgezogen hatten. Nun drohte Göben ihn wieder anzugreifen und Faidherbe wurde von Paris aus dringend ermahnt, sich zu fügen, was er dann auch that und die Linie einhielt. General Mazare in Bourges und General Loisel in Havre verlangten in Bordeaux Aufklärung über den Waffenstillstand und bestimmte Befehle. In Lyon beschloß der Gemeinderath, die nationale Vertheidigung mit doppeltem Eifer fortzusetzen. Ebenso trotzte Grenoble, Marseille, Toulouse. Ueberall erhob sich ein wüstes Geschrei gegen Trochu und Favre, die des Verraths beschuldigt wurden, wie früher Bazaine. Der Verdacht gegen Bazaine von Seite fanatischer Republikaner ließ sich noch erklären, weil dieser ein Anhänger des Kaisers war. Das waren Trochu und Favre nicht, aber die französische Nationaleitelkeit wollte nie zugeben, daß man einer zwingenden Nothwendigkeit habe nachgeben müssen; Frankreich sollte nie besiegt, immer nur verrathen worden seyn. Uebrigens vermuthete man, viele hätten nur mit dem Geschrei über Verrath ihre geheime Freude, daß der Krieg nun bald zu Ende gehen werde, maskiren wollen.

Im Norden Frankreichs, wie auch im Westen war man ungleich friedlicher gesinnt. Man schrieb: Namentlich in Rouen erinnert nur die Anwesenheit der Sieger an die Eroberung. Das Volk scheint so zufrieden und ruhig wie früher. Wenn die deutschen Militärmusiken auf den öffentlichen Plätzen spielen, sieht man stets eine Menge wohlgekleideter Herren und Damen ihnen zuhören, und eine ältere Dame, die daran Anstoß nahm, versicherte mir, daß die jungen Damen gar gern mit den deutschen Offizieren auf Bällen tanzen würden, wenn sie sich nicht vor patriotischer Lästerung fürchteten. Die deutschen Offiziere finden, daß Rouen die angenehmste Stadt in Frankreich ist, und die Rouener werden die kräf-

tigen jungen Männer, die die beste Laune zeigen nebenbei viel Geld ausgeben, schwerlich gern scheiden sehen.

Um den Süden und namentlich die nach Bordeaux berufene Nationalversammlung in einigem Respekt zu halten, verlegte Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier am 2. Februar nach Tours. Sein Verweilen im Westen bei Le Mans war nicht mehr nöthig, da sich Chanzy's Armee in voller Auflösung befand. Der Prinz-Feldmarschall machte einen kurzen Besuch in Versailles und hielt dann Wacht in Tours.

In Bordeaux erhielt die Mäßigung der aus Paris angekommenen Regierungsmitglieder die Oberhand. Auch Leflo kam nach Bordeaux, um für Arago das Kriegsministerium zu übernehmen. Der alte Cremieux dankte ab und wollte nur noch bis zum Zusammentritt der Constituante fungiren. Die Wahlen wurden überall in Frankreich nicht nach Gambetta's, sondern nach dem Pariser Wahldekret vollzogen und zwar unerwartet mit Ruhe und ohne Störung. Auch Elsaß und Lothringen durften mitwählen, weil diese Provinzen damals noch nicht offiziell und vertragmäßig in's deutsche Reich übergegangen waren. Damit aber die Bewohner dieser Provinzen sich nicht darüber täuschen sollten, daß sie unter allen Umständen von Frankreich getrennt werden würden, wurde es ihnen in einem halb amtlichen Artikel der Straßburger Zeitung vom 6. Februar sehr deutlich gesagt: „Die Nichtannahme der deutschen Friedensbedingungen Seitens der französischen Nationalversammlung ist gleichbedeutend mit der Fortsetzung des Krieges; Deutschland hat die Berufung dieser Versammlung nicht deshalb ermöglicht, um mit sich feilschen zu lassen, sondern um von einer regelmäßigen Vertretung des besiegten Landes das definitive Zugeständniß der Forderungen zu erhalten, die es zu seiner Sicherung gegen künftige französische Angriffe schon vor Monaten aufgestellt hat. Deutschland wünscht den Frieden, aber es wird den Krieg ‚bis zur Erschöpfung‘ Frankreichs fortführen, wenn die Versammlung von Bor-

deaux der unverbesserlichen Verblendung der Kriegspartei verfallen sollte, die ihr Vaterland schon jetzt an den Rand des Ruins gebracht hat." Die verbissene Wuth derer, die bisher im Elsaß vorgeherrscht hatten, äußerte sich in dem Trotz, mit welchem in Straßburg Gambetta und einige seines Gelichters gewählt wurden. Im Allgemeinen fielen die Wahlen überhaupt im Osten und Süden mehr republikanisch, im Norden und Westen mehr constitutionell oder monarchisch aus.

Hier im Norden und Westen regten sich auch besonders die dynastischen Parteien, Orleanisten und Bonapartisten. Unter den Prinzen des Hauses Orleans war der Herzog von Aumale der am meisten populäre, hauptsächlich wegen der von ihm bewiesenen Mäßigung, da er nicht wie sein Bruder Joinville den Franctireurs und dem Meuchelmord das Wort geredet, sondern den Franzosen eine moralische Reinigung empfohlen hatte. Er wendete sich jetzt in einem Manifest vom 1. Februar an die Wähler, um ihnen zu sagen, in die Kriegs- und Friedensfrage mische er sich nicht, da er für das Vorgefallene nicht verantwortlich sey, er fasse nur die Zukunft des Landes in's Auge und rathe zur Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie: „Wenn ich die Lage Frankreichs, seine Geschichte, seine Traditionen, die Ereignisse der letzten Jahre in's Auge fasse, so bin ich von den Vortheilen durchdrungen, welche die constitutionelle Monarchie darbietet; ich glaube, daß sie den legitimen Aspirationen einer demokratischen Gesellschaft entsprechen und mit der Ordnung und Sicherheit alle Fortschritte, alle Freiheiten garantiren kann. Es ist mit einem Gemisch kindlichen Stolzes und patriotischen Schmerzes, daß ich Frankreich in seinem gegenwärtigen Zustande mit dem vergleiche, in welchem es sich unter der Regierung meines Vaters befand. Diese Meinung, ich habe als Mann das Recht, sie zu haben, und ich glaube heute, daß es meine Pflicht ist, sie als Bürger auszudrücken; aber ich mische mich in keine Partei ein, verfolge keine ausschließliche Tendenz. In meinen Gesin-

nungen, in meiner Vergangenheit, in den Traditionen meiner Familie finde ich nichts, was mich von der Republik trennt. Wenn Frankreich unter dieser Form frei und definitiv seine Regierung constituiren will, so bin ich bereit, mich vor seiner Souverainetät zu beugen und werde sein ergebener Diener seyn. Constitutionelle Monarchie oder liberale Republik; durch politische Redlichkeit, Geduld, Eintrachtsgeist, Selbstverleugnung kann Frankreich gerettet, reconstituirt und regenerirt werden."

Auch die Bonapartisten waren von Belgien aus außerordentlich rührig und diesmal unterstützte sie der Exkaiser selbst. Am 4. Februar erließ Napoleon III. von der Wilhelmshöhe aus eine Proklamation, die aber erst am 11. der Welt bekannt wurde, nachdem sie von seinen Anhängern erst vertraulich in den Wahlkreisen Frankreichs war mitgetheilt worden. Sie lautete: „Franzosen! Vom Glücke verlassen, habe ich seit meiner Gefangennahme jenes tiefe Stillschweigen beobachtet, welches die Trauer des Unglückes ist.

So lange sich die Armeen gegenüber gestanden, habe ich mich eines jeden Schrittes, eines jeden Wortes enthalten, welches Zwiespalt hätte hervorrufen können. Heute bei dem tiefen Unglück des Landes kann ich mich nicht länger in Schweigen hüllen, ohne gefühllos für seine Leiden zu erscheinen.

In jenem Augenblicke, als ich gezwungen war, mich gefangen zu geben, konnte ich in keine Verhandlungen über den Frieden eintreten. Da ich nicht frei war, so hätte es den Anschein gewonnen, als seyen meine Entschließungen durch persönliche Rücksichtsnahmen dictirt. Ich überließ der Regierung der Regentschaft, welche ihren Sitz in Paris inmitten der Kammern hatte, die Pflicht, darüber zu entscheiden, ob das Interesse der Nation die Fortsetzung des Kampfes erheische. Trotz unerhörter Unglücksfälle war Frankreich nicht besiegt; unsere festen Plätze standen noch aufrecht, Paris war im Zustande der Vertheidigung, einer weiteren Ausdehnung unserer Unglücksfälle konnte noch Einhalt gethan werden.

Aber während alle Blicke gegen den Feind gerichtet waren, brach in Paris eine Insurrection aus. Die Volksvertretung wurde vergewaltigt, die Kaiserin bedroht, eine Regierung installirte sich durch Ueberraschung auf dem Stadthause, und das Kaiserreich, welchem die gesammte Nation soeben zum dritten Mal ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde durch diejenigen gestürzt, welche berufen waren, es zu vertheidigen. Meinen gerechten Unmuth unterdrückend, rief ich mir zu: ‚Was liegt an der Dynastie, wenn das Vaterland gerettet werden kann!‘, und anstatt gegen die Verletzung des Rechtes zu protestiren, richtete ich meine heißesten Wünsche auf den Erfolg der nationalen Vertheidigung, und die patriotische Hingebung, welche alle Klassen und alle Parteien bewiesen, hat mich mit Bewunderung erfüllt.

Aber jetzt, wo der Kampf unterbrochen und die Hauptstadt nach heldenmüthigem Widerstande gefallen ist, jetzt, wo jede vernünftige Aussicht auf den Sieg verschwunden ist, jetzt ist es Zeit, von jenen, welche die Gewalt usurpirt haben, Rechenschaft zu verlangen für das unnöthigerweise vergossene Blut, für die ohne Grund aufgehäuften Trümmer, für die ohne Controle verschleuderten Hülfsquellen des Landes.

Das Schicksal Frankreichs kann nicht einer Regierung ohne Mandat überlassen werden, welche, indem sie die Verwaltung desorganisirte, nicht eine einzige jener Autoritäten bestehen ließ, welche ihren Ursprung dem öffentlichen Stimmrechte verdankten. Eine Nation kann einer Regierung nicht lange Gehorsam schenken, welche kein Recht hat, zu befehlen. Ordnung, Vertrauen, ein sicherer Friede wird nur dann erzielt werden, wenn das Volk zu Rathe gezogen worden ist über jene Regierung, welche am meisten befähigt ist, das Vaterland von seinen Leiden zu befreien.

Unter den feierlichen Umständen, in welchen wir uns Angesichts der Invasion und des aufmerksamen Europa’s befinden, ist es nöthig, daß Frankreich Eins sey in seinen Bestrebungen, in

seinen Wünschen, in seinen Entschließungen. Dies ist das Ziel, welches alle guten Bürger bestrebt seyn müssen, zu erreichen. Was mich anbelangt, gebeugt durch so viele Ungerechtigkeiten und bittere Enttäuschungen, will ich heute nicht jene Rechte in Anspruch nehmen, welche Ihr vier Mal in zwanzig Jahren mir freiwillig übertragen habt. Angesichts des Unglückes, welches uns umringt, ist kein Raum vorhanden für persönlichen Ehrgeiz; aber so lange nicht das Volk in regelmäßiger Weise in seinen Comitien versammelt, seinen Willen wird kund gegeben haben, wird es meine Pflicht seyn, als wahrhafter Repräsentant der Nation mich an dieselbe zu wenden und ihr zu sagen: Alles, was ohne eure direkte Betheiligung geschieht, ist ungesetzlich; nur eine aus der Volks-Souverainetät entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande seyn, eure Wunden zu heilen, eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen euren Gebeten wieder zu eröffnen, und die Arbeit, die Einigkeit und den Frieden in den Schoß des Vaterlandes zurückzuführen."

Obgleich der Kaiser die erste Schuld an dem unglücklichen Kriege trug, so war er doch als der viermal durch Plebiscite vom französischen Volk Auserwählte sicher nicht unberechtigt, der unvernünftigen Dictatur Gambettas, wie überhaupt dem mißlungenen Versuch der dritten Republik entgegenzutreten. Indem er dem Volk andeutete, dem Socialismus und Atheismus gegenüber könne es sein Eigenthum und seine Kirche wohl am besten durch Wiederherstellung des Kaiserthums schützen, hatte er auch so unrecht nicht.

In Bordeaux befestigte sich die gemäßigte Mehrheit der Regierung und nahm das unvernünftige Gesetz des Justizminister Cremieux, die Absetzbarkeit des Richterstandes betreffend, wieder zurück. Die zu der Nationalversammlung Gewählten fanden sich so schnell als möglich in Bordeaux ein. Favre kam am 12. Februar von Paris an, auch Trochu. Vom Osten her kam Garibaldi. Bereits am 12. waren 200—300 Abgeordnete anwesend

und der Alterspräsident Benoit d'Azy eröffnete im großen Theater eine vorbereitende Sitzung, worin zunächst die jüngsten Mitglieder zu Sekretären gewählt wurden. Schon am folgenden Tage waren 450 Mitglieder anwesend und konnte die Versammlung förmlich eröffnet werden. Wie zu erwarten, hatte die große Mehrheit des Volks, des schrecklichen Krieges herzlich satt, friedliebende, conservative und monarchisch gesinnte Männer gewählt, so daß höchstens ein Dritttheil der Republikaner übrig blieben. Die ersteren waren meist vom Landvolk, die letzteren von den Städtern gewählt. Auch die Bonapartisten waren nur in auffallender Minderzahl da.

Jules Favre ergriff das Wort, um Namens seiner Collegen in Paris und Bordeaux zu erklären, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung die Gewalt in die Hände der Volksvertretung niederlege. „Als wir die Last der Regierung, fuhr der Redner fort, auf uns nahmen, hatten wir keine andere Absicht, als die Gewalt, die wir unter den damaligen Umständen übernommen hatten, in die Hände der Nationalversammlung zurückzulegen. Wir hoffen, das Land, belehrt durch das Unglück, werde gelernt haben, seine Klagen zurückzudrängen, und die Bedingungen für eine normale Existenz wieder finden. Wir treten nunmehr völlig zurück, überlassen alles Ihrer Entscheidung und erwarten mit Vertrauen die Bildung einer neuen gesetzmäßigen Gewalt." Redner kündigte sodann an, daß die Minister, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen, so lange auf ihren Posten verbleiben werden, bis die neue Regierung gebildet worden wäre, und bat um die Erlaubniß, auf seinen Posten zurückkehren zu dürfen, um seine schwierige und heikle Aufgabe zu erfüllen. Jules Favre schloß folgendermaßen: „Ich erwarte Ihr Urtheil mit Vertrauen und hoffe, denjenigen, mit welchen wir unterhandeln, mittheilen zu können, daß das Land im Stande sey, seine Pflicht zu erfüllen. Der Feind soll wissen, daß wir für die Ehre Frankreichs sorgen; er wird auch wissen, daß es ganz Frankreich ist, welches sich gemäß den Bestim=

mungen der Convention nunmehr zu entscheiden hat. Die Verlängerung des Waffenstillstandes ist wahrscheinlich nothwendig. Verlieren wir keinen Augenblick. Denken wir an die Bedrängnisse unseres vom Feinde besetzten Landes. Ich hoffe, die Regierung kann auf Ihren Beistand zählen, um den nöthigen Aufschub zu erlangen." (Lebhafter Beifall.)

Garibaldi hatte genug gesehen, um überzeugt zu werden, daß hier sein Platz nicht sey. Er war in die Versammlung gewählt worden, legte aber schon am Eröffnungstage sein Mandat als Abgeordneter und zugleich sein Commando der Vogesenarmee nieder. Dennoch blieb er noch in der Versammlung sitzen und verlangte plötzlich noch einmal das Wort. Man bedeutete ihm, er sey nicht mehr Mitglied, aber seine Anhänger und die Galerien brüllten: Es lebe Garibaldi! und verlangten, er solle reden. Es gab eine wilde Scene. Esquiros schrie wüthend auf: Eine französische Versammlung, die einem Garibaldi das Wort versagt, ist eine Unmöglichkeit. Eure Pflicht ist ihn zu hören. Reden Sie, reden Sie! riefen Stimmen von der Tribüne. Ein junger Abgesandter des Marseiller Comités, einer der Hauptakteurs der dortigen Ultras, der sich vorn in eine der ersten Logen des Centrums gedrängt hatte, rief mit furchtbaren Gebärden: „Versammlung der nationalen Zerstückelung! Bauernversammlung! Ihr erstickt die Stimmen der Patrioten! Das ist eine Infamie!" In den oberen Tribünen machten die Zuschauer, unter ihnen auch Nationalgardisten, Chorus mit dem Schreien und Rufen was das Zeug hielt: Es lebe Garibaldi! „Die Verwirrung hat den Gipfelpunkt erreicht. Die Abgeordneten wenden sich zu den Tumultuanten und fordern sie auf, die Versammlung zu achten. Der junge feuersprühende Marseiller Tribun fährt fort zu gestikuliren und mit immer steigender Wuth die Versammlung anzuschreien: Ja! Ihr seyd eine Bauernversammlung, Ihr zittert vor dieser hochherzigen Stimme! Chorus: Es lebe Garibaldi! Still die Ruhestörer! entgegneten die mit Recht erbitterten Abgeordneten.

Man lasse die Tribünen mit Gewalt räumen! Der Präsident kehrt in den Saal zurück. Er bedeckt sich und spricht mit lauter Stimme: Huissiers, lassen Sie den Saal räumen. General Leslo, der Kriegsminister, hatte schon zu Anfang des Tumultes seinen Sitz verlassen. Er läßt den Commandanten des draußen befindlichen Nationalgardebataillons kommen und weist ihn an, den Befehl des Präsidenten auszuführen. Es genügt nur das Erscheinen dieser Bürgerwehr an den Thüren jeder Tribüne, um die Schreier zum Rückzug zu bestimmen. Rasch sind alle Tribünen geräumt, aber die Garibaldischreier fassen im Vestibul und auf der großen breiten Treppe Posto, wo sich auch eine Anzahl Garibaldineroffiziere befindet. Bald danach erscheint Garibaldi selbst in seinem grauen Mantel und ditto Filz, unter den Armen gestützt von zwei seiner Adjutanten. Wieder geht ein furchtbares Gebrüll los. Hoch Garibaldi! Hoch Garibaldi! Hüte und Käppis wurden geschwenkt! Der Spektakel dauerte auf der Straße fort.“ Garibaldi aber ließ sich in einen Wagen heben, fuhr auf und davon über Marseille nach seiner Insel Caprera.

Er wagte nicht, nach seiner Vaterstadt Nizza zu gehen, wo man ihn lange schon sehnlich erwartet hatte und das er sicher wieder mit Italien hätte vereinigen können, wenn er sich nicht durch die Schmeicheleien Gambettas zu der lächerlichen Rolle hätte verlocken lassen, die er in Frankreich spielte. Auch von Viktor Emanuel war das arme Nizza verlassen, denn er fürchtete sich immer noch vor Frankreich. Auch die Schweizer rührten sich nicht, um ihr gutes Recht auf Nordsavoyen, das ihnen Napoleon III. geraubt hatte, wieder zu erlangen. Die armen Nizzaner wußten nun nicht recht, wie sie sich helfen sollten. Als die republikanische Regierung am 9. Februar in Nizza das italienisch gesinnte Blatt Diretto unterdrückte, griff das Volk zu den Waffen und rief bald: Es lebe Italien! bald auch: Es lebe Deutschland! und kämpfte in den Straßen mit den Truppen, mußte aber unterliegen, als diese verstärkt wurden. Zehntausend Franzosen rückten in Nizza ein, zwei französische Panzerfregatten

legten sich vor die Stadt und so mußten die Nizzaner Franzosen bleiben.

Am 9. März sagte Marc Dufraisse, Präfekt von Nizza, in der Nationalversammlung von Bordeaux: „Ich danke Garibaldi nicht, weil er die italienische Einheit mit begründen half, welche die Mutter der deutschen geworden ist.“ Das kennzeichnet den echten Franzosen, der ohne Weiteres voraussetzt: Frankreich allein habe Rechte, alle andern Völker nur Pflichten, nur Frankreich dürfe einig, alle seine Nachbarn müßten uneinig seyn, nur Frankreich dürfe annectiren, alle andern müßten sich von ihm annectiren lassen.

Was Savoyen betrifft, so las man in der Mitte des Februar in der Magdeburger Zeitung ein Telegramm, nach welchem aus Savoyen Petitionen nach Versailles gingen, welche um Neutralisirung dieses Landes bäten. Man schrieb darüber aus Berlin: „Es liegt nahe, daß das Ländchen jene Neutralität faktisch auszuüben wünscht, welche wenigstens dem Norden desselben, den Bezirken von Chablais und Faucigny und allem Land nördlich des Flüßchens Ugino, in der Wiener Kongreßakte zugesichert worden. Diese neutrale Eigenschaft war durch die Annexion an Frankreich verdunkelt worden, denn es liegt kein Staatsakt der französischen Regierung vor, der die Neutralisation sicher gestellt hätte. Man hält es in hiesigen politischen Kreisen für sehr wahrscheinlich, daß beim Friedensschluß den Wünschen Savoyens entsprochen werde. In erster Linie würde dieß eine der Schweiz erwiesene Wohlthat seyn.“

Wir kehren nach Bordeaux zurück. Von zwanzig Departements gewählt, erlangte der alte Thiers in der Nationalversammlung das höchste Ansehen. Er nahm hier aber als Republikaner eine unabhängige Stellung ein und ließ zweifeln, ob er noch wie früher die Orleans unterstützen würde. Cremieux dankte definitiv ab. Von Gambetta hieß es, er sey schwer erkrankt; jedoch gab er unter Rochefort's Redaktion ein neues Blatt heraus, le mot d'ordre, worin er selbst erklärte: „In seiner Eigenschaft als angebeteter Feld-

herr der Armee hat der elende Prim Spanien einen Sohn des Hauses Savoyen aufgezwungen. Er ist dafür durch drei Dolchstiche bestraft worden und wir freuen uns darüber. An dem Tage, an welchem derselbe Dolch bei Amadeus I. Audienz verlangen wird, werden wir uns noch mehr freuen. Da aber das schöne, große Wort ‚Republik‘ von heute auf morgen von der Reaction geächtet werden kann, habe ich geglaubt, daraus die unverrückbare Basis unserer Politik machen zu sollen. Deshalb haben wir unser neues Journal ‚das Losungswort‘ (Le Mot d'Ordre) betitelt. Man mag darüber denken, was man will, ich würde mir keine Scrupeln daraus gemacht haben, es den Königsmord (le régicide) zu nennen.“

Favre eilte nach Paris zurück, um mit Bismarck die Friedensbedingungen festzustellen. Unterdeß hatten die Pariser für die Nationalversammlung fast durchgängig die extremsten Republikaner gewählt: Victor Hugo, Louis Blanc, Edgar Quinet, Gambetta, Garibaldi, Rochefort, Pyat, Delescluzes, Greppo ꝛc. Zur Entschuldigung bemerkte das Journal des Debats, die Conservativen hätten nur in kleiner Zahl mitgewählt, weil ihrer eine große Menge unmittelbar nach Abschluß der Capitulation nach Belgien und England gereist seyen, um ihre früher dorthin geflüchteten Familien zu besuchen. Favre zeigte den besten Willen, so daß er auch dem Commandanten von Belfort befahl, zu capituliren, damit der Waffenstillstand auch auf den Südosten Frankreichs ausgedehnt werden könne. Unterdeß aber erfuhr man, die Partei Gambettas setze die Rüstungen im Süden fort und habe sogar die Altersklasse von 1872 einberufen. Als nun Favre um eine Verlängerung des Waffenstillstands bat, damit die Nationalversammlung in Bordeaux noch die nöthige Zeit zu den Friedensberathungen gewinne, bewilligte ihm Bismarck nur fünf Tage bis zum 24. Februar, denn wenn er einen längern Termin bewilligt hätte, würde das nur von Gambetta's Partei zu neuen Rüstungen benutzt worden seyn. Kaiser Wilhelm

war fest entschlossen, sich nicht hinhalten zu lassen, sondern den Krieg sogleich wieder zu beginnen, wenn die Nationalversammlung sich seinen Bedingungen nicht fügen wollte. Doch wurde der Waffenstillstand, nachdem Belfort am 16. capitulirt hatte, auf den südöstlichen Kriegsschauplatz ausgedehnt. Nach der N. Pr. wurden alle im Felde stehenden deutschen Heere durch frische Corps von Paris aus verstärkt und die Pariser Armee selbst durch fortdauernde Nachschübe von Ersatzmannschaften aus Deutschland auf die ursprüngliche Kriegsstärke gebracht. Ueber ihre Stellung wurde berichtet: Von der im Westen gegen Chanzy stehenden Armee des Prinzen Friedrich Karl befinden sich das 9. Corps am rechten Flügel der Aufstellung zwischen Rouen und Brionne; dasselbe stellt hier die Verbindung mit der Nordarmee des Generals v. Göben her, von welcher sich das 1. Armeecorps zwischen Rouen und Dieppe und das 8. Armeecorps, sowie die Division Prinz Albrecht Sohn zwischen Amiens und Peronne befinden. Weiter stehen von der Armee des Prinzen Friedrich Karl das 3. Corps in Alençon und Le Mans, sowie das 10. Corps in Château-du-Loir und in Tours. Zur Verstärkung dieser Armee ist das 4. Armeecorps von Paris nach Chartres abgerückt und dürfte dasselbe nach Le Mans vorgeschoben werden, während das 3. Armeecorps ganz in der Umgebung von Alençon concentrirt wird. Oestlich vom 10. Corps in Blois ist die 25. (hessische) Division und in Orleans das 5. Corps und von diesem wieder östlich im Yonne-Departement das 6. Armeecorps. Diese letzten Streitkräfte, 2½ Corps, dürften zur Formation einer neuen deutschen Loirearmee bestimmt seyn. Im äußersten Osten endlich, zwischen Dijon, Lons-le-Saulnier und Pontarlier steht die Armee Manteuffels, welche bekanntlich aus dem 2., 7. und 14. Corps und der Reservedivision Schmeling besteht. Sollten demnach wider alles Erwarten die Feindseligkeiten auf's Neue begonnen werden, so stehen vier beinahe gleich starke deutsche Armeen bereit, den Krieg gegen Frankreich bis an die Grenzen dieses Lan-

des zu tragen. Wie aus der oben mitgetheilten Aufstellung der Corps hervorgeht, bildet diese eine fortlaufende Linie, welche etwa bei Amiens beginnt und sich über Rouen, Alençon, Le Mans, Tours und Orleans bis in das Departement der Yonne hinzieht und sich über Dijon an die Cantonirungen der Ostarmee lehnt. In dem Augenblicke jedoch, da eine Wiedereröffnung der Feindseligkeiten angeordnet werden sollte, würden sich diese auf einer langen Linie postirten Armeecorps mit der Schnelligkeit und Ordnung, welche die Bewegungen der deutschen Armee charakterisirt, zu vier gewaltigen Massen zusammenballen und gegen jene Operationsobjekte vorrücken, welche durch die Natur der Verhältnisse, durch Lille, Rennes, Bordeaux und Lyon, vorgesteckt sind. Um Paris verbleiben dann noch das Garde-, 11. preußische und das 12. (sächsische) Corps, die beiden bayerischen Armeecorps und die württembergische, sowie die preußische Garde-Landwehr-Division, zusammen 6 Armeecorps, als Reserve-Armee.

Achtes Buch.

Die Friedenspräliminarien.

Thiers, Favre und die Commission der Nationalversammlung begaben sich sofort nach Versailles, um bis zum 24. Februar, denn nur so weit war der Waffenstillstand verlängert worden, die Friedensbedingungen festzustellen. Doch wurde der Termin noch einmal nachträglich bis zum 26. hinausgeschoben.

Die Versammlung in Bordeaux bestand zwar größtentheils aus Männern, die den Frieden wünschten, aber viele von ihnen fürchteten, wenn sie der Abtretung von Elsaß und Lothringen zustimmen würden, später der Feigheit oder des Verraths beschuldigt zu werden. Die wilden Republikaner geberdeten sich immer noch ganz trotzig. Gambetta, der sich für krank hatte ausgeben lassen, sagte jetzt schon wieder, er habe sich nie wohler befunden. Auch die Pariser Presse fuhr in frechen Prahlereien fort und hielt den Pöbel in Aufregung. Es sollte eine Unmöglichkeit seyn, daß von dem geheiligten Boden Frankreichs auch nur das kleinste Stück abgerissen würde. Man erinnerte daran, wie viele Stücke Landes Frankreich widerrechtlich den Nachbarn entrissen hatte und wie natürlich es sey, daß Deutschland das ihm Geraubte wieder nähme. Thiers selbst läßt uns in seiner Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs IV. 88 lesen: „Preußen und Oesterreich hatten Deutschland in einen un-

gerechten Krieg gegen die französische Revolution hineingezogen und waren besiegt worden. Frankreich hatte durch das Recht des Sieges, dies unbestreitbare Recht, sobald die siegreiche Macht herausgefordert worden ist, das linke Rheinufer erobert." Gegen solche Wahrheiten blieben aber die Franzosen blind, denn es fehlt ihnen jedes Rechtsgefühl und sie werden nie das Recht eines Nachbars anerkennen, wenn er sie nicht dazu zwingen kann. Diesmal aber glaubten die Franzosen, die neutralen Mächte, vor allem England, werde ihnen noch helfen, die Forderungen des deutschen Kaisers herunterzustimmen, und sie wurden auch wirklich durch die schillernde Haltung des englischen Ministeriums, durch manche Reden im Parlamente und durch die großen Waffensendungen, die sie aus England empfingen, in ihrer Hoffnung bestärkt.

Die Pariser gingen immer noch in ihrer Eitelkeit und Selbstbelügung so weit, daß sie sich gegen den schließlichen Einmarsch der Deutschen in ihre Hauptstadt sträubten. So lange diese nicht förmlich einrückten, glaubten sie sich rühmen zu können, die Stadt sey auch nicht eingenommen, nicht besiegt worden. Selbst Trochu erließ ein öffentliches Schreiben, das wie verrückt klang: „Nach einer Belagerung von 4½ Monat, nach acht Kämpfen und vier Schlachten, deren Initiative immer dem Belagerten angehörte, nach dem Bombardement, welches so viele unschuldige Opfer gemacht, nach der Convention, welche nur der Hunger diktiren konnte, schuldete der Feind Paris die kriegerischen Ehren, wenn er sich um die Traditionen und die Regeln, welche vor der öffentlichen Meinung die Adelstitel der Sieger und der Besiegten sind, bekümmert hätte. Für Paris waren die kriegerischen Ehren die Achtung vor seinen Wällen und vor seinen Mauern. Der Feind will in Paris eindringen, wenn er keinen Punkt der Wälle erzwungen, kein Fort mit Sturm genommen, keine der äußeren Linien genommen hat. Wenn er will, daß ihm so die Regierung der Stadt übergeben wird, so möge er allein das Gehässige und die Verantwortlichkeit dieser Gewaltthat

haben. Mögen daher in Folge einer stillschweigenden Protestation die Thore geschlossen seyn, und möge er sie mit der Kanone öffnen, auf welche das entwaffnete Paris nicht antworten wird. Ueberlassen wir übrigens der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Geschichte das Urtheil." In Paris gefiel das Schreiben Trochus nicht. Wenn man dort auch keineswegs sehr zufrieden war, daß die Deutschen einrücken wollten, so fand man es doch höchst lächerlich, daß der so tief gefallene Gouverneur von Paris sein Ehrenwort, nie zu capituliren, dadurch zu retten suchte, daß er verlangte, die Pariser möchten gestatten, daß die Deutschen offene Thore einrennen, weil es dadurch doch noch zu schrecklichen Dingen für Paris kommen könnte.

Trotz alles Elends waren die Pariser noch so frivol, daß in allen Straßen eine Karrikatur verkauft wurde unter dem Titel: „La marche du boeuf gras ou la promenade du roi Guillaume dans Paris." In Paris wird nämlich jährlich einmal der dickste Mastochse, geschmückt und bekränzt, im Triumph durch die Stadt geführt. Mit Recht war die Patrie über diese ruchlose Karrikatur empört und über die entsetzliche Gemeinheit, noch unter der eisernen Faust des Siegers spotten zu wollen. Uebrigens konnte man in denselben Tagen in Paris erleben, daß man schwur, niemals mehr Deutsche in der Stadt aufzunehmen. Damals erst faßten die beiden größten Clubs der Hauptstadt, der Jockeyclub und derjenige der Rue Royale, den Beschluß, daß die deutsche Nationalität als solche genüge, um in Zukunft jeden Bewerber von der Mitgliedschaft auszuschließen. Ein Berliner Bankier hatte in Paris Auftrag gegeben, ihn mit 200,000 Franken bei einer Börsenoperation zu betheiligen, der Agent aber gab ihm das Geld zurück, indem er bemerkte, mit Deutschen mache man in Paris keine Geschäfte mehr, gesetzt auch, es sey viel dabei zu gewinnen.

Die Friedensverhandlungen wurden in Versailles natürlicherweise sehr geheim betrieben. Doch wollte man wissen, England habe die französischen Unterhändler im zähen Widerstande gegen die

deutschen Forderungen möglichst unterstützt, andererseits aber hörte man wieder, Thiers sey zu den größten Opfern bereit gewesen, wenn er nur die Abtretung von Metz hätte verhindern können. Er wollte für diesen Fall das Großherzogthum Luxemburg kaufen und an Deutschland abtreten, ja er wollte eine Milliarde Thaler mehr an den Kriegskosten bezahlen, wenn nur Metz französisch bliebe, aber beides sey abgelehnt worden. Der Daily Telegraph schrieb unterm 23. Februar: „Wie ich höre, ist auf die eine oder andere Weise der fernere Feldzugsplan des Grafen Moltke, welchen dieser dem Kaiser vorgelegt und welcher dessen Billigung erhalten hat, zwei hervorragenden französischen Staatsmännern bekannt geworden. Auf magische Weise wurden diese beiden Herren hiedurch für den Frieden um jeden Preis gestimmt. Ueber das letztere Kapitel spricht Dr. Russel, der Berichterstatter der ‚Times' in Versailles, sich in ähnlicher Weise aus. Er sagt: Die Militärs sprechen hier mit größter Begeisterung von dem großartigen Angriffsplan auf sämmtliche Positionen, den Graf Moltke für eine etwaige Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vorbereitet hatte. Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Hauptzüge dieses Planes in den gestrigen Erörterungen den französischen Militärbehörden mitgetheilt wurden, oder daß man sie bekannt werden ließ, um sie von der Hoffnungslosigkeit der Lage Frankreichs und von der furchtbaren Entschlossenheit Deutschlands zu überzeugen, den Krieg wo nöthig fortzusetzen. Ich erzähle die Geschichte, wie sie mir mitgetheilt wurde."

Endlich am 26. Februar wurden in Versailles die Friedenspräliminarien unter dem Vorbehalt, daß die Nationalversammlung in Bordeaux sie erst bestätigen müsse, abgeschlossen. Die Hauptbedingungen waren: Frankreich tritt das Elsaß und Deutschlothringen mit der Festung Metz ab, dagegen wird ihm Belfort wieder zurückgegeben. Es hat 5 Milliarden Franken Kriegskosten zu bezahlen und zwar binnen drei Jahren, während welcher Frist die

deutschen Truppen die Champagne noch besetzt halten. In Paris findet kein feierlicher Einzug der deutschen Truppen statt. Der Kaiser wird die Stadt besuchen, aber nicht dort verweilen. Deutsche Truppen werden die Stadt nur theilweise besetzen. Der Waffenstillstand wird bis zum 6. März verlängert, um der Nationalversammlung in Bordeaux zu ihrer Berathung die nöthige Zeit zu lassen.

Der offizielle Text der Friedenspräliminarien lautet: Zwischen dem Kanzler des Deutschen Reiches, Herrn Grafen Otto v. Bismarck-Schönhausen, versehen mit den Vollmachten Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland und Königs von Preußen, dem Minister des Staates und der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Königs von Bayern, Herrn Grafen Otto v. Bray-Steinburg, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Königs von Württemberg, Herrn Baron August von Wächter, dem Staatsminister und Präsidenten des Ministerrathes Sr. königlichen Hoheit des Herrn Großherzogs von Baden, Herrn Julius Jolly, als Vertreter des Deutschen Reiches einerseits und andererseits dem Chef der Executivgewalt der französischen Republik, Herrn Thiers, und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Jules Favre, Vertreter von Frankreich, nachdem die Vollmachten der beiden contrahirenden Parteien in guter und richtiger Form befunden, ist vereinbart worden, um als vorläufige Grundlage für den endgültig abzuschließenden Frieden zu dienen, wie folgt:

Art. 1. Frankreich verzichtet zu Gunsten des Deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Besitztitel auf die Landstriche östlich von der nachstehend bezeichneten Gränze: Die Scheidungslinie beginnt an der Nordwestgränze des Cantons von Cattenom gegen das Großherzogthum Luxemburg, folgt nach Süden den westlichen Gränzen der Cantone von Cattenom und Thionville, durchschneidet den Canton von Briey längs der Westgränze der Gemeinden von Montois, La Montagne und Roncourt, so wie der östlichen Gränzen der Gemein-

den St. Marie aux Chênes, St. Ail, Habouville, berührt die Gränze des Cantons von Görze, welchen sie durchschneidet längs der Gemeindegränzen von Vionville, Bouxières und Onville, folgt der südwestlichen, resp. der südlichen Gränze des Arrondissements von Metz, der westlichen Gränze des Arrondissements von Château-Salins bis zur Gemeinde von Pettoncourt, von welcher sie die westliche und südliche Gränze umfaßt, um dann weiter dem Kamm der Berge zwischen der Seille und dem Monkel bis zur Gränze des Arrondissements von Sarrebourg zu folgen bis im Süden von Garde. Die Scheidungslinie folgt weiter der Gränze dieses Arrondissements bis zu der Gemeinde von Tanconville, welche sie an der Nordgränze erreicht. Von dort folgt sie dem Kamme des Gebirges zwischen den Quellen der weißen Saar und der Vezouze bis zur Gränze des Cantons von Schirmeck, geht längs der Westgränze dieses Cantons, umfaßt die Gemeinden von Saales, Bruche, Calroy, La Roche, Plaine, Ranrupt, Saulxures und St. Blaix und Blaix la Roche des Cantons von Saales und geht zusammen mit der westlichen Gränze des Departements des Nieder- und Oberrheins bis zum Canton von Belfort, dessen südliche Gränze sie verläßt nicht weit von Vourvenans, um den Canton von Delle zu durchschneiden an den Südgränzen der Gemeinden von Bourogne und Froide Fontaine und längs den Ostgränzen der Gemeinden von Jonchery und Delle die Schweizer Gränze zu erreichen.

Das Deutsche Reich wird diese Landstrecken für immer und in voller Souverainetät und Zugehörigkeit besitzen.

Eine internationale Commission, zusammengesetzt aus Vertretern der hohen Vertragsparteien in gleicher Anzahl von beiden Seiten, wird beauftragt, sofort nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages auf dem Gelände selbst die Linie der neuen Gränze gemäß den vorstehenden Bestimmungen zu ziehen.

Diese Commission wird der Theilung der Güter, Fonds und

Kapitalien vorstehen, welche bisher gemeinschaftlich den Distrikten und Gemeinden zugehört haben, die durch die neue Gränze getheilt werden.

Im Falle von Uneinigkeit über die Gränzabsteckung oder der Maßregeln zu ihrer Ausführung, werden die Mitglieder der Commission darüber an ihre respectiven Regierungen referiren.

Die Gränze, wie sie vorstehend beschrieben, ist in grüner Farbe auf zwei gleichen Exemplaren der Karte des Gebietes bezeichnet, welches das General-Gouvernement von Elsaß bildet, die zu Berlin im September 1870 durch die geographische und statistische Abtheilung des großen Generalstabes veröffentlicht ist und wovon ein Exemplar jeder der beiden Ausfertigungen des gegenwärtigen Vertrages beigelegt wird. Inzwischen hat die angegebene Linie mit Einvernehmen beider contrahirenden Parteien folgende Abänderung erfahren: in dem vormaligen Departement der Moselle werden die Dörfer St. Marie aux Chênes bei St. Privat-la-Montagne und Vionville im Westen von Rezonville an Deutschland abgetreten; dagegen bleiben die Stadt und die Befestigungen von Belfort bei Frankreich, mit einem Umkreise, welcher später bestimmt wird.

Art. 2. Frankreich zahlt an Se. Majestät den Kaiser von Deutschland die Summe von *fünf Milliarden* Francs. Die Zahlung von wenigstens einer Milliarde Francs wird im Laufe des Jahres 1871 Statt finden und der ganze Rest der Schuld im Verlaufe von drei Jahren, von der Ratification des Gegenwärtigen an gerechnet.

Art. 3. Die Räumung des von den deutschen Truppen besetzten französischen Gebietes wird nach der Ratification des gegenwärtigen Vertrages durch die in Bordeaux tagende Nationalversammlung Statt finden. Sofort nach dieser Ratification werden die deutschen Truppen das Innere der Stadt Paris verlassen, so wie die Forts auf dem linken Ufer der Seine, und in der möglichst kurzen Frist, die durch eine Vereinbarung zwischen den Militär-

Behörden beider Länder festgestellt wird, werden sie die Departements des Calvados, der Orne, der Sarthe, der Eure und Loir, des Loiret, der Loir und Cher, der Indre und Loire, und der Yonne und weiter die Departements der Seine Inférieure, der Eure, der Seine und Oise, der Seine und Marne, der Aube und der Côte d'Or bis zum linken Ufer der Seine vollständig räumen. Die französischen Truppen werden sich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, welche sie nicht überschreiten dürfen vor der Unterzeichnung des definitiven Friedens. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind die Garnison von Paris, deren Zahl nicht 40,000 Mann übersteigen darf, und die zur Sicherung der Festungen unerläßlichen Garnisonen. Die Räumung der Departements zwischen dem rechten Ufer der Seine und der Ostgränze durch die deutschen Truppen wird allmälig nach der Ratificirung des definitiven Friedensvertrages und der Zahlung der ersten halben Milliarde der im Art. 2 stipulirten Contribution Statt finden, indem mit den Departements, die Paris am nächsten sind, angefangen wird, und wird fortgesetzt nach Maßgabe, wie die Zahlungen der Contribution geleistet werden.

Nach der ersten Zahlung einer halben Milliarde wird diese Räumung Statt finden in den folgenden Departements: der Somme, der Oise, den Theilen des Departements der Seine Inférieure, der Seine und Oise, der Seine und Marne auf dem rechten Ufer der Seine, gleichwie in dem Theile des Departements der Seine und den auf dem rechten Ufer gelegenen Forts. Nach Zahlung von zwei Milliarden wird die deutsche Occupation nur noch die Departements der Marne, der Ardennen, der oberen Marne, der Maas, der Vogesen und der Meurthe, so wie die Festung Belfort nebst deren Gebiet umfassen, welche zusammen als Pfand für die übrigen drei Milliarden dienen sollen und wo die Zahl der deutschen Truppen nicht 50,000 Mann überschreiten soll. Se. Majestät der Kaiser wird bereit seyn, statt der territorialen Bürgschaft, die in der theilweisen Besetzung französischen Gebietes besteht, eine finan=

zielle Bürgschaft eintreten zu lassen, wenn ein solche von der französischen Regierung in dem von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige für die Interessen Deutschlands als genügend anerkannten Verhältniß angetragen wird. Die drei Milliarden, deren Zahlung noch verschoben wird, müssen mit 5 Prozent verzinst werden, vom Tage der Ratification dieses Vertrages an gerechnet.

Art. 4. Die deutschen Truppen werden sich enthalten, in den besetzten Departements Requisitionen zu machen, sey es in Geld, sey es in Naturalien. Dagegen wird die Beköstigung der in Frankreich verbleibenden deutschen Truppen auf Kosten der französischen Regierung in der Weise erfolgen, wie sie mit der deutschen Militär-Intendantur abgemacht ist.

Art. 5. Die Interessen der Einwohner der von Frankreich abgetretenen Gebietstheile werden in allem, was ihren Handel und ihr bürgerliches Recht betrifft, so günstig als möglich geregelt werden. Sobald die Friedensbedingungen endgültig festgestellt sind, wird zu jenem Behuf ein Zeitraum bestimmt werden, während dessen sie ganz besondere Erleichterungen genießen sollen für ihren Produktenverkehr. Die deutsche Regierung wird der freiwilligen Auswanderung der Einwohner der abgetretenen Gebietstheile nichts in den Weg legen und gegen sie keine Maßregeln ergreifen können, welche ihre Personen oder ihr Eigenthum berühren.

Art. 6. Die Kriegsgefangenen, die noch nicht im Wege des Austausches auf freien Fuß gesetzt worden sind, werden unmittelbar nach der Ratification dieser Präliminarien ausgeliefert werden. Um den Transport der französischen Kriegsgefangenen zu beschleunigen, wird die französische Regierung den deutschen Behörden im Innern des deutschen Gebietes eine Anzahl Eisenbahnwagen zur Verfügung stellen in einem durch besondere Arrangements bestimmten Maße, und zu den Preisen, welche in Frankreich von der französischen Regierung für Militär-Transporte gezahlt werden.

Art. 7. Die Eröffnung der Unterhandlungen für den auf

Grund dieser Präliminarien endgültig abzuschließenden Friedensvertrag findet in Brüssel, unmittelbar nach der Ratification der Präliminarien Seitens der Nationalversammlung und Seitens Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland, Statt.

Art. 8. Nach Abschluß und Ratification des endgültigen Friedensvertrages wird die Verwaltung der Departements, die noch durch die deutschen Truppen besetzt bleiben sollen, den französischen Behörden übergeben, aber letztere sind gehalten, sich nach den Befehlen zu richten, welche die deutschen Truppenbefehlshaber im Interesse der Sicherung des Unterhalts und der Vertheilung der Truppen erlassen zu müssen glauben werden. In den besetzten Departements werden die Steuern nach der Ratification dieses Vertrages für Rechnung der französischen Regierung und durch deren Beamte erhoben.

Art. 9. Es ist wohlverstanden, daß das Gegenwärtige den deutschen Militärbehörden kein Recht gibt auf die Gebietstheile, welche sie gegenwärtig nicht besetzt haben.

Art. 10. Das Gegenwärtige wird sofort der Ratification Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland und der französischen National-Versammlung, welche in Bordeaux ihre Sitzung hält, unterbreitet.

So geschehen zu Versailles am 26. Februar 1871. Folgen die Unterschriften.

Man war ziemlich gespannt, wie die Nationalversammlung in Bordeaux die Präliminarien aufnehmen würde. Da sich indeß der Krieg nicht fortsetzen ließ, gab sie nach. Sie wählte am 16. Februar Grevy zu ihrem Präsidenten, einen besonnenen Republikaner. Viktor Hugo renommirte hier wieder in demselben hochfahrenden Ton wie in Paris und umringte sich mit dem Pöbel, der ihn um so mehr vergötterte, je dümmeres Zeug er redete. Vor dem Sitzungssaal auf der Straße das Volk haranguirend erklärte er wieder wie in Paris, man dürfe keinen Frieden schließen, son-

dern müsse fortkämpfen. Von Abtretungen dürfe keine Rede seyn 2c. Das dadurch inflammirte Volk insultirte nun mehrere für gemäßigt und friedliebend gehaltene Mitglieder der Nationalversammlung, als sie aus dem Sitzungssaale traten. Man mußte die Ordnung durch Militär aufrecht erhalten und ließ, um ähnliche Scenen zu verhüten, am folgenden Tage das Sitzungsgebäude mit Reiterei und Fußvolk besetzen. Da schrien die wilden Republikaner in der Versammlung, die Sitzung sey nicht frei, sondern stehe unter der Tyrannei der Bajonette, und auch der Magistrat von Bordeaux protestirte gegen die Anwesenheit der Truppen. Das gab nun wieder tolle Scenen im Sitzungssaal. Doch siegte die Mehrheit und die Ordnung.

Wie man erhitzt war, geht daraus hervor, daß Gambetta einige Tage vorher Favre hatte wollen verhaften lassen und daß Cremieux und Glais-Bizoin für nöthig fanden, sich gegen die Verleumdung zu verwahren, als hätten sie den Verhaftbefehl mit unterzeichnet. Auch Thiers hatte verhaftet werden sollen. Weil nun aber Favre und Thiers jetzt in der Versammlung das meiste Ansehen genossen, wagte es Gambetta nicht, in der Versammlung zu erscheinen, und schützte Krankheit vor. Gleichwohl agitirten seine Anhänger fort. Noch am 17. trug Keller aus dem Elsaß in der Versammlung darauf an, daß Elsaß und Lothringen in keinem Fall abgetreten werden dürften. Er las desfalls eine von den Abgeordneten des Ober- und Niederrheins, der Murthe und Mosel unterzeichnete Erklärung vor, in welcher diese Herrn sagten, sie wollten ewig Franzosen bleiben und seyen erbötig, den Krieg wieder anzufangen (ein Unsinn, da ihnen alle Mittel dazu fehlten).

Thiers sagte zwar, er theile vollkommen die Gefühle Kellers, wenn aber dessen Antrag angenommen würde, so hieße das soviel, als den Frieden geradezu ausschlagen. Er meinte nun, das Beste würde wohl seyn, wenn die Versammlung den Friedensunterhändlern alle Verantwortung allein in die Hände legte, denselben ohne befehlendes Mandat die Freiheit lasse, nach eigenem besten Er-

messen über den Frieden zu unterhandeln. Das war ohne Zweifel ein kühner Vorschlag, da die Unterhändler (Favre und Thiers selbst), wenn sie überhaupt Frieden haben wollten, auch Elsaß und Deutsch-Lothringen nothwendig abtreten mußten. Doch war der Vorschlag der einzig praktische, der gemacht werden konnte. Man mußte die Friedensvermittlung der aufgeregten Versammlung in Bordeaux überhaupt aus den Händen winden, um sie unabhängig von ihr in Paris zu Ende zu bringen, und Thiers wußte wohl, daß die Versammlung sich in diese Resignation finden würde, nur um sich hinterdrein rühmen zu können, sie habe keine Gebietsabtretung zugeben wollen. Und in der That wurde beschlossen: „Die Versammlung, indem sie mit lebhafter Sympathie die Erklärung Kellers entgegennimmt, setzt ihr Vertrauen auf die Weisheit und den Patriotismus ihrer Friedensunterhändler." Jeder Theil hatte dabei seine Hintergedanken und zwar in schönster Uebereinstimmung. Die Vernünftigen und Gemäßigten übernahmen die Verantwortung für die Gebietsabtretungen und gönnten den Unvernünftigen und Exaltirten, nach Gambetta's Programm den Krieg wenigstens mit Worten bis zur Erschöpfung fortgeführt zu haben.

Man darf annehmen, die Republikaner seyen froh gewesen, durch diesen Ausweg die vermeintliche Ehre retten zu können, während andere für sie die Schande der Abtretungen übernahmen. Sie hätten sonst wohl nicht schon in der nämlichen Sitzung den alten schlauen Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der Republik gewählt und damit die ganze Regierung Frankreichs mit einemmal in seine Hand gelegt. Sie wußten wohl, was er thun würde und thun mußte, und ließen es ihn thun, nur um es nicht selber thun zu müssen. Thiers wählte sich selbst sein Ministerium: „Dufaure Justiz, J. Favre Aeußeres, Picard Inneres, J. Simon Unterricht, Lambrecht Handel, Leflo Krieg, Pothuau Marine, de Larrey Arbeiten. Der designirte Finanzminister ist noch nicht in Bordeaux eingetroffen, kann daher noch nicht genannt werden."

Uebrigens kam man doch überein, der Regierung noch eine Commission zur Mitwirkung bei den Friedensvermittlungen beizugesellen. Dazu wurden am 19. gewählt: Laurenceau, de Lespérat, St. Marc Girardin, Barthelemy St. Hilaire, General Aurelles de Paladine, Admiral Roncière le Noury, Pouyer Quertier, Vitet, Benoist d'Azy, Teiserenc de Bord, de Mérode, Deseilligny, Viktor Lefranc, Batbie und Admiral Saisset. Gambetta frug, ob die Commission sich an den Unterhandlungen betheiligen und ob ihre Entscheidung verbindlich seyn werde? Simon verneinte das Letztere, sie solle nur zwischen den Unterhändlern und der Nationalversammlung vermitteln.

Thiers blieb Meister der Situation und hielt eine vortreffliche Rede am 19. Februar. Zuerst dankte er für das in ihn gesetzte Vertrauen des Landes und bemerkte: „Ach, dieses Land ist unglücklich, unglücklicher als zu irgend einer Zeit seiner so ungeheueren, so glorreichen Geschichte, in der man es so oft in den Abgrund des Unglückes gestürzt sah, um plötzlich wieder auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes emporzusteigen, indem es beständig die Hand in Allem hatte, was groß, schön und der Menschheit nützlich war! Es ist allerdings im Mißgeschicke; aber es bleibt eines der größten, der mächtigsten Länder der Erde, immer jung, stolz, unerschöpflich in seinen Hülfsquellen, besonders immer heroisch, wie dieser lange Widerstand von Paris beweist, der eines der Monumente der menschlichen Beständigkeit und Energie bleiben wird. Voll Vertrauen in die mächtigen Facultäten unseres theuren Vaterlandes gebe ich mich ohne Zaudern, ohne Berechnung dem von Ihnen ausgedrückten nationalen Willen hin, und ich bin hier zu Ihrer Verfügung, zu Ihren Befehlen, wenn ich so sagen kann, bereit, Ihnen zu gehorchen, jedoch mit einem Vorbehalt, nämlich dem, Ihnen zu widerstehen, wenn Sie, hingerissen durch ein edelmüthiges, aber unüberlegtes Gefühl, von mir das verlangen, was die politische Klugheit verdammen würde, wie ich es that, als ich vor acht

Monaten mich plötzlich erhob, um den bedauernswerthen Hinreißungen zu widerstehen, welche uns zu einem unglückseligen Kriege führen sollten. — Frankreich, ohne ernsthaften Beweggrund, ohne hinreichende Vorbereitung in den Krieg gestürzt, sah seinen Boden überfallen, seine Armee vernichtet, seine schöne Organisation zerstört, seine alte und mächtige Einheit in Gefahr gebracht, seine Finanzen zerrüttet, den größten Theil seiner Kinder der Arbeit entrissen, um auf dem Schlachtfelde zu sterben, die Ordnung durch ein plötzliches Erscheinen der Anarchie gestört und nach der erzwungenen Uebergabe von Paris den Krieg nur für einige Tage suspendirt und bereit, wieder zu beginnen, wenn nicht eine von Europa geachtete Regierung, mit Muth die Gewalt in die Hand nehmend und auf sich die Verantwortlichkeit schmerzhafter Unterhandlung ladend, schrecklichen Unglücksfällen ein Ziel setzen werde. Gibt es, kann es Angesichts einer solchen Sachlage zwei Politiken geben? Und gibt es im Gegentheil nicht eine einzige, gezwungene, nothwendige, dringliche Politik, darin bestehend, schnellmöglichst den Uebeln ein Ziel zu setzen, welche uns niederschmettern? Wird irgend Jemand behaupten können, daß man nicht so schnell und so vollständig, als nur möglich, der fremden Occupation vermittelst eines Friedens ein Ende machen muß, über den man noch unnöthiger Weise debattirt und der nur angenommen werden kann, wenn er ehrenhaft ist; — daß es nicht nöthig ist, unsere Landbevölkerungen vom Feinde zu befreien, der sie niedertritt und aussaugt; aus den fremden Gefängnissen unsere Soldaten, Offiziere und Generale zurückzuberufen; mit ihnen eine disciplinirte und tapfere Armee zu reconstituiren; die gestörte Ordnung wieder herzustellen; alsdann und sofort die Administratoren, die unwürdig sind oder ihre Entlassung gegeben haben, zu ersetzen, unsere aufgelösten General- und Gemeinderäthe durch die Wahl zu reformiren, so unsere desorganisirte Verwaltung wieder herzustellen; die uns zu Grunde richtenden Ausgaben einzustellen, wenn auch nicht unsere Finanzen, was nicht das Werk eines

Tages seyn kann, doch unseren Credit wieder zu erheben, was das einzige Mittel ist, dringlichen Bedürfnissen die Spitze zu bieten; nach dem Lande, in die Werkstätten unsere Mobilen und Mobilisirten zurückzusenden; die unterbrochenen Landstraßen wieder zu öffnen, so die überall unterbrochene Arbeit wieder in's Leben zu rufen, welche allein unseren Arbeitern und Bauern wieder ihre Thätigkeit verschaffen kann? Gibt es irgend Jemand, der uns sagen könnte, daß es irgend etwas Dringlicheres gebe, als alles dieses? Und würde es zum Beispiele Jemanden hier geben, der wagen würde, auf gelehrte Weise Artikel der Verfassung zu discutiren, während unsere Gefangenen elendiglich in fernen Gegenden umkommen oder während unsere vor Hunger sterbenden Bevölkerungen genöthigt sind, den fremden Soldaten das letzte Stück Brod zu verabreichen, welches ihnen übrig bleibt? Nein! Nein! Meine Herren! Frieden machen, reorganisiren, den Credit erheben, die Arbeit beseelen — dies ist die einzig mögliche, in diesem Augenblicke allein begreifliche Politik. An dieser kann jeder vernünftige, ehrenhafte, erleuchtete Mann, wie er auch über die Republik oder die Monarchie denken mag, auf nützliche Weise arbeiten; und würde er daran nur ein Jahr, nur sechs Monate gearbeitet haben, so wird er in den Schooß des Vaterlandes mit hochgetragener Stirn und befriedigtem Gewissen zurückkehren können. Wenn wir unserem Lande die dringenden Dienste geleistet, die ich angeführt, wenn wir diesen edlen Verwundeten, den man Frankreich nennt, vom Boden, auf dem er hingestreckt liegt, aufgehoben haben, wenn wir seine Wunden geheilt, seine Kräfte neu belebt haben, so werden wir ihn auf seine eigenen Füße stellen und er, dann hergestellt und wieder im vollen Besitze seiner Freiheit des Geistes, wird sagen, wie er leben will. Wenn dieses Werk der Reparation beendet seyn wird — und es wird nicht lange währen können —, wird die Zeit zur Discussion, zur Abwägung der Regierungstheorien gekommen seyn, und dies wird nicht eine dem Wohle des Landes geraubte Zeit seyn."

Darin lag schon die Verheißung, daß Thiers in Verbindung mit Favre in Versailles einzig das Heil Frankreichs sich zur Richtschnur nehmen werde, ohne auf das Geschrei der Anhänger Gambettas ferner zu achten, denn man müsse Frieden haben. Grevy unterstützte ihn, indem er sagte: Mit dem Feinde Frieden schließen oder diesen furchtbaren Kampf fortsetzen — Frankreich eine Constitution zu geben, das sind die großen Aufgaben, welche der Nationalversammlung anheimfallen. Der Krieg! Diejenigen, welche ihn gesehen haben, wissen, was von ihm zu halten. Eure Repräsentanten werden besser als alle anderen die Wahrheit zu enthüllen vermögen, welche durch die Bulletins verdeckt wird. — Endlich setzte Thiers durch, daß man die Verfassungsfrage von der Friedensfrage trennen und über jene nicht eher berathen solle, als diese erledigt seyn würde. Zur Beruhigung eines großen Theils der Bevölkerung kündigte Thiers auch Neuwahlen der General- und Municipalräthe an. Während in Paris unterhandelt werden würde, sollten in Bordeaux keine Sitzungen gehalten werden.

Das offizielle Blatt von Bordeaux meldete schon am 21.: „Unverzüglich nach dem Votum der National-Versammlung, welches den Chef der Executivgewalt der französischen Republik ernennt, hat Herr Thiers von England, Oesterreich, Italien und Spanien die offizielle Anerkennung der neuen Regierung erhalten. Das spanische Cabinet hat Herrn Olozaga zum Botschafter bei der französischen Regierung ernannt." Doch erfuhr man nur von England, daß es sich in die Friedensverhandlungen einzumischen suche und sich zu Versailles bemüht habe, die deutschen Forderungen an Frankreich herabzustimmen.

Thiers, Favre und die Fünfzehner-Commission reisten unverzüglich nach Paris ab, von wo die beiden erstern sogleich nach Versailles gingen und mit dem Grafen Bismarck die Friedenspräliminarien feststellten. Die Verhandlungen waren sehr geheim. Erst nachher wurde bekannt, Thiers habe sich am längsten um Metz

gewehrt, und sogar lieber seine Stelle niederlegen und die Verhandlungen abbrechen wollen, als auf Metz verzichten. Er habe sich erboten, das Großherzogthum Luxemburg zu kaufen und für Metz herzugeben, er habe sogar eine Milliarde Thaler mehr Kriegsentschädigung angeboten, wenn nur Metz bei Frankreich bliebe. Endlich habe er sich damit beruhigt, daß wenigstens Belfort an Frankreich zurückfallen solle. Man erfuhr, als Thiers gar zu tief in's Schwatzen hinein gerathen sey, habe Bismarck ihn unterbrochen und ihm gesagt, Belfort wolle er noch opfern, wenn aber Thiers den Krieg fortsetzen wolle, so solle er erfahren, was es hieße, „mit dem Feuer spielen“.

Man wunderte sich, daß der deutsche Kaiser diese Zurückgabe von Belfort bewilligte; aber der einsichtsvolle Militär, der seine Gedanken über den Krieg in der Schlesischen Zeitung niederzulegen pflegte, schrieb damals, man solle Belfort nicht überschätzen. „Aller Voraussicht nach werden die französischen Gebiete an den Gränzen der Schweiz auch in einem künftigen Kriege immer nur ein sekundäres Operationsgebiet bilden, aus welchem Grunde schon die Bedeutung von Belfort mit derjenigen von Metz in keiner Weise in Vergleich gebracht werden darf. Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist kaum denkbar, in welchem das an der Hauptoperationslinie belegene große verschanzte Lager von Metz nicht im strategischen Sinne eine Hauptrolle spielen würde; Belfort dagegen kann erst in Frage kommen, wenn neben oder nach Beendigung der Hauptaktion entweder von deutscher Seite ein Offensivstoß nach dem südlichen Frankreich, oder von französischer ein Einfall in's Elsaß beabsichtigt würde. In Bezug auf die letztere Eventualität bleibt dann immer noch zu beachten, daß Belfort schon seinen Dimensionen nach keiner von denjenigen festen Plätzen ist, welche bei einer Offensiv-Unternehmung gegen das obere Elsaß dem Feinde außerordentliche Vortheile zu gewähren vermöchten. Bleibt es nicht in französischer Hand, so würde eintretenden Falles Besançon dieselben und wohl

noch bessere Dienste zu leisten vermögen. Daß der Besitz von Belfort für eine unsererseits gegen das südliche Frankreich zu führende Offensive nicht unbedingt erforderlich ist, hat der gegenwärtige Krieg gezeigt." Schließlich wird noch bemerkt, daß gerade in jenem Vogesenwinkel der verbissenste Haß gegen die Deutschen vorherrsche, und wir mußten darauf gefaßt seyn, in diesem fernen, außer allem Verkehr mit Deutschland belegenen Gränzgebieten einer Renitenz zu begegnen, welche diejenige der Polen und Nordschleswiger noch überböte.

Die französischen Unterhändler in Versailles wollten auch den Einzug der deutschen Truppen in Paris nicht zugeben, weil die französische Eitelkeit dadurch zu sehr gekränkt werden würde. Welche Thorheit, dem Feinde seinen Sieg gönnen zu wollen, wenn er sich nur des Triumphs enthält! An sich ist der Triumph gleichgültig, wenn man nur den Sieg errungen hat. Aber man durfte den kindischen Parisern doch die Freude nicht machen, daß sie hinterdrein hätten prahlen können, die Deutschen hätten sich vor Paris gefürchtet und Paris sey eigentlich nie in ihre Gewalt gekommen. Zudem mischte sich die englische Presse in die Sache ein und erfrechte sich, den Deutschen den Einmarsch in Paris verbieten zu wollen. Diesen unberufenen Kläffern konnte man nun nicht nachgeben und der Einzug wurde beschlossen. Doch berücksichtigte man die Gefahr, womit die Tollköpfe in Paris die feierlich einziehenden deutschen Fürsten hätten bedrohen können, nachdem ihnen Rochefort das Losungswort régicide gegeben hatte. Es sollte also nur ein Theil der Truppen in einem bestimmten Theil der Stadt einziehen und der Kaiser nur zum Besuch hineinkommen. Die Kriegscontribution, die Frankreich auferlegt wurde, blieb 5 Milliarden Franken.

Auf dieser Grundlage kamen am 27. Februar die Friedenspräliminarien zu Stande. Der deutsche Kaiser meldete es seiner Gemahlin sogleich in einem Telegramm, desgleichen dem König von Bayern, dem er schrieb: Mit dankerfülltem Herzen gegen die Vor-

sehung zeige ich Ihnen an, daß gestern Nachmittag die Friedenspräliminarien hier unterzeichnet worden sind, auf Grund welcher der Elsaß, aber ohne Belfort und Deutschlothringen mit Metz an Deutschland abgetreten worden sind, 5 Milliarden Francs gezahlt werden und Theile Frankreichs besetzt bleiben bis zur Abzahlung dieser Summe. Paris wird theilweise besetzt. Wenn die Ratifikation in Bordeaux erfolgt, so stehen wir am Ende dieses glorreichen, aber auch blutigen Krieges, der uns mit einer Frivolität ohne Gleichen aufgezwungen wurde, und an dem Ihre Truppen einen so ehrenvollen Antheil nahmen. Möge Deutschlands Größe sich nun im Frieden konsolidiren. Wilhelm. Der König antwortete: Innigst bewegt von der erhebenden Friedenskunde, bringe ich Ihnen meinen tiefempfundenen Dank für eine Nachricht, welche von mir und von meinem treuen Volke auf's wärmste begrüßt wird. Deutschland ist nach schweren Kämpfen zu ungeahnter Größe emporgestiegen, und mit Recht werden Mit- und Nachwelt Eure Majestät als den glorreichen Gründer dieser neuen Aera preisen.

Die französischen Friedensunterhändler machten sich nach Abschluß der Präliminarien wieder auf den Weg und trugen schon am 28. in der Nationalversammlung zu Bordeaux das Ergebniß der Versailler Unterhandlungen vor: „Es ist 4½ Uhr. Inmitten tiefen Stillschweigens spricht Thiers: Wir übernahmen eine schmerzliche Mission und machten alle möglichen Anstrengungen. Mit tiefem Bedauern müssen wir Ihnen folgenden Gesetzentwurf unterbreiten, wofür wir Dringlichkeit verlangen: 1. Artikel: Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an. (Hier verlassen Thiers die Kräfte und er ist genöthigt, den Saal zu verlassen. Barthelemy St. Hilaire setzt die Vorlesung fort.) 1) Frankreich verzichtet zu Gunsten Deutschlands auf ⅕ von Lothringen, darunter Metz, Thionville; ferner auf Elsaß, ausschließlich Belfort. 2) Frankreich zahlt 5 Mil-

liarden Francs, eine im Jahre 1871, den Rest in Frist von 3 Jahren. 3) Die Räumung des Landes beginnt unmittelbar nach Ratifikation des Vertrages, und zwar werden die deutschen Truppen zunächst das Innere von Paris und verschiedene Departements, darunter vorwiegend die westlichen, räumen. Die Räumung der übrigen Departements erfolgt allmälig nach Zahlung der ersten Milliarde und entsprechend nach Erlegung weiterer Milliarden. Die noch zu zahlenden Summen geben 5 Prozent Zinsen, vom Ratifikationstag an beginnend. 4) Die Deutschen unterlassen alle Requisitionen in den von ihnen besetzten Departements, jedoch werden dieselben auf Kosten Frankreichs unterhalten. 5) Der Bevölkerung der annektirten Gebiete wird eine Frist gewährt zur Entscheidung, welcher Nationalität sie angehören wollen. 6) Die Kriegsgefangenen werden unverweilt zurückgegeben. 7) Die Eröffnung der eigentlichen Friedensverhandlungen erfolgt in Brüssel nach der Ratifikation des Vertrages. 8) Die Verwaltung der okkupirten Departements wird französischen Beamten übergeben, jedoch stehen dieselben unter den Befehlen der deutschen Corpscommandeure. 9) Durch den gegenwärtigen Vertrag wird jedes Recht auf Häfen oder anderes nichtbesetztes Territorium ausgeschlossen. 10) Der Vertrag soll der Ratifikation der Nationalversammlung unterbreitet werden."

Die Zeit drängte, denn der Waffenstillstand, der bis zum 6. März verlängert worden war, sollte doch schon am 3. gekündigt werden, wenn bis dahin die Präliminarien in Bordeaux nicht angenommen wären. Die Regierung bat also, die Nationalversammlung möge sich mit ihrer Berathung und Entschließung möglichst beeilen. Die rabbiaten Schreier meinten zwar, es eile nicht und von Gebietsabtretung dürfe gar keine Rede seyn, denn das wäre eine Schande für die Nation. „Aber Thiers ergreift wieder das Wort, um nochmals dringliche Berathung zu befürworten; er spricht sich dahin aus, daß der Beschluß nicht die vollständige Verzichtleistung auf eine Berathung des Vertrages bedeuten würde.

Es sey nur höchst wichtig, die Diskussion nicht zu verschieben; wenn man gegenwärtig von Schande für irgend jemanden sprechen wolle, so könne sie nur diejenigen treffen, deren Abstimmungen jederzeit dazu beitrugen, den Untergang des Landes herbeizuführen. Thiers schließt mit einem ergreifenden leidenschaftlichen Appell an den Patriotismus der Versammlung.“ Diese folgte seinem Impulse und noch in der folgenden Nacht auf den 1. März sprach sie ihre Anerkennung der Friedenspräliminarien mit 546 gegen 107 Stimmen aus.

Die wilden Republikaner erhoben freilich ein großes Geschrei dagegen, aber es half ihnen nichts mehr. Keller protestirte im Namen der Elsäßer gegen die Abtretung ihrer Provinz an Deutschland und beschwor Gott, die Nachwelt, alle Völker und das Schwert aller herzhaften Männer, den schmachvollen Vertrag wieder zu zerreißen. Thiers aber rief ihm zu, er solle keine Phrasen machen, sondern der Wahrheit in's Gesicht sehen und die Wahrheit sey, man könne den Krieg unmöglich fortsetzen. Edgar Quinet ergriff das Wort und rühmte sich, er habe sein ganzes Leben dem Studium Deutschlands gewidmet, sein Urtheil müsse also besonders competent seyn. Und was sagte der gelehrte Narr? „Elsaß und Lothringen bilden einen integralen Bestandtheil Frankreichs. Wir haben nicht das Recht, zu unseren Landsleuten zu sagen: Ihr seyd heute Franzosen; morgen werdet Ihr seyn, was Ihr wollt, — Preußen, Deutsche, und dieses durch unser Votum; es ist absurd! Niemand hat das Recht, solche Worte auszusprechen; es ist das allgemeine Stimmrecht der Nation, welches die Nation selbst vernichtet. Auf was stützt sich Deutschland, um unsere französischen Provinzen zu nehmen? Elsaß und Lothringen sind keine Agressivstellungen gegen Deutschland, dies liegt auf der Hand, und der gegenwärtige Krieg hat es dargethan. Die Wahrheit ist Folgendes: Durch die Verträge von 1814 und 1815 haben die europäi=

schen Mächte Frankreich alles das genommen, was sie ihm nehmen konnten, ohne es zu vernichten. Elsaß und Lothringen sind nicht allein zwei Provinzen, sondern auch zwei Bollwerke Frankreichs; nehmen Sie ihm dieselben weg, und Frankreich ist sofort mit Ruinen bedeckt. Der Feind rückt in die Ebenen der Marne ein; er ist Herr von Paris. Er will nicht allein unsere Absetzung, er will auch unsere Vernichtung. Wir müssen also den Friedensvertrag zurückweisen, weil er die Gegenwart und die Zukunft Frankreichs zugleich bedroht." (Das Mittel! Das Mittel! — rufen viele Stimmen. — Ihn zurückweisen! — antworten andere.) — Wenn Quinet irgend etwas von Deutschland verstand, mußte er auch wissen, daß Elsaß und Lothringen von einem deutschen Stamme bewohnt und alte deutsche Reichsländer sind, also zum nationalen Organismus Deutschlands gehören und nur auf unnatürliche Art und vorübergehend uns geraubt und an Frankreich angeklebt wurden.

Auch Viktor Hugo delirirte wieder: „Frankreich wird Lothringen und Elsaß wieder nehmen. Ist dies Alles? Nein Es wird Trier, Mainz, Coblenz, Köln, das ganze linke Rheinufer wieder nehmen. (Neues Murren.) Es wird ausrufen: Deutschland! da bin ich! Sind wir Feinde? Nein! ich bin deine Schwester! Die Völker bilden nur Ein Volk, eine einzige Republik, vereinigt durch die Brüderlichkeit. Seyen wir die vereinigten Staaten von Europa, die universelle Freiheit, der universelle Friede! Und dann möge Frankreich zu Deutschland sagen: Wir sind Freunde. Ich werde niemals vergessen, daß du mich von meinem Kaiser befreit hast; ich werde dich von dem deinigen befreien."

Conti, früher Cabinetschef des Exkaisers, wagte einer Aeußerung des Abgeordneten Bamberger von der Mosel (Napoleon III. sey an allem Schuld und sein Name werde auf ewig am Schandpfahl der Geschichte angeheftet seyn) entgegenzutreten und daran zu erinnern, wie viele hier säßen, die dem Kaiser den Eid der Treue geschworen hätten. Aber allgemeines Geschrei unterdrückte seine

Stimme. Man verlangte, die Versammlung solle die Absetzung der ganzen napoleonischen Dynastie, wie sie schon von der Regierung der nationalen Vertheidigung ausgesprochen sey, bestätigen, wie auch sogleich geschah. Nur sechs Stimmen protestirten. Thiers donnerte die Anhänger Napoleons mit dem Vorwurf an, sie hätten den Fehler (das Verbrechen! riefen mehrere Stimmen) ihres Herrn getheilt und unterstützt und die Demüthigung, die sie jetzt erfahren müßten, sey ihre gerechte Strafe.

So tief hatte man den Fall der einst so bewunderten Dynastie kaum für möglich gehalten. Paris wimmelte damals von den abscheulichsten und unwürdigsten Karikaturen auf die kaiserliche Familie und im lateinischen Quartier übte damals im Café Beuglant die Hauptanziehungskraft ein Schauspieler aus, der in täuschender Maske Napoleon III. karikirte. Bekleidet mit der Uniform eines Generals sang er die gemeinsten Lieder auf den Kaiser, ahmte dessen Bewegungen und Geberden getreulich nach unter dem stürmischen Beifall und schallenden Gelächter der Zuhörer. Nach je zwei Versen des gemeinen Liedes, das von Zoten wimmelte, sprang der Sänger mit einem langen Schwerte zwischen den Beinen wie toll auf der Bühne herum, zur ungeheuren Belustigung seiner Zuhörer, die nicht müde wurden, „Badinguet! Badinguet! Vive l'Empereur! Encore! Encore!“ zu brüllen. Badinguet war der Uebelname, den man der Familie in den Gassenhauern zu geben pflegte. Nur unter den Offizieren, die in Deutschland internirt waren, hatte der Exkaiser noch Anhang. Eine Anzahl von ihnen unterzeichnete damals eine Bittschrift an die Nationalversammlung, worin sie ein Plebiscit verlangten, in der Hoffnung, das neue Plebiscit würde wieder so gut kaiserlich ausfallen, wie die frühern. Die Bittschrift wurde nicht beachtet, vielmehr durch eine von 3000 gefangenen französischen Offizieren unterzeichnete Erklärung, die der Republik zustimmten, todtgeschlagen. Zum Ueberfluß wurde die abgesetzte Kaiserfamilie durch ihr verworfenstes Mitglied, den Prinzen Napoleon, noch mehr

herabgewürdigt, indem derselbe in seinem Organ Opinion Nationale den Exkaiser einen „Imbecile“ nennen ließ.

Napoleon III. scheint immer noch gehofft zu haben, wenn erst die zahlreichen Gefangenen, die einst seine Armee gebildet hatten, nach Frankreich zurückkehrten, würden sie für ihn wirken, erließ daher am 6. März einen Protest gegen die Absetzung seiner Dynastie. Er that es nicht im Namen dieser seiner Dynastie, sondern der Nation, indem er sagte: „Das französische öffentliche Recht für die Gründung jeder legitimen Regierung ist die Volksabstimmung. Außerhalb von diesem besteht nur Usurpation für die Einen, Unterdrückung für die Anderen. Auch bin ich bereit mich vor dem freien Ausdrucke des nationalen Willens zu beugen, aber nur vor diesem. In Gegenwart schmerzlicher Ereignisse, welche Allen Entsagung und Selbstverleugnung auferlegen, hätte ich gern Schweigen gewahrt, aber die Erklärung der Versammlung zwingt mich, im Namen der beleidigten Wahrheit und der verkannten Rechte der Nation zu protestiren.“ — Er konnte einen kleinen Trost darin finden, daß der Commandant der kleinen Festung Bitsch noch am 12. März sich weigerte, zu capituliren, obgleich es ihm von Thiers befohlen wurde. Er erklärte, daß er die Republik gar nicht anerkenne, sondern allein den Kaiser, der ihm die Festung anvertraut habe.

Thiers, dem nächst Favre das Zustandekommen des Friedens, ohne den Frankreich nur noch in tieferes Elend hineingerathen wäre, zu danken war, wurde von den Exaltirten doch nur mit Undank belohnt. Sie erblickten nämlich in ihm, obgleich er zunächst die Republik für die unvermeidliche Regierungsform hielt, doch nur ein Werkzeug der Orleans. Pyat, der in der dritten Republik die schmutzige Rolle Marats spielte, derselbe, der eine Prämie auf die Ermordung des Königs von Preußen gesetzt hatte, schrieb in seinem Blatt, dem Rächer, folgendes von Thiers: „Denkt euch Bicêtre oder noch richtiger die Morgue! Denkt euch dieses Leichenhaus, bewacht von einem widerwärtigen alten Greis, der stets in Sorge ist,

daß die Todten sich rühren. Dieser näselnde Nußknacker, dieser weinerliche Todtengräber, dieser lacrymale Fistulant, der zwischen zwei Grimassen einen Witz zum Lachen gibt, dieser Schluchzer, Seufzer, dieser Knirps, dieser Pavian mit grauem Haar, dieses Gräberheimchen hört nicht auf zu beten, schreien, winseln, Possen zu reißen. Hi! hi! Liebe Todten, bleibt still, wir können euch nicht vertheidigen. Man muß sich ergeben. Frankreich ergibt sich und stirbt nicht! Ich bin der nationale Historiker! Frankreich wird nicht untergehen! Kinder, haben wir nicht die Energie unserer Väter! Das einzige Mittel des Heils und der Revanche ist, für den Augenblick alles hinzugeben, Waffen, Forts, Provinzen, Milliarden, Metz, Straßburg! Wir behalten die Statue und die Marseillaise. Frankreich ist reich genug, um die Begräbnißkosten des Maire's von Straßburg in preußischer Erde zu zahlen! Schließen wir einen Pakt mit der Schande! Behalten wir keinen Zoll von Elsaß, keinen Stein von Lothringen! Nächst Paris liefern wir Frankreich aus. Dafür erhalten wir einen König. Für Herrn Thiers als Minister wird Frankreich groß genug seyn. Es lebe der König!"

Obgleich man klugerweise erst den Krieg beendigen wollte und deshalb die Verfassungsfrage hinausschob, waren die republikanischen und dynastischen Parteien doch schon außerordentlich rührig, denn jede wollte die Zukunft beherrschen. Zunächst hatten die Republikaner noch die Oberhand, aber nicht mehr die Gambetta und Rochefort, sondern die Favre, Grevy, denen sich auch Thiers unter Verleugnung seines bekannten Orleanismus anschloß. Wer auch monarchisch gesinnt war, für den hatte doch die Beibehaltung der republikanischen Form für die nächste Zeit den Werth, daß keine der dynastischen Parteien der andern zuvorkam. Daß die Republik Bestand haben würde, daran glaubten wohl die Wenigsten. Auch sprach die Erfahrung, die man mit der ersten und zweiten Republik gemacht hatte, gegen die Lebensfähigkeit der dritten. Einige exaltirte Republikaner verlangten, man solle durch ein Plebiscit beschließen:

1) die französische Nation, von den preußischen Streitkräften besiegt, aber nicht erobert, weigert sich, den Frieden mit den Barbaren, die in's Land eingefallen sind, zu unterzeichnen; 2) die französische Nation „ergibt" sich der in Washington residirenden Regierung der Vereinigten Staaten; 3) die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt, im Falle sie acceptirt, sofort Besitz von dem französischen Territorium mit seinen Gränzen, wie sie 1870 waren; 4) Frankreich bildet einen integrirenden Theil der Republik der Vereinigten Staaten unter der Bezeichnung: Vereinigte Staaten von Europa, und wird durch die nämliche Verfassung und Gesetze regiert werden; 5) bis zur Besitzergreifung Frankreichs durch die Vereinigten Staaten wird Frankreich den Krieg bis zum Messer gegen die preußischen Streitkräfte fortsetzen.

Man glaubte, die Orleans hätten die meiste Aussicht, wieder auf den Thron zu gelangen. Von Joinville und Aumale hieß es, sie seyen nach Bordeaux gekommen, dann wieder, sie seyen nicht dahin gekommen. Sie liebäugelten, hieß es, mit ihrem Vetter Chambord und würden im Nothfall dessen Thronbesteigung unterstützen, nicht nur, weil er kinderlos war und sie nach ihm auf den Thron gelangen mußten, sondern auch weil sie dadurch mehr Sympathie bei den Priestern und beim katholischen Landvolk gewannen. Die Pall-Mall Gazette wollte aus Rom erfahren haben, am päpstlichen Hofe intriguirten die Freunde Chambords und die Bonapartisten, und gab folgende nicht ganz glaubwürdige Klatschereien zum Besten: „Auf der einen Seite hat die Erzherzogin Sophie mit ihrem Beichtvater, P. Beckx, dem Jesuitengeneral, gearbeitet, um dem Grafen Chambord Vorschub zu leisten; auf der andern Seite war Cardinal Bonaparte bestrebt, die Ansprüche des Exkaisers auf Wilhelmshöhe zu befürworten. Dem Papste wäre der eine dieser beiden so lieb wie der andere, wenn das französische Volk nur geneigt wäre, einen von beiden zu wählen. Da aber ohne fremde Hülfe die Aussichten beider sehr zweifelhaft sind, so gibt Se. Heiligkeit

seinen ganzen Einfluß dem Grafen Chambord. Die Erzherzogin Sophie hat zu Gunsten des Bourbonen-Prätendenten an Kaiser Wilhelm sowohl wie an den Grafen Bismarck geschrieben, da sie mit beiden auf sehr freundschaftlichem Fuße steht, und sie war es auch, welche die Wünsche des Papstes ihnen zur Kenntniß gebracht hat. Die Antwort des Grafen Bismarck war an P. Beckx gerichtet und lautete kurz und bündig: ‚Lassen Sie den Grafen Chambord sofort in die Vendée gehen.‘ Dorthin hatte sich der Graf Chambord aber bereits gewendet, noch ehe ihm diese Weisung zuging, und er befindet sich gegenwärtig auf dem Platze und handelt unter dem Beirathe seiner Hauptstütze, des Generals Charette. Cardinal Bonaparte hat eine Mittheilung vom Papste erhalten des Inhaltes, seine Gegenwart im Vatikan sey nicht länger gewünscht."

Unter allen Bewerbern schienen die Umstände den Orleans am günstigsten zu seyn, besonders, wenn sie die Fusion mit der ältern Linie Bourbon zu Stande brächten und dadurch das Landvolk gewännen. Es war schon im Plan, alsdann die Verfassung von 1830 wieder einzuführen und die Armee unter den Oberbefehl Changarniers zu stellen. Einstweilen sollte ein Prinz von Orleans nur Präsident der Republik werden und gelind in die Monarchie zurückführen. Die Nordd. Allg. Zeitung war indeß nicht gut auf diesen Plan zu sprechen. Sie erinnerte an die Haltung der Orleans im Krieg, ihre Begünstigung des Widerstands „zum Aeußersten", des Franctireurwesens ꝛc., und schließt: „Daraus ergibt sich, daß die Präsidentschaft eines Orleanischen Prinzen an zwei gleich schlimmen Gebrechen leiden würde; sie würde einerseits die unmittelbare Gefahr des Wiederumsturzes der kaum aufgerichteten Staatsform in sich tragen, und andererseits würde sie eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, wie solche doch aus dem Friedensschlusse allmälig hervorgehen sollte, fast unmöglich machen, da die Orleans sich als geschworene Feinde Deutschlands öffentlich bekannt haben."

Inzwischen wollte man wissen, die Fusion, die hauptsächlich der Herzog von Nemours und Bischof Dupanloup betrieb, habe keine Aussichten, da Chambord von der weißen Fahne nicht lassen wolle und die Orleans nicht von der dreifarbigen. Zudem hieß es, Aumale wolle Präsident der Republik werden und agitire gegen den Grafen von Paris. Die Times wollte von einem schlauen Vorschlag des alten Thiers wissen, wonach die Franzosen ihren Thron dem König der Belgier hätten anbieten sollen, um sich durch den Besitz von Belgien für den Verlust am Oberrhein zu entschädigen. Nach dem Journal von Bordeaux erlaubte Thiers den Prinzen von Joinville und Aumale nicht, nach Bordeaux zu kommen, weil das noch bestehende Gesetz es verbiete. Sie blieben in Libourne im Schlosse des Herzogs Decazes und fanden es sogar vortheilhaft, nicht in der Nationalversammlung erscheinen und mitstimmen zu müssen, weil sie dann gezwungen worden wären, sich mit Ja oder Nein über Elsaß und Lothringen offen auszusprechen; votirten sie mit Nein, so würden sie es mit der Kriegspartei verderben, mit der sie sich am Kriege auf's Aeußerste betheiligten; votirten sie mit Ja, so würden sie bei dem nächsten Kriege um „den geraubten heiligen Boden", den die Republikaner allgemein als nicht fern denken, eine schiefe Stellung einnehmen.

Ueber die Stellung der Parteien schrieb man aus Bordeaux: Es haben sich bis jetzt fünf Gruppen gebildet: 1) Die reinen Legitimisten, die eine Gemeinschaft von 215 Abgeordneten bilden. 2) Die Orleanisten, welche sich in verschiedenen Salons zusammenfinden, aber noch kein allgemeines Versammlungslokal haben. Unter ihnen treten drei Strömungen ziemlich scharf hervor: die reinen Orleanisten (Orléanistes purs) wollen sofort eine rührige Propaganda für die unverzügliche Thronbesteigung des Grafen von Paris beginnen; die gemäßigten Orleanisten sind der Ansicht, daß man nichts ertrotzen, sondern den Gang der Ereignisse abwarten müsse; die dritte Fraktion endlich, die schüchternen Orleanisten, welche aus

jungen Leuten besteht, die noch in den früheren Kammern saßen, würde die Republik von Herzen unterstützen, wenn dieselbe nicht mit Leuten wie Felix Pyat, Rochefort und tutti quanti behaftet wäre. Die Orleanisten sind, Alles zusammengerechnet, etwa 280 Deputirte stark. 3) Die gemäßigten Republikaner zählen 120 Deputirte. 4) Die radicalen Republikaner, etwa 50, unter denen sich Felix Pyat, Floquet, Millière befinden, kurz, fast alle Pariser Deputirten, denen sich die Radicalen aus Algerien und aus einigen Departements angeschlossen haben. 5) Die Imperialisten, die höchstens 30 Köpfe stark sind, also kaum mitzählen. Schon diese rasche Uebersicht lehrt, daß die eigentlichen Orleanisten minder stark vertreten sind als die Legitimisten.

Man schloß hieraus, daß die klerikale Partei bereits eine ultramontane Coalition gegen das neue deutsche Kaiserthum in Aussicht genommen hatte. Damit stand auch die gleichzeitige Einsetzung eines ultramontanen und czechischen Ministeriums in Wien, der ultramontane Eifer in Belgien, der gleiche in Deutschland für ultramontane Reichstagswahlen und die Bildung einer ultramontanen Union in England, nebst reaktionären Umtrieben in Italien im Zusammenhang. In derselben Zeit ließen aber auch Rußland und Nordamerika ihre Stimmen vernehmen, um die ultramontane Coalition ein wenig zu warnen. Der deutsche Kaiser dankte dem russischen, daß er eine weitere Ausdehnung des Kriegs von 1870 (d. h. die Trippelallianz) verhindert habe, und Grant, der Präsident der Vereinigten Staaten, beglückwünschte Deutschlands Einheit, betonte den germanischen Charakter der Vereinigten Staaten und deutete an, die letztern hätten die französische Expedition nach Mexiko, mit welcher Napoleon III. der romanischen Race in der neuen Welt das Uebergewicht über die germanische habe geben wollen, mit eben soviel Ueberlegenheit zurückgewiesen, wie Kaiser Wilhelm den Angriff auf Deutschland.

Nach Reuter's Bureau sollte die Zahlung der Kriegskosten von

Seite Frankreichs in drei Raten erfolgen: eine Milliarde vor Ende 1871, zwei Milliarden vor Ende 1872, letzte zwei Milliarden vor Ende 1873 zahlbar. Zinse für 5 Milliarden bei letzter Einzahlung zahlbar werden vom Tage der Ratification an bezeichnet. Von letzter Rate wird abgezogen ein Theil der französischen Staatsschuld, welcher auf das Elsaß und den abgetretenen Theil von Lothringen fällt. Diese Summe wird auf eine halbe Milliarde geschätzt. Ferner wird abgezogen der Werth der Ostbahn. Bei den Friedensverhandlungen ist es zwischen Thiers und Bismarck bezüglich des Handelsvertrags zu keinerlei Diskussion gekommen. Cremieux schlug vor, die ganze ungeheure Summe blos durch patriotische Subscriptionen zu decken, und wollte, für seine Person sogleich 100,000 Franken einzahlen.

Gambetta schien unthätig in seiner Vaterstadt Cahors zu verweilen, doch hieß es, er sey mit einer Anklage gegen General Trochu beschäftigt. Aus Bordeaux wurde am 23. Februar geschrieben: Kaum hatte Gambetta das Scepter niedergelegt, als die fabelhaftesten Enthüllungen über die Verwendung der Staatsgelder in Umlauf kamen. Der Finanzausschuß, dessen Präsident Casimir Perier ist, schickt sich an, die Rechnungen der Herren Le Cesne und Merton (Merton, nicht Morton), der großen Kriegslieferanten, zu untersuchen, desgleichen die Operationen Laurier's, der die Anleihe in London abschloß, die für die Republik so wenig vortheilhaft gilt, während sie ihm selbst, wie die böse Welt wenigstens behauptet, gar nicht schlecht bekommen seyn soll; man spricht blos von „einigen Millionen", die dabei als „Commission" verdient seyn sollen. Die Untersuchung ist abzuwarten; ich wollte nur daran erinnern, daß gerade diese Herren so entsetzlich viel Geschrei über die Mißbräuche unter dem Kaiserthum machen und den Ministern Napoleons III. die allerschlimmsten Dinge nachsagten. Buffet hat, wahrscheinlich um in kein Wespennest zu stechen, das Portefeuille der Finanzen abgelehnt. — Dagegen lautete ein anderer Bericht

von demselben Tage, Laurier habe sich vor dem Finanzausschuß gestellt und gerechtfertigt. Man muß dahingestellt seyn lassen, wie ehrlich es in diesen Regionen zugegangen seyn mochte. — Die Schuhlieferanten für die Nordarmee, welche Sohlen mit grauem Pappdeckel und einem dünnen Stück Leder geliefert hatten, wurden in Lille am 12. Februar verhaftet und zu den anderen gesetzt, welche Schuhe mit Sohlen von bloßem gelben Pappdeckel geliefert hatten. Das „Echo du Nord" vermuthet, daß die Farben von dem Gesetze als gleich behandelt werden dürften. Aber mit welcher Fahrlässigkeit mußten Militärbehörden vorgehen, welche solche Schuhe annahmen und in solcher Jahreszeit an die armen Soldaten vertheilten! Der anrüchige General Ducrot wurde von deutscher Seite ganz ignorirt und durfte ungehindert von Paris nach Bordeaux reisen.

Die Nationalversammlung in Bordeaux entließ, sobald der Friede geschlossen war, die durch das Gesetz vom 10. September 1870 der Armee Einverleibten, die mobilisirten Nationalgarden, die nur auf Kriegsdauer Engagirten und die Altersklasse von 1863, was eine große Wohlthat für die armen Opfer des Krieges war, die Gambetta's Wahnsinn so unvorbereitet auf die Schlachtfelder getrieben hatte. Der Verfassungsstreit wurde vertagt, aus sehr vernünftigen Gründen, welche die Amtszeitung erörterte: „Frankreich errichtet die Republik, weil diese allein die Geister zu einigen vermag; es würde also ein Verbrechen seyn, sie durch Intriguen oder Gewaltakte anzugreifen, die den Erfolg einer Minderheit bezwecken, welche die Monarchie oder die Dictatur will, ein Verbrechen, Zwietracht zu säen, zur Unordnung anzustacheln und Unruhen hervorzurufen." Sehr vernünftig war auch der Vorschlag, die Versammlung so bald als möglich aus dem aufgeregten Süden hinweg, wenn nicht in das gleichfalls aufgeregte Paris, doch in die Nähe dieses Landescentrums zu verlegen. Man bemerkte, es befänden sich in der Nationalversammlung 7 Herzoge, 8 Vicomtes, 11 Barone, 21 Marquis, 31 Grafen und noch mehr Herrn „von", denen in der

unruhigen Stadt des Südens nicht wohl war. Indeß hatte sich der Uebermuth der Rothen schon sehr gemäßigt. Gambetta hatte allen Einfluß verloren und sich nach seiner Vaterstadt Cahors zurückgezogen. Viktor Hugo sah sich nicht mehr genug respektirt und legte sein Mandat nieder. Man erfuhr, daß auch in Lyon die rothe Fahne abgenommen worden sey, und in Marseille, Toulon rc. schien alles still geworden zu seyn. Die Nationalversammlung beschloß, sobald die deutschen Truppen das französische Gebiet, soweit sie es nicht nach dem Friedensvertrage noch sollten besetzt halten, verlassen haben würden, nach Fontainebleau überzusiedeln. Doch bewog sie Thiers, Versailles vorzuziehen. Man bemerkte eine große Abneigung der Mehrheit, nach Paris zu gehen, weil die Provinzen immer von diesem Centrum aus tyrannisirt worden seyen und weil der Pöbel in Paris die Versammlung zu terrorisiren suchen würde.

Inzwischen hatte die Versammlung selbst doch auch wilde Elemente unter sich, wie die Bevölkerung von Paris. Wie es im Sitzungssaal zu Bordeaux (dem großen Theater) herging, davon erzählte die Times: „Es fehlte vollständig an Ordnung, Anstand, Gehorsam und Pünktlichkeit. Zuweilen herrschte die vollständige Anarchie. Selten begannen die Sitzungen zu festgesetzter Stunde. Die Arrangements in dem Theatersaal konnten natürlich nur sehr mangelhaft seyn, der Raum für die Abgeordneten war zu klein, die einzelnen Sitze sehr schmal. Statt um 2 Uhr Nachmittags pflegte der Präsident erst halb 3 Uhr auf seinem Sitz Platz zu nehmen, erst dann fand sich die Mehrzahl der Abgeordneten ein und vor 3 Uhr begann die Sitzung selten. Grevy ist ein Mann von angenehmem und urbanem Wesen, aber es fehlt ihm an Autorität und wohl auch an Energie, um die turbulenten Elemente der Versammlung im Zaum zu halten und seine eigene Würde zu wahren. Einem Engländer mußten die Haare förmlich zu Berge stehen, wenn er sah, wie manche Abgeordnete mit ihrem ‚Sprecher‘ umgingen. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn einer der miß-

achtetsten Abgeordneten auf die Tribüne steigt und dem Präsidenten mit der herausforderndsten und frechsten Miene in der Welt in's Gesicht sagt, er glaube nicht an seine Wahrhaftigkeit und wolle überhaupt nichts mit einem Manne zu thun haben, der der College eines Fälschers sey. Für den zehnten Theil der Unverschämtheiten, die Felix Pyat gegen den Präsidenten losließ, würde er in England sofort in parlamentarischen Gewahrsam gebracht seyn. Aber es geschah ihm nicht das Mindeste. Einer der größten Uebelstände war der Lärm, den man den Gallerien gestattete. Es waren der Zuschauer zu viel und niemand war da, der ihr überlautes Reden, ihr rohes Gelächter und ihre gelegentlich sehr gemeinen Aeußerungen verhinderte. Man hat darüber Klage geführt, daß den Damen zu viele Plätze überlassen würden, indeß waren sie noch die aufmerksamsten Zuhörer. Auf den ausschließlich für Männer bestimmten Tribünen konnte man oft den Redner vor dem Lärm der Zuschauer gar nicht verstehen. Da brüllt einer dem die Weisheit eines Abgeordneten nicht einleuchten will, ‚Einfaltspinsel‘ hinunter. Als Thiers über den Mangel an Organisation des Heeres klagte, bekam er von einem Schreier zu hören: ‚Du Lump, warum hast Du es nicht selbst organisirt!‘ Viktor Hugo hat zum Glück für die Nationalversammlung an seinem Entschluß, auszuscheiden, hartnäckig festgehalten. Da Garibaldi-Kastor nicht Abgeordneter seyn kann oder will, so will es auch Viktor Hugo-Pollux nicht. Die Versammlung ist damit um zwei Narren ärmer geworden, denen sie doch aus Achtung vor ihrem alten Ruhm die Narrheit nicht geradezu an den Kopf werfen konnte.“

Sehr unwürdig war auch das Benehmen der Versammlung, als dieselbe nach Versailles verlegt wurde. Sämmtliche Abgeordnete hatten für sich und ihre Angehörigen Freikarten für die Eisenbahnen anzusprechen. „Nun stürmte Alles in die Bureaux, wo vier Sekretäre kaum ausreichten, um die Austheilung vorzunehmen. Die Volksvertreter stießen und pufften sich dabei nach Noten und zeigten

dabei eine Habgier, die alle Denkbarkeit überstieg. Als Beispiel will ich nur bemerken, daß ein orleanistischer Herzog nicht weniger als acht Plätze für sich, seine Gemahlin, seine Kinder und Dienerschaft unentgeltlich beanspruchte. Fünf Plätze für den Deputirten waren die Durchschnittssumme, multipliciren Sie nun die 650 Deputirten, die etwa zugegen waren, so haben Sie 3350 Personen, die von Süd nach Nord, Ost und West im Lande auf Kosten der jungen Republik umher reisen und je nach der Parteifarbe Propaganda machen. So viel wie möglich auf Staatsunkosten leben, ist eine der hauptsächlichsten Liebhabereien des gebildeteren Franzosen."

Gambetta ging nicht mit nach Versailles, sondern zog sich damals sogar auf spanischen Boden nach San Sebastian zurück. — Garibaldi's Generalstabschef Bordone, ein verrufener, früher schon bestrafter Mensch, wurde in Avignon zur Untersuchung gezogen, weil er nach dem Frieden Munition und Gewehre in's Ausland geschafft hatte.

Nachdem Waffenruhe eingetreten war, kehrte der Großherzog von Mecklenburg nach Schwerin zurück. Sein herzlicher Abschied an die Truppen war vom 3. Februar datirt. Prinz Friedrich Karl blieb in der Mitte seiner Armee zu Tours, von wo aus er nach Bordeaux gerückt wäre, wenn die Nationalversammlung den Frieden nicht angenommen hätte. Der Kronprinz bereiste die geschichtlich interessanten Schlösser an der Loire und empfing nachher in Versailles von der deutschen Gesellschaft in Philadelphia einen prachtvollen Ehrensäbel. Die deutsche Gesellschaft war einig geworden, dieses Ehrengeschenk einem der verdienstvollen Generale bei der deutschen Armee zu übermitteln, und die Wahl, an der auch verschiedene elsäßische und lothringische Ausgewanderte deutschen Stammes Theil nahmen, fiel einstimmig auf den Kronprinzen. Die Waffe ist in Silber gearbeitet mit goldenem Beschlag; am Griff ist, als Sinnbild des Kampfes zwischen Wahrheit und Lüge, das Emblem eines Schlangen zertretenden Panthers angebracht. — Das große Lazareth

im Schloß zu Versailles wurde ausgeräumt und die letzten Verwundeten aus demselben in die deutsche Heimath gebracht. Man schrieb vom Kronprinzen: „Er geht durch die ganze Reihe der untereinander verbundenen Waggons, spricht mit jedem der in Hängebetten untergebrachten Verwundeten, erkundigt sich nach den Kämpfen, die sie bestanden haben, wünscht ihnen Heil zur Fahrt in die Heimath und baldiges Wiedersehen.“ Im Hauptquartier zu Versailles herrschte die heiterste Stimmung. Der König von Württemberg kam damals grade an, erfreute sich seiner tapfern Truppen, die vor Paris so schweren und siegreichen Kampf bestanden hatten, wurde vom Kaiser, dem Oheim seiner Gemahlin, auf's herzlichste empfangen und zum Inhaber desselben preußischen Regiments ernannt, dessen Inhaber einst sein Vater gewesen war.

In Paris herrschte unterdeß große Aufregung und Wuth. Ein Theil der Bevölkerung lebte immer noch im alten Wahne der Unüberwindlichkeit fort und suchte sich mit der Täuschung zu helfen, Paris sey nicht erobert, weil die Deutschen nicht einzuziehen wagten. Als dennoch der Einzug beschlossen wurde, geberdeten sie sich eine Weile wie toll und ihre Zeitungen überschäumten von Verwünschungen der Deutschen. Diesen jetzt noch Widerstand zu leisten, war unmöglich, aber schimpfen durften sie und damit trösteten sie sich denn auch, mehr auf weibische, denn auf eine männliche Art. In der Nacht vom 26. zum 27. Februar tobte der Pöbel auf dem Bastilleplatz und bewährte seinen Heldenmuth an vier wehrlosen Individuen, die man für verkleidete preußische Offiziere hielt, und an einem Polizeiagenten, der in die Seine geworfen wurde. Auch baute man einige Barrikaden und pflanzte sogar Kanonen und Mitrailleusen dahinter. Inzwischen sorgte die französische Regierung dafür, daß die Hitzköpfe den Platz räumten, sowohl sie, als auch General Vinoy erließen eine Proklamation, die zur Ruhe ermahnte und jeden Angriff auf die einrückenden Deutschen auf's Strengste untersagte, weil der Stadt daraus nur das größte Unglück

erwachsen würde. Auch die Redaktionen von 43 Pariser Zeitungen ermahnten das Volk zur Resignation und die Truppen unter General Vinoy waren zuverlässig, sperrten die Straßen ab, aus denen Gefahr hätte drohen können, und trennten die Riesenstadt in zwei Theile, indem sie das linke Ufer der Seine ausschließlich den Franzosen vorbehielten, wie es den in Versailles getroffenen Verabredungen entsprach. In dem Stadttheil auf dem rechten Seineufer, in welchem die Deutschen einziehen sollten, leerten sich die Straßen und wurden Thüren und Läden geschlossen. So lange die Deutschen in der Stadt seyn würden, sollten auch das Theater und die Börse geschlossen seyn und keine Zeitung erscheinen.

Die Demonstrationen in Paris dauerten auch am 28. Februar fort. Eine Unmasse von Soldaten, darunter auch Tausende von Mobilen, die in Reih und Glied marschirten, betheiligten sich an denselben. Unter denen, welche sich an der Bastille einfanden, waren auch eine Anzahl Gassenbuben, die mehrere Kanonen mit sich schleppen. (Die Zahl der Kanonen, deren sich die Nationalgarde und die Gassenbuben bemächtigten, beträgt 121, davon 13 Mitrailleusen.) Zu ernstlichen Unruhen kam es jedoch nicht, auch zu keinen neuen Mordthaten. Nur wäre es fünf preußischen Offizieren, welche in Civil nach Paris gekommen waren, beinahe schlecht ergangen. Man erkannte sie, als sie gerade in der Bouillonanstalt Duval (auf dem Boulevard Sebastopol) frühstückten. Sie wurden festgenommen und nach der Rue du Temple geschleppt. Dort befreiten sie aber einige muthige Bürger und halfen ihnen, sich in Sicherheit zu bringen. „An Vorsichtsmaßregeln haben es die Behörden nicht fehlen lassen. Die Nationalgarde von Passy, wo die Preußen ebenfalls eingerückt sind, mußte sogar ihre Gewehre abliefern. Auf das Ganze einzuwirken, sind aber die Behörden zu schwach, und man kann jeden Augenblick in Paris einen Conflikt erwarten. Gegen die Preußen werden die Pariser aber wohl nichts unternehmen. Sie wissen recht gut, daß dies ihnen schlecht bekommen würde, und sie befolgen

deshalb die betreffenden Befehle der Behörden, wenn sie auch zugleich fortwährend Drohungen gegen ihre Feinde ausstoßen. Unter denen, welche in den Straßen Demonstrationen machen, befinden sich auch viele Frauen. Dieselben sind übrigens von einem ganz besonderen Hasse gegen die Deutschen beseelt und viel wüthender als die Mitglieder des männlichen Geschlechtes. Zu vielen komischen Scenen kommt es natürlich alle Tage. So wählte ein Volkshaufen, der im Saale der Marseillaise zusammengekommen war, den ehemaligen Cavallerieoffizier Darras zum Obergeneral von Paris und gab ihm das Mandat, die Preußen aus Paris zu verjagen. Darras nahm die Sache auch au sérieux und begab sich zu Vinoy, um von ihm die Uebergabe des Obercommandos zu verlangen. Derselbe ließ ihn aber festnehmen und nach Vincennes abführen, ohne daß sich seine Mandatare weiter darum bekümmerten."

Die Pariser Presse übersprudelt von Koth und Feuer. „Einfach blödsinnig ist es, wenn ein übergeschnappter Nationalgardecapitän von Belleville an seine rothe Compagnie und alle übrigen eine Ansprache richtet, darin es heißt: ‚Also der deutsche Nebukadnezar will vor unseren Frauen und Töchtern paradiren. Werden wir solche Schmach dulden? Seit fünf Monaten hat Paris eine Gelegenheit erwartet, wo es die Tapferkeit seiner Söhne zeigen kann. So ergreife es denn diesen Moment, um muthig zu sterben und sich unter seinen Trümmern zu begraben.‘ Aus dem Kapitel der Lügen und Gemeinheiten einige Proben. Von deutschen Fürsten und Generalen werden die alleralbernsten und frechsten Dinge nacherzählt, z. B. wie ein General und zwei Prinzen einem Wirth, der ihnen ein lucullisches Mahl von 70 Couverts vorsetzte, zum Dank dafür höchst eigenhändig das Haus über dem Kopf ansteckten. Für den Empfang in Paris empfahl in einem vielgelesenen Blatt ein Einsender mit der Unterschrift: ‚Venus Kallipygos‘, daß zwar kein anständiger Franzose den Eindringlingen sein Angesicht zeigen solle, daß es aber sich sehr hübsch ausnehmen würde, wenn aus jedem

Fenster die Rückseite eines Pariser Individuums, durch die passende Medizin dazu vorbereitet, einen Gruß für die Vorbeiziehenden hinuntersende. Welche Rollen den Pariser Dirnen bei dieser Sorte Empfangsfeierlichkeiten zugedacht sind, kann man sich denken.“ Es ist ekelhaft und wäre nicht der Mühe werth, nacherzählt zu werden, allein es charakterisirt die Stadt, die sich rühmt, die civilisirteste der Welt zu seyn.

Alles ohnmächtige Wuth. Der Einzug erfolgte ohne Störung. Der Staatsanzeiger meldete: „Se. Majestät der Kaiser und König begaben sich am 1. März Morgens von Versailles aus über Sevres und Boulogne nach dem Hippodrôme de Longchamp, auf dem rechten Ufer der Seine und an der westlichen Lisière des Bois de Boulogne gelegen, wo die zum ersten Einmarsche in Paris bestimmten Truppentheile des deutschen Heeres aufgestellt waren. Es waren hierzu Abtheilungen aller Waffen von dem sechsten (Provinz Schlesien), eilften (Provinz Hessen-Nassau), königlich preußischen und der königlich bayerischen Armee bestimmt. Der Kronprinz empfing den Kaiser. Die Musik spielte: ‚Heil dir im Siegerkranz.‘ Der Enthusiasmus war ungeheuer. Es war nicht das ‚Vive l'Empereur‘ der französischen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschiren. Das Hurrah der Deutschen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonet zitterte in den Reihen. Nachdem Se. Majestät der Kaiser und König über die vorbenannten Truppentheile in der Stärke von etwa 30,000 Mann Parade gehalten hatte, rückten dieselben nach dem Vorbeimarsche bei Sr. Majestät in die französische Hauptstadt ein. Der Weg des Einzuges, welcher letztere vom schönsten Wetter begünstigt und durch keinen Zwischenfall gestört wurde, führte quer durch das Bois de Boulogne am Quartier les Thernes vorbei, die Avenue de la grande Armee entlang bis an den Arc de Triomphe auf der Place de l'Etoile, von welcher aus die Avenue des Champs Elysées über den rond Point bis an die Place de la Concorde und das Schloß der

Tuilerien führt. Der für die Besetzung durch die deutschen Heerestheile vorbehaltene Raum ist südlich von der Seine begränzt vom Point du Jour an bis zur Brücke de la Concorde, westlich von der Stadtenceinte am Thor nach Sevres an bis zur Avenue des Thernes, der nächsten Avenue, die gleichlaufend und nördlich der großen Avenue zur inneren Stadt zieht. Im Norden und Osten schließen die Vorstadt St. Honoré und die Rue Royale den von den deutschen Truppen besetzten Abschnitt der französischen Hauptstadt. Wenn dieser letztere auch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil von Paris umfaßt, so ist es doch jedenfalls derjenige, welcher den Stolz der Hauptstadt bildet, bis in das Herz derselben reicht und die größten historischen Erinnerungen umschließt. Es ist die Siegesstraße vom Triumphbogen zum Kaiserschloß, dieselbe, welche Kaiser Napoleon I. zu gleichem Zwecke anlegen ließ, eine der schönsten Straßen von Paris. Tuilerien und Triumphbogen, Palais des Champs Elysées und Industrie-Palast, die großartigen Gebäude am Concordienplatze, der Obelisk von Luxor auf demselben, die vornehme Rue Royale und die schöne Eglise Madeleine sind die Zierden dieses Stadttheiles, der vom Stern der Elyséischen Felder bis zum Tuileriengarten zieht." Die Offiziere und ein Theil der Soldaten bezogen Quartiere im Palais de l'Industrie, dem Circus und dem Panorama; der Rest wurde in Privatgebäude untergebracht. Der Zutritt zu den besetzten Stadtvierteln war nicht untersagt worden, doch machten nur wenige Personen von der Freiheit der Circulation Gebrauch.

Am 2. März kam die Zustimmung der Nationalversammlung zu den Friedenspräliminarien in Versailles an und diese wurden noch am gleichen Tage ratificirt. Der Kaiser telegraphirte an die Kaiserin: „Soweit ist das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer unseres unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und seiner Opferfreudigkeit für das Vaterland.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet, daher hat er diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm die Ehre, der Armee und dem Vaterland mit tieferregtem Herzen meinen Dank."

Ein Augenzeuge beschreibt den Einmarsch: Um halb 2 Uhr ritt eine Abtheilung von Dragonern durch den Arc de Triomphe, gefolgt von einem brillanten Stabe, an dessen Spitze sich der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg befand. Bei ihm war der Prinz Adalbert von Preußen, der Prinz von Württemberg, und etwa 50 fürstliche Personen und Generäle, dann kam Bismarck geritten, diesmal in blanker Küraßier-Uniform und mit der Pickelhaube. Er rauchte eine Cigarre mit großer Seelenruhe und sah ganz aus wie ein Mann, der sein Spiel eben glücklich gewonnen hat. Als Graf Bismarck den Arc de Triomphe erreicht hatte, hielt er sein Pferd an und betrachtete das monumentale Bauwerk etwa 10 Minuten lang, dann wendete er sein Pferd und ritt nach Neuilly zurück. Es schien, als verzichte er auf den stolzen Akt, durch den Triumphbogen zu reiten, und in der Volksmasse gab es Viele, welche das geradezu bewunderungswürdig fanden. Ob der Graf wirklich diese Gedanken hegte, ist freilich eine andere Frage.

Eigenthümlich war der Contrast zwischen dieser glänzenden Anzahl fürstlicher Personen und Generäle und dem schlecht aussehenden Volkshaufen, welcher sie umgab. Dort schimmerte Alles von Gold, hier sah man zahllose zerlumpte Gestalten, dort Gesichter mit Anzeichen des besten Wohllebens, hier hungerbleiche und oft ungewaschene Gesichter. Bisweilen begannen die entfernteren Volkshaufen zu schreien und zu lärmen, es wurde auf hohlen Schlüsseln gepfiffen und Rufe wurden laut, wie: »Vive la France!« und »Vive la République!« Die Preußen nahmen indeß keine Notiz davon.

Nur die Bayern konnten einigemal ihren Zorn nicht zurückhalten und schlugen mit schrecklicher Faust „die frechen Strolche

dutzendweise nieder." Dafür rächte sich der elende Pöbel an — den Frauen. Der Constitutionel erzählte: „Eine sehr wohlgekleidete und von einem jungen Mann begleitete Dame grüßte den Herzog von Coburg. Alsbald stürzte die Menge auf sie zu, brüllte sie an, stieß sie hin und her, und es gelang ihr nur mit Mühe, sich in einen Laden zu retten, aus dem sie von Bürgern und einem Linienkapitän nach dem Ministerium des Innern in Sicherheit gebracht wurde. Mehrere andere Frauen wurden auf der Erde geschleift und in jeder Weise mißhandelt. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, diese unglücklichen Weiber halbnackt mit in Fetzen gerissenen Kleidern, aufgelösten Haaren, von Schimpfwörtern und Brutalitäten überhäuft, angespieen, das Gesicht todtbleich, mit vor Schrecken verwilderten Blicken, von einer brüllenden, wilden Rotte verfolgt zu sehen. Solche scheußliche Behandlung ist mindestens 20 weiblichen Wesen zu Theil geworden, und unter ihnen war ganz sicher ein großer Theil anständiger Frauen. Auf dem Eintrachtsplatz sahen wir die Menge sich anstrengen, eine Frau von höchst würdigem Aussehen nach der Seine zu schleppen!"

Man rühmte die prächtige Haltung der deutschen Truppen gegenüber dem Gesindel von Paris. Sie sollten aber in der eroberten Stadt nicht wie die Truppen des Hannibal in Capua schwelgen, sondern mußten die strengste Mannszucht üben, zur Schonung und zugleich zur Beschämung der Besiegten. Sie hielten nur einen Theil der Stadt drei Tage lang besetzt und wurden auch nur zum Theil in die Häuser einquartiert. Thüren und Läden blieben geschlossen.

Am 2. März war schon mehr Ruhe eingetreten, die einquartierten deutschen Soldaten saßen gruppenweise vor den Häusern, plauderten mit einander, schmauchten ihr Pfeifchen und waren bereit, sich mit jedem Franzosen und jeder Französin in ein Gespräch einzulassen. Deutsche Landwehrmänner nahmen hübsche französische Kinder auf den Arm und liebkosten sie. Bald wurden sie zum Mittelpunkt lebhafter Volkshaufen, und wo immer man 40 bis

50 Personen zusammengedrängt stehen sah, konnte man gewiß seyn, daß Hans oder Fritz das Centrum bildeten. Am 3. März marschirten die Deutschen wieder aus der Stadt hinaus. Das ganze deutsche Corps zog bei seinem Abmarsch durch den Triumphbogen der Champs Elysées. General Kamecke hatte sich dort mit seinem Stabe aufgestellt. Jedesmal, wenn eine Compagnie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie drei Hurrahs aus. Gamins, die auch hier wieder spektakelten, wurden auseinander gejagt. Dagegen ließ nun das Gesindel seine Wuth an zwei Wirthen aus, welche ihre Schenkstuben den Deutschen geöffnet hatten, und demolirten ihre Häuser, mit ganz besonderer Wuth wurden die französischen Linientruppen beschimpft, mit denen General Vinoy den Pöbel von größern Excessen abgehalten hatte. Man beschimpfte sie, wagte aber doch nicht sie anzugreifen; das dumme Volk machte sich auf diese Weise die Soldaten zu Feinden, wodurch es nur die Partei der Ordnung stärkte. Vinoy, der sich um die Ordnung sehr bemüht hatte, ließ noch 40,000 Soldaten nach Paris berufen und General Aurelles wurde zum Chef der Nationalgarde ernannt. — In der Umgegend von Paris wurde ein Pfarrer Miroy kriegsrechtlich erschossen, weil er Franctireurs Gewehre ausgetheilt hatte. Noch am 1. März überfielen Franctireurs 30 Mann Landwehr, die einen Geldtransport bringen sollten, bei Montmirail im Walde, tödteten den Lieutenant v. Keßlitz und raubten 300,000 Franken.

Der deutsche Kaiser, wie auch der Kronprinz machten am 2. März nur einen kurzen Besuch bei ihren Truppen in Paris. Am 3. hielt der Kaiser auf Longchamps eine große Parade über das Gardecorps, dankte demselben für seine beispiellose Tapferkeit und Ausdauer, gedachte der Todten als der treuen Opfer für eine große und heilige Sache, hob das welthistorische Moment des Krieges und Sieges hervor und nahm bis zum Wiedersehen im Vaterlande von seinen Helden einen tiefgerührten und rührenden Abschied. Am 6. hielt er Parade auf dem Schlachtfeld des 2. Dezember vor

Paris, über das erste bayerische Armeecorps und über die sächsischen und württembergischen Truppen, die hier so ruhmvoll gekämpft hatten, sagte ihnen den wärmsten Dank und drückte zum Abschied den Generalen v. d. Tann und v. Obernitz die Hand. Versailles verließ er am 7. März und wollte noch in Amiens von den Truppen der Nordarmee Abschied nehmen, wurde aber durch ein Unwohlseyn in Ferrières zurückgehalten und reiste direkt, begleitet vom Prinzen Karl und Grafen Moltke, nach Deutschland zurück. Der Kronprinz nahm statt seiner von den deutschen Truppen im Norden Frankreichs Abschied. Als derselbe nach Rouen kam, hingen die Einwohner schwarze Fahnen aus, wofür sie 10,000 Mann Einquartierung bekamen. Billets wurden dabei erspart, denn die Soldaten quartierten sich nur in den Häusern mit schwarzen Fahnen ein. In Amiens hielt der Kronprinz zum Abschied von den Truppen eine große Parade, dankte ihnen und ihrem tapfern General Göben und reiste sofort seinem kaiserlichen Vater nach, mit welchem er am 17. in Berlin eintraf.

In einem Armeebefehl von Nancy vom 15. März, nahm Kaiser Wilhelm den letzten Abschied von seinem glorreichen Heer: „Ich sage Euch Lebewohl, und Ich danke Euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für Alles, was Ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtseyn in die Heimath zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, — daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem deutschen Reiche jetzt Länder wieder erobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk seyn, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen.“

Bismarck hatte Paris schon gleich nach dem Einzug verlassen

und traf am 9. wohlbehalten in Berlin ein. Unterwegs soll er in Frankfurt a. M. auf dem Bahnhof einem ihn begrüßenden ältern Herrn gesagt haben: „So lange wir leben, bekommen wir keinen Krieg mehr.“ Auch ihn empfing überall Jubel. Der Kronprinz und Roon folgten etwas später nach. Die Forts auf der Nordseite von Paris sollten von den Deutschen unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen besetzt bleiben, bis die erste Rate der französischen Kriegscontribution gezahlt seyn würde. Die verheiratheten Männer der Landwehr wurden am frühesten in die Heimath entlassen. Da die Eisenbahnen den Transport des eroberten Kriegsmaterials und der schweren Belagerungsgeschütze besorgen mußten und überfüllt waren, mußten viele deutsche Truppen, die jetzt auf dem französischen Boden nicht mehr nöthig waren, den Heimmarsch zu Fuß antreten. Sämmtliche deutsche Gefangene wurden sogleich ausgeliefert. Die französischen brauchten ihrer großen Zahl wegen mehr Zeit. Doch wurde Offizieren und Gemeinen sogleich die freie Heimkehr gestattet, wenn sie auf eigene Kosten reisen konnten. Sämmtliche von gekaperten Schiffen zurückgehaltene deutsche Seekapitäne wurden gegen die Geißeln ausgeliefert, die man für sie aus Frankreich entführt hatte.

In der Festung Longwy hatten sich die deutschen Offiziere zur Friedensfeier Musikanten aus dem nahen Luxemburg bestellt. Diese wurden aber, als sie auf dem Bahnhof in Longwy ankamen, vom wüthenden Pöbel angefallen, ihre Instrumente zerschlagen, sie selber verjagt.

Am 7. März begann der Rückmarsch des Prinzen Friedrich Karl und seiner Armee von Tours. Sie zog sich hinter die Seine zurück, wie die französischen Truppen hinter die Loire. Friedrich Karl nahm sein Hauptquartier in Fontainebleau.

Neuntes Buch.

Die rothe Republik in Paris.

Mit der anständigen Regierung des Herrn Thiers und Favre und der Nationalversammlung in Bordeaux, die nach Versailles übersiedelte, hatte man Frieden geschlossen, aber der Pöbel von Paris war nicht damit zufrieden und fühlte sich in seiner Ueberzahl stark genug, sich gegen jene honette Regierung aufzulehnen und um so mehr an ihr sein Müthchen zu kühlen, als er es nicht wagte, die Deutschen, die noch im Besitze der nahen Forts waren, anzugreifen. Er nahm die Miene an, als könne er die blaue Republik ungenirt durch die rothe stürzen, ohne daß es die Deutschen berühre, wenn er nur die einmal abgeschlossenen Friedenspräliminarien anerkenne.

Am 7. März wurden, den Friedenspräliminarien gemäß, bereits die Forts von Paris auf dem linken Seineufer von den Deutschen geräumt. In dem Maaß aber, in welchem die Furcht vor der Anwesenheit der Deutschen schwand, nahm auch der Trotz der Rothen zu. Dieselben hatten, hauptsächlich die Nationalgarden in dem Stadttheil von Belleville, ein geheimes Revolutionscomité gebildet, sich einer Menge von Kanonen und Mitrailleusen, die man arglistig bei der Capitulation verheimlicht und versteckt hatte, bemächtigt, mit denselben den Mont Martre besetzt und die Ge-

schütze gegen die vornehmern Stadttheile gerichtet. Auch in den Straßen hatten sie Barrikaden und Batterien aufgeworfen und an dem fanatischen Colonel Razoua einen Befehlshaber mit einem förmlichen Generalstab gefunden. Man erwartete jeden Tag, daß sie losbrechen und die Universalrepublik verkündigen würden. Die Regierung war in nicht geringer Verlegenheit, da General Vinoy nicht genug Truppen um sich hatte und man um jeden Preis Blutvergießen vermeiden wollte. Man entschloß sich daher zu der allerdings nicht sehr ehrenvollen Ausflucht, den Nationalgarden der Vorstädte die tägliche Unterstützung, die man ihnen bereits entzogen hatte, auf's neue auszuzahlen, um sie zu beschwichtigen. Zugleich aber warnte das Siècle die Rothen, ja keinen Tumult zu erheben, denn die Deutschen seyen noch keineswegs fort und würden Paris augenblicklich wieder besetzen, wenn in dieser Stadt ein Bürgerkrieg und Straßenkampf ausbräche. Sie hätten auch das Recht dazu, denn Paris sey ihnen ein Unterpfand der im Friedensvertrage stipulirten Kriegsentschädigung. Wenn die Rothen Paris plündern und seinen Reichthum zerstören wollten, so würden die Deutschen, die denselben geschont hätten, mit vollem Recht einschreiten. Die Rothen ließen es zunächst nun bei bloßem Drohen bewenden.

Auf der Juliussäule wehte fortwährend die rothe Fahne. Ein Marinesoldat, der sie abnehmen wollte, um die Tricolore aufzupflanzen, wurde vom Volk mißhandelt. General Aurelles war schon angekommen, wagte aber noch nicht, gegen die Barrikaden der Rothen und den Mont Martre einzuschreiten, so lange die Truppen, welche General Chanzy senden sollte, noch nicht angekommen waren, um Vinoy's schwache Truppenzahl zu unterstützen. Die Tollheit der Pariser richtete sich wieder gegen alle Deutschen. Man schrieb in diesen Tagen aus Paris: „Die Route d'Allemagne in Belleville ist von der dortigen Bevölkerung in Route de la Revanche umgetauft worden. Die Rue de Berlin wurde vor einigen Tagen schon in Rue Richard Wallace umgeändert. — Nun, nachdem der Krieg

zu Ende ist, fängt die Pariser Presse an, die Bevölkerung zu beschwören, alle gesellschaftlichen und commerciellen Beziehungen mit den Deutschen aufzugeben, denselben jede Beschäftigung, jede Stelle, jede Arbeit in Frankreich unmöglich zu machen. Besonders heftig schreiben in dieser Hinsicht l'Opinion Nationale, le Siècle, la France, le Gaulois, Paris-Journal. Letzteres Blatt hat die Initiative zur Gründung einer antipreußischen Ligue ergriffen, welche bereits zahlreiche Beitrittserklärungen von Seiten der Pariser Fabrikanten und Kaufleute aufzuweisen hat. Auch auf der Börse hat sich eine Ligue von Banquiers gebildet, deren Anhänger sich verpflichten, keine Aufträge für deutsche Rechnung auszuführen und kein deutsches Papier anzunehmen. Eine seit gestern an den Börsenmauern veröffentlichte Kundmachung ersucht alle Elsässer, Lothringer und Oesterreicher, die wegen ihres deutschen Accents leicht für Deutsche gehalten werden könnten, immer ihre Papiere bei sich zu tragen, um im Nothfalle ihre Nationalität constatiren zu können. Mehrere preußische Angestellte sind bereits hier angekommen mit der Absicht, ihren Posten wieder anzutreten. Ihre Enttäuschung war groß — sie wurden zur Thür hinausgeworfen. Und so wird es, wenigstens für die nächste Zeit, fast allen Preußen in Paris ergehen. Die Erbitterung der Bevölkerung gegen sie ist groß. Vor dem Kriege waren hier 70 bis 80,000 Deutsche in Bank-, Waarenhäusern und Fabriken angestellt, wo sie die ersten Posten bekleideten. Fast alle diese Stellen sind vacant, und man beabsichtigt, dieselben nun den Franzosen, und — wenn die Kenntniß der deutschen Sprache nothwendig ist — den Elsässern und Oesterreichern zu geben. Ein Preuße, welcher das Café de l'Etoile du Nord auf dem Boulevard Denain gegenüber der Omnibusstation hielt und seit Anfang des Krieges verschwunden war, kam gestern nach Paris zurück und öffnete sein Café wieder. Aber er hatte die Vorsicht, die amerikanische Flagge über die Eingangsthür zu stecken. Von Mobilen erkannt, wurde er sofort nach dem Polizeicommissariat geführt. Dort

behauptete er, amerikanischer Unterthan zu seyn und in Amerika lange Jahre gelebt zu haben. Während dieser Zeit stieß die aufgeregte Menschenmenge, die vor dem Café versammelt war, die Thüren ein, zerbrach die Spiegel, verschüttete die Bierfässer und zog sich endlich zurück, folgende Worte mit Kreide an die Thür schreibend: ‚Prussien, qui a osé revenir après la conclusion de la paix!' Abends mußte das Café von Nationalgarden bewacht werden, um es vor einer weiteren Zerstörung zu schützen."

Dagegen wagte es die Pariser „Presse", die bisher immer äußerst chauvinistisch gewesen war, die Wahrheit zu sagen: „Wir können nicht verdächtig seyn, wenn heute der Augenschein uns einen Schrei des Staunens und der Bewunderung entreißt. Unsere Feinde, wie sehr wir sie auch hassen und wie tief auch der Abgrund ist, in den sie uns gestürzt haben, nöthigen uns, ihre wunderbare Ausdauer und die unglaubliche Beharrlichkeit zu bewundern, mit welcher sie unter ihren Soldaten die strenge Disciplin und die Gewöhnung an regelmäßige Arbeit erhalten, welche ihre wirkliche und hauptsächlichste Uebermacht bilden. Es ist in der That zum Staunen und überwältigend zu sehen, und alle, welche Paris verlassen und wieder hereinkommen können, geben das glänzendste Zeugniß dafür: welche Armee und welche Soldaten! Der Sieg, unerhört in seiner Beständigkeit und Ausdehnung, welchen sie erfochten haben, hat sie weder berauscht noch verweichlicht. Herren von Paris, von unsern Forts und unsern Waffen, Besieger eines Drittheils von Frankreich, unsere Armee in Gefangenschaft haltend und im Stande, unserem unglücklichen Vaterlande den Frieden zu diktiren, sind die Preußen nicht eine Minute lang von ihren strammen Gewohnheiten abgewichen. Alle Tage exerciren sie, manövriren sie, unterrichten und vervollkommnen sie sich. Parade, Märsche, Revueen, Scheibenschießen, alles Detail des militärischen Lebens geht bei ihnen fort, als ob nichts geschehen und als ob der Feldzug nicht unterbrochen wäre. Sie haben unsere Gewehre geputzt, eingepackt, zugenagelt

und regelrecht etiquettirt und die Kisten sind schon unterwegs nach Deutschland. Sie haben unsere Kanonen probirt, wie man sie ihnen auslieferte; sie versuchen unsere Laffetten und Fahrzeuge alle Tage, und dieses ganze ungeheure Kriegsmaterial steht bereit, um nach jenseits des Rheins abgeführt zu werden, wie unsere Armee, wie unsere Schätze, wie Alles! Und immer, inmitten dieser unaufhörlichen und beiläufigen Beschäftigungen, geht der regelmäßige Dienst fort; die Posten lösen sich ab, die ermüdeten Regimenter werden durch frische Regimenter ersetzt; Vorposten, Reserve, Feldwachen und Hauptwachen, Alles arbeitet mit unerschütterlicher und mathematischer Regelmäßigkeit und diese siegreiche Armee weiß noch von keinem Ruhetage. Aus Deutschland kommen Rekruten ohne Unterbrechung, ersetzen die ermüdeten Truppen, und die Erziehung dieser neuen Ankömmlinge wird sofort pünktlich und rasch vorgenommen. Drei Mal am Tage Appel, Morgens und Nachmittags Manöver, jeden Tag Exerciren im Feuer, und immer herrscht die schreckliche Disciplin und nicht die leichteste Uebertretung wird geduldet. Die eiserne Hand der preußischen Militärautorität ist immer da, bricht die Leute, zerdrückt den Eigenwillen und straft ohne Gnade die geringsten Fehler. Geht über unsere Mauern hinaus und sehet selbst zu, ob dies übertrieben ist! Ihr werdet zurückkehren erschreckt und verwundert über diese Arbeit ohne Ruhepause und diese unermüdliche Thätigkeit. Sollte der Krieg wieder anfangen, so wird die preußische Armee in zwei Stunden bereit seyn, wieder in's Feld zu rücken und uns nochmals niederzuschmettern. Was wir hier sagen, haben wir selbst gesehen, und wir kehren von diesem unerwarteten Schauspiele hoch erstaunt zurück. Welches Beispiel und welche Lehre geben uns unsere Feinde!"

Da die Jagd auf die Deutschen in Paris fortdauerte und zurückgekommene Deutsche, die früher in Paris ansässig gewesen und ihr Eigenthum hier zurückgelassen hatten, trotz des Friedensschlusses mißhandelt und abermals vertrieben wurden, soll eine Note Bismarcks

an Favre diesen ernstlich gewarnt und, falls man sich in Paris fernerhin an den Deutschen vergreife, mit neuen Kriegssteuern in den noch von den Deutschen besetzten Provinzen gedroht haben. Man ging so weit, jeden Verkehr mit Deutschen für immer abbrechen zu wollen. Man las an Läden in Paris die Inschrift: Hier darf kein Deutscher eintreten, auch nicht als Kunde. Der Kölner Jude Offenbach, in dessen witzigen Opern sich die ganze Corruption von Paris abspiegelt und der eben deshalb bisher von den Parisern vergöttert worden war, wurde jetzt proscribirt und keine seiner Opern durfte mehr aufgeführt werden. Sogar vom Institut wurde gesagt, es wolle seine deutschen Mitglieder ausstoßen und mit deutschen Gelehrten keinerlei Verkehr mehr haben. Kein deutsches Buch sollte mehr in Frankreich verkauft werden dürfen. Man verfuhr systematisch. „Abgesehen von dem Aufrufe der antipreußischen Liga, welche die französische Jugend im Hasse gegen Deutschland großziehen und das deutsche Element von den Banken und größeren Geschäften fern halten will, bilden sich Zweigvereine — Comités patriotiques nennen sie sich —, die sich zu Folgendem verpflichten: 1) keinen deutschen Arbeiter oder Commis anzustellen; 2) keinen deutschen Diener und keine deutsche Magd in's Haus zu nehmen; 3) von keinem deutschen Händler Waaren für den Hausbrauch zu kaufen; 4) sich überhaupt des Verbrauches deutscher Erzeugnisse zu enthalten und gegen deren Einfuhr und Verbrauch aus allen Kräften zu wirken.“ Es war hauptsächlich darauf abgesehen, deutsche Concurrenten auszuschließen. Auch von der Börse, weshalb Daily News am 12. März schrieb, auch Rothschild und Fould hätten sich der antideutschen Liga angeschlossen.

Die Truppen von Chanzy's Armee kamen an und am 11. März konnte Vinoy 40,000 Mann mustern. An demselben Tage suspendirte Vinoy kraft der durch den Belagerungszustand ihm übertragenen Rechte folgende sechs Journale: Mot d'Ordre, Cri du peuple, Carricature, Pere Duchesne, Vengeur, Bouche du fer. Gleichzeitig

untersagte er das Erscheinen neuer politischer Zeitungen bis zur Aufhebung des Belagerungszustandes. In den im heutigen Journal offiziel enthaltenen Motiven heißt es: Eine freie Regierung ist nicht möglich, wenn die Journale straflos Aufruhr und Ungehorsam gegen die Gesetze predigen. Die Ordnung kann nicht hergestellt, die Arbeit nicht wieder aufgenommen werden, wenn die Journale, welche zum Aufstande aufreizen, geduldet werden. Nichtsdestoweniger schrieb man dem Daily Telegraph aus Paris, auf dem Mont Martre seyen noch 250 Kanonen, 70 Mitrailleusen, zwei Wagen mit Artilleriemunition, darunter Bomben, und eine große Menge Munition für Handfeuerwaffen aufgestellt. Mont Martre hat 22 Bataillone Nationalgarden, von denen 8 unter Befehl des „Comité Central de Résistance“ stehen, während die übrigen, welche den Petersplatz besetzt haben, für reaktionär gehalten werden. Jeder Tag hat der Zahl der Geschütze einen Zuwachs gebracht; dieselben werden von Männern, Weibern und Kindern bergauf geschleppt. Indessen wurde unterhandelt. Ein Theil der Nationalgarden war bereit, die Kanonen abzuliefern, wenn ihnen der Tagelohn von 1½ Franken gesichert bliebe. Das soll besonders ihren Weibern zugesagt haben, die sie also friedlich zu stimmen suchten. Thiers selber, da ihm alles daran lag, Blutvergießen zu verhüten, verfehlte nicht, den Rothen zur Beruhigung zu sagen, die gegenwärtige Nationalversammlung, die so viele ihnen mißliebige conservative Elemente enthalte, habe nur über Krieg und Frieden zu entscheiden gehabt und damit gehe ihre Mission zu Ende. Ueber die künftige Verfassung Frankreichs könne nur eine neuzuwählende Versammlung entscheiden.

Gleichwohl hielten die Rothen den Mont Martre immer noch fest und am 12. März fand man sogar große rothe Maueranschläge in den Straßen, worin die neu ankommenden Truppen zum Anschluß an die neue Republik aufgefordert wurden. Der böse Geist verrieth sich auch in dem Eisenbahnunglück von Puteaux. Hier

verunglückte ein Eisenbahnzug mit kranken und verwundeten Deutschen, von denen fünfzig theils getödtet, theils geschädigt wurden, und man vermuthete mit Grund, französische Bosheit habe das Unglück herbeigeführt.

Um die Gemüther noch mehr aufzureizen, verbreitete man damals ein „Todesurtheil“ aus der Zeitschrift Le télégraphe in Brest. Dasselbe lautete: „Die in Lyon vereinigten Abgeordneten der Freimaurerlogen und Internationalen haben beschlossen: Wilhelm und seine beiden Gefährten Bismarck und Moltke, die Geißeln der Menschheit, sind außer Gesetz erklärt, für jedes der drei verurtheilten wilden Thiere wird von den sieben Großlogen dem, der sie tödtet, oder seinen Erben eine Million Franken ausgezahlt. Allen unsern Brüdern in Deutschland und auf dem ganzen Erdenrunde ist die Vollstreckung aufgetragen.“

Die ganze Umgegend von Paris war, wie oben schon erzählt ist, ehe noch die Deutschen kamen, von den wohlhabenden Einwohnern verlassen und nachher vom Pariser Pöbel systematisch ausgeplündert worden. Jetzt logen die Pariser Blätter, alle diese Zerstörungen und Plünderungen rührten von den Deutschen her, die damit ihre Barbarei beurkundet hätten. Die antipreußische Liga machte in Paris von Tag zu Tag größere Fortschritte. Trieb dazu nicht wirklicher Haß oder das Interesse, sich deutsche Concurrenten vom Halse zu schaffen, so doch die Angst vor dem Pöbel. Man verfertigte lange Listen von allen den Deutschen, die noch in Paris lebten oder wieder dahingekommen waren, um den Pöbel gegen sie aufzureizen. Sie mußten sich verborgen halten, wenn sie nicht arretirt und mißhandelt werden wollten.

Zum Beweise, welche Rolle bei der Deutschenhetze in Paris der gemeinste Eigennutz spielte, schrieb die France, die guten Franzosen im Elsaß, welche auswandern wollten, um Franzosen bleiben zu können, sollten es doch lieber nicht thun, sondern im Elsaß bleiben, um dort den französischen Geist zu erhalten. Der wahre

Grund aber war, die Industriellen in Paris und Lyon fürchteten die Concurrenz der Ausgewanderten. Die Pariser schwärmten für gänzlichen Abbruch allen Verkehrs mit Deutschland. Wie lächerlich, da sie bisher nur allein für den nichtsnutzigsten Modetand viele Millionen aus Deutschland bezogen hatten! Die Weinhändler von Bordeaux waren gescheidt genug, den Deutschen, wenn auch auf einem kleinen Umwege, doch den Genuß ihres Weines ferner gestatten zu wollen.

Thiers und die Minister rathschlagten, was mit den gottlosen Montmartrinisten zu machen sey, mit den hunderttausend Nationalgarden, die immer noch ihren Sold bezogen und doch nicht gehorchten und einen Aufruf an die Truppen erließen, die Regierung zu verlassen, sich an das Volk anzuschließen und eine neue rothe Republik zu gründen, da die gegenwärtige Regierung offenbar nur die Wiederkehr der Monarchie vorbereiten wolle.

Damit nun die Pariser nicht glauben sollten, die Nachsicht der Regierung sey bloße Schwäche, erhielt General Vinoy den Befehl, die Kanonen auf dem Mont Martre zu nehmen, da sie dem Staate und nicht der Gemeinde gehörten. Vinoy, von dem man sagte, er komme immer zu früh oder zu spät, kam diesmal zu früh, wie bei Sedan zu spät. Unbegreiflicherweise ließ er die Truppen nicht offen und bei Tage und nach vorheriger Ankündigung vorgehen, sondern unerwartet, bei Nacht, wie ein Dieb. In der Nacht des 17. März schickte er den General Le Comte nach dem Montmartre und diesem gelang es wirklich, die nicht zahlreichen Nationalgarden zu überraschen und ihnen 40 Kanonen nebst 400 Gefangenen abzunehmen.

Allein er hatte sich nicht lange dieses Erfolges zu erfreuen, denn am frühen Morgen des 18. wurde in den benachbarten revolutionären Stadtvierteln Generalmarsch geschlagen und von allen Seiten strömten die Nationalgarden herbei und umringten die Truppen. Die Generale befahlen zu schießen, aber die Truppen zauderten,

fraternisirten mit den Nationalgarden und verweigerten den Gehorsam. General Freron wurde mit 300 Mann gefangen, doch konnte er sich noch frei machen. General Paturel wurde verwundet, General Le Comte mit seinem ganzen Stabe gefangen. General Thomas, obgleich als guter Republikaner bekannt, wurde, als er in Civilkleidern dazu kam, von Soldaten des treulosen 88. Regiments und vom Pöbel gepackt und mit Le Comte in einen Garten am Montmartre geschleppt, wo der Pöbel eigenmächtig schnell ein Revolutionsgericht unter dem Vorsitz von Assy, einem berüchtigten Arbeiterführer, ernannte. Beide Generale wurden zum Tode verurtheilt und sogleich erschossen, Thomas auf eine grausame Weise, da er erst nach mehreren Schüßen in's Gesicht durch eine zweite Salve den Tod fand. Er rief noch sterbend: „Ihr Feiglinge!"*) Auch General Chanzy, der gerade in Paris ankam, wurde vom Pöbel körperlich so mißhandelt, daß er in ein Spital gebracht werden mußte, und als Geißel zurückbehalten. Dasselbe Schicksal erlitt auch sein Begleiter General Ladoriac, den man für Aurelles hielt. General Vinoy blieb für seine Person vom Kampfplatz entfernt und zog, da er die Nutzlosigkeit des Widerstandes erkannte, mit noch 10,000 Mann Truppen nach Versailles ab. Von Aurelles hörte man gar nichts mehr.

So war denn die ganze große Stadt Paris in die Gewalt der rothen Republikaner oder eigentlich des Pöbels gekommen. Die bisherigen bekannten Führer der extremsten republikanischen Partei waren abwesend wie Gambetta, oder krank wie Rochefort, oder hielten sie noch wie Blanqui, Flourens, Victor Hugo rc. mit ihren Namen absichtlich zurück. Auch wurde noch keine

---

*) Thomas hatte im Dezember die besoffenen Nationalgarden scharf getadelt, daher der Haß gegen ihn. Der Pöbel verkaufte in den Straßen von Paris die angeblichen Knöpfe von der Uniform Le Comtes und es sollen an 20,000 solcher Knöpfe an den Mann gebracht worden seyn.

definitive Regierung der rothen Republik niedergesetzt, sondern nur ein provisorisches „Centralcomité der Nationalgarde". Dasselbe ordnete erst die Wahl einer Commune, ganz nach dem Muster von 1792, an. Als Mitglieder dieses Centralcomité waren unterzeichnet: Assy, Bellevray, Ferrat, Babak, Moreau, Dupochet, Varlin, Boursier, Mortier, Gouhier, Valette, Jourde, Rousseau, Lullier, Blanchet, Grollard, Baron Geresme, Halse, Pougeret. Lauter unbekannte Namen mit Ausnahme des Erstgenannten, Assy, der bekanntlich ein Haupt der internationalen Arbeiterassociation ist und Hauptanstifter der Unruhen im Creuzot war. Von diesem kann man auf die Farbe der Uebrigen schließen. Als militärischer Chef der Aufständischen fungirte ein gewisser General David und sein Adjutant Leon Meillet.

Das Comité nahm seinen Sitz im weltberühmten Stadthause unter der wieder aufgepflanzten rothen Fahne. Man glaubte, es werde Vinoy und die Truppen verfolgen und die Nationalversammlung in Versailles überfallen lassen, aber es drohte damit vorläufig nur und beschäftigte sich zunächst mit Proclamationen. Eine solche vom 19. März lautete: Bürger! Das Volk von Paris hat das Joch abgeschüttelt, welches man ihm aufzulegen versuchte. Ruhig und leidenschaftslos in seiner Kraft, hat es ohne Furcht, ohne Provokation die schamlosen Narren erwartet, welche an der Republik rütteln wollten. Dießmal haben unsere Brüder von der Armee ihre Hand auf die heilige Bundeslade unserer Freiheiten nicht legen wollen. Dank Allen! und möget ihr und Frankreich die Grundmauern der Republik errichten, durch allgemeinen Zuruf angenommen mit allen ihren Consequenzen, als die einzige Regierung, welche für immer die Aera der Invasionen und Bürgerkriege schließen wird. Die Amtszeitung schrieb: „Mitten in der Ohnmacht der regierenden Klassen haben die Proletarier begriffen, daß für sie die Stunde gekommen ist, rettend einzuschreiten und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen."

Inzwischen war die Pöbelregierung doch schlau, denn am 20. erklärte das Comité in einem Manifest, es werde die Friedenspräliminarien achten. Es wollte also jede Intervention der deutschen Truppen vermeiden, welche noch die nördlichen Forts von Paris besetzt hatten und deren zahlreiche Truppen noch unfern von Paris standen. Einige Tollköpfe wollten zwar Paris ganz isoliren und vom übrigen Frankreich trennen, das Comité aber wandte sich an die Provinzen, forderte sie auf, sich mit Paris zu vereinigen und Delegirte dahin zu schicken. Das officielle Journal schrieb: „Paris hat nicht die Absicht sich von Frankreich zu trennen, im Gegentheil, um Frankreichs willen erduldete es das Kaiserreich und die Regierung der Nationalvertheidigung mit all ihren Verräthereien, all ihren Feigheiten; auch heute will es Frankreich nicht verlassen, sondern ihm zurufen: Stehe fest, gestützt auf dich selbst, wie ich.“ Also geberdete sich das Comité als die einzig legitime Regierung Frankreichs. Es nahm eine Million Franken aus der Bank zur Besoldung der Nationalgarde und erzwang von Rothschild eine halbe Million. Der Pöbel ließ sich durch das Geld wenigstens von Plünderungen zurückhalten, geberdete sich aber im Uebrigen als unumschränkter Herr der Stadt. Die wohlhabenden Bürger waren von Schrecken gelähmt, Handel und Gewerbe stockten, die Läden blieben geschlossen. Man schrieb aus Paris: „Nur die Weinläden sind offen und angefüllt von den Insurgenten in verschiedenen Stadien der Betrunkenheit. Das Pflaster ist aufgerissen; in allen Richtungen werden Barrikaden erbaut, Männer, Weiber und Kinder arbeiten um die Wette. Betrunkene Kerle liegen in den Straßen umher und spielen mit geladenen Gewehren; andere liegen hülflos auf Bänken ausgestreckt. Man sieht Weiber mit Waffen; der Pöbel ist souverain. Eine Abtheilung der Aufständischen besetzte das Justizministerium; die Beamten entflohen.“

Für die große Masse des gemeinen Volks war die Insurrection nur ein Mittel, das bisherige Faullenzerleben fortzusetzen,

nichts zu arbeiten, täglich einen Sold von der Regierung zu empfangen und denselben zu vertrinken. Auch die geheimen Lenker der Insurrection konnten ihre Zwecke nicht erreichen, wenn sie nicht dem Pöbel schmeichelten und dessen nächste Bedürfnisse befriedigten. Daher setzte das Comité durch, daß nicht nur die ganze National=garde besoldet wurde, sondern daß auch die Zahlung fälliger Wechsel sistirt und sich alle Hausmiether in Paris gefallen lassen mußten, auf den Miethpreis der letzten drei Monate zu verzichten, und sie auch keinem Miether mehr aufkündigen durften.

Alles, was zur Regierung gehörte, hatte sich aus Paris nach Versailles geflüchtet. Die Nationalversammlung und die Regierung waren ohne Macht, und wenn auch Thiers in einer stolzen Proklamation ihre Würde aufrecht zu erhalten suchte, so achteten doch die Pariser nicht darauf. Die Versammlung selbst war weniger zahlreich als sie in Bordeaux gewesen war, namentlich fehlten viele Legitimisten, die sich in die gefährliche Nähe von Paris nicht getraut hatten. Der Präsident Grevy führte eine stolze Sprache wie Thiers und sagte zur Versammlung: „Eine aufrühre=rische Regierung stellt sich der National=Souverainetät gegenüber, deren einzige legitime Repräsentanten Sie sind. Sie werden sich mit Muth und Würde zur Höhe der Lage erheben, welche diese Ihnen auferlegt. Möge Frankreich ruhig und vertrauensvoll seyn, möge es sich um seine Erwählten schaaren, und die Kraft wird dem Rechte bleiben.“ Aber es fehlte eben an einer bewaffneten Macht, welche diesen Worten hätte Nachdruck geben können. Der Mund rief nach Thaten, aber die Arme fehlten. Die sog. blaue Republik der gebildeten Classen war machtlos gegenüber der rothen Republik des Pöbels. Thiers konnte nur eine Defensivmaßregel ergreifen, indem er rings um Paris die Telegraphendrähte durchschneiden ließ, um zu verhindern, daß sich die Rothen in Paris mit denen in Lyon und Marseille in Verbindung setzten. Sogar die äußerste Linke der Nationalversammlung, bestehend aus den in Paris gewählten

Deputirten, hatte in dieser Stadt das Heft nicht mehr in der Hand und suchte daher zu vermitteln. Sie trug in der Versammlung darauf an, dem Pariser Comité die Wahl aller Chefs der Nationalgarde und die Einrichtung eines von den Bürgern gewählten Gemeinderaths zu bewilligen, und meldete das dem Comité in einer Proklamation, unterzeichnet von Louis Blanc, Schölcher, Peyrat, Adam, Floquet, Bernard, Langlois, Lockroy Larey, Brison, Greppo, Milliere. Mehr Muth bewiesen die Redakteure sämmtlicher Pariser Zeitungen, die an demselben Tage, am 21. März, gemeinschaftlich erklärten: In Erwägung, daß die Zusammenberufung der Wähler ein souveräner nationaler Akt ist, der nur denjenigen Gewalten zusteht, die aus dem allgemeinen Stimmrecht entstanden; in Erwägung, daß folglich das Comité des Stadthauses weder Recht noch Beruf hat Wahlen vorzunehmen, erklären die Vertreter der Zeitungen die auf den 22. März ausgeschriebene Wahl für null und nichtig und ermahnen die Wähler sich nicht daran zu betheiligen.

Darboy, der Erzbischof von Paris, beschwor die Bevölkerung in einem Hirtenbrief, nicht weiter zu gehen: „Die ganze Nation bedarf eines moralischen Umschwunges, die Liebe zur Arbeit, Achtung vor dem Gesetze, Pflichtgefühl, Mäßigung, Eintracht, religiöser Glaube dringen nicht mehr in die Herzen und beseelen das gesellschaftliche Leben nicht. Möchte es (Frankreich) rasch seine Wunden heilen, die vorzugsweise moralische sind." Das Siècle entgegnete darauf: „Unsere Wunden sind hauptsächlich moralische; aber woher kommen sie? Wer hat der Nation seit zwanzig Jahren das schlechte Beispiel gegeben? Wer hat sie zu Luxus, sinnlichen Vergnügen, schamlosen Aufführungen, schmählichen Spekulationen, wer zu der Verachtung bürgerlicher Tugenden und zum Vergessen des Rechtes geführt? War es nicht eine aus Rechtsverletzung und Verbrechen hervorgegangene Regierung? Aber hat nicht gerade diese Regierung die Segnungen, Glückwünsche und Ermunterungen eines gewissen Klerus

erhalten, den der Herr Erzbischof von Paris sehr wohl kennt?“ Wohl wahr, aber der englische Standard bemerkte mit Recht, jene liberale Opposition in der französischen Kammer, die beständig den Kaiser angegriffen, seine friedliche Politik gehemmt und den Chauvinismus großgezogen habe, sie habe den Wind gesäet und müsse nun den Sturm ernten.

Es fehlte nicht an bonapartistischen Agenten. Man wollte wissen, es sey viel Geld vertheilt worden. Besonders die Soldaten seyen gewonnen worden, die blaue Republik zu verlassen und auf die Rückkehr des Kaisers zu warten. Damit stimmte ein Schreiben des Exkaisers vom 12. März an Mac Mahon überein, worin der letztere aufgefordert wurde, sich für Belohnungen der Armee von Sedan zu verwenden. Auch fiel es auf, daß so viele kaiserliche Soldaten, die nach Paris zurückgekehrt waren, hier unangefochten blieben und sogar öffentlich für den Kaiser Propaganda machen durften. In einigen Mitgliedern des Centralcomités selbst wollte man ehemalige Polizeiagenten des Kaiserthums wiedererkennen. In Brüssel ging die Rede, der Exkaiser habe auf seiner Durchreise nach England Pariser Nachrichten empfangen und ein ihn begleitender General habe nachher gesagt: In zwei Monaten sind wir wieder in Paris! Der ehemalige Sprechminister Rouher, der sich scheinbar in Familienangelegenheiten mit Gemahlin nach Paris wagte, wurde auf Befehl der Versailler Regierung verhaftet.

Die Bonapartisten hatten jedoch nur die zweite Hand im Spiel. Die erste hatten die internationalen Arbeitervereine, welche seit lange gut organisirt waren und Verbindungen durch ganz Europa hatten. Von ihnen war auch das Centralcomité besetzt, daher die vielen bisher unbekannten Namen in demselben. Die Arbeitervereine, schon lange nach einer universellen Socialrepublik trachtend, glaubten, ihre Zeit sey jetzt gekommen. Unsinniger Weise, denn weitaus die Mehrheit Frankreichs wollte nichts von ihnen wissen, und überdies waren ja die deutschen Heere noch im Lande. Auch

in Belgien gährte es unter den Arbeitern, doch waren sie so klug sich zurückzuhalten. Ohne Zweifel hatten die Arbeiter ein Recht zu klagen, daß nur sie arbeiten und entbehren sollten, während die Kapitalisten, für welche sie arbeiteten, in Ueberfluß und Müßiggang schwelgten. Sie hatten ein Recht, eine bessere Organisation der Gesellschaft, ein richtigeres Verhältniß des Lohns zur Arbeit zu verlangen. Aber sie wandten verkehrte Mittel an, um zum Zweck zu kommen. Sie ließen sich verführen, nach einer unmöglichen Gleichheit aller Menschen, nach der Vernichtung des Eigenthums durch Raub, Gewaltthat und Anarchie zu streben und am Ende sich nur in dieselben Genüsse und Wollüste stürzen zu wollen, um welche sie die Reichen beneideten, in thierischer Gier nur Rechte fordernd, ohne sich einer sittlichen Pflicht zu unterziehen.

Die Regierung in Versailles predigte den Parisern vergeblich Vernunft, verrieth aber damit nur ihre Schwäche. Thiers erklärte am 21. März: „Die Regierung wird Paris nicht den Krieg erklären, sie beabsichtigt nicht gegen Paris zu marschiren, sie erwartet von Paris nur Akte der Vernunft. Paris möge uns seine Arme öffnen und wir werden ihm sofort das Gleiche thun." Die Insurgenten ließen sich auch auf Verhandlungen ein. Man meldete: „Vor allen Dingen verlangen sie die Absetzung der Generale Vinoy, Commandanten der Armee von Paris, und d'Aurelles, Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris. Diese beiden Absetzungen werden auch wahrscheinlich erfolgen, weil diese Beiden sich als unfähige Führer erwiesen haben und ihrer Stellung keineswegs gewachsen sind. Die übrigen Forderungen, welche die Insurgenten stellen, sind folgende: 1. Wahl eines Gemeinderathes, 2. keine Garnison in Paris, die Truppen sollen in den Forts consignirt werden, 3. Unterdrückung der Polizeidiener oder Gardiens de la Paix, der Gendarmen, der Municipalgarde rc. Die Polizei im Innern der Stadt soll von der Nationalgarde allein ausgeübt werden, 4. Wahl des Oberkommandanten der Nationalgarde, 5. Rückkehr der National-

versammlung nach Paris." — Die Regierung willigte ein, Aurelles und Vinoy zu beseitigen, und übertrug das Commando über die Pariser Nationalgarde dem General Langlois. Als sich dieser aber der Commune unterwerfen sollte, trat er wieder zurück. Nun vertraute die Regierung das Commando dem Admiral Saisset.

Eine wahre Vereinbarung wurde nicht erzielt und so blieb der allein als legitim anerkannten Regierung in Versailles die des Pariser Centralcomité an der Seite und machte denselben Anspruch, die einzig legitime Regierung Frankreichs zu seyn. Die Nationalversammlung in Versailles sey illegitim, weil sie zum Theil in Provinzen gewählt worden sey, welche der Feind besetzt hatte. Beide Regierungen gaben jede ein besonderes Amtsblatt heraus und ertheilten darin Befehle an das französische Volk. Die Regierung in Paris ernannte ihre eigenen Minister, z. B. Sanglier für das auswärtige Amt.

Am 22. März versuchten die wohlhabenden und conservativen Bürger von Paris eine große, jedoch nur friedliche Demonstration, um zu beweisen, daß sie das eigenmächtige Vorgehen der Arbeiter mißbilligten, und damit es nicht heiße, diese seyen wirklich schon Meister von ganz Paris. Aber das war eine eben so halbe Maßregel wie die Vernunftpredigt des alten Thiers. Um zwei Uhr Nachmittags bewegte sich eine große Masse unbewaffneter Bürger durch die Straßen mit einer Fahne, auf welcher geschrieben war „Verein der Freunde der Ordnung". Als sie aber zum Vendomeplatz kamen, wurden sie von den Insurgenten aufgehalten und durch Gewehrfeuer zurückgetrieben. Es gab 50 Todte und Verwundete, nach andern 117. Bankier Hottinger wurde tödtlich getroffen, der Chefredakteur des „Paris Journal", Henri de Pene (welcher die Deutschenhetze am raffinirtesten betrieb), verwundet. Auch ein Wechselagent Nathan wurde getödtet, den man anfangs für Rothschild hielt. Der Allarm war groß. In allen Straßen wurden zum Theil haushohe Barrikaden aufgerichtet. Zwei Belgier

wurden für Deutsche gehalten und ermordet. Ein General Allart mit Frau soll vom Pöbel verhaftet und als Geißel behalten worden seyn. Der berüchtigte Cluseret drängte sich in's Kriegsministerium des Centralcomité, ein gewisser Eudes, früher wegen Verbrechen zum Tode verurtheilt, in's Finanzministerium ein. Menotti Garibaldi sollte Oberbefehlshaber in Paris werden, blieb aber fern. Bonapartistische und orleanistische Agenten wurden beim Geldvertheilen ergriffen, der Exkaiser erklärte aber ausdrücklich, jeder Agitation solcher Art fremd zu seyn. Schon hörte man, das Centralcomité erkläre die Regierung in Versailles in Anklagestand und schicke Delegirte in die Provinzen aus, als sey es die allein rechtmäßige Regierung.

Uebrigens hüteten sich die rothen Republikaner sehr vor den Preußen. Es kam zwar vor, daß auf eine preußische Patrouille geschossen wurde, aber das Centralcomité entschuldigte sich sogleich, nur einige Wahnsinnige hätten den Frevel begangen. Am 21. März erhielt Favre eine Note von Berlin, worin ihm Bismarck eröffnen ließ: „Das Obercommando der Armee vor Paris untersagt die Annäherung an unsere Linien vor den von uns besetzten Forts, verlangt die Herstellung des zerstörten Telegraphen bei Pantin und wird Paris feindlich behandeln, sobald weitere Handlungen versucht werden, welche mit den mit der französischen Regierung getroffenen Vereinbarungen und den Friedenspräliminarien im Widerspruch stehen. Der Versuch, die Enceinte wieder zu armiren, würde die sofortige Eröffnung des Feuers von Seiten der von uns besetzten Forts zur Folge haben." — Favre antwortete, die Regierung in Versailles werde alles Mögliche thun, ihn zu befriedigen, und fügte die Bitte hinzu, er möge Paris womöglich schonen. Am 23. erklärte der sächsische General Schlotheim, Commandirender vor Paris von Compiegne aus, er habe den Befehl, so lange eine friedliche und vollständig passive Haltung zu beobachten, als die Ereignisse, deren Schauplatz das Innere von Paris ist, keinen derartig feind-

seligen Charakter gegenüber der deutschen Armee annehmen, daß letztere gefährdet würde, sich vielmehr innerhalb der durch die Friedenspräliminarien bestimmten Grenzen zu halten. Sobald jedoch diese Ereignisse einen feindseligen Charakter annehmen, würde die Stadt Paris feindlich behandelt werden. Der Delegirte des Centralcomités für auswärtige Angelegenheiten, Sanglier, antwortete hierauf: Die Revolution, welche sich in Paris durch das Centralcomité vollzogen, habe einen wesentlich communalen Charakter, sey mithin in keiner Weise aggressiv gegen die deutschen Armeen. Auch haben wir, fügte der Delegirte hinzu, keine Befugniß, die durch die Nationalversammlung in Bordeaux angenommenen Friedenspräliminarien einer Erörterung zu unterziehen.

Ueber die Stellung der deutschen Truppen wurde Folgendes constatirt: In unserem Besitz ist außer dem südöstlichen Frankreich das nordöstliche rechts des ganzen Seinelaufs, einschließlich der Pariser Forts Charenton, Nogent, Noisy, Romainville, Aubervilliers, St. Denis, bekanntlich der eigentlich beherrschenden, überdies die unruhigen Viertel von Paris unmittelbar bedrohenden Werke. Die Aufstellung der deutschen Armee in Frankreich ist nach Angaben preußischer Blätter folgende: Die 1. Armee hält die Stellungen nördlich der Seine inne, südöstlich schließen sich an diese die bisherige Maasarmee und die 3. Armee an; vom Einfluß der Aube in die Seine bis zur Cote d'Or reichen die Stellungen der 2. Armee, während die Südarmee den linken Flügel dieser ganzen Linie bildet, die von Rouen durch die mittleren Provinzen Ostfrankreichs bis Dijon sich ausdehnt. Erst nach Bezahlung der ersten halben Milliarde, die noch nicht erfolgt ist, hätten unsere Armeen sich weiter zurückzuziehen gehabt, und selbst dann nur so weit, um jeden Augenblick wieder zur Stelle, vor Paris, erscheinen zu können. — Die deutschen Landwehren, die mit in Frankreich eingerückt waren, wurden in die Heimath entlassen, aber es blieben noch die Linientruppen in hinreichender Zahl zurück.

Der deutsche Kaiser blieb sich in seiner bisherigen Großmuth gleich. Als die schwer bedrängte Regierung in Versailles die Rate von 36 Millionen am Verfalltage nicht zahlen konnte, wurde ihr wohlwollend eine Frist gewährt. Ueberhaupt geschah alles, dieselbe zu schonen, um ihr Ansehen gegenüber den Rothen nicht noch mehr zu schwächen. Daher billigte auch der preußische Staatsanzeiger, „daß die Reisen der Deutschen nach Frankreich von den französischen Behörden anscheinend deshalb verhindert werden, weil sie noch nicht in der Lage sind, den Deutschen wirksamen Schutz zu gewähren."

Die fortwährende Nähe und Stärke der deutschen Truppen übte begreiflicherweise einen großen Einfluß auf das toll gewordene Paris, reizte die Aufrührer aber keineswegs zu einem Angriff, sondern jagte ihnen vielmehr eine heilsame Furcht ein, hemmte sie in ihrem verwegenen Vorgehen gegen Versailles und gewährte dadurch der schwachen Regierung von Thiers und Favre einen wirksamen Schutz. Diese ohnmächtigen Regenten in Versailles konnten sich von ihrer ersten Bestürzung erholen und gewannen wenigstens Zeit. Die Situation war mehr lächerlich als schrecklich. Beide Theile, die Regierung in Versailles und die Revolutionären in Paris, prahlten in Worten und hatten doch beide Furcht im Herzen, die honetten Leute vor dem Pöbel und der Pöbel vor den Preußen.

Die Aufrührer wollten sich Offiziere unter den polytechnischen Schülern wählen, diese aber weigerten sich und stellten sich der Regierung in Versailles zur Verfügung. Das 69. Linienregiment, welches von den Aufrührern im Palast de Louxembourg zurückgehalten wurde, brach glücklich durch und kam nach Versailles, zum großen Trost der Regierung, die jeden Offizier um einen Grad avanciren ließ. Diese Regierung fühlte sich aber noch immer nicht stark genug, die Insurgenten von Paris mit Gewalt anzugreifen, wollte überhaupt Blutvergießen möglichst vermeiden und suchte durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. In der Sitzung der National=

versammlung vom 23. verrieth sich die Unfähigkeit dieses Körpers, in einer solchen Krisis einig und energisch zu handeln. Thiers schlug vor, jedes Departement von Frankreich solle ein Bataillon nach Versailles zu Hülfe schicken. Das führte zu einem einfältigen Streit, ob diese Bataillone unter der Civil= oder Militärbehörde stehen sollten. Gegen zwanzig Maires von Paris suchten Straßenkämpfe zu verhüten und kamen nach Versailles, um zwischen der Regierung und den Aufständischen in Paris zu vermitteln. Aber eine Mehrheit in der Nationalversammlung, die Abgeordneten aus den Provinzen und vom Lande, die sog. Ruralpartei hatte theils Furcht vor dem Pöbel von Paris, theils hätte sie gern gesehen, es wäre in Paris zum Aeußersten gekommen, weil dann die deutschen Truppen am Ende doch hätten interveniren müssen, der allgemeine Abscheu des Landes vor den Ausschweifungen der Pariser aber jedenfalls eine monarchische Restauration begünstigt hätte. Die Vermittler warfen wenigstens der Ruralpartei diesen Hintergedanken vor, um so mehr, als sich auch das Gerücht verbreitete, der Herzog von Aumale sey in der Nähe.

Erst am folgenden Tage gelang es den eifrigen Bemühungen Favres, Grevys ꝛc. die Mehrheit der Versammlung für den Vermittlungsvorschlag der Pariser Maires zu stimmen, und so wurde denn Admiral Saisset beauftragt, in einer Proklamation desselben Tages den Parisern folgende Zugeständnisse zu machen: Volle Anerkennung der Gemeindefreiheiten, freie Wahl sämmtlicher Offiziere der Nationalgarde, Abänderung des Gesetzes bezüglich der Verfallfrist der Wechsel, endlich ein Miethsgesetz, welches den Wohnungsmiethern bis 1200 Franken große Begünstigungen bietet. Das Centralcomité in Paris ging auf diese Vorschläge ein, denn es waren ja überall nur Concessionen, die von Versailles aus dem Pöbel gemacht wurden, und lag darin zugleich die Anerkennung der Pöbelregierung. Man kam also überein, Sonntag am 26. die neue Gemeindeverwaltung von Paris zu wählen. Das erregte nun

vorübergehend eine große Freude in Paris. Man beglückwünschte sich und drückte sich die Hände, als sey nunmehr der Frieden in der Stadt gesichert. General Chanzy wurde freigegeben, wie auch Rouher, der sogleich nach Brüssel abreiste.

Am Wahltage wurden in Paris 90 neue Communalbeamte gewählt, denen das bisherige Centralcomité wirklich das Regiment in der Stadt abtrat. Aber die Wahlen fielen durchgängig im Sinne des Centralcomité aus, denn 250,000 Wähler gaben aus Angst ihre Stimmen gar nicht ab. Die Agenten der Arbeiterassociation behielten also auch noch in der neuen Municipalität die Oberhand und ihre eigentliche Absicht lag ziemlich deutlich zu Tage. Sie wollten nämlich zuerst Paris als eine communistische Republik isoliren und die Reichthümer dieser Riesenstadt unter sich vertheilen, desgleichen alle industriellen und Handelsunternehmungen, die bisher in Privathänden gewesen, in Communalanstalten verwandeln. Schritten sie auch nicht gleich zur Ausführung, so geschah es doch nur aus Furcht vor den noch immer drohend in der Nähe stehenden Deutschen, nicht aber vor der ohnmächtigen Regierung und Nationalversammlung in Versailles, deren Absetzung und Bestrafung vielmehr schon beantragt wurde. Ihre Lage war beklagenswerth, denn sie konnten weder auf die eigenen Truppen zählen, noch durften sie sich vor Frankreich blamiren, indem sie Hülfe von den Deutschen erbettelten. Jedenfalls schien die Zukunft Frankreichs ihren Händen zu entschlüpfen, deshalb klagte Favre in der Nationalversammlung auf's bitterste über die Störung im Vollzug des Friedens, über die Verzögerung des Rückzugs der Deutschen und über die Möglichkeit, „daß die fremden Heere die Bevölkerung, auf deren Boden sie stehen, die Folgen dessen büßen lassen wollen, was in Paris vorgeht. Diese Uebel und die, welche folgen können, müssen dieser auf ewig verfluchten Insurrektion beigemessen werden; sie ist es, welche das Unglück des Landes vollständig machen wird. Gewiß ist, daß die Pariser Ereignisse die Unterhandlungen in der

Schwebe erhalten, und dies in einem Augenblicke, wo wir am Hafen angelangt waren. Wir standen im Begriffe, eine Anleihe zu machen, welche den Feind entfernen, den Uebeln Frankreichs ein Ende machen sollte. Heute ist dies absolut unmöglich. (Bewegung.) Wenn ich diese vielleicht ungelegene Mittheilung mache, so geschieht es, weil ich darauf halte, nochmals zu erklären, daß, wenn wir nicht schnell Herren der Insurrektion werden, unser Unglück Verhältnisse annehmen kann, die ich meinerseits zu ermessen nicht im Stande bin."

Admiral Saisset kam am 26., nachdem er seinen Generalstab aufgelöst hatte, mit den Maires von zwanzig Arrondissements, die ebenfalls ihre Entlassung nahmen, aus Paris nach Versailles zurück und ließ die Stadt in den Händen des Aufstands. Statt seiner ernannte die Commune drei Generale der Nationalgarde: Brunel, Duval und Eudes, und beschloß am 27. für ganz Frankreich Wahlen zu einer neuen Nationalversammlung auszuschreiben, aber mit Beseitigung des alten Wahlgesetzes in einer Weise, daß die großen Städte mit ihren Arbeiterbevölkerungen vor dem Landvolk begünstigt seyn sollten. Einstweilen war das Gesindel Meister der Stadt Paris und requirirte für seinen Bedarf ohne Umstände in den Privathäusern Lebensmittel, Geld, Pferde ꝛc. Augenzeugen schilderten die Bataillone von Belleville und verwandten Vierteln als wahre Galgengesichter, denen man es ansah, die Doctrin des Communismus sey ihnen Nebensache und nur die Praxis des Raubes, wo sich die Gelegenheit dazu bot, die Hauptsache. Die Bank mußte der Commune schon wieder eine halbe Million vorschießen. Assy wurde Präsident der neuen Regierung im Stadthaus. Das Journal officiel frug, warum sich denn noch keine Hand gefunden habe, um den Herzog von Aumale zu ermorden? Granier, der neu ernannte General und Commandant auf dem Mont Martre, der bisher nur gemeiner Soldat gewesen war, warf mit brutalen Proklamationen um sich und ließ jeden Bürger von Paris streng bestrafen, der lieber arbeiten als den Nationalgardistendienst versehen

wollte. Dagegen wurde der Mont Martre ein Magnetberg für alle Müßiggänger, die ohne zu arbeiten, täglich Sold bekommen wollten, und besonders für debandirte Soldaten, die hier einen viel höheren Sold bekamen, als sie früher bei ihrem Regiment bekommen hatten. Die Commune setzte den verrufenen Cremer zum Obergeneral der Nationalgarde ein. Ein Citoyen Jules Allex hielt Freiheitspredigten: Jeder Mensch sey frei von Geburt an, so daß Eltern auch nicht einmal ihren kleinen Kindern zu befehlen hätten.

Da indeß der Pöbel in Paris doch nicht Muth genug hatte, über Versailles herzufallen, weil ihn das zu einer gefährlichen Katastrophe hätte hintreiben und mit den deutschen Heeren in Conflikt bringen können, so gewann Thiers wenigstens Zeit, in kläglichen Proklamationen alle Provinzen um Hülfe anzuflehen. In einem solchen Aufruf vom 29. März bat er die Moblots, die er zur Rettung der Nationalversammlung aufbot, den unzuverlässigen Linientruppen mit ihrem loyalen Beispiel voranzuleuchten. Zugleich erbat er sich und erhielt telegraphisch aus Berlin die Erlaubniß, anstatt nur 40,000 Mann französische Truppen, wie die Friedenspräliminarien vorschrieben, deren 80,000 in Paris halten zu dürfen. Viele Generale sammelten sich in Versailles, um über die Maßregeln zu berathen, die gegen Paris zu ergreifen seyen. Andere beeilten sich, die nach Frankreich zurückgekehrten Gefangenen für die Regierung anzuwerben. Ein Admiral Gnuyden, der einen Transport Gefangene von Hamburg zur See abholen sollte, weigerte sich, weil er die deutsche Flagge nicht begrüßen wollte. Man schickte ihn daher nach Algerien, um dort den Aufstand der Araber zu bekämpfen. Welche Unverschämtheit man sich noch gegen Deutschland erlaubte, beweist unter anderm die Versailler Correspondenz in einer englischen Zeitung, welche den deutschen Kaiser oder wenigstens sein Gefolge verleumdete, es habe im Präfekturgebäude zu Versailles alle Gegenstände von Werth mitgenommen.

In der Regierung der neu gewählten Commune, deren Mit-

glieder fast lauter unbekannte Namen trugen, präsidirte der Arbeiter Assy. Man glaubte jedoch, Flourens sey der geheime Lenker aller dieser Leute, die jetzt im Stadthause regierten. Der freche Granier wurde seinen eigenen Kameraden plötzlich verdächtig und fortgejagt. Am 28. März wurde die Commune in Paris feierlich proklamirt, wobei die ganze Nationalgarde aufmarschirte und defilirte. Viele darunter waren betrunken. Ein Blatt bemerkte, es sey nie vorher so viel in Paris getrunken worden und die Commune habe Bachus zu ihrem Patron gemacht, obgleich das Trinken eigentlich das Laster der in Paris so verhaßten Deutschen war. Die neu gebackenen Generale der Commune hatten zum Theil noch nie geritten und saßen erbärmlich zu Pferde. Duval mußte sich an dem Sattelknopf halten. Doch rühmte das offizielle Blatt der Commune: Ihr habt euch Einrichtungen gegeben, die jedem Angriff trotzen werden! Die Conscription wurde abgeschafft, Paris sollte kein anderes Militär mehr sehen außer der Nationalgarde. Die Zahlung der drei letzten Miethstermine wurde nochmals prolongirt. Man schrieb in den letzten Tagen des Märzes, die junge Commune habe bereits ein Deficit von 3 Millionen und brauche täglich 900,000 Franken nur um die Nationalgarde besolden zu können. Man schritt daher zu Requisitionen. Bewaffnete brachten den wohlhabenden Bürgern die Requisitionszettel in's Haus, auf denen stand: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Im Namen der Republik. Requisitionen: Geld . . ., Lebensmittel . . . Im Falle der Weigerung kann Bürger . . ., als Requisitions-Beauftragter, sich durch Nationalgarden des Quartiers unterstützen lassen. Das Mitglied der Föderation, gez. . . .“ Die Bureaus von fünf großen Versicherungsgesellschaften wurden unter Siegel gelegt unter dem Vorwand, es befänden sich darin Gelder der Exkaiserin.

Zwischen Paris und Versailles war der Verkehr völlig unterbrochen. An der Grenzlinie gab es täglich kleine Scharmützel. Doch wagte weder die Commune in Paris, noch die Regierung in Ver-

sailles einen ernsten Angriff. Thiers wartete erst noch auf Truppenverstärkungen. Inzwischen versicherte er immer, sie würden bald zahlreich genug seyn. Auch das ganze Land stünde zur Regierung, die Emeuten in Lyon, Marseille, Toulon seyen unterdrückt. Mit dem deutschen Oberbefehlshaber sey ein Abkommen dahin getroffen, daß feindliche Handlungen gegen die deutschen Truppen, wenn solche vorkämen, ausschließlich als das Werk der Aufständischen angesehen werden sollten. Die Rückkehr der französischen Gefangenen aus Deutschland sey nur einen Augenblick sistirt gewesen, werde aber nunmehr fortgesetzt. Favre war weniger zuversichtlich und soll damals gesagt haben, es reue ihn sehr, daß er bei den Friedensverhandlungen sich so viele Mühe gegeben habe, der Pariser Nationalgarde die Waffen zu erhalten, welche sie jetzt gegen die Regierung brauche. Die Nationalversammlung zeigte weder Einheit, noch Entschlossenheit, noch Würde. In der Sitzung vom 28. kam vor, daß ein Abgeordneter (Floquet) die andern sämmtlich Narren nannte. Der allgemeine Unwillen des Landes gegen den Pariser Pöbel schien übrigens günstig, um die Rückkehr zur Monarchie als das einzige Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung hoffen zu können. Der Exkaiser wurde damals von der Königin von England im Schloß Windsor wohlwollend empfangen, obgleich sie mehr den Orleans als den Bonapartes zuneigte. Dagegen hatte sich der Exkaiser unterwegs der Beweise von Zuneigung und Achtung zu erfreuen, die ihm die englische Bevölkerung bewies. Unterdeß kehrten immer mehr französische Gefangene aus Deutschland zurück und Thiers ertheilte dem General Ducrot sofort den Befehl, aus den heimgekehrten Gefangenen eine Armee zu bilden, während Mac Mahon die andere in Versailles commandiren sollte.

Die Confusion in Paris wurde noch dadurch vermehrt, daß das Centralkomité noch neben der Commune fortregieren wollte, während auch noch eine dritte geheime Regierung

thätig war. Man glaubte, die ganze große Arbeiterbewegung in Paris habe ihren Impuls von London aus empfangen, und zwar von Karl Marx, dem Haupt der Internationalen, der es jedoch ableugnete. Nun wurde aber der Wiener Presse aus London ein einläßlicher Bericht erstattet über anderweitige Umtriebe, die von London ausgingen. „Während des Kaiserthums von 1852—1870 hatte sich hier in London unter dem Vorsitze Felix Pyat's eine Gesellschaft erhalten, die den Namen ‚die revolutionäre Commune' annahm und die im Stillen jahrelang Dekrete erörterte und ausarbeitete, welche am Tage nach dem Triumphe einer socialen Revolution veröffentlicht werden sollten und die den Zweck hatten, den Staat abzuschaffen, die Gesellschaft unregierbar zu machen, und das sociale Band auf den einfachsten Ausdruck: die Concentration der Interessen, zurückzuführen. Diese extreme Partei, welche die Souveränetät des Individuums anstrebt und nicht blos in jeder Regierung, sondern auch in jeder Nationalvertretung eine Negation derselben findet und sie deshalb angreift, hat nichts mit der internationalen gemein und bildet eine besondere französische puritanische Gruppe. Dieselbe hat durchaus keinen communistischen Charakter, sie will im Gegentheil das Recht des Individuums zur äußersten Geltung bringen, und die Staatslosigkeit, welche sie anstrebt, ist blos die freie Vereinigung einzelner Individuen. Die Commune in Paris wäre daher der natürliche Gegensatz der Nationalversammlung. Die letztere besteht aus Volksvertretern, die erstere blos aus Munizipalvertretern, die letztere bildet eine Regierung und Minister, die erstere kennt blos Delegirte mit bestimmten, beschränkten, widerrufbaren Mandaten. Die Commune will mit einem Worte den ganzen Kram der Bureaukratie sowie die Armee, welche sie für den Giftzahn der Partei ansieht, die sich anmaßt zu regieren, abschaffen. Für die Commune ist die Republik eben so reaktionär wie die Monarchie, der einzige Unterschied liegt blos darin, daß die Republik eine Grundlage bildet, auf welcher die Auflösung der

ererbten eisernen Formen leichter vor sich gehen und die sociale Centrifugalkraft sich leichter äußern kann. Sobald Paris als Commune konstituirt ist, ist diese Stadt aus dem Staate herausgesprungen, und es handelt sich dann blos darum, daß die freie Constituirung der andern großen Städte folge und die Communalverwaltung alles Regierungswesen ersetze. Die einzelnen Communen können sich dann durch Delegirte über die Concentrirung und Selbstverwaltung ihrer gemeinschaftlichen Interessen verständigen, aber Frankreich hat aufgehört zu existiren, geradeso wie die freie Liebe die Heirath ersetzen soll. Diese Bewegung hat daher ebenso die Abschaffung des Parlamentarismus zum Zwecke, wie das Kaiserthum von dem Standpunkte ausging, daß der Parlamentarismus der Ruin der Gesellschaft sey. Es ist daher natürlich, daß der Imperialismus eine gewisse Wahlverwandtschaft mit der Commune besitzt, und auf der anderen Seite, daß die Gegner der Commune blos in dem Orleanismus, welcher das konstitutionelle System vertritt, eine Rettung sehen. Endlich wird dadurch klar, weshalb die Commune nichts mit den republikanischen Abgeordneten gemein hat und dies die erste Revolution ist, welche nicht die Mitglieder der Opposition als neue Regierung, sowie überhaupt gar keine Regierung proklamirt hat."

Inzwischen blieb die Commune die offizielle Regierung in Paris und wirthschaftete fort und würde, wenn das so hätte fortgehen können, die Metropole der Civilisation bald „abgemaiert" haben. Sie plünderte nämlich die fünf großen Versicherungsgesellschaften durch erzwungene Anleihen und schon ließen sich Stimmen vernehmen, welche die Kirchen und Klöster verkaufen wollten. Auch sämmtliche Krongüter wollte man verkaufen und hoffte sieben Milliarden daraus zu lösen, womit man geschwind die Deutschen bezahlen wollte, um sie los zu werden. Der gott- und sittenlose Geist der ersten Revolution fing auch schon hie und da zu spucken an. Die polizeilichen Sittengerichte wurden aufgehoben, „um der

Frau das Recht auf ihre Freiheit zu retten", und den Almosenieren wurde verboten, in den Gefängnissen Messe zu lesen. Aus der Kirche der heil. Genovefa machte man wieder das heidnische Pantheon und pflanzte statt des Kreuzes die rothe Fahne auf. Prahlerisch setzte die Commune zehn Commissionen nieder mit den Functionen von Ministerien, als beherrsche sie das ganze Reich, wie weiland der Wohlfahrtsausschuß. Auch einen Anfang zum Revolutionstribunal machte eine Commission zur Ausmittelung der Verdächtigen. Ebenso machte man bereits Anstalt, Assignaten zu fabriciren, welche Zwangscours erhalten sollten. Ueberdies befahl die Commune, alle Beamten sollten nur ihr, als der Centralregierung Frankreichs, und nicht mehr der Regierung in Versailles gehorchen. Dadurch wurden fast alle Verwaltungsbureaus gesprengt. Die Postbeamten flohen nach Versailles und aller Briefverkehr stockte. Dagegen bediente sich die Commune der durch ihre rothen Hemden ausgezeichneten Garibaldianer, die auf schnellen Velocipeden fahren mußten zu ihrem Postdienst innerhalb der Stadt. Thiers, Favre und andere Mitglieder der Regierung in Versailles wurden von der Commune nunmehr in Anklagestand versetzt und ihr Vermögen confiscirt. Auch das Vermögen aller religiösen Gesellschaften wurde von der Commune zum Nationaleigenthum erklärt, die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen und das Cultusbudget ein- für allemal aufgehoben. Während die Commune in so blinder Wuth wieder wie in der ersten Revolution das Christenthum abschaffen zu wollen schien, ging in Paris schon wieder das Gas aus und lag die Stadt bei Nacht wieder in tiefer Finsterniß, weil sie keine Zufuhr von außen her erhielt. Aus demselben Grunde fehlte es auch schon wieder an Lebensmitteln. Zugleich wollte man erfahren haben, wenn die Versailler Regierung nicht bis zum 15. April Paris unterworfen hätte, würden die Deutschen, welche, 200,000 Mann stark, schon darauf vorbereitet seyen, in Paris einrücken.

Nun konnte ein Zusammenstoß der Nationalgarden von

Paris mit den Truppen von Versailles nicht lange mehr ausbleiben. Wirklich rückten die Nationalgarden, nur einige tausend Mann, am 2. April auf der Nordwestseite der Stadt aus und stießen bei Courbevoie auf die Regierungstruppen unter General Vinoy. Sie entsandten einen Arzt als Parlamentair, zogen sich aber zurück bis zur Brücke von Neuilly, welche gestürmt wurde. Am folgenden Tage drangen die Pariser mit 110,000 Mann unter Bergeret und Flourens wieder vor, wurden aber vom Mont Valerien aus, den die Versailler Regierung besetzt hatte, heftig beschossen und bei Chatillon abermals durch Vinoy zurückgeschlagen. Flourens fiel. Am 4. April warfen die Regierungstruppen die Pariser nochmals bei Chatillon zurück, deren General Henry gefangen wurde. Auch Duval wurde gefangen und sogleich füsilirt. Die Pariser hatten gehofft, die Linientruppen würden auch diesmal, wie früher am Montmartre, mit verkehrt gehaltenen Gewehren zu ihnen übergehen, diesmal aber blieben die Truppen treu und gingen mit den Gefangenen, besonders den Deserteuren, hart um. Am 7. April wurde die Brücke von Neuilly durch die Regierungstruppen noch einmal gestürmt und von nun an behauptet, sie verloren aber den General Besson durch den Tod und den General Pechaud durch eine schwere Verwundung, an der er starb.

Die Pariser hielten sich hinter ihrer Enceinte und unter dem Schutz der von ihnen besetzten Forts Issy und Vanvres, konnten aber keinen Erfolg über die Regierungstruppen mehr erringen. Die letztern richteten eben so wenig aus, da sie noch nicht stark genug waren, um die Stadt selber anzugreifen. Man kanonirte doch nur und es kam nur selten zu einem Handgemenge. Auch ein Versuch der Pariser bei Asnières auszubrechen, um die Regierungstruppen im Rücken zu bedrohen, hatte keinen dauernden Erfolg. Thiers wartete noch auf die Ankunft und Reorganisation von aus der Gefangenschaft zurückkehrenden zuverlässigen Regimentern und Mac Mahon sollte den Oberbefehl erhalten, derselbe Marschall, der von

derselben republikanischen Regierung, die ihn jetzt brauchte, noch vor einem halben Jahre als Verräther gebrandmarkt worden war.

In der Sitzung der Nationalversammlung am 10. April theilte Favre mit, auch die Pariser Commune habe sich mit dem deutschen Hauptquartier ins Vernehmen zu setzen gesucht, „das Dokument besage, daß die Pariser Commune sich wie alle anderen Theile Frankreichs durch den Friedensvertrag gebunden erachtet, sie nehme das Recht in Anspruch, sich zu informiren, wie es mit der Ausführung des Vertrages stehe, und frage an, ob das Gouvernement von Versailles die erste Zahlung von 500 Millionen geleistet habe, was zur Folge haben würde, daß alle Nordforts, welche zur Pariser Commune gehörten, geräumt werden müßten. Eine Antwort auf diese Mittheilung sey deutscherseits nicht ergangen. General v. Fabrice denke wie der Minister (Jules Favre), daß die einzige Antwort, welche ertheilt werden könnte, berechtigte Verachtung wäre." Der Minister theilte noch mit, daß die Aufständischen aus dem Ministerium des Aeußern das Silberzeug entwendet hätten. „Das sind die politischen Kundgebungen, durch welche sie ihren Charakter enthüllt haben." Der Augenblick, wo das sog. Gouvernement in Paris zusammenbrechen werde, sey nicht mehr fern. Er hob besonders noch hervor, daß alle auswärtigen Regierungen in Frankreich nur die Versailler Regierung als von der Nationalvertretung rechtmäßig ernannt anerkenne.

Die Kreuzzeitung wollte wissen, England habe sich in diesen Tagen eifrig bemüht, um den deutschen Kaiser dahin zu vermögen, daß er seine Truppen in Paris einschreiten lasse und dem Unfug ein Ende mache. England aber war nicht wenig an dem Unfug schuld, denn der Pariser Pöbel war mit englischen Chassepots bewaffnet.

Als Bergeret, der fast immer betrunken war, von Cluseret wegen eigenmächtiger Anordnungen in dem Gefechte bei Courbevoie zur Rede gestellt wurde, gab er die trotzige Antwort, ein französischer

General brauche keinem amerikanischen General Rede zu stehen; ein Faustschlag begleitete diese Worte. Cluseret ließ hierauf Bergeret festnehmen, und die Commune ernannte an Bergeret's Stelle den Polen Dombrowski. Cluseret selbst soll früher wegen Betrügereien angeklagt gewesen seyn.

Im Innern der Stadt übten Rigault und Cournet an der Spitze des Sicherheitsausschusses der Commune einen argen Terrorismus aus. Assy, der früher hier alles gegolten, war plötzlich verhaftet worden, weil er mit Rouher sollte in Verbindung gestanden haben. Man ließ ihn nachher wieder frei. Die lächerliche Anmaßung der Commune ging so weit, daß sie in der Person Groussets, der früher in die Rochefort'schen Händel verwickelt gewesen war, einen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten einsetzte, der sich auch wirklich durch Rundschreiben bei allen europäischen Cabinetten zu legitimiren versuchte. Die Confiscationen und Requisitionen in der Stadt dauerten fort. Jetzt kam die Reihe an die Kirchen. Die Kirchen Madelaine, Himmelfahrt und Notredame wurden geplündert. Der Raub aus der letzteren soll jedoch zurückgegeben worden seyn. Die Pfarrer dieser und mehrerer anderer Kirchen gleichfalls geplündert und verhaftet. Der Erzbischof Darboy mit seiner Schwester und allen seinen Hausgenossen und geistlichen und weltlichen Untergebenen wurde am 5. April auf Befehl der Commune gefangen weggeführt und als Geißel behalten. Eben so der Vorstand der Dominikaner, der Direktor einer Jesuitenanstalt, der Groß-Almosenier Crozé ꝛc. Der Charfreitaggottesdienst wurde nicht gestattet. Das neue Blatt mot d'ordre hetzte, wie einst Marat's Blatt, forderte zum Kirchenraub auf und verlangte nach der Guillotine. Eine solche wurde wirklich und zwar zu Ehren Voltaires auf dem Boulevard Voltaire aufgerichtet, aber auf Befehl der Commune sogleich verbrannt, denn die Commune sprach den Ruhm an, die Todesstrafe abgeschafft zu haben. Rochefort spottete darüber, sie lasse ja so viele Menschen erschießen. Wie alles in

der Stadt drüber und drunter ging, bewies die Thatsache, daß die Commune dahinter kam, es sey ein ganzes Bataillon Nationalgarde, welches gar nicht existirte, doch in den Listen fortgeführt worden und Betrüger hätten die tägliche Löhnung für dasselbe in Empfang genommen.

Nun bildete sich aber in Paris eine sog. „republikanische Ligue für die Rechte von Paris“, welche vermitteln wollte. Ihr Programm war: Anerkennung der Republik, Anerkennung des Rechtes von Paris, sich durch einen frei gewählten und souveränen Rath zu regieren und in den Grenzen seiner Befugniß seine Polizei, seine Finanzen, seine öffentlichen Unterstützungen, seinen Unterricht und die Ausübung der Gewissensfreiheit zu regeln; die Wache von Paris ausschließlich der Nationalgarde, aus allen diensttauglichen Wählern bestehend, überlassen. An der Spitze der Unterzeichner des Programms, welches am 5. April veröffentlicht wurde, stand der Advokat Le Chevalier. Am folgenden Tage verbot die Commune eine Versammlung der Versöhnlichen, weil sie nur auf Verrath sännen. Dennoch gingen Vertraute der letzteren am 11. nach Versailles, um mit Thiers zu unterhandeln, richteten aber nichts aus, weil Thiers unbedingte Unterwerfung verlangte.

Der Kampf dauerte also fort, aber unentschieden. Marschall Mac Mahon, von der Regierung in Versailles am 11. April zum Oberfeldherrn ernannt, wartete noch auf die Kerntruppen, die aus der Gefangenschaft in Deutschland zurückkehren sollten. Von Paris aus parirte Dombrowski, der die Nationalgarden befehligte, mit Geschick die Angriffe der Versailler, aber seine Streiter taugten nicht viel. Obgleich alles, was männlich war vom 15.—35., später noch bis zum 48. Jahre zum Kampf aufgeboten wurde, weigerten sich doch die conservativen Bataillone der Nationalgarde, der Commune zu dienen, und wurden aufgelöst und viele Tausende flüchteten aus Paris. Unter den Zurückgebliebenen waren die meisten Faullenzer, nahmen Sold und wollten doch gern vom Kampfe wegbleiben.

Cluseret mußte den Nationalgarden befehlen „ihren Uniformen keine eitlen Auszeichnungen hinzuzufügen.“ Um sie unter dem Gewehr zu erhalten, mußte man ihren täglichen Sold von 1½ auf 3 Francs erhöhen. Dennoch wurde unter allerlei Vorwänden in der Stadt geplündert. Unter anderm rächte man sich an Thiers, indem man sein reiches Hotel ausraubte. Die Bank mußte nach und nach der Commune 5 Millionen Francs auszahlen. Die räuberischen Nationalgarden plünderten nicht nur die Kassen aller großen Häuser, sondern notirten sich auch aus ihren Büchern die Summen, welche sie nachher von Privatleuten durch Wechsel erheben konnten. Auch die Kirchen wurden fortwährend geplündert. Die N. Pr. Zeitung schrieb aus Frankreich: „Eine Person, welche aus Paris kommt, sagt mir, daß der Erzbischof von Paris aus dem Bette gerissen und zu Fuß in das Gefängniß geschleppt wurde. Auf dem ganzen Wege wurde er nicht blos verhöhnt, sondern auch in der scheußlichsten Weise besudelt. (Les gardes nationaux ont pissé sur lui.) Alle Klöster wurden durchsucht und die dort Vorgefundenen verhaftet. An den Straßenecken war angeschlagen, daß morgen (Charfreitag) ein großes Bankett stattfinden werde, mit der Bemerkung: On y mangera du prêtre (man wird dort Priesterfleisch essen). Preis 3 Fr. Die Frauenklöster wurden bei Nacht überfallen; die meisten der Damen hatten glücklicher Weise schon die Flucht ergriffen. Der Pfarrer der Magdalenen-Kirche (Deguerry), der auf der Flucht begriffen war, wurde erkannt und gefaßt; ebenso die Pfarrer von St. Augustin und St. Philippe-du-Roche. Die Jesuiten und Lazaristen hatten sich bei Zeiten entfernt. Ihre Wohnungen wurden geplündert.“ Vom Erzbischof erfuhr man noch, er sey als Gefangener dem Dictator Rigault vorgeführt worden, einem Studenten von nur 24 Jahren, der ihn auf's unverschämteste beschimpft habe.*)

*) Erzbischof von Paris zu seyn ist keine Freude. Die letzten vier beweisen es. Erzbischof de Quelen mußte während der Julirevolution, nachdem der Pöbel seinen Palast zerstört hatte, unter der Notredamebrücke

Auch wollte man ihn nur gegen ein Lösegeld von einer Million loslassen. Deguerry wurde mit Kolbenstößen mißhandelt. Um mit der Kirche überhaupt aufzuräumen, beschloß die Commune: „Art. 1. Die Kirche wird vom Staate getrennt. Art. 2. Das Cultusbudget wird unterdrückt. Art. 3. Die Güter, die der todten Hand genannt, welche den religiösen Körperschaften angehören, Mobilien und Immobilien, werden als Nationaleigenthum erklärt.“ — Der arme Erzbischof wurde gezwungen, der Regierung in Versailles die unerhörtesten Grausamkeiten vorzuwerfen, welche ihre Truppen an den Parisern begangen haben sollten. In der That hatten die Gensdarmen einige Gefangene im Zorn niedergeschossen. Der Brief des Erzbischofs war aber nur von der Commune erzwungen, da nicht wohl angenommen werden darf, er habe sich freillig der Commune zur Verfügung gestellt. Zu den Verhöhnungen der Kirche gehörte damals auch ein Dekret der Commune, welches den Beischläferinnen der Nationalgardisten alle Rechte einer Wittwe zugestand, wenn ihr Buhler etwa im Kampfe fiele.

Assy wurde auf einmal wieder freigegeben und auch in sein Amt wieder eingesetzt. Am 15. April wurden zwanzig große Hotels ausgeraubt. Bei den Gebrüdern Pereire suchten die Sendlinge der Commune vergebens nach Werthpapieren und räumten dafür den Keller, welcher ungefähr 25,000 Flaschen Wein enthielt, aus. Ein Dekret der Commune stellte sämmtliche Fabriken und Werkstätten, deren Besitzer Paris verlassen hatten, den zurückgebliebenen Arbeitern zur Verfügung. Am 16. April wurde die belgische Gesandtschaft

---

sechs Stunden lang bis an die Hüften im Wasser stehen, um nicht entdeckt und ermordet zu werden, erholte sich nie wieder und starb am gebrochenen Herzen. Sein Nachfolger d'Affre wurde am 2. Juli 1848, als er von den Barrikaden herab Frieden predigte, niedergeschossen. Dessen Nachfolger Sibour bekam, während er in der Kirche das Hochamt verrichtete, von einem verrückten Priester einen Messerstich mitten durch das Herz. Auf diesen folgte der arme Darboy.

von Nationalgarden geplündert. Rochefort machte in seinem mot d'ordre auf die Krondiamanten aufmerksam, welche der Finanzminister Picard in der Bank niedergelegt habe, im Werth von 50 Millionen. Darunter befinde sich der berühmte große Diamant, welcher Regent heißt, den solle man nehmen, denn man brauche keine Edelsteine mehr für die Könige, wohl aber Mittel gegen die Royalisten, „also vertreiben wir vermittelst des Regenten — die Regentschaft!“ Am 20. gab das Amtsblatt der Commune einen weitläufigen Bericht über das, was sie eigentlich wolle, nämlich Aufrechterhaltung der Republik, verbunden mit unbedingter Selbständigkeit aller französischen Gemeindewesen. Die Commune will nicht Diktatur. An Stelle der bisherigen despotischen Centralisation sollen freiwillige Associationen sämmtlicher lokalen und industriellen Kräfte treten. Die Commune kündigte damit förmlich ein neues Weltalter an: „Die durch die Volks-Initiative vom 18. März begonnene Communal-Revolution eröffnete eine Aera experimentaler, positiver, wissenschaftlicher Politik. Es ist das Ende der alten gouvernementalen und klerikalen Welt, des Militarismus, des Beamtenthums, der Ausbeutung der Agiotage, der Monopole, der Privilegien, welche die Knechtschaft des Proletariats und das Unglück und die Niederlage des Vaterlandes verschuldet haben. Möge sich also das durch Lügen und Verleumdungen getäuschte große und theure Vaterland beruhigen! Der Kampf zwischen Paris und Versailles ist einer von denen, welche nicht durch illusorische Compromisse beendet werden können; sein Ausgang kann nicht zweifelhaft seyn. Der von der Nationalgarde mit unbezähmbarer Energie verfolgte Sieg wird der Idee und dem Rechte verbleiben.“

Die Commune schämte sich nicht, Denkmäler des französischen Ruhms absichtlich zu zerstören. Eins ihrer Dekrete befahl, die berühmte Vendomesäule als „ein Monument der Barbarei, ein Symbol der rohen Gewalt und des Militarismus niederzureißen.“ Pyat wollte, man solle auch die Mumie des großen Napoleon aus

der Invalidengruft reißen, und Rochefort verlangte die Zerstörung der Sühncapelle für Ludwig XVI.

Der fortgesetzte Kampf beschränkte sich von Seite der Versailler auf das Festhalten der Brücke von Neuilly, welche die Pariser vergeblich wieder zu nehmen suchten. Im Allgemeinen waren die Pariser im Nachtheil, aber auch die Versailler wagten sich noch nicht an die Enceinte. Die Erlaubniß, welche die Regierung in Versailles vom deutschen Kaiser erhalten hatte, statt der stipulirten 40,000 Mann das Doppelte in Paris zu verwenden, wurde bis auf 150,000 Mann ausgedehnt. Von deutschen Streitkräften, die noch in Frankreich blieben, wurde gemeldet, General Fabrice habe am 13. April seinen Sitz von Rouen nach Soisy, also dicht vor Paris verlegt. Officiell wurde gemeldet: Nach nunmehr erfolgter Auflösung der Südarmee sind die Commandoverhältnisse innerhalb der occupirten Gebietstheile Frankreichs vorläufig, wie folgt, geregelt: Die 1. Armee unter Befehl des Generals v. Göben umfaßt das 1. und 8. Armeecorps, die 17. Infanterie- und die 3. Cavallerie-Division. Die 2. Armee, deren Oberbefehl während der längeren Beurlaubung des Generalfeldmarschalls Prinzen Friedrich Karl der General v. Manteuffel führt, besteht aus dem 2., 3., 5., 9., 10. Armeecorps, der 1., 2., 4. und 6. Cavallerie-Division. Die 3. Armee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen, setzt sich aus dem Garde-, 4., 6., 11., dem 1. und 2. bayerischen Armeecorps, der Garde- und 5. Cavallerie-Division zusammen. Außer diesen 3 Armeen bestehen als selbständige Militärcommandos direkt unter dem Oberbefehl über die gesammten deutschen Heere die Generalcommandos des 7., des 12. (sächs.) Armeecorps, letzteres mit der zugehörigen Cavallerie-Division, und das Commando der württembergischen Felddivision. Auch das Generalcommando des 15. Armeecorps in Straßburg, sowie das dortige Generalgouvernement für Elsaß und Deutsch-Lothringen ressortiren direkt vom Obercommando der deutschen Heere.

Die französische Bevölkerung freute sich des deutschen Schutzes. Das Organ der Ligue anti-prussienne zu Paris, das Paris-Journal, war bereits sehr mißvergnügt darüber, daß die französischen Bauern seiner Auffassung nicht huldigen wollen. Es raisonnirte: „Die Landbevölkerung, wenigstens die im Departement Seine-et-Oise, scheint von der anti-preußischen Liga gar keine Notiz nehmen zu wollen, welche von den Parisern mit so enthusiastischem Patriotismus aufgenommen wurde. Wir haben mit peinlicher Ueberraschung constatirt, daß die in den Dörfern einquartierten Preußen nicht als aufgedrungene Gäste, sondern als Freunde und Genossen von den Bauern behandelt werden. Diese letzteren lassen sich von den Siegern sogar bei der Feldarbeit helfen. Diese Hülfe kostet ihnen beinahe nichts — das ist auch der richtige Grund — und einer von diesen Preußen arbeitet mehr, als vier unserer Ackerknechte."

Die Vérité vom 10. April schrieb: „Gestern kamen die Frauen der Gemeinden von Colombes und Argenteuil in Masse zu den Preußen, welche Sannois besetzt halten. Ganz außer sich vor Angst, weinend und händeringend, flehten sie den Schutz der Preußen gegen die Föderirten an, welche alle möglichen Grausamkeiten bei ihnen begingen. Die letzten Tage habe man einige ihrer Männer weggeführt, um sie mit Gewalt in die Nationalgarde zu stecken, und mehrere erschossen, welche ihre Dörfer nicht verlassen wollten. Die grausamen und wilden Handlungen versetzten die Dörfer in Wuth, und die Unglücklichen wüßten sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihr Land den Deutschen anvertrauten. In Folge dessen verließ heute Morgen ein 6000 Mann starkes deutsches Corps Sannois, um Argenteuil und Colombes zu besetzen."

Während die Erfüllung der Friedenspräliminarien durch den hartnäckigen Widerstand der Commune in Paris verzögert wurde, ergab sich am 23. März die Festung Bitsch, die letzte und zugleich die kleinste, die in diesem Feldzug Frankreich vertheidigte. Sehr fatal war die Sistirung der Geldzahlungen, welche Frankreich in

den Friedenspräliminarien übernommen hatte. Die Regierung in Versailles, durch die Revolution in Paris schwer bedrängt, konnte nicht einmal die Verproviantirungskosten für die auf französischem Boden zurückbleibenden deutschen Truppen bestreiten und blieb sie im Februar, März und April schuldig. Ebensowenig zahlte sie die erste halbe Milliarde der Contribution. Von deutscher Seite war man so großmüthig, ihr Frist zu geben, wie es denn auch im Interesse Deutschlands lag, die Franzosen mit sich selbst fertig werden zu lassen, ohne noch einmal deutsches Blut zu verschwenden.

Aber die Franzosen mißbrauchten diese Großmuth. Immer noch kamen auf den Etappenstraßen Franctireurstreiche, muthwillige Angriffe auf friedlich durchziehende Deutsche vor. So noch im März bei Dijon, in Lons le Saulnier und in Beaune. Und doch erfreuten sich die Franzosen überall der größten Schonung. Man schrieb der Pall Mall Gazette: „Ich besuchte dieser Tage das Nonnenkloster l'Esperance, wo ich eine Verwandte habe. Die Nonnen waren beschäftigt, sich für eine etwaige Flucht Laienkleider zu machen. Ich hörte, daß meine Verwandte mit einem Dutzend der jüngsten Nonnen kürzlich mit der Nordbahn nach der Abtei Royaumont abgereist war. Sie hatten gerade die Nordbahn gewählt, weil sie in dieser Richtung am ersten auf die Preußen treffen würden. Die Aebtissin fügte hinzu: ‚Sie werden dort in vollster Sicherheit seyn, denn es sind dreihundert Preußen in jenem Kloster einquartirt. Sie sind ehrerbietig und selbst fromm. Einige sind katholisch, andere protestantisch, mais tous sont pieux et d'une convenance parfaite.' Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieser Aussage, aber mit der Aebtissin ist eine geradezu wunderbare Bekehrung vor sich gegangen, denn sie selbst sagte mir während der Belagerung, daß sie abscheuliche Geschichten von der Behandlung der Klöster durch die Preußen gehört habe."

Wachenhusen bemerkte in der Kölner Zeitung: Man ist in diesem Kriege im Allgemeinen nur allzu schonend aufgetreten und steifte dadurch der Frechheit der Franzosen den Rücken. Nament-

lich in den größeren Städten durften die Hotelwirthe von unseren Offizieren Preise fordern, die gar nicht gerechtfertigt waren. Mit der größten Unverschämtheit notirten die Wirthe in der Champagne zu Anfang 10 bis 12 Francs für eine Flasche. Man reducirte die Preise auf 8 Francs. In Versailles trieb der Wirth des Hotels des Reservoirs seine Renitenz so weit, daß die Commandantur ihn endlich greifen, einsperren und das Hotel verwalten ließ, und unsere Offiziere waren so tolerant, daß sie es ruhig mit ansahen, wenn die Franzosen mit dem Hut auf dem Kopf in ihre Speisesäle traten und mit der größten Insolenz die Dasitzenden musterten. Einzelne unserer Etappencommandanten trieben ihre Nachsicht so weit, daß die Municipalbehörden auf jede Forderung nur noch das Wort „impossible“ hatten und nur gehorchten, wenn sie eingesperrt wurden, und noch viel mehr ist von der Geduld zu erzählen, welche unsere Unterpräfekten den Monate lang rückständigen Steuerzahlungen gegenüber an den Tag legten. Im ersten Moment der Besetzung eines Ortes pflegte die Bevölkerung zu zittern, denn sie erwartete Schandthat und Greuel; kaum hatte sie sich aber den Feind etwas näher angesehen, so dachte sie: pas plus méchant que ça! und zeigte freche Gesichter.

Zehntes Buch.

Der Frankfurter Frieden.

Wochen vergingen und der Kampf schwankte immer noch zwischen Neuilly und der Enceinte von Paris. Tag und Nacht wurde kanonirt, aber alle Versuche der Pariser, Neuilly wiederzunehmen, scheiterten und ebenso fruchteten den Versaillern ihre verschiedenen Angriffe auf einzelne Thore und Verschanzungen wenig. Die armen Einwohner von Neuilly schmachteten sechs Tage und Nächte lang in ihren Kellern, während die Häuser über ihnen zusammengeschossen wurden. Aus Paris desertirten täglich viele Nationalgarden und junge Leute, um nicht zum Dienst der Commune gezwungen zu werden. Der Versailler Regierung warf man vor, daß sie seit dem 16. April die vornehmen Stadtviertel von Paris, namentlich den Faubourg St. Honoré beschießen ließ, wodurch mehrere große Häuser zertrümmert und unschuldige Menschen getödtet wurden. Sogar Hotels von solchen Gesandten, die bei der Regierung in Versailles accreditirt waren, blieben nicht verschont, namentlich das des türkischen und nordamerikanischen Gesandten. Man frug, warum denn die gesammte Diplomatie nicht auch diesmal protestirte, da sie doch früher, als die Deutschen das Bombardement von Paris ankündigten, so laut gelärmt hatte?

Als endlich Mac Mahon etwa 100,000 alte Truppen zu-

sammengebracht hatte, wurden dieselben in zwei Corps unter den Generalen Douay und Clinchant getheilt und am 26. April der Angriff auf Paris im größern Styl begonnen. Man glaubte jedoch noch nicht, daß die Armee der Regierung stark genug sey. Auch trat Mißtrauen in die Ehrlichkeit der Regierung ein, weil auf dem Friedenscongreß in Brüssel neue Schwierigkeiten, sowohl in politischen als finanziellen Punkten erhoben wurden. Die Entlassung der französischen Gefangenen aus Deutschland stockte plötzlich. 40,000 Mann, die von Hamburg aus eingeschifft werden sollten, wie auch die noch in Bayern befindlichen Gefangenen wurden zurückgehalten. In den letzten Tagen des April befanden sich innerhalb der Corpsbezirke der zwölf norddeutschen Armeecorps von Franzosen nur noch 1500 Offiziere und 198,000 Mann in Kriegsgefangenschaft.

In der Nationalversammlung hatten die Legitimisten eine Mehrheit und machten bereits einen Angriff auf Picard, Favre und Simon, wodurch sie verriethen, sie würden auch die gemäßigte Republik stürzen, sobald sie könnten. Aber Thiers, an den sie sich noch nicht wagten, vertheidigte seine Collegen in der Sitzung vom 27. April feurig und siegreich gegen den Legitimisten Kerdrel, der einen Fehler beging, indem er die Fahne Heinrichs V. zu früh enthüllte.

Die Commune erzwang von den Eisenbahngesellschaften zwei Millionen. Am 25. April zogen 1500 Freimaurer mit weißen Fahnen und grünen Zweigen vor das Stadthaus und drückten den Wunsch einer Versöhnung aus. Sie wurden sehr feierlich empfangen. „Bruder Tirifoque erklärte, daß von dem Tage an, wo die Commune bestehe, die Freimaurerei begriffen habe, daß dieselbe die Grundlage unserer socialen Reformen seyn werde. Es ist, sagte er, die größte Revolution, welche die Welt jemals gesehen hat.“ Bruder V. von der „Schottischen Rose“, bezeichnete dann u. A. die Commune, diesen neuen Tempel Salomos, als das Werk, welches

die Freimaurer zu errichten strebten, das heißt, die Gerechtigkeit und die Arbeit als Grundlagen der Gesellschaft. Die Freimaurer schickten auch eine Deputation nach Versailles, Thiers aber schickte sie wieder an die Commune zurück. Diese habe den Kampf begonnen und müsse auch zuerst den Frieden antragen.

Man berechnete, daß sich in der Armee der Commune außer 20,000 entlassenen Verbrechern hauptsächlich Polen, Garibaldianer, Feniers, englische und belgische Internationale mausig machten und die Spießbürger von Paris in Angst und Furcht versetzten. Mit vieler Ostentation kündigte man die baldige Ankunft eines gewissen Nourrit an, der als Mörder des Generals Bréa vor 22 Jahren nach Cayenne verbannt wurde und den man jetzt wie einen Messias erwartete. Ein radicaler Club verlegte seine Sitzungen am 26. April in die Kirche St. Nicolas des Champs, wo man die Marseillaise sang. Ein Dekret der Commune befahl die Niederreißung der Kirche Bréa, die zum Andenken des ermordeten Generals errichtet worden war. Die Etoile belge schrieb aus Paris: Delegirte der Commune haben die Staatskassen erbrochen und 4 Millionen Francs (Rententitel und Anleihescheine auf den Ueberbringer) weggenommen. Während des Transportes in das Stadthaus wurde eine Million verloren oder unterschlagen.

Sofern von der Pariser Commune die Universalrepublik ausgehen sollte, erließ sie am 22. April ein äußerst schwülstiges Verbrüderungsschreiben an die Eidgenossenschaft, worin es hieß: „Die französische Republik ist der schweizerischen Eidgenossenschaft mehr als einen Gruß, sie ist ihr Dank schuldig. Verrath hat 80,000 Unterthanen des Kaisers auf den schweizerischen Boden geworfen; die schweizerische Nation und die Demokratie haben sie an ihren Herd aufgenommen und uns 80,000 Republikaner zurückgegeben. Das Schweizervolk hat sie nach seinem Bilde umgeformt, frei und der Freiheit würdig. Wie die Republik eine Lehre für die Monarchieen ist, so sind ihre Bürger ein Beispiel für die Sklaven. Die

schweizerische Republik ist die älteste und das Urbild der Republiken in beiden Welttheilen und auf beiden Seiten des Oceans. Sie ist eine Vestalin, ewig und rein wie ihre Schneeberge, auf welchen sie thront, welche sie schützen und auf welchen das Weltall ihr zusieht, wie sie die menschliche Freiheit wahrt und das heilige Feuer in der Nacht des Mittelalters und der Reaktion der heutigen Zeit nährt; der allgemeine und fortwährende Leuchtthurm des Rechtes für das Heil beider Welten, des alten Europa wie des jungen Amerika."

Endlich wurde durch die Commune auch wieder der berüchtigte Wohlfahrtsausschuß der ersten Revolution in Scene gesetzt. Das Journal officiel schrieb am 2. Mai: „Die Commune decretirte die sofortige Bildung eines aus fünf Mitgliedern bestehenden, durch die Commune erwählten Wohlfahrtsausschusses. Derselbe wird die ausgedehnteste Vollmacht über alle Delegationen und Commissionen erhalten und nur der Commune verantwortlich seyn. Mitglieder des Ausschusses sind: Antoine Arnaud, Leo Meillet, Ranvier, Pyat, Charles Gerardin."

Bei allem Schrecken und aller Noth in Paris ließ sich die Bevölkerung doch in ihrem gewohnten Leichtsinn nicht stören. Man schrieb der Times: „In der Avenue St. Cloud sind billige Schaubuden und Schießzelte gerade gegenüber einer Reihe von Soldatenzelten aufgeschlagen, und in nächster Woche werden also Hanswurste hinkommen, um eine lachende Menge zu unterhalten, während die Krankenkarren mit todten und verstümmelten Franzosen vorbeifahren. Der dünkelhafte Leichtsinn des Volkes gibt sich auch in den Bemerkungen kund, die man über den Fortgang des Bombardements hört. ‚Ha, was die Franzosen kämpfen können!' ‚Paris ist noch nicht genommen!' ‚Warum ließen die Generale diese Tapfern doch früher nicht einen Ausfall machen und die Preußen schlagen?' ‚Issy schießt noch, nicht wahr?' ‚Gewiß, Madame.' ‚Die Insurgenten sind Halunken, aber wie alle Franzosen, sind sie auch tapfer — sehr

tapfer!‘ Die Sucht nach Orden ist dem entsprechend noch immer eine allgemeine Krankheit. Ein Franzose ohne Ordensbändchen wird immer seltener; aber nachdem alle Kreuze der Ehrenlegion für im verflossenen Kriege geleistete Dienste vertheilt sind, warten jetzt wieder 64,000 Gesuche um jene Auszeichnung auf die Entscheidung des Herrn Thiers.“

In der Nicolauskirche zu Paris etablirte sich ein Club. „Denken Sie sich eine prächtige gothische Kathedrale von fünf Schiffen, wie alle Pariser Kirchen des Abends mit Gas beleuchtet und nun dicht gefüllt von einer volksthümlichen, beständig auf- und niederwogenden Gemeinde. In den Nischen und Kapellen ist der ganze bunte Apparat des katholischen Gottesdienstes noch unangetastet; frische Blumensträuße füllen die Vasen, goldene und silberne flammende Herzen schlingen sich um die Heiligenbilder; aber die Männer in der Menge lassen ihr Haupt bedeckt und die Weiber tauchen höchstens, um sich die Stirn zu erfrischen, das Taschentuch in das Weihbecken. Der Kanzel gegenüber tagt das Bureau zu Füßen eines ehernen Kruzifixes, von welchem die rothe Fahne herabweht. Ein junger Bürger, das blaue mit dem Tempel Salomonis bestickte Freimaurerband über der Brust, besteigt unter stürmischem Beifall die Kanzel: er heißt Landeck, ist aber trotz seines deutschen Namens ein ächtes Kind von Paris.“ Er predigt ungeheuer populär, wirft mit den gemeinsten Schimpfwörtern um sich und stellte unter anderm mit allgemeinem Beifall den Antrag, es sollte in jedem Stadttheil an der Mairie ein Schalter befestigt werden, in welchen die ächten Patrioten die Denunziationen der Verräther werfen würden, daran sollte sich dann eine Razzia auf alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum schließen u. s. w.

Auch das berüchtigte Journal Le père Duchêne der ersten französischen Revolution erschien auf's neue und führte dieselbe unflätige Sprache wie vor 80 Jahren. Im mot d'ordre las man Anfangs Mai die Schauergeschichte einer neuen Nonne Ubryk. In

der Rue Picpus nahe beim Gefängniß Mazas stehen ein Jesuitenkloster und ein Nonnenkloster nahe bei einander. In dem letztern, dessen Nonnen geflohen waren, fand man eine enge Zelle, in der drei Nonnen: Stephanie, Bernhardine und Viktoria, im Alter von 61, 40 und 30 Jahren, länger als neun Jahre eingesperrt waren und im erbärmlichsten Zustande vorgefunden wurden. Nachgrabungen in den Souterrains hätten, nach dem bezogenen Blatte, zur Entdeckung von Kinderskeletten und Knochen geführt. Die Kerker der Unglücklichen werden so beschrieben: Eine Art feuchten Hundezwingers im Garten war durch einen Bretterverschlag in zwei Zellen getheilt, deren Flächeninhalt so beschränkt war, daß kaum die Lagerstätten für die Eingesperrten Platz fanden. Daneben sollen sich noch allerlei Marterwerkzeuge befunden haben. Vielleicht war die ganze Sache nur eine Erfindung, um den Volkshaß gegen die Kirche zu entflammen.

Die Regierung in Versailles mochte wohl manche Angst ausstehen und Gewissensbisse fühlen. Sie bestand wesentlich aus den Männern der ehemaligen Opposition, die im gesetzgebenden Körper und in der Presse seit zwanzig Jahren unaufhörlich die kaiserliche Regierung angegriffen und dabei das wahre Wohl Frankreichs ihrem Ehrgeiz aufgeopfert hatten. Die kaiserliche Regierung wahrte Frankreichs Wohlstand und äußeres Ansehen, während die Opposition nichts Gutes an ihr gelten ließ und ihr überall Hemmschuhe anlegte, z. B. in der freihändlerischen Angelegenheit, in der die Regierung es besser mit Frankreich meinte, als die Opposition. Auch wurde Napoleon III. zu dem unglücklichen Kriege mit Deutschland fast weniger durch seine dynastische Politik, als durch das ewige Gehetze der Opposition hineingetrieben. Denn wer war es denn gewesen, der ihm beständig zum Vorwurfe gemacht, daß er Preußen nicht angreife, daß er für Waterloo und Sadowa keine Rache nehme? Wer anders als die Opposition und vor allem der kleine Thiers. Ohne deren beständiges Gehetze würde die Kriegspartei am Hofe

ohnmächtig geblieben und würde auch die Kaiserin Eugenie nicht im Stande gewesen seyn, den Jesuitismus mit dem Chauvinismus eng zu verknüpfen und den doppelten Angriff auf Deutschland durch weltliche Waffen von Paris, durch geistliche von Rom und dem Concil aus durchzusetzen. Die Versailler Regierung von 1871, die sich an die Stelle des Kaiserthums gedrängt hatte, schob diesem allein alle Schuld des Unglücks zu und trug doch selber die Mit-, wenn nicht die Hauptschuld.

Thiers und seine Freunde befanden sich in einer schlimmen Klemme. Allein nämlich vermochten sie Paris nicht zu bewältigen, ja sie würden durch einen Ausfall der Pariser wohl bald aus Versailles vertrieben worden seyn, wenn die Deutschen nicht noch die wichtigsten Forts besetzt und ihnen erlaubt hätten, mehr als die Anfangs stipulirten 40,000 Mann vor Paris zu sammeln. Sie lebten also nur von der Gnade der Deutschen und es sollte doch den Schein haben, als ob ihre Regierung schon aus eigener Kraft Paris bezwingen könne, ja sie machten sogar bei den definitiven Friedensverhandlungen in Brüssel noch Schwierigkeiten und versuchten den Deutschen noch zu guter Letzt weitere Concessionen abzuschwindeln. Sofern sich die Deutschen in den Forts und in der Nähe von Paris ganz ruhig verhielten, konnten die Regierung in Versailles und die Commune in Paris den Bürgerkrieg fortsetzen und konnten sich auch die Provinzen und die verschiedenen republikanischen und dynastischen Parteien wieder regen. Der Widerstand in Paris ging nicht blos aus anarchischen Gelüsten des Pöbels hervor, sondern es lag insofern auch ein gesunder Kern darin, als er zum Zweck hatte, dem bisherigen System eines alles centralisirenden Despotismus ein Ende zu machen und dem früher schon so oft von den Provinzen ersehnten und von Odilon Barrot warm vertheidigten Decentralisationsprinzip und namentlich einer freiern Communalverwaltung Achtung zu verschaffen. Die Commune von Paris wollte sich vor allem als selbständige Gemeinde emancipiren,

und auch die Tumulte in den größern Provinzialstädten Frankreichs gingen nicht blos von abenteuerlichen Universalrepublikanern aus, sondern trugen, wie früher die Juntas in Spanien, einen mehr particularistischen Charakter.

Sobald die Commune in Paris gegen die Regierung in Versailles offenen Aufruhr erhoben hatte, ahmte der Pöbel in den andern größern Städten Frankreichs dieses Beispiel nach, wobei auch Agenten der Pariser Commune thätig waren. Es fehlte hier aber überall an Energie. In Lyon wurde am 22. März die rothe Fahne aufgepflanzt, General Prenet gefangen, der Präfekt Valentin ermordet und ein Ausschuß der Commune, meist Arbeiter unter dem Vorsitz von Crestin, maßte sich die höchste Gewalt an. General Crousaz hielt den Bahnhof besetzt und noch das Ansehen der Pariser Regierung aufrecht. Auch in St. Etiènne brach am 26. März die Empörung aus und der Präfekt Lespec wurde ermordet. In Marseille erfolgte gleichfalls ein großer Pöbelaufstand schon am 23. Hier aber stellte General Espinet am 5. April die Ordnung wieder her. In Bordeaux, Toulouse, Perpignan, Narbonne, Arles, Limoges gab es ähnliche Pöbelaufstände, die aber alle bald wieder unterdrückt wurden, so daß der Pöbel in Paris isolirt blieb und keinen Zuzug aus den Provinzen erhalten konnte. In Lyon kam es am 30. April noch einmal zu einer blutigen Emeute, die abermals unterdrückt wurde.

Merkwürdigerweise verhielt sich der Norden Frankreichs viel ruhiger. Die Stadt Rouen z. B. bat das deutsche Obercommando um eine stärkere und längere Besatzung und gab, wie die Weserzeitung meldete, aus freien Stücken jedem Mann der deutschen Besatzung eine Tageszulage von 2½ Silbergroschen.

Aus Anlaß der Municipalwahlen tauchte der Gedanke auf, die Provinzen sollten sich selbständig constituiren. Es hieß, Gambetta sey aus Spanien heimlich zurückgekommen, um die Provinzen auf's neue aufzuregen, und die Versailler Regierung ließ auf ihn

fahnden. In Bordeaux bildete sich ein provisorisches Comité, um einen Congreß von Delegirten der Städte Frankreichs zusammenzurufen, welcher dem Bürgerkrieg in Paris ein Ende machen sollte. Emil von Girardin machte den abenteuerlichen Vorschlag einer französischen Union nach dem Muster der nordamerikanischen. Darnach sollte Frankreich in 19 einzeln unabhängige, im Ganzen aber unirte Republiken zerfallen. Da ein solcher Unsinn nicht realisirbar, die Versailler Regierung aber bereits unpopulär geworden, die Commune in Paris gespalten und im Widerstreit theils mit dem Wohlfahrtsausschuß, theils mit dem wieder aufgetauchten Centralcomité der Nationalgarde war, und auch die nur in der Nationalversammlung zahlreich vertretene Partei der Legitimisten bei den Municipalwahlen durchgefallen war, regten sich wieder die Bonapartisten. Ihr Organ, die Situation, sagte geradezu, nur durch Wiederherstellung des Kaiserthums könne Frankreich gerettet werden. Auch die Orleanisten blieben nicht unthätig. Durch den Nouvelliste de Rouen erfuhr man, „es sey ein öffentliches Geheimniß in der Normandie, daß der Escadre-Chef Robert Lefort, dessen Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion das Versailler Amtsblatt vergangene Woche meldete, identisch ist mit dem Herzog von Chartres, welcher würdig seine Pflicht erfüllte unter Estancelin, später unter Chanzy, gleich Joinville, welcher den Rückzug der französischen Truppen bei Orleans gelegentlich des zweiten preußischen Einzugs deckte."

Auch die Legitimisten blieben nicht müssig. Im Anfang des Mai nämlich meldete der Gaulois, „die klerikale Partei habe Pius IX. zu dem definitiven Beschlusse gebracht, Rom möglichst bald zu verlassen; der Papst warte nur noch die Niederschlagung des Pariser Aufstandes ab und werde alsdann sofort in Marseille eintreffen, um sich dann über seine bleibende Residenz mit dem Chef der Executive zu vereinbaren. Thiers ist bekanntlich eifrig für die Restauration des Kirchenstaates und die Vernichtung der italieni-

schen Einheit, die ihm fast noch mehr zuwider ist als die deutsche. Die ultramontane Propaganda zu beiden Seiten des Rheines und der Donau würde durch die Verlegung des Sitzes des Papstes nach Frankreich bedeutend an Schärfe gewinnen; es fehlte dann nur noch die Thronbesteigung Chambords als Henri V., um die Herrlichkeit vollkommen zu machen. An der Spitze der klerikalen Bewegung steht gegenwärtig Msgr. Dupanloup; sein nächstes Ziel ist eine Aenderung des Unterrichtsgesetzes, das im Geiste des Syllabus reformirt werden soll. Der betreffende Gesetzentwurf, von Dupanloup, Wallon und Broglie unterzeichnet, liegt der Nationalversammlung bereits vor, und die Majorität wird bei der Debatte zeigen, weß Geistes Kind sie ist." Graf Chambord bemerkte im „Monde", daß er auf das Glück Frankreich zu retten verzichtet habe, sey eine Verleumdung.

Thiers erklärte sich in der Nationalversammlung entschieden gegen den Plan von Bordeaux, der nur zu einer Decentralisation Frankreichs führen könne, und setzte durch, daß freie Wahlen eines Maire in kleinern Gemeinden stattfinden sollen, in jeder Stadt von mehr als 20,000 Seelen aber die Regierung den Maire zu ernennen habe. Man bemerkte mit Recht, es würde für Frankreich heilsamer seyn, wenn die Tyrannei der Hauptstadt gezügelt und den Provinzen mehr Freiheit gewährt würde. Aber das richtige Maaß zwischen den beiden Extremen strammster Concentration und lockerster Auflösung war schwer zu finden. Thiers berief sich auf ein Gesetz von 1855, welches den Gemeinderäthen als solchen verbot, sich unter einander in Correspondenz zu setzen. Man fürchtete aber, gerade seine Verbote würden die opponirenden Städte noch mehr reizen. Indeß kam einstweilen alles nur darauf an, durch einen schnellen Friedensabschluß mit dem deutschen Reich die Mittel zu erlangen, die man noch brauchte, um Paris zu unterwerfen. Am 11. Mai stellte Thiers der Nationalversammlung in Versailles die Alternative, ihm ihr volles Vertrauen zu erklären oder seine Entlassung anzu-

nehmen. Sie gewährte ihm das erstere mit 495 gegen 10 Stimmen. Am gleichen Tage befahl die Commune von Paris, alles Eigenthum des Herrn Thiers in Beschlag zu nehmen und sein Haus der Erde gleichzumachen. Grousset lud die Delegirten der Municipalitäten, deren Zusammenkunft in Bordeaux Thiers verboten hatte, nach Paris selbst ein.

Die französische Regierung hielt noch 1500 deutsche Gefangene und 87 geraubte deutsche Handelsschiffe zurück und versäumte, die rückständigen Verpflegungsgelder für die deutschen Truppen auf französischem Boden, geschweige denn die erste halbe Milliarde der Kriegskosten zu bezahlen. Thiers scheint gemeint zu haben: „Je länger der Kampf um Paris sich hinziehe, um so vortheilhafter sey er für Frankreich, denn er ermüde die Deutschen, mache sie ungeduldig, und setze sie in eine Gemüthsverfassung, in welcher sie geneigt würden, mit Verzicht auf die festgesetzten Bedingungen des Präliminarfriedens so rasch als möglich aus dem Lande fortzukommen. Die Aussichtslosigkeit des Bürgerkriegs schien ihm ein Mittel, die Deutschen zu prellen.“ Allein Thiers hatte sich in Frankreich, wie in Deutschland verrechnet. Die gerade damals in ganz Frankreich vorgenommenen Municipalwahlen fielen nicht im Sinne der Regierung aus und bewiesen das gegen sie im Lande herrschende Mißtrauen. Von deutscher Seite aber durfte Thiers voraussetzen, daß Bismarck ihm energisch entgegentreten werde.

In Berlin entstand der Verdacht, die Regierung in Versailles meine es nicht ehrlich mit Deutschland und wolle dessen Großmuth nur zum eigenen Vortheil ausnutzen, um die Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen Deutschland hinauszuschieben. Am 24. April sagte Bismarck selbst im deutschen Reichstag: „Ich kann nicht sagen, daß die Verhandlungen in Brüssel den raschen Fortgang nehmen, den ich von ihnen unter diesen Umständen erwartet hätte, ich kann mich im Gegentheile dem Eindrucke nicht verschließen, als ob die französische Regierung sich der Hoffnung hingebe, zu einer

späteren Zeit, wo sie mehr erstarkt seyn würde, andere Bedingungen als jetzt zu erlangen. (Hört! Hört!) Versuchen, die Bedingungen des Präliminarfriedens abzuschwächen, würden wir uns in keiner Weise hingeben, nach welcher Richtung dieselben auch gemacht werden möchten (lebhaftes Bravo!), sey es im territorialen, sey es im finanziellen Theile der Abmachungen. Es wurde von Herrn Thiers als Ersatz für unsere Forderungen und als Garantie gegen die Gefahren, die wir besorgten, der Vorschlag gemacht, daß die französische Armee bis zur Ratification des definitiven Friedens hinter der Loire internirt bleiben sollte, so daß zwischen der Seine und Loire ein breiter neutraler Strich zwischen beiden Heeren gewesen wäre, der nicht überschritten werden durfte, so daß die Ueberschreitung der Loire durch einen irgendwie beträchtlichen französischen Truppentheil sofort das Signal zur Erneuerung des Krieges, d. h. die Ankündigung der Absicht Seitens der französischen Regierung den Krieg zu erneuern seyn würde. Wegen der besonderen Verhältnisse von Paris wurde eine Ausnahme stipulirt, dahin, daß 40,000 Mann französische Truppen in Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung bleiben konnten. Man schätzt die Armeen der Regierung bei Versailles auf über 100,000 Mann, ich weiß nicht, zu welchem Prozent aus Linientruppen, resp. aus Nationalgarden bestehend. Wenn die Regierung mit dieser Armee die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, durchführt, so vertrauen wir auf ihre Loyalität in Ausführung des Friedens; wenn ihr aber die Aufgabe mißlingt, so können wir unmöglich vorher übersehen, welche Agglomerationen von Truppen und unter welcher Führung sich in Frankreich aus den dort auf beiden Seiten vorhandenen Bestandtheilen bilden können. Wir müssen also, wenn wir ganz sicher gehen wollen — und nach so großen Opfern ist es Pflicht der Regierung, ganz sicher zu gehen —, so stark bleiben, daß wir jeder Eventualität, jeder Combination von Streitkräften in unserer Stellung gewachsen sind. Das bedingt erhebliche finanzielle Opfer. Die Regierung in Versailles hat zu-

gesagt, am 25. sollten die Rückstände bezahlt werden und vom 1. Mai an die Zahlungen regelmäßig erfolgen. Geschieht dies nicht, so müßten wir zu Requisitionen von Naturalien schreiten. Man hat gesagt, es wäre am besten, dem jetzigen Zustande in Frankreich durch Eingreifen von unserer Seite ein Ende zu machen; ich habe mich indessen nicht entschließen können, Sr. Majestät zu diesem Mittel zu rathen (Bravo!); ich muß befürchten, daß eine unerbetene Einmischung in diese Verhältnisse alle Theile gegen uns, ich will nicht sagen: einigen, aber doch einander nähern würde. Man würde nach französischer Art rasch bereit seyn, alle Uebel der Situation auf die Einmischung des Auslandes zu schieben (sehr richtig), und sich gegenseitig mit der Betheuerung: Nous sommes Français! umarmen. Ich will das Wort nicht gebrauchen, es geht zu weit, aber man würde sich näher rücken auf unsere Kosten, und außerdem möchte ich ungern, daß wir von dem Programm, welches Se. Majestät der Kaiser aufgestellt hat und nach dem wir zu handeln gedenken, von dem Programm der Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Völker, uns entfernen (hört, hört!) selbst in einem Falle, wo die Versuchung dazu uns so nahe gelegt ist und wo unser eigenes finanzielles Interesse so sehr dazu zu drängen scheint (Bravo!). Aber die Zusage einer Enthaltung um jeden Preis zu geben, halte ich nicht für indicirt, es würde das eine Aufmunterung der Straflosigkeit nach mehreren Seiten hin seyn können, und jedenfalls haben wir das Recht und die Pflicht uns vorzubehalten, daß wir da, wo wir unsere eigenen Interessen und Rechte verletzt oder gefährdet finden, auch nicht Behufs Einmischung in fremde Angelegenheiten, sondern Behufs der Vertheidigung der eigenen eingreifen (Bravo!)."

Die Drohung wirkte. Die Versailler Regierung ließ die bis zum 1. Mai rückständigen Verpflegungskosten endlich auszahlen. Mit Paris konnte sie immer noch nicht fertig werden. Hier aber wuchs die Verwirrung. Eine Partei geberdete sich wie toll. Am

6. Mai erließ das Centralcomité des „Frauenvereins für die Vertheidigung von Paris" eine feuerspeiende Proklamation, worin es zum Kampf bis auf's Aeußerste herausforderte. Auch Delescluze, eine Hauptperson im Wohlfahrtsausschuß, verhieß den Parisern in einer Proklamation bereits triumphirend, sie würden „Frankreich und die Welt" befreien. Inzwischen wurden in Paris Nr. 1. bis 7500 städtische Obligationen vom Jahr 1869 gestohlen und in London und Brüssel versilbert. Ueberhaupt bemerkte man, daß sich die Pariser trotz aller Prahlereien mehr mit Pulververschwendung und lautem Kanoniren begnügten, ohne ernsthaft in's Gefecht zu gehen. Nur gegen Wehrlose war man tapfer.

Die Friedensunterhändler in Brüssel konnten zu keinem Schlusse kommen, so lange die Dinge vor Paris nicht entschieden waren. Die französischen Unterhändler begannen aber Schwierigkeiten zu machen in Bezug auf die finanziellen und politischen Festsetzungen der Präliminarien. Thiers spielte ein falsches Spiel in Versailles. Man war ihm von deutscher Seite großmüthig entgegengekommen, um seine Regierung zu befestigen. Man erlaubte ihm, die Armee vor Paris um mehr als das Doppelte zu verstärken, als die Präliminarien gestatteten; aber auch nach der warnenden Rede Bismarcks am 24. April fand Thiers in seiner Rede am 27. noch kein Wort des Dankes dafür. Man fing in Deutschland an, dieses Benehmen beleidigend zu finden, aber Bismarck's Organ, die Provinzialcorrespondenz, bemerkte: „So bedauerlich die jetzigen Zwischenfälle in Frankreich in manchen Beziehungen seyn mögen, so schwer zumal unsere Truppen und die betheiligte Bevölkerung die unvermeidlichen Verzögerungen des endgültigen Abschlusses empfinden, so darf das deutsche Volk doch darüber beruhigt seyn, daß der politische Erfolg unserer Anstrengungen und Siege, wie er zunächst durch die Präliminarien von Versailles festgestellt worden ist, uns nicht mehr entrissen werden wird, daß dagegen die jetzigen Ereignisse, welche für Frankreichs innere Lage und politische Stel-

lung so verhängnißvoll sind, uns zu den Erfolgen des Friedensschlusses noch vielfache moralische Errungenschaften gebracht haben, auf welche wir vor Kurzem nicht hoffen konnten."

Gleichzeitig las man in der Nordd. A. Zeitung einen scharfen Artikel gegen die Versailler Regierung. Nachdem von deutscher Seite so viele Großmuth gegen dieselbe geübt worden sey, habe sie gewagt, die von ihr selbst unterzeichneten Friedenspräliminarien wieder für ungültig zu erklären. Sie habe behauptet: „Der Gedanke, im Voraus 11 vierteljährliche Termine für die ganze Zahlung einer in klingender Münze oder Handelspapieren zu beschaffenden Summe von 5 Milliarden festzustellen, könne nicht angenommen werden. Er sey materiell nicht zu verwirklichen und es gebe in der Welt keinen Staat, kein Consortium von Bankiers, welches ernsthaft und ehrlich daran denken könne, solche Verpflichtungen zu übernehmen, einer ähnlichen Verantwortlichkeit sich zu unterziehen. Es sey eine materielle Unmöglichkeit, welche keines langen Beweises bedarf. Eine solche Masse disponibler Kapitalien existire nicht in der ganzen Welt."

Also habe die Versailler Regierung den Frieden geschlossen, gerade so, wie sie den Krieg geführt habe, um hinterdrein achselzuckend die Unmöglichkeit zu erklären, in welcher sie sey, eben so wenig den Frieden durchführen zu können, wie sie den Krieg durchgeführt habe. Die angebliche Unmöglichkeit sey aber eine Lüge. „Wir verweisen Herrn Thiers, den begeisterten Geschichtschreiber der Napoleoniden, auf einen Konkurrenten, den Grafen Röderer. Graf Pierre Louis Röderer, Pair de France, welcher in Metz geboren und während des ersten Kaiserreichs dem Tuilerienhofe, später allerdings mit echt französischer Eskamotage den Bourbonen und Orleanisten nahe stand, gibt in seinen, dem Herzog von Orleans gewidmeten Denkwürdigkeiten eine Unterredung wieder, welche er am 6. März 1809 gehabt hat, und welche stattfand, als der den Spaniern oktroyirte König Josef sich bei seinem

brüderlichen Protektor über Geldmangel beklagt und offen verlangt hatte, man möge Spanien schonen, um es nicht zu erschöpfen. Die bei dieser Gelegenheit von Napoleon geäußerten Worte betreffen gerade Preußen und lauten: Il se plaint de n'avoir point d'argent. Pourquoi n'en a-t-il pas? Il y en a en Espagne. J'ai tiré un milliard de la Prusse. Il me n'aurait pas été difficile d'en tirer deux de l'Espagne. Allez! Also Napoleon durfte sich rühmen, von dem kleinen geschwächten Preußen eine Milliarde erpreßt zu haben, und das unter den damaligen Handels- und Geldverhältnissen; und jetzt soll ein Land von der Größe, dem Reichthume und den Hülfsquellen, wie Frankreich sie auch nach Rückgabe von Elsaß-Lothringen noch immer aufzuweisen hat, nicht fünf Milliarden tragen können? Habeat sibi!«

In Brüssel hatten von preußischer Seite die Herrn v. Arnim und v. Balan, von bayrischer Graf Quadt, von württembergischer Graf Uxkull mit den französischen Bevollmächtigten Baron Baude und Goulard seit dem 28. März erfolglos unterhandelt und die letztern hatten durch ihre Quängeleien Mißtrauen erregt. Thiers aber durfte es mit Deutschland nicht verderben. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als sich abermals der Großmuth der Deutschen anzuvertrauen und guten Rath von Berlin anzunehmen. Favre unterhandelte mit dem deutschen General Fabrice und suchte ihn zu einer Cooperation gegen die Pariser zu bewegen, wurde aber an die höchste Instanz in Berlin verwiesen. Um nun die Sache abzukürzen, beschied Fürst Bismarck Jules Favre am 5. Mai nach Frankfurt a. Main, wo er mündlich mit ihm unterhandeln werde. Die Zusammenkunft fand statt und die Welt sah wieder ein Meisterstück Bismarcks, denn schon am 10. Mai hatte er den definitiven Friedensschluß zu Stande gebracht.

Nachdem er am 11. noch einem heitern Gastmahl beim Oberbürgermeister Mumm beigewohnt, reiste er wieder nach Berlin zu-

rück und erstattete hier am 12. dem Reichstag ausführlichen Bericht, dem wir Folgendes entnehmen: „Wenn wir uns nicht verständigt hätten, würden wir Paris durch ein Abkommen mit der Commune oder durch Gewalt genommen und dann von der Regierung verlangt haben, ihre Truppen hinter die Loire zurückzuziehen und alsdann die Verhandlungen fortzusetzen. Ich ging in der Absicht nach Frankfurt, einige schwebende Fragen zur Entscheidung zu bringen, nämlich die Zahlung der Kriegscontribution, die Verkürzung der Fristen, und die Verstärkung der Garantieen; da sich jedoch die Aussicht zeigte, definitiv abzuschließen, so hielt ich dies für einen Gewinn für beide Länder, da hierdurch für Deutschland die militärische Last erleichtert und die Consolidirung Frankreichs erzielt wird. Die französische Regierung ist nunmehr in der Lage, am besten die Wünsche des französischen Volkes nach Herstellung des Friedens zu erfüllen. Jede andere Regierung, die sich an ihre Stelle setzen wollte, hätte das Bedenken gegen sich, daß sie den Frieden nicht eben so vollständig sichere. Es werden allerdings noch nachträglich Ausführungsbestimmungen nothwendig seyn, jedoch ist der definitive Friede erreicht. Die Zahlungsfristen sind verkürzt worden, die erste halbe Milliarde wird innerhalb 30 Tagen, welche der Einnahme von Paris folgen, bezahlt. Betreffs der Zahlungsmittel wurde festgesetzt, daß nur Metallgeld oder Noten sicherer Banken (englischer, niederländischer, preußischer, belgischer) angenommen werden, oder Wechsel erster Klasse. Die zweite Zahlung von einer Milliarde hat im Laufe d. J. bis Ende Dezember stattzufinden. Erst hierauf sind wir verpflichtet, die Befestigungen vor Paris zu räumen. Die vierte halbe Milliarde wird bis zum 1. Mai nächsten Jahrs gezahlt. Für die letzten drei Milliarden bleiben die Bestimmungen des Präliminarfriedens aufrecht, dieselben sind bis zum 1. März 1874 vollständig abzuzahlen. Die französische Regierung hofft den Anforderungen genügen zu können. Schwierigkeiten ergab die Frage der Handelsbeziehungen. Die französische

Regierung will den Handelsvertrag lösen. Sie scheint hiervon eine Steigerung der Zolleinnahmen zu erwarten. Ich begnügte mich mit der Bestimmung, für uns das Recht der Meistbegünstigten zu erlangen. Unter den Meistbegünstigten sind zu verstehen England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich, Rußland. Bezüglich der Frage der Gränzregulirung wurde bestimmt, daß der Ausdruck ‚Rayon von Belfort' nicht im technischen Sinne zu verstehen sey, sondern derselbe wurde auf 4—5 Kilometer ausgedehnt. Es schien wünschenswerth, einige deutsche Gemeinden bei Thionville mit Redingen zu erwerben, aber die französische Regierung erklärte, sich in der Unmöglichkeit zu befinden, dies zuzugestehen. Ich habe deshalb vorgeschlagen, die Frage der Ratifikation der Nationalversammlung zu überlassen, und ich beantragte hiefür noch weitere Abtretungen bei Belfort. Die übrigen Bedingungen werden Sie aus den demnächst bevorstehenden Veröffentlichungen ersehen. Wir haben die Bahnstrecken der Ostbahn in Elsaß-Lothringen für bestimmte Summen erworben. Für die Ratifikation durch den Kaiser und die Nationalversammlung ist eine zehntägige Frist bis zum 20. Mai festgesetzt." Fürst Bismarck schließt: „Ich glaube, daß erreicht worden, was wir von Frankreich vernünftiger Weise erlangen konnten. Wir haben unsere Gränzen gesichert. Wir haben die Bezahlung der Kriegsentschädigung gesichert, soweit nach menschlichen Verhältnissen möglich. Noch weitergehende Forderungen hätten größere Opfer erfordert. Ich habe das Vertrauen, es sey die Absicht der französischen Regierung, den Vertrag auszuführen, und daß die Kräfte dazu vorhanden seyn werden. Die Behauptung, die Höhe der Kriegsentschädigung sey unerschwinglich, wurde von dem französischen Finanzminister nicht getheilt." Der Reichskanzler spricht schließlich die Hoffnung aus, der Friede werde ein dauerhafter und segensreicher seyn, und daß wir der Bürgschaften, deren wir uns versichert haben, um gegen erneute Angriffe gewahrt zu seyn, in langer Zeit nicht bedürfen werden.

Um weitläufige Wiederholungen zu ersparen, enthebe ich dem Wortlaut des Friedensinstrumentes nur folgende Einzelheiten. Artikel 1. betrifft den Rayon von Belfort: „Die deutsche Regierung ist Willens, diesen Rayon solcher Weise zu vergrößern, daß er die Cantons von Belfort, Delle und Giromagny umfaßt, so wie den westlichen Theil des Cantons von Fontaine, westlich einer Linie von dem Punkte, wo der Canal von der Rhone nach dem Rhein aus dem Canton von Delle austritt, im Süden von Montreux le Château bis zur Nordgränze des Cantons zwischen Bourg und Felon, wo diese Linie die Ostgränze des Cantons von Giromagny erreicht. Die deutsche Regierung wird indessen die oben bezeichneten Territorien nur unter der Bedingung abtreten, daß die französische Republik ihrerseits in eine Gränzrectification einwillige längs den westlichen Gränzen der Cantone von Cattenom und Thionville, welche an Deutschland das Gebiet überläßt im Osten einer Linie, die von der Gränze von Luxemburg zwischen Hussigny und Redingen ausgeht, die Dörfer Thil und Villerupt an Frankreich lassend, sich zwischen Serrouville und Aumetz, zwischen Beuvillers und Boulange, zwischen Trieux und Lomeringen erstreckt und die alte Gränzlinie zwischen Avril und Moyeuvre erreicht.

Aus Artikel 7. Nach Zahlung der ersten halben Milliarde und der Ratification des definitiven Friedensvertrages werden die Departements der Somme, der Seine Inférieure und der Eure geräumt, in so weit sie noch von den deutschen Truppen besetzt sind. Die Räumung der Departements der Oise, der Seine-et-Oise, der Seine-et-Marne und der Seine, sowie der Forts von Paris wird stattfinden, sobald die deutsche Regierung die Herstellung der Ordnung sowohl in Frankreich als in Paris für genügend erachtet, um die Ausführung der durch Frankreich übernommenen Verpflichtungen sicher zu stellen. In allen Fällen wird diese Räumung bei Zahlung der dritten halben Milliarde stattfinden.

Die deutschen Truppen behalten im Interesse ihrer Sicherheit die Verfügung über die neutrale Strecke zwischen der deutschen Demarcationslinie und der Umwallung von Paris auf dem rechten Ufer der Seine.

Die Stipulationen des Vertrages vom 26. Februar, bezüglich auf die Occupation französischen Gebietes nach Zahlung der beiden Milliarden, bleiben in Kraft. Von der Zahlung der ersten fünfhundert Millionen können keine Abzüge, wozu die französische Regierung berechtigt seyn könnte, gemacht werden.

Artikel 8. Die deutschen Truppen werden fortfahren, sich der Requisitionen in natura oder Geld in den besetzten Territorien zu enthalten; da diese Verpflichtung ihrerseits in gegenseitiger Beziehung steht zu der von der französischen Regierung übernommenen Verpflichtung, sie zu unterhalten, so werden im Falle, daß trotz wiederholter Aufforderungen der deutschen Regierung die französische Regierung in Ausführung besagter Verpflichtung zurückbleiben sollte, die deutschen Truppen das Recht haben, sich das Nöthige für ihre Bedürfnisse durch Erhebung von Steuern und Requisitionen in den besetzten Departements zu verschaffen, und selbst außerhalb derselben, wenn deren Hülfsmittel nicht hinreichen sollten.

Artikel 10. Die deutsche Regierung wird fortfahren, die Kriegsgefangenen zurückkehren zu lassen, indem sie sich mit der französischen Regierung in's Einvernehmen setzt. Die französische Regierung wird diejenigen dieser Gefangenen, welche verabschiedet werden können, in ihre Heimath zurücksenden. Diejenigen, welche ihre Dienstzeit noch nicht zurückgelegt, haben sich hinter die Loire zurückzuziehen. Es ist vereinbart, daß die Armee von Paris und Versailles, nach Herstellung der Autorität der französischen Regierung in Paris und bis zur Räumung der Forts von Seiten der deutschen Truppen, 80,000 Mann nicht übersteigen soll. Bis zu dieser Räumung kann die französische Regierung keine Truppenzusammenziehung auf dem rechten Ufer der Loire vornehmen, jedoch wird sie die regelmäßigen

Besatzungen der in dieser Zone gelegenen Städte gemäß den Bedürfnissen der Aufrechthaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe stellen.

Nach Maßgabe des Fortschrittes der Räumung werden sich die Commandanten der Truppen über eine neutrale Zone zwischen den Armeen der beiden Nationen verständigen.

Zwanzigtausend Gefangene sollen ohne Verzug nach Lyon dirigirt werden, unter der Bedingung, daß sie nach ihrer Organisirung sofort nach Algerien geschickt werden, um in dieser Colonie zur Verwendung zu kommen.

Artikel 12. Alle vertriebenen Deutschen bleiben in vollem Genusse aller Rechte, welche sie in Frankreich erworben haben."

Nachdem auch Favre mit dem Finanzminister Pouyer-Quertier nach Versailles zurückgekehrt war, erstattete Thiers der Nationalversammlung seinerseits folgenden Bericht: „Unterhandlungen waren eingeleitet zwischen dem Fürsten Bismarck und den Ministern des Aeußern und der Finanzen. Die Schwierigkeiten waren zahlreich. Ich darf es nicht verhehlen, keine Prüfung ist uns in dieser letzten Periode erspart geblieben, wir haben den verderblichsten Bürgerkrieg sehen müssen und von allen Seiten waren wir mit neuen Gefahren bedroht. Die Verhandlungen, welche soeben beendet sind, haben glücklicherweise diese Schwierigkeiten schnell beseitigt. Der definitive Friedensschluß ist zwischen Frankreich und Deutschland unterzeichnet. Ich wünschte, Ihnen sagen zu können, daß die durch die Präliminarien festgesetzten Bedingungen verbessert sind. Unsere Lage gestattete es nicht, aber ernste Verwickelungen, welche wir fürchten konnten, sind abgewandt. Ich kann Ihnen das Friedensinstrument noch nicht vorlegen, aber ich kann Ihnen wenigstens so viel sagen: Alle Franzosen werden Frankreich zurückgegeben werden, die einen dem Vaterlande, welchem sie so treulich gedient haben, die andern, welche noch Soldaten und glücklich sind, fortdienen zu können, der Armee — alle ohne Ausnahme werden uns zurückgegeben werden.

(Bravo.) Unsere glorreiche, tapfere Armee wird auf eine weit größere Zahl, als die Präliminarien zuerst erlaubten, gebracht werden können. Unsere Armee hat übrigens in Europa den hohen Ruf des französischen Namens und der Macht Frankreichs wieder hergestellt, und man läßt ihr neuerdings Gerechtigkeit in der Welt widerfahren. (Beifall.) Diese neue Lage gestattet uns zu sagen: Für Afrika wird genügende Sorge getragen werden.“ Der Justizminister Dufaure fügte noch hinzu: Wenn Frankreich durch die Unterdrückung des Aufstandes wieder Herr von Paris geworden ist, wird die Gerechtigkeit ihre ganze Pflicht thun, indem sie alle Schuldigen aufsucht und sie bestraft.

Die Regierung schöpfte diese Energie nur aus der Verhandlung in Frankfurt, übernahm aber auch die Verpflichtung, jetzt alles Ernstes gegen Paris vorzugehen.

Die letzten Handlungen der Commune offenbarten die ganze Tiefe der Corruption in der Pariser Bevölkerung. Man blickte wie in einen Knäuel höllischen Gewürmes hinein, welches sich in der letzten Wuth selber zerfleischt. Die Commune und das Centralcomité, die Commune und der Wohlfahrtsausschuß, die Mitglieder der Commune unter einander, die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses unter einander beschimpften, verklagten und verhafteten sich gegenseitig. *) Ebenso jagte ein Pöbelgeneral den andern fort. Aus den geplünderten Kirchen wurden Clubs gemacht. Mortier wollte die Beichte, Pyat den Gottesdienst abschaffen. Tolle Weiber, 2500 an der Zahl, bildeten als sog. Troupières eine Amazonenschaar, die auf 10,000 gebracht werden sollte, alle in blauen Zuaven-

---

*) Als Victor Hugo 1852 die Schmähschrift „Napoleon der Kleine“ schrieb, sagte er darin instinktartig vorher, was 1871 geschehen würde. Seine Worte waren: „Die Nationen kennen niemals ihren ganzen Reichthum an Schelmen. Es bedarf solcher Revolutionen, um sie kennen zu lernen. Dann staunen die Völker über diese Ausgeburten des Staubes.“

jacken, aufgestülpten Käppis und rothen Kokarden. Das Haus von Thiers wurde gänzlich ausgeraubt und niedergerissen. *) Auch die Sühnkapelle für den Tod Ludwigs XVI. wurde rasirt, die Statue Heinrichs IV. abgebrochen und entfernt.

Am meisten Bedauern erregte die Vernichtung der Vendomesäule, weil sie, in Napoleons I. glänzendster Zeit aufgerichtet, Frankreichs ruhmvollstes Denkmal war. Mac Mahon erließ deshalb einen eigenen Tagesbefehl: „Die Fremden haben diese Säule geachtet, die Commune von Paris hat sie zu Boden geworfen. Menschen, die sich Franzosen nennen, haben unter den Augen der Deutschen, welche uns beobachteten, gewagt, dieses Zeugniß der Siege Eurer Väter über das verbündete Europa zu zerstören. Hoffen sie dadurch das Andenken der militärischen Tugenden, deren ruhmvolles Symbol die Säule war, zu verwischen? Soldaten, wenn die Erinnerungen, welche die Säule hervorrief, auch nicht mehr auf Erz eingegraben sind, sie werden dafür in unseren Herzen fortleben, wir werden, durch sie begeistert, Frankreich ein neues Pfand patriotischer Tapferkeit und Opfermuths geben.“ Die Säule fiel am 26. Mai. Bekanntlich war sie mit Basreliefs in Bronce umschlängelt, auf welchen die damaligen Thaten Napoleons dargestellt waren. Diese Darstellungen begannen mit dem Aufbruch des berühmten Lagers von Boulogne, dann folgt „der Abgang der verschiedenen Corps von Boulogne, Brest, Utrecht, Hannover zu dem großen convergirenden Marsch, der erst durch den letzten deutschen Feldzug in den Schatten gestellt ist. Im sechsten Bild nimmt Napoleon Abschied von dem servilen Senat, dem er anzeigt, daß er zum Kampf gegen die dritte Koalition aufbricht. Es folgen lange Truppenzüge, endlich erscheint Napoleon selbst, wie er mit seinem Generalstab am 1. Oktober

---

*) Die Nationalversammlung in Versailles beschloß dessen Wiederaufbau auf Staatskosten, aber Thiers verlangte, man solle zum ewigen Andenken die Ruine stehen lassen. Mehr eitel, als erhaben.

über die Brücke von Kehl reitet. Die süddeutschen Fürsten demüthigen sich vor dem heranziehenden Kaiser. Dann folgen Waffenthaten Soults, Neys und die Kapitulation von Ulm, welche der Genius des Sieges in die Annalen der Weltgeschichte schreibt, der Einzug in München, der Uebergang von Inn und Traun, das Hauptquartier in Schönbrunn, die Ueberreichung der Schlüssel von Wien, der Einzug in die österreichische Hauptstadt, in Preßburg. Die Entscheidung naht. In der Nacht des 1. Dezember besichtigt der Kaiser, in seinen Mantel gehüllt, die Vorposten, es ist der Jahrestag seiner Krönung. Die Soldaten feiern ihn mit brennenden Fackeln. ‚Die Sonne von Austerlitz‘ geht auf. Der Kaiser zu Pferd ertheilt seinen Marschällen und Generalen die Befehle. Die Schlacht beginnt, ein französischer Reiterangriff durchbricht feindliche Infanterie, gefangene österreichische Generale übergeben ihren Degen; Oudinot's Garde treibt ein feindliches Corps (Russen) in den See von Augard. Die Schlacht ist gewonnen. Kaiser Franz sucht eine Unterredung mit Napoleon nach und begehrt einen Waffenstillstand. Französische Soldaten schleppen Kanonen und Waffen aus dem Wiener Arsenal fort. Talleyrand kommt in Preßburg an und unterhandelt den Frieden, Napoleon unterzeichnet ihn am 26. Dezember, der Löwe von San Marco und reich geschmückte Gondeln symbolisiren die Abtretung Venedigs, Bayern und Würtemberg erhalten ihre Kronen, die Kaisergarde kehrt mit den feindlichen Fahnen nach Frankreich zurück, Napoleon zieht durch den Triumphbogen, hinter ihm ein Wagen mit reicher Kriegsbeute, am Schluß verkündet Fama die Glorien des Feldzugs der staunend aufhorchenden Nymphe der Seine.“ — Jetzt liegt die ganze Herrlichkeit auf dem Pflaster der Friedensstraße. Bei dem Sturz der Säule ist Niemand zu Schaden gekommen, den größten trug Napoleon I. im Bilde davon. Sein Kopf trennte sich vom Rumpf, auch ein Arm wurde gebrochen.

Pyat beantragte: „Nun die Vendomesäule gefallen ist, bleibt

der Rache des Volkes nur noch eine Aufgabe. Die Asche des großen Mörders Napoleon ist im Invalidendome beigesetzt. Sie muß herausgenommen und in das Grab Traupmann's eingescharrt werden!" (Traupmann war nicht lange vorher durch seine schaudervollen Mordthaten berüchtigt worden.)

In der St. Eustachekirche, wo der Centralclub von Paris seine Sitzungen abhält, donnerte ein Redner gegen die neueste Proklamation, welche Thiers an die Pariser gerichtet hat. „Herr Thiers", rief er aus, „hat es gewagt, die rothe Fahne eine scheußliche Fahne zu nennen! Warum? Die weiße und die tricolore Fahne haben ihre ruhmvollen Tage überlebt. Die eine fiel in den Straßenkoth von 1830, die andere in die Schmach von Sedan und Metz. Was ist das für eine Zimperlichkeit, welche die rothe Fahne, die Fahne der Völkerverbrüderung verschmäht? Dich rufe ich an", wendet sich nun der Redner gegen den Altar, „der du dein Blut für uns vergossen hast. In deinem Blut haben wir dies Banner des Volkes gefärbt und du wirst uns nicht zurückstoßen, denn du selber warst ein Sohn des Volkes!" Diese oratorische Wendung soll einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Versammlung hervorgebracht haben.

In der Pariser Theaterwelt bildete sich eine Ligue, an deren Spitze Alexander Dumas der Sohn stand. Dieselbe machte allen Komödienschreibern zur Pflicht, künftig nur Deutsche und vorzugsweise Preußen als die Lumpen, Schufte und Diebe in ihren Theaterstücken figuriren zu lassen.

In den Pariser Blättern forderte Bürger Joseph zur Bildung einer Freiwilligenschaar von 1000 bis 1200 Mann auf, welche Tyrannenmörder heißen und sich der edlen Aufgabe widmen sollen, „mit allen möglichen Mitteln und gleichviel in welchem Lande bis zum letzten Sprößling jene königlichen und kaiserlichen Geschlechter auszurotten, die über Frankreich so viel Unheil gebracht haben."

Der Frankfurter Frieden wurde von der Nationalversammlung

in Versailles am 18. Mai angenommen. Ebenso der Austausch des bei Frankreich bleibenden Rayons um Belfort mit 40,000 Seelen gegen den kleinen deutsch redenden Landstrich bei Diedenhofen mit nur 8000 Seelen, aber reich an Kohlen und von strategischer Bedeutung. Mehrere französische Generale bezweifelten die Wichtigkeit Belforts, aber der frühere Commandant dieser Festung, Denfert, und General Ducrot legten den größten Werth auf Belfort als eins der wichtigsten Thore Frankreichs, von wo aus die Franzosen leicht wieder nach Deutschland hervorbrechen könnten. Fürst Bismarck und Favre kamen nochmals in Frankfurt zusammen, um den Frieden nunmehr am 20. Mai zu ratificiren.

Gleichzeitig wurde mit Paris Ernst gemacht. Unter Mac Mahons Oberbefehl durchbrach die Armee von Versailles durch Forcirung zweier Thore die Enceinte von Paris am 21. Mai und zog 80,000 Mann stark in die Hauptstadt ein. Zwar waren alle ihre Straßen stark verbarrikadirt, aber die Pariser verloren den Muth und Luftballons waren bereit, die compromittirtesten Führer durch alle Lüfte zu retten. Aber erst am 23. wehte die Tricolore auf dem Mont Martre. Das Meiste mußte das schwere Geschütz thun; die Truppen wurden, um nicht zu große Verluste vor den Barrikaden zu leiden, möglichst geschont. Aber dadurch gewannen die Aufrührer die erforderliche Zeit, um den schrecklichen Racheplan auszuführen, den sie für den Fall ihres Unterliegens schon gefaßt und dessen Ausführung sie vorbereitet hatten. Schwere Vorwürfe trafen Thiers, daß er mit dem ernsten Angriff so lange gezögert und von geheimen Unterhandlungen mit Verräthern der Commune einen wohlfeilern Erfolg gehofft hatte. Schwere Vorwürfe trafen auch Mac Mahon, daß er innerhalb der Stadt nicht rascher vorgedrungen und den Mordbrennern zuvorgekommen war. Die Commune hatte nämlich noch gerade so viel Zeit, um die größten Staatsgebäude und Paläste der Hauptstadt mit unermeßlichen Schätzen der Kunst und Wissenschaft, geschichtlichen Denkmälern, Bibliotheken,

Archiven ꝛc. mittelst Petroleum schnell zu verbrennen. Diese ungeheuern Brände begannen am 24. und dauerten bis zum 28. fort. Sie vernichteten die Tuilerien, einen Theil des Louvre, des Luxemburg und Palais Royal, die Paläste Elysée, des Staatsraths, der Ehrenlegion, der Justiz, das Finanzministerium, das Stadthaus, den Rechnungshof, die Polizeipräfektur ꝛc. Rauch bedeckte Paris, während seine Straßen voll Blut, Leichen und Verwundeten lagen.

Dem Verbrechen, welches hier die französische Nation an sich selbst beging, lag nicht blos politische Parteileidenschaft zu Grunde, sondern es war ein socialer Akt, eine Rache des Proletariats am Kapital, der in ternationalen Besitzlosigkeit am Stolz und Luxus der egoistischesten aller Nationen. Wohl war es ein Wahnsinn, aber in diesem Wahnsinn lag Methode.

Sofern die weitere Entwicklung der Dinge in Paris seit dem definitiven Friedensschlusse Frankreich allein angeht, brechen wir die Kriegsgeschichte hier ab. *)

Aus Algerien erfuhr man während des ganzen Krieges nur spärliche und widersprechende Nachrichten. Natürlich hielt man dort die Niederlagen Frankreichs so gut als möglich geheim. Da aber fast alle Truppen, um sie in Frankreich selbst zu gebrauchen, herausgezogen wurden, hörte man bald von Aufständen der Eingeborenen. Doch ereignete sich nichts Entscheidendes. Am 26. Januar machten die Araber einen Angriff auf die Stadt Suk-Arras, den aber eine französische Colonne zurückschlug, so daß nur die Umgegend stark ausgeplündert und verwüstet wurde. Erst als die Nachricht ankam, Paris sey gefallen, brachen am 1. März in der Stadt Algier selbst Unruhen aus. Nach dem Journal de Genève fielen die Einge-

---

*) Demnächst werden von mir: „Die wichtigsten Weltbegebenheiten von 1866—1870“ erscheinen, denen als Fortsetzung die „Weltbegebenheiten seit 1871“ folgen werden, worin dann auch der weitere Verlauf der Ereignisse in Frankreich erzählt werden wird.

borenen über die Juden her und plünderten ihre Läden, wurden jedoch zur Ruhe gebracht. Bald darauf verlautete, die Franzosen selbst hätten, entrüstet über die Pariser Regierung, eine Art provisorische Regierung in einer Commission von 15 Mitgliedern ernannt. Am 10. März war in Paris die Nachricht verbreitet, die in Algier gelandete Mobilgarde sey von den Eingeborenen entwaffnet worden. Am 25. wurde ferner gemeldet, ein Heer von 40,000 Arabern und Kabylen unter dem Aga Mockrani von Medina, habe sich des ganzen Südens von Algerien bemächtigt und rücke gegen die Hauptstadt vor. Am 6. Mai aber soll er in einem Kampfe gefallen seyn.

Bemerkenswerth war ein Brief aus Algier vom 19. April, in der Helvetia abgedruckt, worin als Ursachen des Aufstandes bezeichnet werden: 1) Die Niederlagen der Franzosen, „denn jetzt sagt sich der Araber: Der Franzose ist nichts mehr! Die Spahis und Turcos sind zurückgekommen und haben den Stämmen erzählt, daß die Franzosen den Krieg nicht mehr zu führen wissen. 2) Die Araber können die Naturalisation der eingeborenen Juden, die sie erbittert, nicht vergessen. Sie kennen besser den Namen Crémieux, als viele Franzosen. Sie verwechseln sogar die Regierung oft mit dem ‚Juden Crémieux'. 3) Seit dem pariser Aufstand sagen sie: Wer ist denn jetzt Frankreich? Die Franzosen sind ‚maboul' (toll)! pariser Regierung — versailler Regierung — Crémieux — kein ‚Grandklebir' (Oberhaupt) mehr — in Frankreich nichts mehr. 4) Endlich sind sie sehr überrascht, zu sehen, daß Paris, die Hauptstadt, sich der Regierung der Republik nicht unterwerfen will, und sie ziehen daraus folgenden Schluß: Wenn Frankreich nichts mehr ist, wenn die Franzosen toll sind, wenn Paris selbst sich der Regierung nicht unterwirft, wenn auch Algier gegen seine Regierung Beschwerde erhebt, warum sollen wir unterworfen bleiben und die Abgaben weiter bezahlen?"

Durch den Frieden wurde auch das Loos der Gefangenen

entschieden. Die Franzosen hatten nur sehr wenige Deutsche zu Gefangenen gemacht. Dagegen war die Zahl der französischen Gefangenen, die über den Rhein gebracht und überall in Deutschland vertheilt worden waren, ungeheuer groß. Man zählte darunter 11,650 Offiziere und 363,000 Mann mit 120 Adlern und Fahnen und 6700 schweren Geschützen. Dabei war die in Paris gefangene und die in die Schweiz geflohene und dort internirte Armee nicht mitgerechnet.

Die deutschen Gefangenen hatten von den erbitterten Franzosen, zumal in den Anfängen des Kriegs, häufig eine schlechte Behandlung erfahren, öfter aber auch eine gute und namentlich in Paris. Wie sie die verwundeten und kranken Bayern aus Orleans fortschleppten, ist oben schon erzählt. Auch die 70 auf den gekaperten Schiffen gefangenen deutschen Schiffskapitäne, die jetzt ausgewechselt wurden, hatten manche Noth auszustehen gehabt. Ein deutscher Arzt berichtete ausführlich, wie man ihn im südlichen Frankreich lange zurückgehalten habe, bis er endlich langsam von einer Station zur andern zurückgebracht worden sey. „In Montpellier, schreibt er, trafen wir unter der ungefähr 80 Mann betragenden Anzahl von gefangenen Offizieren und im Offiziersrang Stehenden die Aerzte und Beamten eines Feldlazareths des zweiten Armeecorps an, welche vom Schlachtfelde bei Dijon am 22. in die Gefangenschaft abgeführt worden waren, drei schon seit geraumer Zeit inhaftirt gehaltene Truppenärzte, eine große Anzahl von Schiffskapitänen, sowie Eisenbahnbeamte, Auditeure, Zahlmeister rc. Die Erzählungen, die Viele von diesen über ihre Erlebnisse während der Gefangenschaft machten, waren im höchsten Grade interessant. Ein Theil hatte Wochen lang in Zellengefängnissen, entweder in Einzelhaft oder mit Verbrechern gewöhnlichster Art zusammen zugebracht, wieder Andere waren mit Handschellen an einander gefesselt transportirt und mit Steinwürfen und Kolbenschlägen mißhandelt worden. Ein Offizier von den schwarzen Husaren war während

des Transportes auf eine so niederträchtige Weise behandelt worden, daß er schon damals einen Selbstmordversuch gemacht hatte und gleich am zweiten oder dritten Tage nach seiner Ankunft in Montpellier in eine Art von Verfolgungswahnsinn verfiel, in Folge dessen er durch ein Fenster des dritten Stockwerkes auf den gepflasterten Hof hinabsprang und so erhebliche Verletzungen erlitt, daß er einige Tage später im Hospital starb. Als wir um ein ehrenvolles Begräbniß baten und um die Erlaubniß nachsuchten, der Leiche in Uniform das Geleite zu geben, wurde unser Gesuch rundweg abgeschlagen und die Leiche in der Dunkelheit in aller Stille und ohne Geleit fortgeschafft und beerdigt. — Im Uebrigen war die Behandlung in Montpellier erträglich."

Obgleich man die französischen Offiziere in Deutschland auf's anständigste behandelte, den Gemeinen Beschäftigungen, die ihnen angemessen waren und die sie wählen konnten, und Geldverdienst gewährte, wie auch ihre Verwundeten auf's humanste pflegte, so strotzte doch die französische Presse von lügenhaften Berichten, welche die Behandlung der französischen Gefangenen als grausam und unmenschlich schilderten. Dieselben wurden widerlegt. Französische Offiziere in Erfurt erklärten öffentlich, man verleumde die Deutschen, und Graf Dammas, Almosenier der französischen Armee, der ausdrücklich in Deutschland umherreiste, um überall den Zustand der Gefangenen zu untersuchen, bestätigte diese Ehrenrettung unseres Volks. Als dennoch Chaudordy, Gambetta's Creatur, der bei der Delegation in Tours und Bordeaux ein Filial des auswärtigen Amts übernommen hatte, die Verleumdungen wiederholte, wurde er in einer Erklärung des Grafen Bismarck vom 9. Januar 1871 glänzend widerlegt und derb zurechtgewiesen. Diese offizielle Erklärung hat geschichtlichen Werth, weil sie aktenmäßig nachweist, wie oft die Franzosen selbst sich der Grausamkeiten und Verletzungen der Genfer Convention schuldig gemacht haben, welche sie fälschlich den Deutschen andichteten.

Von Orten in Deutschland, die unfern einer neutralen Grenze lagen, desertirten ziemlich viele französische Gefangene, z. B. aus Sachsen und Schlesien nach Böhmen, aus Schleswig nach Dänemark, vom Niederrhein nach Belgien. Das thaten auch eine Menge Offiziere, indem sie ihr Ehrenwort brachen. Gambetta selbst provocirte sie durch ein Dekret vom 10. November 1870, worin er denjenigen französischen Offizieren, welche desertiren und nach Frankreich zurückkehren würden, um sogleich wieder in die Armee einzutreten und gegen Deutschland zu dienen, Prämien aussetzte. Diesen, einer Nation, die sich selbst achtet, so durchaus unwürdigen Bubereien mußte man nun von deutscher Seite einige Strenge entgegensetzen. General Vogel von Falkenstein ließ am 19. Dezember in Schleswig die gefangenen französischen Offiziere um sich versammeln, stellte sich in ihre Mitte und hielt ihnen vor, wie erbärmlich, wie niederträchtig es sey, wenn ein Offizier sein Wort breche. Zwei ihrer Kameraden seyen entflohen; damit nicht andere auch nachzulaufen Lust bekämen, müsse ein Exempel statuirt werden. Für jeden französischen Offizier, der sein Ehrenwort breche und heimlich entweiche, würden fortan je zehn seiner gefangenen Kameraden die ihnen bisher gewährte Ehrenrücksicht einbüßen und auf die Festung geschickt werden. Also sollten sie gleich loosen, welche zwanzig von ihnen gleich morgen auf eine süddeutsche Festung gebracht werden sollten. Diese Mittheilung des Generals brachte eine große Aufregung unter den französischen Offizieren hervor und sie protestirten. Der alte General aber donnerte sie an: Ruhig, kein Wort! ließ loosen und schickte die zwanzig, die das Loos getroffen, sofort auf den Bahnhof. Am 9. Januar 1871 machte derselbe alte General bekannt, der in Hamburg internirte französische Lieutenant Marchesan, den man auf der Flucht in Damenkleidern gefangen habe, sey wegen Bruchs seines Ehrenworts als Sträfling nach der Feste Boyen abgeschickt worden. Eben dahin würden auch die zur Zeit in Braunschweig auf Ehrenwort internirten Major Prinz Bonaparte und Capitän

de Mondion abgeführt, weil sie schriftlich ihr gegebenes Ehrenwort zurückgezogen hätten.

In den Weihnachtstagen wurde eine Verschwörung der französischen Gefangenen in Mainz entdeckt und vereitelt. Hier waren 20,000 Franzosen internirt, welche gleichzeitig mit andern in den Rheinfestungen internirten durchzubrechen versuchen sollten, um sich mit Bourbaki's Armee zu vereinigen, von der man damals noch glaubte, sie werde an den Oberrhein vorrücken.

Den Gefangenen aus dem Elsaß wurde freie Heimkehr gestattet, wenn es Grundbesitzer waren und wenn sie schriftlich versprachen, nicht mehr gegen Deutschland dienen zu wollen. Sobald der Frieden geschlossen war, durften auch alle Nationalfranzosen nach Frankreich zurückkehren, wenn sie die Mittel zur Reise hatten. Der Rest wurde erst auf Staatskosten nachgeschoben, doch wurde die Rückkehr der Kriegsgefangenen nach Frankreich noch eine Zeitlang sistirt, als in Paris die rothe Republik proklamirt worden war. Der Frankfurter Frieden schenkte endlich allen die Freiheit. Außer einer Flucht französischer Gefangener im Posen'schen, die im Owiesker Wald eine Räuberbande bildeten, und einer kleinen Widersetzlichkeit der Gefangenen in Erfurt am 25. März kam nichts Unzuträgliches mehr vor.

Der Exkaiser Napoleon erhielt Erlaubniß, Wilhelmshöhe zu verlassen und zu gehen, wohin er wolle. Er reiste nun in guter Gesundheit am 19. März, begleitet von seinen treuen Anhängern, Bazaine, Castelnau, Fleury und einigen andern über Ostende nach Chislehurst zu seiner Gemahlin. Bazaine hatte vorher noch eine Zusammenkunft mit Mac Mahon in Frankfurt a. M. gehabt, welcher gegen 30 französische Generale anwohnten. Hier soll verabredet worden seyn, man wolle, wenn erst die rothe Republik ausgetobt haben und eine allgemeine Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung eingetreten seyn würde, eine Wiederherstellung nicht des Kaisers selbst, aber seines Sohnes versuchen.

Das Benehmen des französischen Volks in diesem Kriege ist psychologisch interessant. Man muß so billig seyn, den normalen Zustand desselben von einem solchen Ausnahmszustand leidenschaftlichster Erregung zu unterscheiden. Aber wie in der Trunkenheit der wahre Charakter der Menschen sich zu verrathen pflegt, weil er sich nicht mehr verstellt, so auch in Zeiten politischer oder religiöser Exaltation. Nun läßt sich nicht leugnen, daß sich die Franzosen in der Exaltation des letzten Krieges stark blamirt haben, sofern sie Charakterschwächen verriethen, welche sie selbst für Charakterstärke auszugeben nicht ermüdeten, und daß dabei tief unsittliche Züge zur Erscheinung kamen. Da sie Niemand über den wahren Sachverhalt täuschen konnten, haben sie sich in ihrer Eitelkeit nur selbst getäuscht und der politischen und militärischen Niederlage, die ihnen nicht erspart werden konnte, noch eine moralische hinzugefügt, die sie sich hätten ersparen können. Eitelkeit hatte sie so ganz verblendet, daß sie sich einbildeten, die ganze übrige Welt würde die Wahrheit nicht sehen, weil sie dieselbe nicht sehen wollten.

Durch alle offiziellen Depeschen und Manifeste der französischen Regierung, sowohl der frühern kaiserlichen, als nachher der republikanischen Regierung, aller ihrer Minister und Generale, wie auch durch die französische Presse, sehr wenige Zeitungen ausgenommen, zieht sich von Anfang bis zu Ende des Kriegs eine ungeheure, ununterbrochene Lüge hindurch. Das Proton Pseudos war, die Franzosen seyen das erste, gesitteste und gebildetste Volk der Welt, Paris das eigentliche Centrum der civilisirten Welt, das h. Mekka, wo nicht das himmlische Jerusalem schon hier auf Erden, wir Deutschen aber seyen Barbaren, immer noch die alten Kimbern und Teutonen. Ganz ebenso bilden sich bekanntlich die eitlen Zöpfe in China ein, außer ihrem Reich der Mitte gebe es keine Bildung, und die Europäer, die zu ihnen kommen, seyen nur rothborstige Barbaren.

An der Spitze jener angeblichen Civilisation ließ Napoleon III.

die Turcos marschiren, afrikanische Halbthiere, deren angeborene Wildheit noch durch die Pariser Verwilderung gesteigert war. Man hätte nun wenigstens bei den französischen Offizieren noch die alte Ritterlichkeit wiederfinden sollen, aber wie viele brachen ihr Ehrenwort, wie viele mißachteten die Genfer Convention! Noch nie hatte eine Regierung das Banner der Lüge so hoch geschwungen wie diese. Schon die kaiserliche Regierung hatte gelogen, die republikanische log noch viel mehr. Jede Niederlage wurde als ein Sieg gepriesen. Immer geschlagen und immer noch als Sieger sich geberdend, verdoppelten und verdreifachten die Franzosen ihre Verluste und das Unglück ihres Landes. Aber der Egoismus jedes Einzelnen war so groß, daß sie nicht einmal auf ihre Kameraden Rücksicht nahmen, sondern ihre Verwundeten zu Tausenden hülflos liegen und die wie Schafe zur Schlachtbank getriebenen Moblots ohne Sold und ohne Nahrung, ohne Kleider und ohne Schuhe im harten Winter umkommen ließen.

Dupanloup, der berühmte Bischof von Orleans, längst ausgezeichnet durch seine Schriften und seine freimüthige Opposition auf dem Concil, mußte die Erstürmung seiner Stadt durch die Deutschen erleben. Die bayrischen Offiziere erwiesen ihm aber große Ehre und seine Kathedrale wurde von vielen frommen deutschen Soldaten besucht. Damals wurde ein Brief bekannt, den er an einen Freund geschrieben und worin er unendlich vernünftiger über die Lage Frankreichs urtheilte als der pretiöse Guizot; er wandte nämlich einfach auf das dermalige Unglück Frankreichs das Unglück Preußens im Jahre 1806 an und erinnerte an die Mutter des siegreichen König Wilhelm, die schöne, hochherzige Königin Louise, welche im Kummer über ihr Vaterland sterbend noch sagte: „Der Ruhm des großen Friedrich hat uns über unsere Macht getäuscht, wir waren im Irrthum und unterliegen der Gewalt. Aber das Recht ist etwas Höheres als die Gewalt. Thun wir das Rechte und wir werden bessere Zeiten wiederkehren sehen.“ So nun,

schrieb Dupanloup, soll auch Frankreich fühlen und denken und sich in sein selbstverschuldetes Unglück finden. Denn es ließ sich durch den Ruhm des großen Napoleon täuschen, dessen Macht es nicht mehr besaß. Aber über der Gewalt steht das Recht. Thun wir das Rechte und auch wir werden bessere Zeiten wiederkehren sehen! Eine bessere Mahnung konnte der ehrwürdige Bischof seinem Volke nicht geben. Liegt aber wohl noch so viele sittliche Kraft im französischen Volke, als sie, nach der Schlacht bei Jena, noch im preußischen lag?

Viele verzweifelten an den Franzosen. Die Times schrieb: „Das Ergebniß des Krieges ist ein allgemeines Zusammenbrechen. Der Kaiser konnte nicht leiten, die auf einander folgenden Regierungen konnten nicht regieren, die öffentliche Meinung kannte kein Gesetz, und als die Stunde kam, zeigte sich die Armee als eine große Täuschung; die Offiziere konnten nicht commandiren, die Soldaten wollten nicht gehorchen. Unter dem Stoß eines furchtbaren Krieges und einer allgemeinen Niederlage sehen wir Frankreich wie es wirklich ist: ein sociales Chaos heftiger Gegensätze ohne die Hülfsmittel der Aufklärung, der Einheit, der Ordnung und der Gesetze."

Wachenhusen hielt die Corruption in Paris für unüberwindlich. Die Bigotterie der ältern Linie Bourbon hatte dieselbe nicht überwinden können; ebensowenig das Bürgerkönigthum, welches mit Ehrbarkeit kokettirte. „Was soll, schrieb Wachenhusen, aus dem Pariser werden, aus ihm, der in jedem Jupon besser Bescheid weiß als in der Geographie, wenn ein Orleans wieder mit dem Regenschirm über die Boulevards spazieren ginge; wenn die Damen des Hofes solide werden und aus der Aristokratie keine Scandale mehr in den Caféhäusern zu erzählen sind! Womit soll sich die Pariser Presse ernähren, wenn sie nicht täglich ihrem Publikum die pikantesten Abenteuer jener Damen erzählen kann, die ihr Tabouret im kleinen Abendzirkel der Kaiserin hatten? Von den Theaterdamen

und den Göttinnen des Berges Breda fortwährend zu erzählen, hat keinen Reiz, denn jeder, der einige Bankbillets in der Tasche hat, kann dergleichen Abenteuer selbst erleben, und zudem riechen sie nach Eau des Carmes und nicht Jeder liebt die Fettschminke. Das Publikum ist gewohnt, die Scandale aus der hohen Sphäre zu hören, aus welcher Feydeau seine Comtesse Chalis schöpfte; die Pariser Chroniqueure werden also aus Verzweiflung sich dem Absynth ergeben und das Pariser Volk wird schließlich der heiligen Cocotte, der Martyrerin der Politik, eine Bildsäule errichten."

Doktor Stark glaubte das Benehmen des französischen Volks als einen pathologischen, krankhaft degenerirten Geisteszustand auffassen zu sollen, weil darin ganz dieselben Erscheinungen vorkommen, wie bei Irren: 1) Gesteigerter Egoismus, grenzenlose Eitelkeit, Selbstüberschätzung, Größenwahnsinn; 2) Mißkennung und Mißachtung jedes fremden Rechts und Werthes, prüfungslose Verwerfung jeder fremden Ansicht; 3) Wuth beim geringsten Widerspruch, gesteigert bis zur raffinirten Bosheit und Grausamkeit; 4) Nichtachtung der Wahrheit, Nichtachtung der eigenen Ehre, ein Angriffs- und Vertheidigungssystem mittelst schamloser Lügen; 5) eine besonders charakteristische Bosheit, welche die Unthat, die man selbst begeht oder auf die man sinnt, lügenhaft dem unschuldigen Gegner zuschiebt und vorwirft. — Der Irrenarzt erklärt sich aber diese Geistesstörung einer ganzen Nation aus naheliegenden Motiven. Diese sind: 1) Der angeborene Racencharakter, die leichtere Gehirnmasse, die in der Regel den Franzosen vom Deutschen unterscheidet, die stärkere Anlage zur Sinnlichkeit; 2) die Entnervung durch frühzeitige und fortgesetzte Ausschweifung; 3) der Mangel an Erziehung, die große Menge von Franzosen, die nicht einmal lesen und schreiben können und die man doch überredet, sie allein repräsentirten die Bildung und alle andern Völker seyen Barbaren; 4) die gewissenlose Politik der frühern Regierungen, welche mit der Unsittlichkeit des Hofes auch das Volk ansteckten, oder um sich beim Volk be-

liebt zu machen, dessen Schwächen und bösen Neigungen schmeichelten; 5) die Einfalt und Gutmüthigkeit der Nachbarvölker, die sich von den Prahlereien der Franzosen imponiren ließen und ihre Mode nachäfften. Insofern trifft auch uns Deutsche die Schuld.

Niemand kannte die Franzosen besser als Voltaire, in welchem sie selbst ihr größtes Genie verehren. Dieser sagte von den Franzosen, sie seyen halb Affe, halb Tiger, verkündete ihnen aber eben deshalb einen schlechten Ausgang, indem er einmal schrieb: Nous devenons l'horreur et le mépris de l'Europe.

Oberst Stoffel, der bis vor Ausbruch des Kriegs militärischer Bevollmächtigter in Berlin war, und seinen Kaiser vergebens vor dem Kriege warnte, schrieb in seinem äußerst interessanten Militärbericht vom 12. August 1869 Folgendes: „Wenn man nunmehr die sittlichen Zustände beider Länder betrachtet, so muß man anerkennen, daß dieses so scharfblickende, so wachsame und der Aufgabe, die es sich gestellt, sich so bewußte preußische Volk zugleich das am meisten unterrichtete und disciplinirte in Europa ist; daß es voller Saft, Thatkraft und Patriotismus ist, noch nicht verdorben durch das Bedürfniß materieller Genüsse; daß es sich warme Ueberzeugungen und die Achtung vor allem Achtungswerthen bewahrt hat. — Welch ein betrübender Gegensatz! Frankreich hat über Alles gelacht und das Ehrwürdigste findet daselbst keine Achtung mehr. Die Tugend, die Familie, die Liebe zum Vaterlande, die Ehre, die Religion werden einem leichtfertigen und zweifelsüchtigen Geschlecht als Gegenstände des Spottes dargestellt. Die Theater sind Schulen der Schamlosigkeit und Unflätigkeit geworden. Von allen Seiten träufelt das Gift, Tropfen um Tropfen, um die Organe einer unwissenden und entnervten Gesellschaft, die weder die Einsicht noch die Thatkraft besitzt, um sich bessere, auf Recht und Gerechtigkeit gegründete Einrichtungen zu geben, die dem Geiste unserer Zeit angemessen, aber vor Allem geeignet wären, sie unterrichteter und sittlicher zu machen. So schwinden allmälig alle schönen Eigenschaf-

ten der Nation dahin; der Edelmuth, die Loyalität, der Zauber unseres Geistes und der Schwung der Seele verlieren sich, so daß diese edle französische Race sich bald nur noch an ihren Fehlern wiedererkennen wird. Und unterdessen bemerkt Frankreich nicht, wie ernsthaftere Nationen ihm auf der Bahn des Fortschrittes vorauskommen und es auf den zweiten Rang zurückdrängen."

In Brüssel erschien eine Histoire de l'armée de Châlons, worin es heißt: „Wie viel Unheil hatte dieses Lager von Chalons dem wahrhaftigen militärischen Geiste Frankreichs bereitet! Da hatten unsere jungen Offiziere unter festen und comfortablen Zelten, bei stets ohne Mühe gesicherten Mahlzeiten, die falschen Ideen über das Feldleben eingesogen. Da hatte die Intendanz die üppige Verpflegung von Armeen gelernt, aber von unbeweglichen Armeen. Da hatten die Schießübungen der Artillerie uns die Zuversicht auf die stets unbestrittene Ueberlegenheit unserer Geschütze eingeimpft, da hatte die Cavallerie gelernt, Recognoscirungen mit Regimentern mit Escadronsdistance auszuführen. Da hatten die Generale gelernt, wöchentlich einmal zwischen zwei Mahlzeiten zu siegen, da war Lorbeer und Ruhm von denjenigen leicht errungen, die die Gunst dazu bestimmt hatte, große Männer zu werden, wenn an sie auf der festgesetzten Liste die Reihe kam. Das Lager von Chalons war das Treibhaus für die Avancements geworden. Viele derjenigen, welche an unserer Spitze marschirten, waren eben nur die großen Krieger des kleinen Mourmelon. Es genügte zuweilen, einen Sieg errungen zu haben — im Lager von Chalons. Wie weit waren wir davon entfernt, zu handeln, wie General v. Moltke, der Terrainstrecken mit denjenigen Offizieren durcheilte, welche er in seiner Schule bilden wollte, indem er sie auf den Feldern die Strategie und die Kenntniß des Terrains lehrte und sie während langer, arbeitsvoller Jahre neben sich beobachtete, ehe er den Ausspruch that: Dieser kann ein General der Armee werden.' Wie weit waren wir von der wahren Nachahmung des Feldlebens entfernt, bei der man all=

jährlich während zweier Monate militärische Märsche ausführt, um die Truppen lagern zu lehren und sie unterhalten und verpflegen zu lernen! Bei dergleichen Uebungen entwickeln sich die militärischen Talente und kann ein General nach ernster Prüfung, nicht nach oberflächlicher und oft vorgefaßter Meinung, die geeigneten Candidaten erwählen. Durch dieses Mittel würde man auch die vollständige Unfähigkeit mancher Offiziere für den Krieg erkennen. Dieses in freier Luft gewonnene Urtheil würde gestatten, eine heilsamere Wahl zu treffen, als in den Vorzimmern der Minister oder an der Tafel der Tuilerien, und dem Lande brauchbare und energische Generale sichern."

Der Engländer John Coleridge sagte im März in einer Wählerversammlung zu Exeter: „Von den Zeiten Ludwigs XIV. ab war Frankreich der große europäische Störenfried; ich kann daher nicht bedauern, daß das Götzenbild der französischen Gloire so erbarmungslos in Stücke geschlagen worden ist. Im Gegentheil freue ich mich darüber, denn es ist selbst zu Frankreichs Bestem. Man kann allerdings behaupten, daß nun der Gegenstand unserer Besorgniß gewechselt habe, daß Deutschland in Zukunft zu der schrecklichen Geißel werde, die Frankreich in der Vergangenheit war. Aber ich glaube dieß nicht. Ich fürchte nichts derart, ich habe Vertrauen zur deutschen Geschichte und zum deutschen Volkscharakter, und meiner Ansicht nach wird die Welt sich binnen Kurzem unsäglich erleichtert fühlen, indem an der Spize des europäischen Festlands eine große, tapfere und entschlossene, aber friedlich gesinnte Nation steht, anstatt einer Nation, die gleichfalls groß, tapfer und entschlossen, aber kriegerisch rastlos und angriffssüchtig ist."

Troz allem, was vorgefallen ist, sollen wir Deutsche unsere Gemüthsruhe und geistige und sittliche Ueberlegenheit auch darin bewähren, daß wir die im Kriege geübte Großmuth gegen einen allerdings boshaften Feind auch im Frieden bewähren, an der französischen Nation, wie viele schlechte Elemente wir in ihr auch haben

bekämpfen müssen, doch nicht verzweifeln und es den wohlwollenden und verständigen Franzosen nicht sauer machen, sich wieder mit Deutschland zu versöhnen. Vielleicht kommen sie noch zu der Einsicht, daß ein dauernder Friede und möglichst treues Zusammenhalten der romanischen mit der germanischen Race die beste europäische Politik ist.

Wir Deutsche selbst können jedenfalls auf den großen Krieg nur mit Genugthuung zurückblicken. Er wurde uns aufgedrungen, wir hatten ungeheure Verluste *), edles deutsches Blut wurde in Strömen vergossen, aber wir siegten, und der nationale Gewinn war so großer Opfer werth. Aus dem vergossenen Blut ist unser Volk, ist unser Reich verjüngt und stärker als je hervorgegangen.

Es bleibt uns nun noch übrig einen Blick auf die Wirkungen zu werfen, welche der große Krieg auch außerhalb Frankreich in Deutschland, Italien und bei den neutralen Mächten hervorgerufen hat.

---

*) Nach einer im preußischen Kriegsministerium für das Invalidengesetz ausgearbeiteten Denkschrift betrugen die Verluste:

I. Offiziere:

	todt	verwundet	vermißt	Summa
Nordd. Bund	918	2972	30	3920
Bayern	156	564	—	720
Württemberg	25	64	—	89
Baden	22	132	—	154
Großh. Hessen	44	63	—	107
	1165	3795	30	4990

II. Unteroffiziere und Soldaten:

	todt	verwundet	vermißt	Summa
Nordd. Bund	14839	71792	5902	92533
Bayern	1524	10217	—	11744
Württemberg	664	1688	—	2352
Baden	423	2578	263	3264
Großh. Hessen	681	1467	—	2148
	18131	87742	6165	112,038

Elftes Buch.

Die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums.

Wir Deutsche haben oft Kriege mit Frankreich führen müssen, weil uns die Franzosen seit drei Jahrhunderten wiederholt anfielen, und immer blieben sie stark genug, um ihre räuberischen Angriffe auf uns erneuern zu können, weil wir Deutsche nicht einig waren. Deshalb hatten alle jenen frühern Franzosenkriege keine tiefergreifende welthistorische Bedeutung. Das Verhältniß des übermüthigen Frankreich zu Deutschland blieb wesentlich das nämliche. Das hat nun aufgehört. Der letzte Krieg mit Frankreich hat ungleich größere Bedeutung, als jeder frühere, und bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Europas. Denn wir Deutsche haben endlich frischweg den alten Fehler abgelegt, dem lange von uns selbst an uns begangenen Unrecht entsagt und sind als Nation wieder eins geworden. Das gemeinschaftlich vergossene Blut hat dies Wunder bewirkt. Die schöne Einheit der deutschen Heere in Frankreich wirkte zurück auf das ganze deutsche Volk und seine Fürsten. Ein unwiderstehlicher Zug zur Nationaleinheit brach alle bisherigen Hindernisse nieder.

Die Initiative in Bezug auf die künftige deutsche Reichsverfassung ergriff Bayern. Das war auch sehr natürlich. Das bisherige Verhältniß der süddeutschen Staaten zum norddeutschen Bunde war erst ein unreifes. Preußen hatte wiederholt erklärt, es sey

einstweilen mit dem Zollverein und mit den Schutz- und Trutzbündnissen zufrieden und werde nie einen Druck auf die süddeutschen Staaten ausüben, sondern ruhig abwarten, ob sie nicht selber kommen und sich dem Nordbund näher anschließen würden. Zu dem letztern Schritte gab nun die Waffenbrüderlichkeit im großen Kriege von 1870 die schicklichste Veranlassung. Der König von Bayern hatte sich mit Wärme der deutschen Sache hingegeben, seine Bayern hatten an der Seite der Preußen Wunder der Tapferkeit verrichtet, überall mitgekämpft und mitgesiegt. Es war ein Blutbund zwischen Preußen und Bayern geschlossen worden auf dem Schlachtfelde, den die Diplomaten am grünen Tisch nur noch zu besiegeln hatten. Weil Graf Bismarck selbst im Hauptquartier des Königs von Preußen verweilte, mußte ihn Staatsminister von Delbrück in Berlin einstweilen als Bundeskanzler vertreten und kam, von Bayern dazu eingeladen, am 21. September nach München, um die bayrischen Reichsverfassungsvorschläge entgegenzunehmen. Er selbst hatte keine mitgebracht. Der Enthusiasmus unter den nationalgesinnten Münchnern war groß. Als Delbrück am 23. vom Schlosse Berg, wo er den König gesprochen hatte, nach München zurückkehrte, wurde er mit ungeheurem Jubel empfangen. Man ließ im Voraus den deutschen Kaiser leben. Da dies aber doch zu voreilig erscheinen und manchem sog. Patrioten in Bayern Anstoß geben mußte, brachte Delbrück vom Balkon seines Gasthofes aus mit feinem Takt ein Hoch dem deutsch gesinnten König Ludwig aus, dessen bundestreuem raschem Entschluß allein das Erringen der glänzenden Erfolge des gegenwärtigen Krieges zu verdanken sey.

Magistrat und Gemeindebevollmächtigte von München verlangten am 19. September den Anschluß Bayerns an den Norddeutschen Bund. Viele andere Gemeinden folgten nach. Es war ein gewaltiger Umschwung im Bayerlande. Der berühmte Abgeordnete Völk drückte noch am 10. Oktober in einer Volksrede zu Traunstein die damalige Stimmung aus, wies am Faden der Geschichte

nach, wie die Selbständigkeit Bayerns immer nur eine illusorische gewesen sey, sofern es sich bald von Oesterreich, bald von Frankreich habe müssen bevormunden und befehlen lassen, pries das natürliche Recht und die Pflicht der Deutschen, einig zusammenzustehen, und sagte dem König Ludwig II. innigen Dank für seine bisherige treffliche deutsche Haltung unter ungeheuerm Jubel der Zuhörer.

Auch hörte man aus ganz Bayern Berichte über den Umschlag der Gesinnungen beim Landvolk, veranlaßt durch die Briefe, die ihm seine tapfern Söhne aus Frankreich schrieben. Man meldete aus München am 26. September: „Lutherisch san mir nit worden in dem Krieg, aber preußisch. Dös könnts dem Herrn Pfarrer sag'n, weil er bei unserm Ausmarsch gar so a Angst g'habt hat um unser Seelenheil. Die Preußen san gar brave Kameraden und halten mit uns dringest zusammen, wo's auf die Franzosen losgeht. Das san a falsch Volk, ob's wohl katholisch seyn wollen, wie die Bayern; d' Preußen machen koa Kreuz, san aber doch christlich. Der Herr Pfarrer hät's nur seh'n soll'n dort bei Sedan, wie preußische Jäger neben uns nach der Schlacht a geistliches Lied g'sungen hab'n und die Musik hat dazu g'spielt. Wir hob'n alle g'juchzt aus Freud, aber glei a aufg'hört, wie die Preußen z'singen ang'fangt hob'n, g'schamt hob'n wir uns a a weni, denn uns is koa Lied eing'falle, dös so rühri war wie das von den Preußen! — Also lautet der Brief eines oberländer Buben, der bei dem landsberger Jäger-Bataillon steht, sein Vater las denselben am letzten Markttag im blauen Bock zu München mehrere Male vor und fand der Inhalt allgemeinen Beifall. Der Umschlag in der Stimmung Altbayerns gegen unsere norddeutschen Stammesgenossen macht sich nicht allein in den Siegesfestivitäten, die allenthalben veranstaltet werden, bemerkbar, sondern auch in den Privatunterhaltungen."

Unter diesen Umständen kam eine Spaltung in die bisherige Kammermehrheit der sog. bayerischen Patriotenpartei. Nach dem Vorgang des Präsidenten Weiß trennten sich am Ende des Oktober

die Gemäßigten von den Unversöhnlichen. Aber auch diese letztern, vertreten durch die Donauzeitung, ergoßen sich in Wuth über Oesterreich, welches sie im Stich gelassen habe, und erklärten, auch sie wollten sich an das neue deutsche Reich anschließen, aber nur um mit den norddeutschen Katholiken und Conservativen vereint für Rom zu wirken.

Unterdeß wurde in Versailles am Hoflager des Königs von Preußen zwischen Bismarck und den Ministern der süddeutschen Staaten, nachdem sich auch Württemberg, Hessen und Baden mit Bayern übereinstimmend erklärt hatten, über den Anschluß der letztern an Norddeutschland unterhandelt. Man kam nicht gleich zu Stande, weil Bayern sich eine Sonderstellung im deutschen Reiche vorbehielt. Endlich glich man sich aus, so daß am 1. Dezember sämmtliche Verträge der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde vom Bundesrath in Berlin ratificirt werden konnten. Die Zustimmung der Stände, wie im Norddeutschen Reichstag, so in den süddeutschen Landtagen erfolgte in den nächsten Monaten. Baden war längst deutsch gesinnt, auch Darmstadts Bevölkerung, während die Regierung sich wenigstens den Umständen fügte. In Württemberg war die demokratische Kammermehrheit durch Neuwahlen aus dem Felde geschlagen und hatten die Deutschgesinnten gesiegt. Am längsten sträubten sich noch die Schwarzen am bayerischen Landtag, unterlagen aber endlich auch hier bei der letzten Abstimmung. Im Norddeutschen Reichstag machten Liebknecht und Bebel, die Vorsteher internationaler Arbeitervereine, eine freche Demonstration, indem sie zu Gunsten Gambettas und der französischen Republik gegen das ganze Verfahren Deutschlands protestirten. Lange schon Agitatoren der internationalen Arbeitervereine, die auf eine Universalrepublik hinsteuerten, gaben sie sich auch ganz folgerichtig zu Werkzeugen Gambettas her, dessen Presse nicht verfehlte, aus der Mücke einen Elephanten zu machen und die Franzosen zu überreden, sie hätten mitten in Deutschland und selbst im Schooß des Reichstags eine große Partei für sich. Da Bebel und

Liebknecht sich wirklich verrätherischer Verbindungen mit dem Feinde schuldig gemacht hatten, wurden sie verhaftet.

Die neue deutsche Reichsverfassung war eigentlich föderalistischer, als es die bisherige norddeutsche Bundesverfassung gewesen war und in der Einheit weniger stramm zusammengefaßt. Von 58 Stimmen im künftigen Bundesrathe sollte Preußen nur 17 behalten. Aus dem Bundesrath sollte ein ausschließlich auswärtige Angelegenheiten behandelnder Ausschuß nur vom bayerischen, sächsischen und württembergischen Bundesgesandten gebildet werden. Zu einer Verfassungsänderung sollte es nicht mehr wie früher nur zwei Drittel, sondern drei Viertel der Stimmen bedürfen. Eine Kriegserklärung sollte dem Bundesoberhaupt nur mit Bewilligung des Bundesraths zustehen, außer wenn Deutschland angegriffen würde. Bayern behielt sich noch insbesondere seine bisherige diplomatische Vertretung, die eigene Verwaltung seiner Verkehrsanstalten, seine Malzsteuer, seine besondere Gesetzgebung und Verwaltung vor und auch sein Heer sollte nur im Kriege unter dem Befehl des Bundesoberhauptes stehen. In Betreff des Heimaths- und Niederlassungsrechts schloß sich Bayern von der allgemeinen Bundesgesetzgebung aus und endlich erhielt sein Bundesgesandter das Recht, dem Bundesrath zu präsidiren, wenn der preußische Präsident verhindert seyn sollte. Trotz solcher noch allerdings sehr föderalistischen Bestimmungen hatte dieser neue weitere Bund doch große Vorzüge vor dem bisherigen engern norddeutschen Bunde und zwar nicht blos in seiner äußern Ausdehnung, sondern hauptsächlich durch die Verschmelzung süddeutscher und norddeutscher Interessen.

Unterdeß hatte der König von Bayern dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone angetragen, die übrigen Fürsten stimmten zu und am 18. Dezember nahm König Wilhelm zu Versailles, wie oben schon berichtet wurde, die kaiserliche Würde an, womit auch der Name des deutschen Bundes verschwand und der des alten ehrwürdigen deutschen Reichs wieder hergestellt wurde.

Nachdem der glorreiche Krieg beendigt und der Friede beschlossen war, verließ Kaiser Wilhelm am 7. März Versailles, nahm noch Abschied von den süddeutschen Truppen und kehrte dann, begleitet vom Kronprinzen, Prinzen Karl und Graf Moltke über Nanzig, Metz, Saarbrücken, Mainz, Frankfurt, Magdeburg und Weimar nach Berlin zurück. In Nanzig begrüßte ihn General Werder, dem er herzlich für seine Führung der Truppen dankte. In Saarbrücken an der Reichsgrenze empfingen ihn 400 Bürgermeister der Rheinprovinz und überreichten ihm „des Rheinlands Dank" in einer Adresse und einen prachtvollen goldenen Lorbeerkranz. Ueberall unterwegs empfingen ihn die freudigsten Glückwünsche. In Weimar besuchte er seine hohen Verwandten und traf am 17. März im besten Wohlbefinden in Berlin wieder ein, empfangen von der Kaiserin, allen anwesenden Prinzen und Prinzessinnen, vom Grafen Bismarck und dem auch schon zurückgekehrten General von Roon unter unermeßlichem Volksjubel. Ganz Berlin war beflaggt und wurde bei Nacht illuminirt. Am 21. eröffnete der Kaiser den ersten deutschen Reichstag mit einer herrlichen Rede, an deren Schluß er wünschte, dem glorreichen Kriege möge ein eben so glorreicher Frieden folgen. Am 22. wurde sodann der Geburtstag des Kaisers mit solenner Pracht und lebhaftester Theilnahme des Volks gefeiert, wobei auch Prinz Friedrich Karl sich einfand, der glorreiche Feldmarschall, den das Volk mit Begeisterung begrüßte.

Der alte General Steinmetz, der als Gouverneur in Posen fast verschollen war, wurde, als er den neuen Kaiser in Berlin begrüßte, von demselben zum Feldmarschall ernannt mit den Worten: „Dem Manne, dem Ich die Erfolge von 1866 verdanke, der in den letzten Kämpfen so treue Dienste geleistet, gebe Ich den verlangten Abschied nicht. Sie bleiben Chef Meines 37. Regiments und treten zu den Offizieren der Armee; außerdem verleihe Ich Ihnen die höchste Würde der Armee." Auch General Herwarth von Bittenfeld wurde Feldmarschall.

Werfen wir einen Rückblick auf die Politik des neuen deutschen Kaisers seit der Zeit, in welcher er zuerst als Prinz-Regent die Regierung in Preußen übernahm, so stellt sich uns vor allen Dingen fest, daß sein erster Gedanke derselbe war, dem er unausgesetzt treu geblieben ist. Das war der Gedanke, zunächst Preußen durch die Erinnerung an das Jahr 1813 zu stärken und dann erst auch wieder Deutschland durch die erstarkte Macht Preußens dem Ziele seiner Einheit näher zu bringen, den lockern und uneinigen deutschen Bund fester zusammenzuschließen in einem neuen Reiche. Zu diesem Zwecke galt es vor allem, Kraft zu entwickeln. Daher die Armeereorganisation der unumgänglich nothwendige Anfang aller seiner weiteren Operationen seyn mußte. Dabei wählte er sich das tüchtigste Werkzeug aus im Kriegsminister v. Roon. Hierauf mußte er darauf Bedacht nehmen, mit eben so viel Kühnheit als Geschick die preußische Diplomatie zu Gunsten Gesammtdeutschlands am Bundestage und gegenüber den österreichischen, mittelstaatlichen und auswärtigen Intriguen zu lenken, und dazu ersah er sich wieder als das passendste Werkzeug den Herrn v. Bismarck-Schönhausen aus. Es ist nicht wahr, daß ihn Bismarck erst in die Bahn der deutschen Politik hineingeführt habe. Der König hatte sein Programm schon festgestellt und seine wundervolle Heerverfassung schon eingerichtet, ehe er Bismarck auf seinen Posten stellte. Für die oberste Leitung der unvermeidlich bevorstehenden Kriege hatte er sich auch schon ein drittes eben so geniales Werkzeug in dem General v. Moltke vorbehalten.

Waren die Umstände, unter denen er die preußische Regierung antrat, auch die ungünstigsten, so waren doch gerade sie es, die ihn veranlaßten und anspornten, allem aufzubieten, um Preußen aus seiner unnatürlichen und eigentlich schimpflichen Lage durch die Wiederaufnahme der ihm allein natürlichen von den Zollern geerbten Politik herauszureißen. Aus einem kleinen Anfang war Preußen durch die Genialität früherer Kurfürsten und Könige des Hauses Zollern nicht nur zu dem bedeutendsten unter den Staaten Norddeutschlands em-

vorgewachsen, sondern hatte auch schon seit dem Constanzer Conzil Gesammtdeutschland die wichtigsten Dienste geleistet. Aber seit dem Wiener Congreß hatte es, von Feinden und falschen Freunden umlagert, die Macht, die es aus der Begeisterung von 1813 geschöpft, preisgegeben, sich als europäischer Staat von Rußland, als deutscher Staat von Oestreich bevormunden, sogar von den ehemaligen Rheinbundstaaten mißachten, den Schimpf von Olmütz sich gefallen und im Innern eine muthwillige und frivole, ganz in französischer Art zugestutzte Kammeropposition aufkommen lassen, wodurch es trotz seiner soliden Verwaltung und trotz des großen Verdienstes, welches es sich durch Gründung des Zollvereins erworben hatte, doch sehr in der öffentlichen Achtung gesunken war. Preußen mußte sich nothwendig wieder ermannen, wieder den alten Respect einflößen, sich wieder an die Spitze Deutschlands stellen wie 1813, sonst war seine und Deutschlands ganze Zukunft gefährdet.

König Wilhelm schlug mit tiefstem Verständniß seiner Zeit und mit wärmstem Gefühl für die deutsche Sache den einzig richtigen Weg ein. Das Ziel bezeichnete er. Die großen Männer, deren politische wie strategische Operationen Deutschland diesem Ziele zuführten, stellte er an ihren Platz. Noch ist das Jahrzehnt nicht vergangen und in so überraschend kurzer Zeit ist Deutschland zur ersten Macht in Europa erhoben, man darf wohl sagen, ein welthistorisches Wunder vollbracht worden.

Wie Kaiser Wilhelm zum erstenmal wieder die Reichseinheit im Innern herstellte, so war er auch wieder der erste Mehrer des Reichs. Im Innern stärkte er die Einheit, indem er die Vielstaaterei einschränkte und Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt, Holstein und Lauenburg mit Preußen vereinigte. Von außen erwarb er die bisher vom deutschen Bunde getrennt gewesenen Länder Schleswig, Elsaß und Deutsch-Lothringen. Durch den Erwerb der beiden Elbherzogthümer wurden erst die deutsche Flotte und Marine zu einer Wahrheit; durch den Erwerb von Elsaß und Lothringen

wurde unsere natürliche und strategische Grenze gegen Frankreich endlich wieder gesichert.

Unser Recht auf Elsaß und Lothringen ist von der deutschfeindlichen Presse sophistisch bestritten worden, allein es versteht sich von selbst, daß der rechtmäßige Eigenthümer, was ihm gestohlen worden ist, wieder zurücknehmen darf. Ebenso würde es sich von selber verstehen, daß, wenn die Franzosen uns vollends das ganze linke Rheinufer haben rauben wollen, wie sie das so oft verkündet haben, wir ein eben so gutes Recht gehabt hätten, ihnen nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern dazu auch noch französisch redende Departements abzunehmen. Für unser Recht spricht die Nationalität, der uralte Verband Elsaß und Lothringens mit dem deutschen Reiche, und dazu ist auch noch das Recht der Wiedervergeltung, das Recht des Stärkern und der Eroberung und das natürliche Recht, uns gegen den bösen Nachbar, der uns nie in Ruhe lassen will, gehörig zu schützen, auf unserer Seite. Was die Elsäßer und Lothringer selbst betrifft, so sind sie Deutsche und bleiben Deutsche. Die angeborene Race macht es aus und nicht der fremde Anstrich. Die unter ihnen, welche gern Franzosen bleiben möchten, sollen hinüber nach Frankreich auswandern, wir brauchen sie nicht, und hätten sogar das Recht, sie fortzujagen, nachdem auch alle Deutschen aus Frankreich ausgewiesen worden sind. Die noch gut deutsch gearteten Elsäßer und Lothringer aber werden bald inne werden, wie viel besser sie daran sind, wenn sie mit ihren Stammgenossen wieder vereinigt unbehindert deren Tugenden theilen und sich von der Befleckung der französischen Corruption wieder reinigen können.

Obgleich schon Ludwig XIV. scharfe Dekrete erließ, um Elsaß zu degermanisiren, und sogar im Jahr 1685 den Weibern ihre deutsche Tracht verbot, was der Convent 1793 wiederholte, blieb das Volk doch gut deutsch. Unter Ludwig Philipp erneuerte sich die Unterdrückung des deutschen Elements und war härter als unter dem ersten Napoleon, denn dieser große Corse theilte den fran-

zösischen Nationalhaß gegen die Deutschen nicht, sondern betrachtete vom internationalen Standpunkt des Imperators aus die Deutschen als seine eben so guten Unterthanen als die Franzosen. Ludwig Philipp dachte wieder nur französisch und ließ z. B. in Weißenburg die deutschen Lehrbücher wegnehmen. Auch der zweite Napoleon befolgte dieses System. Noch 1865 wollte der Cultminister Duruy die deutsche Sprache in Elsaß und Lothringen ausrotten. Die Lothringer versicherten: „Die Lücke zwischen Saarlouis und Landau hat die französische Brust der Deutsch-Lothringer zum Walle. Niemals, niemals wird Preußen uns beherrschen.“ Aber diese alberne Versicherung, sie trügen in ihrem deutschen Leibe ein französisches Herz, genügte der Regierung nicht. Der Präfect des Mosel-Departements decretirte am 25. November 1868: „Wir wollen Franzosen seyn, nicht Deutsche. Die Ausrottung unseres deutschen Idioms ist ein großer Vortheil für Religion und Sittlichkeit.“

Verrückter konnte sich die Vaterlandsvergessenheit nicht ausdrücken. Doch so dachten nicht alle Deutsche unter französischer Herrschaft. Die protestantische Gemeinde Ruprechtsau bei Straßburg ließ über der Thür ihrer neuen Kirche eine offene Bibel anbringen und wollte ihr die Inschrift geben: „Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“ Der Präfect befahl eine französische Inschrift, das wollte die Gemeinde nicht und so blieb die Bibel leer.

Besonders klagte man im Elsaß unter der französischen Herrschaft über den schlechten Zustand der Schule. Die Verbesserung derselben, die Einführung guten deutschen Schulunterrichts war eine der ersten Sorgen der neuen deutschen Regierung. Ein französisches Blatt schrieb: „So ist also das eroberte Elsaß wenige Monate später im Besitz der Reformen, welche die republikanische Partei für ganz Frankreich seit 20 Jahren anstrebt und die den Konservativen stets zu revolutionär erscheinen, um sie ohne Gefahr in's Leben zu rufen! Werden wir nun endlich unsere thatsächliche Inferiorität und die Ursachen unserer Niederlage erkennen?“

Indem wir Elsaß wieder nehmen, müssen wir uns in's Gedächtniß zurückrufen, wie wacker sich einst die Straßburger Bürger unter ihrem Ammeister Dietrich gegen alle Verführungs- und Angriffsversuche Frankreichs gewehrt haben, bis die Stadt, die vom deutschen Reich im Stich gelassen war, durch den Verrath elender, von Frankreich erkaufter Menschen an Ludwig XIV. ausgeliefert wurde. Dem Verrath aber ging eine Selbstvergessenheit der Deutschen und Hingabe an die französische Mode voran. Johannes Schmid, damals Präsident des lutherischen Kirchenconvents und Professor der Theologie in Straßburg klagte in einer noch erhaltenen Predigt: „Man hat, Gott erbarms, die welsche Unart allzu sehr einreißen lassen, große Höflichkeiten gebraucht, aber aus untreuem Herzen welsche Ceremonien eingeführt, krumme Hände und Füße gegen einander gemacht, also sind auch die Gemüther in die welschen krummen, von den alten teutschen schlichten Wegen abgewichen und geht jetzo, wenn ihr zween zusammenkommen, oftmals krumm wider krumm, oder wie Jeremias 9. 5. sagt: Ein Freund deutet den andern und redet kein wahr Wort. Höret ihr verstockten Teutschen, wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht seyn, wenn ihr schon alle eure besten politischen Anschläge zusammentragt und die Sache auf's klügste angreift Friede zu machen, meinet, jetzt habt ihr die Sache bei allen fünf Zipfeln gefaßt, so wird es doch zu nichte werden. In dieser finstern Kriegsnacht werdet ihr sitzen und verderben. Denn wenn die gottlose Politik unter und mit dem welschen und teutschen Complimentiren, Betrug, Falschheit, Ehrgeiz, Geldgeiz, Eigennutz, schnöde Wollust überhand nimmt, kann Gottes Segen über gemeiner Stadt nicht walten!" Neben ihm wirkte sein College Professor Danhauer, der eben so kraftvoll gegen das Welschthum predigte und darunter nicht blos Ludwig XIV. sondern auch die Jesuiten meinte, denn wenn diese nicht die Reformation verhindert und dadurch Deutschland getheilt und geschwächt hätten, so würden auch die französischen Könige niemals einen Vorrang über den

deutschen Kaiser erlangt haben und würden niemals bis zum Rhein vorgedrungen seyn. „Wollte Gott, sagte Danhauer in einer gleichfalls noch erhaltenen Predigt, wir wären in so gesegneter Ordnung geblieben bei unsern Großvätern, die das Wort mit Freuden angenommen, Teutschland stünde noch als eine erschreckliche Amazone für ihren Feinden, aber seit den gefährlichen Reisen in Welschland ist uns die Welschsucht ankommen und lassen Jammers ein Anfang worden. Da man sich an den päpstlichen Baal Peor gehängt, durch Heuchelei, durch Favor, durch unzeitige Liebe, da man sich an der römischen Dam vergafft und ihr einen Kuß gegeben, ja mancher mit der französischen Midianitin gescherzt, daß er sich vor der Sonne schämen muß, die alles an's Licht bringen wird. Daher kommt aller Jammer und Noth. Welsche Künste und Leichtfertigkeiten, die heillose Zungenmusik, die abgöttischen Gedichte, die leichtfertigen Lieder und sinnlose welsche Musik meidet und laßt ungesungen. Gott gebe großmüthigen Potentaten in Sinn, bei nächstem Reichstag die Proposition zu thun, wie der Papst nach Welschland gesperrt und die Allamoderei abgeschafft werden möchte!"

Heute nach fast zweihundert Jahren, lesen wir mit innigem Vergnügen, was jetzt ein im Elsaß hochgeachteter Mann von der Wiederaufnahme des schönen Ländchens in das deutsche Reich geschrieben hat. Graf von Dürckheim-Montmartin befand sich unter der Deputation, welche das Elsaß nach Berlin zum Kaiser Wilhelm geschickt hatte, und schrieb von da an den niederrheinischen Courier: „Die geschlagenen Wunden zu heilen, ein die Gemüther versöhnendes, die Interessen sicherstellendes Regime einzuführen und das Land nicht als ein erobertes, sondern als ein mit Deutschland in jeder Hinsicht gleichberechtigtes zu behandeln, schien mir der ernste Wille aller derer, welche jenseit des Rheines irgend einen Einfluß auf unsere Zustände ausüben. Aber nicht nur von den höheren Regionen der Regierung und Verwaltung, sondern auch von jedem gebildeten und denkenden Deutschen, mit welchem wir in Berührung

kamen, sind uns unvergeßliche Beweise der innigsten Theilnahme und Sympathie gegeben worden. Namentlich die würdigen Abgeordneten der verschiedenen Staaten, welche wir zahlreich kennen lernten, bezeigten uns, gleichviel welcher politischen Richtung sie angehören, ihre warmen, brüderlichen, ganz uneigennützigen Gesinnungen, so daß wir fest überzeugt bleiben, daß auch in der Volksvertretung unsere elsässer Sache eine aufrichtige, kräftige Stütze gefunden hat. Die Grenzen, die ich dieser kurzen Mittheilung stecken muß, erlauben mir nicht, in nähere Details einzugehen; ich kann nur Folgendes schließlich beifügen: Die Beschlüsse, welche noch ferner gefaßt werden können — ja, ich kann sagen: das ganze Verfahren gegen unser Elsaß wird bald beweisen, daß ich mich nicht getäuscht und daß, wenn jenseits der Vogesen hinter uns leider Alles morsch und faul zusammensinkt, jenseits des Rheines eine gesunde Kraft vor uns steht, an die wir uns pflichtgemäß zum Heile unseres Landes unbedingt anschließen müssen, wenn wir wollen, daß auch unser Elsaß einer kräftigen Zukunft theilhaftig werde."

Elsaß und Lothringen bekamen sogleich nach ihrer Besitzergreifung eine deutsche Verwaltung, die mit größter Schonung verfuhr. Auch wurden Vertrauensmänner aus der Bevölkerung selbst zu Rathe gezogen, damit auf's Beste für sie gesorgt werde. Die Amtssprache wurde wieder deutsch, auch in den Volksschulen der deutsche Unterricht obligatorisch. Nur einige Professoren des Straßburger Liceums erhielten den Befehl das Land zu verlassen, weil sie erklärten, sie wollten keine Deutschen seyn, sondern Franzosen bleiben. Am meisten lamentirten die Fabrikanten in Mühlhausen, die ihren Hauptabsatz bisher in Paris gefunden hatten und fortan durch eine Zollgrenze von Frankreich getrennt seyn sollten. Man machte sich deutscherseits daher zur Pflicht, ihnen den ferneren Verkehr mit Frankreich zu erleichtern, oder ihnen einen Ersatz zu verschaffen; jedenfalls wurden die Elsäßer und Lothringer, indem sie zu Deutschland kamen, von der bisherigen Steuerlast sehr erleichtert. Nach

dem Bericht des Generaldirektors der Landwirthschaft, J. de Morny de Mornay, über die Ackerbau-Enquete beträgt die vom Elsaß aufzubringende Grundsteuer 782,045 Thaler, während die preußische Grundsteuer auf dieselbe Fläche (866,116 Hectaren) nur 347,020 Thaler betragen würde. Die Zuckerrübensteuer und andere Steuern sind in Preußen wesentlich kleiner, als in Frankreich. Die Spiritussteuer brachte 1865 dort 21,333,935, in Preußen dagegen nur 10,372,180 Thaler, die Getränkesteuer überhaupt 63, im Norddeutschen Bunde 1869 nur 18⅓ Millionen Thaler.

Da in Deutsch-Lothringen infolge des Kriegs eine Hungersnoth eingetreten war, wurden den Bewohnern durch Privatwohlthätigkeit aus Schwaben eine Masse Lebensmittel aller Art in langen Wagenzügen zugeführt, alles freiwillige Gaben Deutscher an ihre wiedergewonnenen Brüder. Eine Anzahl Schulzen aus Lothringen kamen im April 1871 nach Schwaben, um dafür zu danken, und Pfarrer J. Winter aus Finstingen drückte diesen Dank im Namen seiner Mitbürger in einem Schreiben an den Schwäb. Merkur mit herzlichen Worten aus: „Wir werden laut und freudig verkünden, daß uns bei unsern deutschen Brüdern in Schwaben heimathlich zu Muthe geworden ist, fast wie lange verlorenen Kindern, die ihre rechte Mutter wieder gefunden haben. Unsere Stimme wird wohl nicht überall durchdringen, sie wird aber gewiß auch hie und da eine gute Stätte finden. Auch sind wir fest überzeugt, daß Elsaß nicht lange widerspenstig bleiben wird: seine deutsche Abstammung kann es ja doch einmal nicht verleugnen und Liebe muß Liebe erzeugen."

Es hieß eine Zeitlang, Weißenburg mit einem kleinen Distrikte werde an Bayern kommen, was aber großen Widerspruch in der Presse fand. Auch Preußen sollte das Elsaß und Lothringen nicht für sich bekommen, sondern nur einstweilen als Reichsland und im Namen des deutschen Reichs verwalten. Die noch im Reichstag schwebende Frage wegen des Rechtstitels, unter welchem Elsaß

künftig verwaltet werden soll, wird keine Schwierigkeit bereiten, da die Hauptsache, daß Elsaß wieder deutsch ist, genug gesichert ist. — Bismarck's Wunsch, die Diöcesen in Elsaß und Lothringen von den französischen Erzbisthümern abzutrennen, findet, wie es heißt, noch Widerspruch im Vatican, dieser wird jedoch wohl mit manchem andern gehoben werden.

Zwölftes Buch.

Ende der weltlichen Papstgewalt.

Das wichtigste Ereigniß in Italien war während des großen Krieges in Frankreich die Besitznahme Roms durch die Truppen des Königs Victor Emanuel, die Einverleibung des Kirchenstaats in das Königreich Italien und das einstweilige Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. Dieses Ereigniß war die natürliche Folge der furchtbaren Niederlage, welche das französische Kaiserthum erlitt, erfolgte daher auch unmittelbar nach der Gefangennahme Napoleons III. bei Sedan. Beide Ereignisse standen auch in einem innern Zusammenhang. Schon im Eingange des vorliegenden Werks ist erörtert worden, daß der französische Imperator in der Erwartung, Italien, Oesterreich und das größtentheils katholische Süddeutschland werde sich mit ihm zur Niederwerfung des Norddeutschen Bundes vereinigen, den Krieg muthwillig angefangen habe, während zugleich das lang vorbereitete und von den Jesuiten gelenkte Concil dem Papste die Infallibilität und in Sanctionirung des Syllabus die Berechtigung, über alle Fürsten und Völker der Erde zu gebieten, verliehen habe. Wenn nun die katholische Trippelallianz unter der militärischen Oberleitung Frankreichs das größtentheils protestantische Norddeutschland würde niedergeworfen haben, so sollte der Papst den Siegern die Weihe der

Kirche ertheilen, den staatlichen Sieg zu einem confessionellen und Racensiege, zu einem neuen glänzenden Triumph der romanischen Race über die germanische machen. Napoleon III. vermaß sich, den Frieden erst in Königsberg schließen zu wollen, worin angedeutet lag, er werde, mit Oesterreich im Bunde, auch das katholische Polen in seiner alten Größe herstellen. So war der Plan gemacht, dessen Ausführung aber gleich anfangs auf Hindernisse stieß. Denn erstens schlossen sich die süddeutschen Staaten nicht an Frankreich, sondern ehrlich den Augustverträgen gemäß dem großen deutschen Nationalinteresse treu an Norddeutschland an, und zweitens wurde Oesterreich durch die drohende Haltung Rußlands veranlaßt, die Trippelallianz mit Frankreich lieber nicht einzugehen, sondern neutral zu bleiben, was Italien ebenfalls that.

Am 13. Juli 1870 nahm das Concil in Rom das neue Dogma an. Am 19., also nur sechs Tage später, empfing der König von Preußen die französische Kriegserklärung. Am gleichen Tage zog Napoleon III. seine Truppen unter General Dumont aus Rom zurück und Victor Emanuel mußte sich dagegen verpflichten, den Schutz des Papstes zu übernehmen. Diese Maßregel war darauf berechnet, den König von Italien in die Trippelallianz hineinzuziehen und zugleich die Liberalen in Frankreich, Italien und Deutschland zu beruhigen und über das letzte Ziel des Jesuitenplans zu täuschen. Aus demselben Grunde kündigte Oesterreich am 30. Juli dem Papste das Concordat auf, denn es beruhigte dadurch die Liberalen im eigenen Lande, wie auch in Süddeutschland, und erleichterte sich dadurch den Eintritt in die Trippelallianz, so lange es überhaupt noch hoffen konnte, dieselbe werde zu Stande kommen.

Da sie nun aber nicht zu Stande kam, Frankreich besiegt und Napoleon bei Sedan gefangen wurde, entschloß sich Victor Emanuel rasch, den günstigen Augenblick zu benutzen und das von den Franzosen nicht mehr beschützte Rom trotz der Schutzverpflichtung, die er

dem Papst gegenüber übernommen hatte, zu besetzen und den Kirchenstaat zu säcularisiren. Das gänzlich darniedergeschlagene Frankreich konnte ihn nicht mehr daran hindern. Der fromme General Trochu bezeugte zwar in einem Schreiben dem Papste seine wärmste Theilnahme und ließ ihn hoffen, Frankreich werde später seinen Schutz wieder übernehmen; Jules Favre dachte aber ganz anders, wollte sich die Freundschaft des Königs von Italien erhalten und sprach ihn förmlich vom Septembervertrage los. Oesterreich hatte eben erst das Concordat annullirt, hatte noch ein liberales Ministerium, wollte gut mit Italien stehen und konnte allein und ohne Frankreichs Hülfe für den Papst nichts thun, ließ also den Dingen ihren Lauf.

Dem König von Italien kam es zu statten, daß ihn damals gerade die republikanische Partei in Italien am wenigsten genirte. Denn erstens war es derselben doch lieber, wenn der weltliche König mit seinem frivolen Ministerium, als wenn der Papst mit seinen Jesuiten in Rom herrschte. Zweitens hatte sich der alte schlaue Mazzini bei seinen Wühlereien in Süditalien endlich einmal fangen lassen, der König aber ließ ihn, um keiner Rache dafür ausgesetzt zu werden, großmüthig wieder frei und verpflichtete ihn nur, das Land zu meiden und sich nach England zurückzuziehen. Drittens wurde er glücklicherweise auch den alten Garibaldi los, denn derselbe ließ sich, wie oben erzählt ist, zu einer theatralischen Heldenrolle in Frankreich verlocken und hörte dadurch auf, für Italien gefährlich zu seyn. Viertens wurde Victor Emanuel auch noch dadurch vom Glück begünstigt, daß die monarchisch gesinnte Mehrheit der Cortes und die provisorische Regierung in Spanien unmittelbar, nachdem die Republik in Frankreich ausgerufen worden war, um den spanischen Republikanern, die Frankreich nachahmen wollten, zuvorzukommen, die so lange verzögerte Königswahl rasch vornahmen. Der erste beste Prinz war ihnen recht, nur um die monarchische Staatsform zu retten, und so machte man geschwind

Victor Emanuel's Sohn, den jungen Prinzen Amadeo, zum König von Spanien.

Als Victor Emanuel bereits am 6. September eine Armee unter dem Befehl des General Cadorna ausmarschiren ließ, um sich des Kirchenstaats und der Stadt Rom zu bemächtigen, standen dem Papst nur noch etwa 9000 Mann unter dem General Kanzler zur Verfügung, denn ein großer Theil seiner bisherigen Armee hatte sich aufgelöst. Sowohl die Franzosen, als die Deutschen unter derselben kehrten in ihre Heimath zurück, um sich ihren vaterländischen Armeen einzureihen. Der Papst hatte nicht verfehlt, sich schon am Ende des Juli an den König von Preußen zu wenden und sich eventuell seinem Schutze zu empfehlen. Die Antwort war eine wohlwollende; doch war es weder die Aufgabe Preußens, noch der geeignete Augenblick, in Italien zu interveniren. Am 8. September richtete Victor Emanuel ein ehrerbietiges Schreiben an den Papst, worin er bedauerte, daß „die Sicherheit Italiens die Besetzung Roms durch die italienischen Truppen nothwendig mache", er ihm aber zugleich die Erhaltung seiner geistlichen Gewalt und seiner persönlichen Freiheit zusicherte. Es war nicht daran zu denken, daß sich der Papst mit weltlichen Waffen erfolgreich gegen Victor Emanuels Uebermacht hätte vertheidigen können, da in Rom selbst eine zahlreiche republikanische Partei den Sturz des Papstthums kaum erwarten konnte. Da aber der Papst gegen die gewaltsame Besitznahme Roms als gegen ein Sacrilegium protestirte, wollte auch die treue kleine Schaar seiner Truppen sich nicht ergeben, noch weichen ohne Kampf. Nachdem nun Cadorna am 20. September Rom cernirt hatte, erfolgte ein glücklicherweise nur kurzer Kampf, in welchem Cadorna nur 24 Todte und 117 Verwundete verlor, da Kanzler doch nicht zu siegen vermochte und den Kampf noch zur rechten Zeit abbrach.

Die italienischen Truppen hielten nun ihren Einzug in Rom und ließen zwar dem Papste die Peterskirche, den Vatican und

Trastevere unberührt, bemächtigten sich aber, wie des ganzen Kirchenstaats, so auch der Stadt Rom mit der Engelsburg und dem größern Stadttheil diesseits des Tiber, setzten die bisherige Verwaltung ab und richteten im Namen des Königs ein weltliches Gouvernement ein, an dessen Spitze General Lamarmora trat. Cardinal Antonelli schrieb zwar schon am 28. September an alle europäischen Mächte Proteste und Bitten um Hülfe, empfing aber von allen ohne Ausnahme nur Antworten, in denen herzliches Bedauern und Theilnahme ausgedrückt war, eine Hülfe aber nicht zugesichert wurde. In Rom selbst erlaubte sich nicht nur der republikanische Pöbel grobe Verhöhnungen des Papstthums, sondern fiel auch ein großer Theil des Adels vom päpstlichen Hofe ab, um sich dadurch desto mehr beim Hofe Victor Emanuels einzuschmeicheln, ein echt romanisches charakterloses Volk, dem der Heiligenschein immer nur Maske gewesen war.

Der Papst ließ sich inzwischen durchaus nicht beunruhigen, noch gab er auch nur im allergeringsten Punkte nach. Die ehrfurchtsvollen Anerbietungen des Königs Victor Emanuel wies er als Heucheleien mit Verachtung von sich und riskirte nichts dabei, denn er wußte wohl, der König würde aus Furcht vor den katholischen Bevölkerungen und Regierungen außerhalb Italien die persönliche Freiheit des Papstes und seiner Hofhaltung und Dienerschaft in Rom nicht antasten. Auch machten ihm die Jesuiten Muth. Diese Gesellschaft besaß dieselbe Zähigkeit und Rührigkeit wie die ihr diametral entgegengesetzte internationale Revolutionspropaganda, nur war sie klüger, heimlicher, verschlagener. Der ungeheure Schlag, der die Partei getroffen, indem zu gleicher Zeit der romanische Cäsar und der romanische Pontifex durch die Siege der Deutschen entwaffnet wurden, hat sie doch nicht um die Besinnung gebracht. Mit längst erprobter Rührigkeit und Schlauigkeit haben sie das an einem Ort zerrissene Netz gleich wieder an einem andern angesponnen. Sowohl die Gründung des neuen

deutschen Reichs, als die Depossedirung des Papstes gab ihnen Anhaltspunkte dafür. Ein bayrischer sog. Patriot schwatzte das Geheimniß der neuen Instruktion aus: Wir Ultramontane wären in Bayern isolirt und ohnmächtig, im weiten deutschen Reich aber können wir mit allen andern Ultramontanen in Deutschland verbunden, eine Macht werden. Also wählen wir getrost in den deutschen Reichstag uns selbst! Das traurige Schicksal des Papstes weckte bei allen Katholiken eine neue warme Theilnahme für ihn und sogar bei seinen bisherigen Gegnern eine großmüthige und mitleidige Schonung. Auch das mußte schnell ausgebeutet werden. So lange der Krieg noch auf's heftigste entbrannt war, gewährte auch das einen Vortheil. Daher wurden die schon für die Infallibilität gewonnenen deutschen Bischöfe geschwind nach Fulda instruirt, um im Kriegstumult unbemerkt das neue Dogma in Deutschland einzuschmuggeln und ihre Diöcesanen darauf zu verpflichten und in der Verdammung der Opposition die deutsche Wissenschaft unter die romanische Censur und Inquisition zu beugen. In demselben Sinn arbeitete die romanische Propaganda auch in Oesterreich und brachte dort glücklich ein ultramontanes und zugleich föderalistisches Ministerium zu Stande.

In diese Operationen griffen noch weitere ein. In Belgien verlangte die ultramontane Mehrheit gleichsam gebieterisch die Wiederherstellung des Papstes in seine weltliche Herrschaft. Dem gleichen Ziel wollte eine katholische Union selbst in England zustreben. In Frankreich waren die Republikaner dem Papst nicht geneigt, nahmen aber doch Rücksicht auf das katholische Landvolk und ihre Herrschaft schien überhaupt nicht lange dauern zu können. Schon bei den Wahlen in die Nationalversammlung in Bordeaux erhielt die legitimistische und ultramontane Partei des Grafen von Chambord ein sehr charakteristisches Uebergewicht, und schon im Anfang des Märzes 1871 durfte das berühmte Jesuitenjournal l'Univers frohlockend ausrufen: „Der Krieg ist beendigt, man rüste sich zum

Kriege!" Trotz der Schmeicheleien, die dem neuen deutschen Kaiser in zahlreichen Bittschriften um Wiederherstellung des Papstes, in Deputationen und selbst von Rom aus gemacht wurden, war doch die jesuitische Kriegserklärung gegen Niemand anders gerichtet als gegen den Germanismus, gegen das neue deutsche Reich.

Victor Emanuel wagte noch nicht, seine Residenz in Rom zu nehmen, da er doch noch nicht wußte, ob die Großmächte nicht interveniren würden. Inzwischen wollte er formell sein Besitzrecht geltend machen und begab sich zu Neujahr persönlich nach Rom, jedoch nur auf einen Tag, ohne eine glänzende Begleitung, ohne einen feierlichen Einzug. Es sah aus wie ein heimliches Einschleichen und er eilte sogleich wieder nach Florenz zurück, wozu ihm die große Tiberüberschwemmung, von welcher gerade in diesen Tagen Rom heimgesucht wurde, zum Vorwand diente. Bald darauf fand sich indessen sein Kronprinz Humbert mit Gemahlin in Rom ein und nahm dort seinen längern Aufenthalt. Zugleich hielt man im Parlament zu Florenz (im Februar 1871) lange Berathungen über einen Gesetzesentwurf, betreffend die dem Papste zu leistenden Garantien. Diese beschränkten sich darauf, daß ihm persönlich die souveraine Würde und Unverletzlichkeit, die vollkommen freie Ausübung seiner geistlichen Gewalt, der freie Verkehr mit den Bischöfen und den an seinem Hofe acreditirten Gesandtschaften, die alleinige Aufsicht über die geistlichen Seminare, der Besitz des Vatican und Lateran, die Erlaubniß, eine eigene Garde zu halten, und eine jährliche Dotation von 3¼ Millionen Lire zugesichert wurden. Er nahm jedoch diese Gnaden nicht an, sondern protestirte energisch dagegen.

In Rom erlaubten sich die Republikaner, eben so unbekümmert um den König wie um den Papst, dieselbe Narrenfreiheit, wie zur Zeit der ersten französischen Republik unter dem Pontificat des sechsten Pius. Die schändlichsten Karikaturen verhöhnten nicht nur den Papst, sondern die Religion selbst. So ein sog. digitus

Dei, der die Priapeia der alten Römer wieder einführte. Auch eine Guillotine drohte symbolisch den Aristokraten. Doch bemerkte man keine Sympathie für die neueste französische Republik. Vielmehr schrie der römische Pöbel oft: Tod den Franzosen! und verhöhnte den gallischen Hahn, füllte ihn auf dem Platze St. Carlo mit Luft und ließ ihn davonfliegen.

Von nicht geringem Interesse war in diesem Augenblick das Wiederauftreten des berühmten Pater Hyacinth. Derselbe erließ nämlich einen Aufruf an alle katholischen Bischöfe, worin er sie ernst und dringend ermahnte, eine sittliche Reformation der katholischen Kirche durchzusetzen, sonst würde die Kirche unter den Sünden des Papstthums jetzt bald zusammenbrechen. Gott selbst habe durch den letzten Krieg seinen Willen kundgegeben und seinen Blitz auf den Vatican herabgeschleudert. „Wie Stroh vom Winde verweht wird, sahe ich die beiden Absolutismen, die so schwer auf der Kirche und der Welt gelastet, dahin fahren, das Kaiserthum der Napoleoniden und die weltliche Macht der Päpste. — Frankreich kann das Christenthum nicht entbehren und doch kann es dasselbe nicht in der verderbten Form annehmen, in die man es mit dem neuen Dogma eingekleidet hat. Soll es nicht zwischen Aberglauben und Unglauben rettungslos verloren seyn, so darf es nicht länger seine Vernunft, noch weniger sein Gewissen einer unbefugten, eben so unvernünftigen als gewissenlosen Autorität unterordnen." Als Heilmittel empfiehlt sodann der kühne Redner den Bischöfen, sich an die Bibel zu halten, der Bibel ihre volle Macht wieder zurückzugeben, und schließlich ermahnt er sie, die Religion auch von dem unnatürlichen Zwange zu befreien und ihre natürliche Verbindung mit der Heiligkeit der Familie herzustellen durch Aufhebung des Cölibats. So frei, so wahrheitsgetreu und so muthvoll hatte innerhalb der katholischen Geistlichkeit seit Luther noch kein zweiter gesprochen. Ob aber die romanische Race fähig ist, ihn zu begreifen, und noch moralische Kraft genug besitzt, um zwi-

schen Aberglauben und Unglauben zur Wahrheit hindurch zu steuern, ist noch sehr die Frage.

Von einem höhern welthistorischen Gesichtspunkt aus betrachtet, erlebte die romanische Welt im Herbst 1870 eine schreckliche Demüthigung. Seit ein paar Jahren hatte die romanische Race in ihren Centralpunkten Paris und Rom in einem ganz übertriebenen Hochmuth geschwelgt. Der Imperator in Frankreich hatte alles zu einem großen Kampf und vermeintlichen Siege über Deutschland vorbereitet und würde, wenn er gesiegt hätte, auch den ihm lästig gewordenen Parlamentarismus gleich seinem großen Oheim unterdrückt und wieder nach dem Muster der altrömischen Kaiser mit Soldatenwillkür geherrscht haben. Genau in derselben Weise hatte man sich seit einigen Jahren in Rom vorbereitet, mittelst des Concils und des neuen Dogma dem Papste absolute Untrüglichkeit, die Oberhoheit über alle weltlichen Fürsten und persönliche Allmacht zuzuerkennen. Und auch dieses tolle Gebahren war hauptsächlich gegen Deutschland, deutschen Geist, deutsche Wissenschaft gerichtet. Höher war der romanischen Race gegenüber der germanischen noch niemals der rothe Kamm geschwollen, als im Frühjahr 1870.

Und nun im Herbst? Welcher furchtbare Umschlag! In Frankreich der Imperator gefangen und in Deutschland internirt. Statt der Monarchie die Republik. Statt des einen allgewaltigen Willens die Anarchie. In diesem Chaos herrscht nur ein Grundgedanke, in diesem Wahnsinn nur ein Instinkt, der im größten Gegensatze zum Germanismus steht und im vorzüglichsten Grade die romanische Race charakterisirt, nämlich der Egoismus, die Habgier, das ausschließliche Pochen auf Rechte, ohne irgend eine Pflicht anzuerkennen, der gewissenlose Mißbrauch von List und Gewalt, die gänzliche Abwesenheit germanischer Treue, Gutmüthigkeit und Großherzigkeit.

Was nun dem Imperator in Paris so schmählich mißlungen und in's Gegentheil dessen, was er gewollt, verkehrt worden ist, das mißlang auch und zwar zu derselben Zeit dem Pontifex in Rom.

Kaum hatte das Concil in einer Art Trunkenheit die Allmacht des Papstes decretirt, so sank er in die tiefste Ohnmacht hinab. Kaum hatte man ihn zum Herrn aller Herrn der Erde erklärt, so raubte man ihm noch den Rest seines Kirchenstaats und machte seiner weltlichen Herrschaft ein Ende. Aber auch die katholische Einheit, die das neue Dogma hatte befestigen sollen, wurde auf's äußerste gefährdet. Nicht nur waren alle besonnenen Katholiken über die brutale Anmaßung der italienischen Bischöfe auf dem Concil entrüstet und häuften sich die Proteste dagegen, sondern auch die weltlichen Mächte konnten der Einheit der römischen Kirche nicht mehr in dem Maaße wie früher zu Stützen dienen. Denn seit dem Concil von Trient gewohnt, den Papst nur als Mittel für ihre weltlichen Zwecke zu brauchen, wollte die neue Lehre des Syllabus und des Infallibilitätsdogmas sie jetzt auf einmal zu Sklaven der Curie machen.

Gewiß ist, daß sich die katholische Kirche in Deutschland noch nie in einer bessern und befriedigteren Lage befand, als in den letzten Jahrzehnten. Erst das neue Dogma hat eine Störung veranlaßt. Nirgends regte sich in Deutschland auch nur das geringste Verlangen nach einer solchen Neuerung. Die bedeutendsten deutschen Bischöfe haben sogar auf dem Concil selbst dagegen gestimmt. Ueberhaupt ist das neue Dogma gar nicht aus einem religiösen Grunde und zu einem religiösen Zwecke ausgedacht worden. Die Religion diente vielmehr nur zum Aushängeschild, um damit eine politische Absicht zu maskiren. Das Concil hatte keinen andern Zweck, als den lange vorbereiteten Angriff Frankreichs auf Deutschland zu unterstützen, und auch heute noch bezwecken die von den Jesuiten forcirten Anmaßungen der Curie nichts anderes, als die kaum vollendete Einheit Deutschlands wieder zu stören, das deutsche Volk wieder zu zerreißen durch confessionellen Hader, womöglich durch Fanatisirung des katholischen Landvolks hier und dort einen förmlichen Religionskrieg auf deutschem Boden zu entzünden und

dadurch Frankreich und andern Feinden Deutschlands vielleicht Gelegenheit zu verschaffen, die Niederlage von 1870 zu rächen und Deutschland mit besserm Glück auf's Neue auch von außen anzugreifen.

Kann man an der bösen Absicht im geringsten zweifeln, wenn man liest, was Veuillot erst unlängst im Univers hat drucken lassen: „Wir haben den Frieden, aber nur unter solchen Bedingungen, daß Frankreich, um ihn zu halten, auf den letzten Grad der Schwäche und Erniedrigung herunter gekommen seyn müßte. Diesem Schicksal wird es nicht entgehen, wenn die Nationalversammlung sich einschüchtern läßt. Thut sie aber ihre Schuldigkeit und gibt dem Lande eine christliche monarchische Regierung, so wird der Vertrag, der uns heute beohrfeigt, zerrissen werden." Das heißt also: Frankreich soll Chambord wählen, seine ganze Stärke im Ultramontanismus suchen, alle katholischen Sympathien für sich gewinnen, dann den Friedensvertrag mit Deutschland zerreißen, statt die rückständigen Milliarden Kriegskosten zu bezahlen, Deutschland abermals den Krieg erklären und mit Hülfe einer ultramontanen Opposition in Deutschland und mit Hülfe Oesterreichs auf's neue angreifen.

Inzwischen hat das geeinigte Deutschland seine Stärke im französischen Feldzug erprobt. Es wird hoffentlich in dem Feldzug, den ihm jetzt die Jesuiten aufdrängen, auch seine Einsicht erproben, denn mehr als Einsicht in die bösen Absichten der alten Feinde Deutschlands, Klarheit und Festigkeit im Entschluß und Besonnenheit im Handeln, wird es kaum bedürfen, um diesen Kampf auch ohne Blutvergießen zum Schluß zu bringen.

Dreizehntes Buch.

Die russische Note und Oesterreich.

Da der Kaiser von Rußland fast unmittelbar vor der französischen Kriegserklärung im Bade Ems verweilt hatte, wo der König von Preußen die Sommermonate zubrachte, war es natürlich, daß sie sich über die drohende Zukunft besprachen und auch demgemäß einige Verabredungen für mögliche Fälle trafen. Das geht auch aus dem Telegramm hervor, in welchem der neue deutsche Kaiser nach Abschluß des Friedens dem russischen Kaiser dankte, eine weitere Ausdehnung des Kriegsschauplatzes verhindert zu haben. Eine solche wäre erfolgt, wenn die Trippelallianz zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich zu Stande gekommen wäre, worauf sich aber Oesterreich aus Furcht, von Rußland im Rücken angegriffen zu werden, nicht einlassen konnte. Es genügte, wenn Rußland mit Preußen sich zum Behuf einer Verhinderung der Trippelallianz verständigte, ohne daß sie deshalb einen förmlichen Vertrag abzuschließen brauchten. Die deutschfeindliche Presse log wieder einmal, es existire ein russisch-preußischer Vertrag; aber das englische Ministerium erklärte auf eine Interpellation, nichts von einem solchen zu wissen. Das beiderseitige Interesse entschied allein. Es nützte Deutschland, wenn ihm der Rücken durch Rußland frei gehalten wurde, und Rußland mußte Deutschland gegen die Trippelallianz zu schützen suchen, denn ein

Sieg der letztern über Deutschland würde das russische Interesse in Polen wie im Orient gefährdet haben. Diese Interessen entschieden. Wenn andererseits die altrussische und panslavistische Partei in ihrer Presse in wüthendem Deutschenhaß mit der französischen wetteiferte, so war darauf zunächst gar kein Gewicht zu legen.

Oesterreich hatte zwar bereits gerüstet und eine Partei am Wiener Hofe war äußerst kriegslustig. Preußen mußte im Anfang des Kriegs noch eine Armee in Schlesien parat halten, für den Fall, daß Oesterreich wirklich einen Angriff wagen würde. Allein sowohl Beust als Andrassy waren besonnen genug, in einem Doppelkampf gegen Preußen und Rußland keine Opfer bringen zu wollen. Nur auf diplomatischem Wege wollte Oesterreich dem Siegeswagen der Deutschen, der das schöne Frankreich unter seine Füße brachte, noch Hemmschuhe anlegen, indem es eine Liga der neutralen Mächte zu Stande zu bringen suchte, aber nicht brachte, welche die Erfolge der Deutschen hätte überwachen und wenigstens beim Friedensschluß Deutschland hätte übervortheilen sollen. Die Wiener Presse adoptirte Jules Favre's Programm: Frankreich dürfe keinen Fuß breit Landes und keinen Stein seiner Festungen abtreten.

Die Deutsch-Oesterreicher nahmen herzlich theil an den deutschen Erfolgen, feierten die deutschen Siege, sammelten für die deutschen Verwundeten und freuten sich, daß die wachsende Macht Deutschlands auch ihnen zum Schutz dienen werde gegen die Unterdrückung, mit der ihnen die nichtdeutschen Kronländer Oesterreichs drohten.

Die Ungarn handelten im Ganzen besonnen und klug. Sie waren gegen eine Theilnahme am Kriege, um sich die Kosten und Opfer desselben zu ersparen, und benutzten die Verlegenheit der Wiener Regierung fortwährend, um die Unabhängigkeit ihres Königreichs zu sichern. Ihr Pesth war eigentlich schon der Mittelpunkt der Monarchie geworden, der kaiserliche Kronprinz Rudolf wurde hier als Ungar erzogen.

Was die Slaven betrifft, so rechneten sowohl die Czechen als

die Polen sehr auf den Krieg und hätten ihn gern provocirt. Zu diesem Zweck hatte Rieger im Namen der Czechen den Kaiser der Franzosen förmlich eingeladen, nach Böhmen zu kommen, wo man ihn aus allen Kräften gegen die Deutschen unterstützen würde, und Fürst Chartorisky hatte den Polen die Wiederherstellung ihres großen Reichs von Galizien aus verheißen, wenn die Franzosen siegreich in Deutschland vorrücken würden. Obgleich diese Hoffnungen zu schanden wurden, unterhielt doch Klaczko in Galizien immer noch das Feuer in den Herzen der Slaven und den fanatischen Deutschenhaß, bis die österreichische Regierung gerathen fand, ihn zu beseitigen, um nicht durch ihn compromittirt zu werden. Thiers, der im Lauf des Oktobers nach Wien kam, fand die Regierung unfähig, Frankreich zu helfen.

Diesen Zeitpunkt ersah sich der Kaiser von Rußland, um den durch die deutschen Siege consternirten neutralen Mächten zu erklären, er halte sich an den Artikel des Vertrags von 1856, welcher nach dem Krimkriege das Schwarze Meer neutralisirte, nicht mehr gebunden. Diese russische Note war vom 31. Oktober datirt und machte große Sensation in ganz Europa. Da jedoch Frankreich niedergeworfen und die neutralen Mächte nicht in der Verfassung waren, aus dem eigenmächtigen Vertragsbruche Rußlands einen Kriegsfall zu machen, so gelang es Preußen, dieselben einstweilen durch den Vorschlag einer Conferenz in London zu beruhigen. Die Conferenz trat zusammen, Rußland benahm sich friedfertig; was Rußland wollte, schien nicht so gefährlich, als man anfangs gemeint hatte, und weil Paris gerade damals belagert war und Favre, der als der Gesandte Frankreichs zur Conferenz hätte abgehen sollen, lieber zurückblieb, wurde die letzte Beschlußnahme der Conferenz bis nach dem Frieden verschoben.

Sie erfolgte wirklich am 13. März 1871 und war der russischen Forderung günstig. Sehr natürlich, denn welche Macht hätte damals Rußland mit einem casus belli drohen mögen? Die Pforte,

die am meisten bedroht war, erklärte nachgeben zu wollen, „weil Rußland von Deutschland unterstützt werde“. Nun erklärten sich auch die andern Mächte in demselben friedlichen Sinne und man decretirte den 11. Artikel des Pariser Vertrags von 1856 in Abgang. Es handelte sich schließlich um folgende Streitfrage. Rußland erklärte: „Die Unabhängigkeit der Staaten um das Schwarze Meer sey durch die Neutralisation des letzteren angegriffen; die Durchführung der Neutralisation auf ewige Zeiten sey unsinnig und unmöglich; die durch den Pariser Vertrag auferlegten Beschränkungen seyen — anstatt den Frieden im Orient zu befestigen — eine Quelle beständiger Gereiztheit und werde das Nationalgefühl Rußlands auf's Tiefste verletzt. Die Erwiderungen des türkischen Vertreters auf diese Gründe gingen dahin, daß sich zahlreiche Beispiele von Staaten anführen ließen, welche sich besondere Einschränkungen willig gefallen ließen, um die Eintracht aufrecht zu erhalten; daß der Vertrag zu neu sey, um den Einwendungen gegen die Dauer ‚auf ewige Zeiten‘ Kraft zu geben, und daß er bisher nicht wenig dazu beigetragen habe, die Aufrechterhaltung des Friedens im Orient zu fördern. Nichtsdestoweniger wurde die Ausmerzung des Paragraphen XI. beschlossen, und von jetzt ab drehten die Verhandlungen sich hauptsächlich um die Abfassung der dafür zu setzenden Klausel. Es wurde vorgeschlagen, die Schließung des Bosphorus und der Dardanellen zu Friedenszeiten im Grundsatz anzuerkennen, dem Sultan indeß deren Oeffnung in Ausnahmefällen zu gestatten, wenn er es Angesichts der Interessen oder der Sicherheit seines Reichs für nöthig erachte, Kriegsschiffe der ‚Nicht-Flußmächte‘ zuzulassen. Dem Vertreter der Pforte sagte diese Einschränkung nicht zu. Er schlug vor, die Worte ‚freundliche Mächte‘ zu substituiren, weil das Wort ‚Nicht-Flußmächte‘ die Souveränetät der Pforte einschränke und überdies zu offenbar gegen Rußland gerichtet sey, also später leicht zu Mißhelligkeiten Anlaß geben könnte. Da dieser Vorschlag der Türkei

keine Unterstützung fand, wurden die Sitzungen zweimal vertagt, damit Musurus Pascha sich mit seiner Regierung in Verbindung setzte. Als dann schließlich am 13. März der türkische Vertreter erklärte, die Pforte könne die Beschränkung auf die ‚Nichtflußmächte' keinenfalls annehmen, wolle aber die Bestimmungen des 1856er Vertrags bezüglich der Dardanellen intakt halten, wurde auf Antrag des italienischen Bevollmächtigten ein Paragraph angenommen, dahin lautend, daß es dem Sultan freistehen solle, die Dardanellen den Flotten verbündeter oder freundschaftlicher Mächte zu öffnen, falls die Durchführung der Vertragsbestimmungen von 1856 dieses verlangen sollte. Sonach war jetzt die einzige ernstliche Schwierigkeit erledigt, welche sich bei der ganzen Conferenz ergeben hatte. Erst bei der letzten eigentlichen Sitzung der Conferenz, am 13. März, legte der Herzog v. Broglie seine Vollmachten als Vertreter Frankreichs vor, und erklärte, seine Regierung sehe keine hinreichenden Gründe für eine Revision des Vertrags von 1856, sondern würde im Gegentheil dessen vollständige Aufrechterhaltung gewünscht haben; da jedoch die hohe Pforte, welche zunächst interessirt sey, in ein für Rußland günstiges Abkommen gewilligt habe, wolle Frankreich sich diesem nicht widersetzen. Dann fand noch eine formelle Sitzung statt, und die Londoner Conferenz von 1871 löste sich auf. — Der Türkei blieb also wenigstens noch der Trost, wenn Rußland wieder Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere rüstete, auch seinerseits Flotten der Westmächte zu Hülfe rufen und in's Schwarze Meer einlaufen lassen zu dürfen."

Oesterreich verhielt sich ruhig, ließ aber doch durch den Kriegsminister von den Delegationen die Bewilligung neuer Summen einholen, um sein Heer verstärken zu können. Die wundervolle Heerverfassung Preußens sollte wenigstens einigermaßen nachgeahmt werden. Indessen hatten die alten Schäden der Armeeverwaltung mit der Judenwirthschaft in Wien ungehindert fortgedauert und man erfuhr, daß unter der Hand nicht nur eine große Anzahl abgeschätzter

Sättel und Pferdegeschirre, sondern auch noch ganz brauchbare aus den Magazinen nach Frankreich verkauft worden seyen. Waren solche Gerüchte nur Verleumdung, so hätte man sie ernstlich dementiren und die Urheber streng bestrafen sollen.

Sofern der König von Preußen den vollständigsten Sieg über Frankreich errungen, durch den einstimmigen Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund diesen zu einem neuen großen deutschen Reiche erweitert hatte, ohne daß es Oesterreich hatte verhindern können, entschloß er sich großmüthig, eben diesem Oesterreich jetzt die Hand zu reichen. Von jeher war es seine Ansicht gewesen, Preußen und Oesterreich sollten zusammenhalten; wenn Oesterreich die Oberleitung der deutschen Angelegenheiten Preußen überließe, so bliebe ihm noch ein großes Feld der Thätigkeit und Machtentfaltung an der untern Donau übrig und zu dieser Machtentfaltung würde ihm Niemand treuer behülflich seyn, als Preußen. Auch Bismarck hatte längst Oesterreich sein Programm gestellt, es müsse seinen Schwerpunkt nicht mehr in Wien, sondern in Pesth suchen. Da nun die Zeit gekommen war, in welcher Oesterreich wirklich seinen Schwerpunkt mehr in Pesth als in Wien gesucht zu haben schien, bot eine Note Bismarcks vom 14. Dezember an den Grafen Beust Oesterreich wieder Anknüpfungen freundschaftlicher Beziehungen dar. Diese Note wurde in Wien gut, ja mit Wärme aufgenommen und auf's freundschaftlichste beantwortet.

Allein allen denen, die bisher Oesterreich als ein Werkzeug hatten benutzen wollen, um die Einheit Deutschlands zu verhindern, kehrte sich gleichsam der Magen um, als sie noch einmal, wie unter dem Ministerium Rechberg, mit Preußen schön thun sollten. Auch wußten sie wohl, die Freundschaft zwischen Wien und Berlin werde diesmal von so kurzer Dauer seyn, wie früher. Sie arbeiteten also auf's eifervollste, das kaiserliche Kabinet wieder umzustimmen, und Beust, der eine Friedenspolitik für Oesterreich gerade jetzt mehr als je für nothwendig erachtete, sah sich in seiner Stellung auch mehr

als je theils von der föderalistischen, theils von der chauvinistischen Hofpartei, theils von den Ultramontanen bedroht, während zugleich die vom Exkönig von Hannover bezahlte Presse, an der wohl ein Dutzend alter Vaterlandsverräther Antheil nahmen, ein neues Kreuzfeuer von Lügen und Schimpfwörtern gegen das wiedererstandene deutsche Reich und Kaiserthum eröffnete. Am zuversichtlichsten geberdeten sich die Czechen. Als ob gar nichts vorgefallen wäre, beharrten ihre sog. Deklaranten dabei, die Reichsverfassung und den cisleithanischen Reichstag nicht anzuerkennen und für Böhmen wenigstens eben soviel Selbständigkeit zu verlangen, wie sie Ungarn genoß. Die Siege der Deutschen in Frankreich hatten die Czechen nicht erschreckt, sondern bei ihnen nur die äußerste Frechheit provocirt und den Deutschenhaß bis zum Wahnsinn gesteigert.

Der Kaiser und Reichskanzler beharrten bei den neu angeknüpften guten Beziehungen zu Preußen, auch dann noch, als König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone annahm. Die offizielle Anzeige davon, die aus Versailles anlangte, wurde in Wien durchaus wohlgeneigt aufgenommen und der Kaiser von Oesterreich ergriff diese Gelegenheit, um dem neuen deutschen Kaiser, so wie auch den kaiserlichen Kronprinzen zum Inhaber je eines österreichischen Regimentes zu ernennen. Um so auffallender war schon am 7. Februar 1871 die ganz unerwartete Ernennung eines neuen cisleithanischen Ministeriums von vorherrschend ultramontaner und czechischer Färbung, dem man ein Wohlwollen für Deutschland von vorn herein absprechen zu müssen glaubte. Der bisherige cisleithanische Ministerpräsident Graf Potocky hatte bisher leidlich die deutschen und slavischen Kronländer Cisleithaniens zusammengehalten und im Uebrigen dem Grafen Andrassy in Transleithanien ein gewisses Uebergewicht im kaiserlichen Rathe zugestanden. Als nun aber die Czechen mit ihren Forderungen immer rücksichtsloser herausrückten, wußte er sich keinen Rath mehr. Zwar trat der Reichskanzler der Gesammtmonarchie gleichsam schützend vor ihn und

wies die Czechen in einem streng verweisenden Briefe an Rieger in die verfassungsmäßigen Schranken zurück. Aber die ganze Welt erstaunte, als auf einmal der arme Potocky entlassen und statt seiner der ultramontane Graf Hohenwart cisleithanischer Ministerpräsident wurde, der sich zwei bis dahin kaum bekannte Czechen Jirecek für den Cultus und Habietinek für die Justiz beigesellte. Wie stimmt das, frug man, zu den Hoffnungen, welche sich die Deutsch-Oesterreicher gemacht hatten, ihr Kaiser werde fortan mit dem deutschen Kaiser Hand in Hand gehen, und die deutsche Nationalität auch in Oesterreich fernerem Druck von Seite der nicht deutschen Kronländer entzogen werden? Da erfuhr man, Graf Beust habe gar nichts von dem Ministerwechsel gewußt und sey durch denselben ganz ebenso überrascht worden, wie das Publikum. Man erwartete nun, auch Beust werde entlassen werden, oder freiwillig zurücktreten. Es geschah aber nicht. Die Zeitungen meldeten, Hohenwart habe dem Reichskanzler im Namen des Kaisers erklärt, derselbe habe ihm sein Vertrauen keineswegs entzogen.

Noch war der Wiener Reichstag versammelt. Die Mehrheit desselben so wie auch die Mehrheit in der Tagespresse begrüßte das neue Ministerium mit einem tiefen Mißtrauen, ja mit Entrüstung. Giskra wollte in der ersten Hitze der neuen Regierung keinen Kredit geben und wirklich wurde ihr die Steuererhebung nur auf einen Monat bewilligt. Auch im Herrenhause gab Schmerling, der neue Präsident desselben, als Vater des österreichischen Liberalismus, dem neuen Ministerium einen Seitenhieb. Das Mißbehagen wurde dadurch vermehrt, daß das ministerielle Programm ganz farblos war und seine Tendenz verschleierte, denn nur wie zum Spott leierte es das von allen frühern Ministerien gegebene Versprechen, es werde die Quadratur des Zirkels erfinden, d. h. die Reichseinheit und die berechtigten Sonderthümlichkeiten der Kronländer ausgleichen, von neuem und noch einmal ab.

Am Ende des Februar erschienen in allen Blättern die beiden

Telegramme, welche der deutsche und russische Kaiser am 27. mit einander gewechselt hatten. In dem erstern dankte Kaiser Wilhelm dem Kaiser Alexander II., die weitere Ausdehnung des französischen Kriegsschauplatzes verhindert zu haben, und im zweiten Telegramm drückte Alexander seine Freude aus, daß er Deutschland seine Sympathien habe beweisen können, und schloß mit den Worten: „Möge unsere Freundschaft das Glück und den Ruhm unserer beiden Reiche segnen.“ Die Bekanntmachung dieser Telegramme wurde als eine Warnung für Oesterreich angesehen und schien das Mißtrauen zu bestätigen, dem das neue Ministerium in Wien begegnet war. Aber auf was wollte das neue Ministerium sich stützen, wenn es das neu entstandene deutsche Reich etwa zu bedrohen wagen wollte? Auf die Czechen? Diese Hand voll Fanatiker fürchtete in der That Niemand. Es fiel auf, daß Hohenwart den berüchtigten Rieger, den eben erst Beust so derb abgefertigt hatte, zu sich nach Wien berief und vertraulich mit ihm unterhandelte, ja, wie das Gerücht ging, ihm sogar ein Portefeuille angeboten haben soll. Aber auf die jedenfalls isolirten Czechen kam es nicht an. Ungleich wichtiger erschien die ultramontane Tendenz des neuen Ministeriums. Kaum war dasselbe einige Wochen ernannt, als der bekannte Jesuit Klinkowström vor einer illustren Gemeinde in der Wiener Universitätskirche und in Gegenwart der beiden Eltern des Kaisers eine Predigt hielt, worin er das deutsche Kaiserreich der Hohenzollern als ein unechtes kennzeichnete, da das echte römische Kaiserthum deutscher Nation nur in dem von Gott und seinem Stellvertreter dem Papste in legitimer Weise eingesetzten Hause Habsburg beruhe. Zwar sagte Niemand, das sey das Programm des neuen Ministeriums, allein man durfte doch einen Zusammenhang dieser Vorkommnisse am Wiener Hofe mit dem ultramontanen Eifer vermuthen, der sich gleichzeitig bei den deutschen Reichstagswahlen kund gab.

Das Ministerium hielt noch bis tief in's Frühjahr 1871 hinter dem Berge. Die äußern Beziehungen zu Preußen aber

blieben freundliche. Graf Bellegarde wurde vom österreichischen Kaiser eigens nach Berlin geschickt, um am 22. März dem deutschen Kaiser zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen.

Die Deutsch-Oesterreicher haben während der ganzen Dauer des deutschen Krieges ihre warme Theilnahme an der deutschen Sache nicht verleugnet. So der deutsche Nationalverein in Graz, so am 16. Oktober eine Versammlung deutscher Männer in Neumarkt bei Salzburg.

Unter den Studenten in Wien regte sich ganz der nämliche Geist, wie auf den preußischen Universitäten 1813. Die gebildete deutsche Jugend empfand tief den doppelten Schmerz, sich vom Uebermuth der Magyaren und Czechen verhöhnt und Deutsch-Oesterreich von dem so stolz bewaffneten und so herrlich siegenden Deutschland getrennt zu sehen. Bei einer Stiftungsfeier der „Silesia" pries man die unter Preußens Führung erfolgte Einigung Deutschlands, das aber leider noch nicht ganz Deutschland sey. „Aber All-Deutschland muß es werden, alle andern Rücksichten müssen den nationalen weichen. Die Wacht am Rhein hat sich trefflich bewährt, jetzt braucht es auch eine Wacht an der Donau." Am 1. Dezember gab die Studentenschaft in Wien (der akademische Leseverein) bei einem großen Fest ihren Sympathien für das deutsche Einigungswerk Ausdruck. Ein Magyar zerriß die deutsche Fahne im Festsaal, Czechen tobten, aber sie wurden hinausgeworfen, was zum Einschreiten der Polizei führte. Student Bürger hielt eine Rede in edler Entrüstung: „Wir Deutsche in Oesterreich waren gebannt in eisernen Schranken, man hatte sich nicht begnügt, den Arm zu fesseln, der so gerne für Deutschland gestritten, selbst die Schläge unserer Herzen wollte man controliren, als die Jubelbotschaft deutscher Siege uns erreichte. Als das gesammte Deutschland sich erhob, als erschütternd und hinreißend das deutsche Schlachtenlied aus Nord und West zu uns herüberdrang, als die Kinder Germania's allenthalben sich todesmuthig den Fahnen stellten, da

ward unser nationales Bewußtseyn zum Hochverrath gestempelt und heimlich wie Staatsverbrecher mußten wir uns verschwören, um eine Liebesgabe für unsere blutenden Brüder in Deutschland opfern zu können! (Bravo! Bravo!) Mit unwiderstehlicher Gewalt drang aber durch die wirren Stimmen der Gegner siegreich der Zauberruf: Wir wollen Deutsche seyn und Deutsche bleiben. (Begeisterter Beifall.) Und der Traum, um den man uns verlacht und verspottet, er ist der Erfüllung nahe; durch Blut und Eisen ist Deutschland gerächt an seinem Erbfeind, Elsaß und Lothringen sind unser (Bravo, Bravo!), das deutsche Volk, es steht fest und einig da, die deutsche Kaiserkrone, sie schwebt im leuchtenden Glanze nieder auf unser vielgeprüftes Vaterland, ein Wahrzeichen des einigen starken stolzen Deutschland. (Bravo!) Und diesem Deutschland sollen wir in des alten Reiches Ostmark uns entfremden, wir sollten vergessen des gleichen Blutes, das in unseren Adern rinnt, der Sprache, des Geistes, der uns innewohnt, der Bestimmung, die die Geschichte uns vorzeichnet? Wir waren der Kitt der Völkerschaften der berechtigten Eigenthümlichkeiten, wir waren die Vorrathskammer, in die man greift, um billige Ausgleiche und Compromisse zu schließen, wir waren der Einsatz des privilegirten Hazardspiels, denn wer sonst hat in Oesterreich etwas zu verlieren, außer der Deutsche? (Bravo, Bravo!) Fest und unerschütterlich müssen wir ausharren. Laut und offen wollen wir, die deutsche Jugend, es bekennen, daß es bis tief in die glücklich deutschen Lande dringe, daß unser Schlachtruf an der Donau an den Felsen des Rheins widerhalle, die Worte, die wir unseren siegreichen Brüdern in den Gefilden von Paris zurufen (mit gehobener Stimme): Fern im Osten, umringt von fremden Stämmen und Völkern bleiben wir Euch treu, wir jubeln bei Euren Siegen, wir weinen um Eure Todten, wir leben für Eure Verwundeten. Wir kämpfen hier für Euch, wie Ihr für uns, nichts soll uns trennen und scheiden aus Eurem Herzen, mit unserem größten Dichter sey es geschworen: ‚Wir wollen seyn ein einig Volk

von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr.' (Lang= anhaltender Beifall und Hochrufe.)"

Die sonnenklare Wahrheit, daß die deutschen Oesterreicher Deutsche sind und daß sie um so fester an ihrer Nationalität halten müssen, als sie von andern Nationalitäten schwer angefochten werden, durfte gleichwohl aus Rücksicht auf eben jene andern in Wien nicht gesagt werden und somit wurde der akademische Verein aufgelöst.

Der in Versailles abgeschlossene Frieden und dessen frohe Feier im ganzen deutschen Reiche veranlaßten die Deutsch=Oesterreicher, eine Mitfeier zu veranstalten und dabei ihre nationalen Sympathien kundzugeben. Am 3. März wurde der Frieden durch einen glän= zenden Fackelzug zu Innsbruck gefeiert. Desgleichen zu Bozen und Villach in Kärnthen. Auch in Wien und Prag fand wenigstens in deutschen Vereinslokalen eine Feier statt. Weil aber für den 6. März noch größere Feierlichkeiten in ganz Oesterreich, Steier= mark und Kärnthen vorbereitet waren, trat die Regierung schon am 4. dazwischen und verbot jede fernere deutsche Sieges= und Friedensfeier. Das Grazer Amtsblatt fügte dem Verbot hinzu, eine deutsche Siegesfeier spotte Oesterreichs, „gehe aus dem Enthu= siasmus für eine fremde Sache hervor, sey aufdringlich und gehe von Schmeißfliegen aus, welche hier ihre Brut unterbringen möch= ten." Eine in Baden bei Wien veranstaltete Feier wurde durch be= stellten Pöbel gestört. Die Wiener „Tagespresse" schrieb: „Dieses sog. Fest feiert all die schmachvollen Thaten, welche die preußische Kriegführung kennzeichnen, es feiert die Verhöhnung aller Mensch= lichkeit, welche in diesem Kriege in so entsetzlicher Weise zu Tage getreten, es feiert die Verleugnung des heiligsten Volksrechts, die durch die gewaltsame Lostrennung französischer Provinzen bethätigt worden ist." In demselben Blatt, welches übrigens das Organ der Welfen und der französischen Gesandtschaft ist, affectirte man, einen österreichischen Invaliden seine Wunden vorzeigen und klagen

zu lassen: „Unsere Wunden sind noch nicht vernarbt und nun sollen wir es mit ansehen, wie in Wien, Graz, Linz und Krems für die preußischen Erfolge und die Grausamkeiten, welche preußische Soldaten in Frankreich verübt haben, Freudenfeuer angezündet werden?“

Merkwürdigerweise war das Friedensfest in Ungarn nicht verboten und durften es die Deutschen in Pesth ungehindert feiern. Auch in Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, wurde das Fest öffentlich begangen und Turner und Sänger zogen mit klingendem Spiel durch die Straßen. Im Wiener Reichstag wurde das Ministerium interpellirt, wie sich das Verbot der Friedensfeier mit den Freundschaftsversicherungen gegenüber dem neuen deutschen Kaiser vertrage? Die Antwort gab Hohenwart erst am 14.: „Die öffentliche Meinung in der Presse sowie die Bevölkerung habe sich entschieden gegen die Feier ausgesprochen. Gegendemonstrationen seyen angesagt gewesen, und es liegen genügende Erfahrungen vor, wohin derlei nationale Demonstrationen in unserem von so verschiedenen Volksstämmen bewohnten Staate führen. Die Regierung erkläre es als ihre Hauptaufgabe, das österreichische Bewußtseyn der Bevölkerung zu kräftigen, und werde jedem Versuch entgegentreten, die öffentliche Meinung künstlich in entgegengesetzter Richtung zu leiten. Die Regierung sey überzeugt, die Regierung des deutschen Reichs lege höheren Werth auf die Freundschaft des Staats, der sich selbst zu achten wisse, als auf die Sympathien der Regierung, die dieser ersten Aufgabe gegenüber sich zu schwach erweise.“ Eine etwas sonderbare Logik, daß der Bund zwischen Deutschland und Oesterreich um so enger werden sollte, eine je schroffere Scheidewand das Ministerium zwischen beiden aufführte. Es klang wie Hohn.

Die deutsch gesinnten Oesterreicher verfehlten daher nicht, die Regierung daran zu erinnern, wie freudig sie selbst die Wiederannäherung Deutschlands an Oesterreich begrüßt haben. Man kam auf einen Artikel des Tiroler Boten vom 9. Januar, eines ultra-

montanen und mit dem Wiener Preßbureau vertrauten Blattes zurück. Derselbe macht die Depesche, welche Graf Beust unter dem 26. Dezember 1870 in der deutschen Frage nach Berlin richtete zum Gegenstand seiner Erörterung und sagt wörtlich: „Seine (des Grafen Beust) nach Berlin gerichtete Depesche beweist wohl zur Genüge, wie lebhaft die Sympathien sind, mit denen hier Kaiser wie Regierung die Neugestaltung Deutschlands begleiten; ... Aufrichtig, würdig und hochsinnig wird das deutsche Reorganisationswerk begrüßt, kein Mißton soll in dasselbe hineintönen, keine Diskussion der Rechtsfrage, keine — wenn auch noch so nahe liegende Erörterung des Prager Friedens soll das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes auch nur um ein Atom verkürzen. Das deutsche Volk findet an der Monarchie seinen wärmsten Freund, die deutsche Politik wird ihn finden, sobald sie ihn zu suchen sich bestrebt .... Das lebhafte Interesse, welches Oesterreich-Ungarn an der nationalen Entwicklung Deutschlands naturgemäß nehmen muß, bedarf des politischen Interesses Deutschlands an der staatlichen Erstarkung und Entwicklung unserer Monarchie; diese beiden Interessensphären ergänzen sich so vollkommen, daß auch die leiseste Alterirung der einen eine Erschütterung der andern im Gefolge hat. In Deutschland wird man sich dieser Erkenntniß nicht verschließen dürfen, und der Umstand, daß Preußen den Impuls zu der jetzigen Kundgebung des österreichisch-ungarischen Kabinets gab, beweist, daß man sich derselben bewußt ist. Oesterreich hat die ihm dargebotene Hand offen und rückhaltslos angenommen; an Deutschland ist es nun, die Formel zu finden, damit dieser vor Europa ausgetauschte Handschlag seine praktische Geltung finde ....."

Mit dieser frühern Sprache stimmte das neue ministerielle Verbot allerdings nicht zusammen. Auch hatte kurz vorher eine hochadelige Deputation aus Wien, Altgraf von Salm, Fürst Egon Hohenlohe und noch viele andere Grafen und Herrn, am 5. März Audienz beim Papst in Rom gehabt, um ihm ihre Ergebenheit zu

bezeigen und, wie die Zeitungen meldeten, hatte der Papst ihr geantwortet: „Ich weiß, daß Ihr Kaiser in seinem Herzen den Triumph der Religion und der Kirche wünscht.“ Im Wochenblatt von St. Pölten las man am 9. März, es stehe eine neue Adels- und Priesterherrschaft bevor. „Dieselbe will sich in den einzelnen Landtagen festsetzen, wo sie durch geschickte Ausbeutung der nationalen Leidenschaften, des Ehrgeizes und des religiösen Fanatismus ein leichteres Spiel zu haben glaubt. Hierin erblicken wir zugleich das Bestreben, den Einfluß der Deutschen in Oesterreich zu verdrängen und im Falle des Gelingens — den Anfang vom Ende des von uns Deutsch-Oesterreichern begründeten und geistig großgezogenen einigen und mächtigen Oesterreich.“

Auch wurde in den Blättern das Schreiben wieder abgedruckt, welches der hochselige König Wilhelm von Württemberg am 23. März 1842 an einen hohen Verwandten gerichtet hat. Es lautet vollständig: „Aus Ihrem Briefe, der dem Bericht beilag, ersehe ich, daß Tettenborn dem Blittersdorf die nämlichen Nachrichten gegeben hat, welche mir Latour schon vor einiger Zeit mittheilte. Aus beiden geht das lebhafte Interesse hervor, uns mit Preußen zu entzweien, indem sie uns mißtrauisch machen. Es kann durchaus nicht in dem wohlverstandenen Interesse von Preußen liegen, Süddeutschland zu schwächen, denn es würde diejenigen Hülfsmittel verringern, auf welche es (Frankreich gegenüber) nothwendigerweise angewiesen ist. Dieß sind österreichische Insinuationen, die Blittersdorf durchschauen muß, wenn er sich nicht mit Wissen täuschen will. Preußen steht und fällt mit Süddeutschland; nicht so Oesterreich, dem Alles an der Schwäche von Deutschland liegt, um es desto bequemer für seine Privatzwecke benützen zu können. Ich bin nicht blind für die wirklichen Fehler der preußischen Politik; aber in Hauptsachen sind sie gezwungen, im deutschen Interesse zu handeln; nicht so Oesterreich, und wenn ich noch daran gezweifelt hätte, so würden mich die Unterredungen mit Fürst Metternich vori-

gen Herbst davon ganz überzeugt haben. Sein übel verdeckter Grimm gegen den König von Preußen, seine Verhöhnung jedes echt deutschen Nationalgefühls, seine römische Tendenz sind alles Schlagbäume zwischen ihm und uns, die wohl mit Höflichkeit übertüncht werden können, aber auch veranlassen müssen, ihn immer mehr in seinen römischen Jesuitismus versinken zu sehen. Und wenn die Welttrompete sich einst hören läßt, und sein Staat in seiner ganzen natürlichen Schwäche erscheint (1859 und 1866!), — wenn Deutschlands Wiedergeburt vor sich gehen soll, muß Oesterreich untergehen, ist mein Wahlspruch, so lang ich lebe! Ewiger Krieg mit diesen Jesuiten und allen ihren Werken! Doch das Alles unter uns! Hören muß man immer, was sie sagen, aber nichts glauben. Ihr ganz ergebener Wilhelm."

Auf Tirol übten die Zeitereignisse einen eigenthümlichen Einfluß aus. Das fromme Landvolk daselbst hatte sich trotz der seltenen fast übermenschlichen Geduld, mit der es seit so vielen Jahren die Mißregierung und Judenwirthschaft in Wien, die systematische Zurücksetzung, ökonomische Benachtheiligung, man darf wohl sagen Aussaugung ertrug und trotz seiner unverbrüchlichen Treue gegen das Kaiserhaus, doch denjenigen Wiener Verfügungen widersetzt, die in ihren religiösen Glauben eingriffen, und diesem Volksgefühl hatte der Tiroler Landtag in seinen Protesten beredte Worte geliehen. Aber der fromme Glaube des Volks und die berechtigte Entrüstung, womit sich das Tiroler Volk der alles Christliche verspottenden Judenherrschaft in Wien widersetzte, war von den Jesuiten und von der auswärtigen Politik, der die Jesuiten in die Hände arbeiteten, mißbraucht worden, um das kerndeutsche Bergvolk zu bethören, es gegen seine norddeutschen und protestantischen Stammgenossen zu fanatisiren, wie dasselbe im benachbarten Oberbayern geschah. Neben der klerikalen Partei in Tirol bildete sich nun aber auch eine liberale Partei aus, welche anfangs sehr in der Minderheit war, so lange sie nur den unklaren und oberflächlichen Na=

tionalismus der Wiener adoptirle, die aber in dem Augenblick mehr Kraft gewann, in welchem sie sich zu einer national liberalen Partei steigerte. Was überall in Deutschland geschehen war, geschah nun allmälig auch hier. Das Bewußtseyn, man gehöre einer großen Nation an und dürfe nicht zurückbleiben, wenn dieselbe einer glänzenden Zukunft zuarbeite, fing auch hier aufzudämmern an und die deutsche Gesinnung brach sich zwischen der einseitig katholischen und einseitig liberalen endlich Bahn.

Wie in Wien, Steiermark und Kärnthen, so wurde auch in den Bergen von Tirol der Erfolg der deutschen Waffen im August 1870, trotz der grollenden Regierung in Wien und trotz dem klerikalen Fanatismus, mit Jubel begrüßt. In Meran sogar mit Victoriaschießen, in Bozen nach der siegreichen Schlacht bei Sedan mit einem Fackelzuge. Auch wurde öffentlich für die verwundeten deutschen Krieger gesammelt und das Geld den barmherzigen Schwestern in München übermittelt. Tiroler Blätter bemerkten, sogar die arme, auf den Bergen zerstreute Bevölkerung des obern Zillerthals habe nach Kräften beigesteuert und eine arme alte Frau dem einsammelnden Pfarrer freudig das Scherflein der Wittwe gebracht. Daß es in Tirol noch Priester gab, welche fromm katholisch und zugleich gut deutsch seyn wollten, geht aus folgender Nachricht des Innsbrucker Tagblatts vom 13. Dezember 1870 hervor.

(Hw. Herr Kooperator Welponer in Auer) hat uns heute neuerdings fünf Napoleond'or für die verwundeten deutschen Krieger persönlich übergeben mit nachstehendem Schreiben: „Ich übergebe hiemit neuerdings 5 Napoleond'or an die Redaktion des „Innsbrucker Tagblattes“ für die verwundeten deutschen Krieger, da unsere katholischen Zeitungen für dieselben nicht sammeln, obwohl die französischen dies reichlich für die verwundeten Franzosen thun. Dabei bitte ich auch zu Gott, daß die deutschen Waffen in diesem gerechtesten Kriege vollständig siegen, daß die zu verlangende Entschädigung den gebrachten Opfern angemessen sey, und endlich der Nord-

bund mit den Südstaaten zu einem herrlichen deutschen Kaiserthum sich einigen mögen. Der Priester J. Welponer."

Dieser würdige Priester bewies, daß Religiosität und Patriotismus beim Volke Hand in Hand gehen sollen und daß es von den Ultramontanen in Bayern und Tirol sehr unrecht war, ihrem frommen und kerndeutschen Volke weißmachen zu wollen, wenn man Gott dienen wolle, dürfe man nicht deutsch gesinnt, sondern müsse französisch gesinnt seyn. Die ultramontane Partei griff den edlen Welponer auf's heftigste und boshafteste an. Er antwortete ihr aber im Innsbrucker Tagblatt Nr. 213 mit Flammen, aus der Sonne der Wahrheit geschöpft, vor denen die Eulen in ihren finstern Höhlen zurückschreckten. Nichts charakterisirt die Situation in Tirol besser, als die Antwort des deutschen Priesters an die franzosentollen Römlinge. Wir theilen sie daher ihrem wesentlichen Inhalte nach mit.

Auer, 17. September. In der letzten Nummer des „Tiroler Volksblattes" wird der Priester Josef Welponer, der es gewagt hatte, öffentlich für die Gerechtigkeit der deutschen Sache Zeugniß abzulegen, in den gemeinsten Ausdrücken ein „Verrückter" genannt. Nun gut, das „Tiroler Volksblatt" möge sich beruhigen; der Priester Josef Welponer ist sich bewußt, gegenwärtig in keiner andern Geistesverfassung zu seyn als damals, da er nicht wenige tausend Franken als Peterspfennig für den heiligen Vater an die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" abgegeben hat; und er ist noch gegenwärtig gesonnen, dasselbe auch noch in der Zukunft zu thun, wenngleich nicht mehr durch das „Volksblatt".

Die Geschichte und alle Vernünftigen werden einmal „unsere Franzosen" richten, welche, aller Gerechtigkeit und Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande in das Gesicht schlagend, jeden Sieg der Deutschen über den Erbfeind, jede größere Einigung der Südstaaten zum Nordbund als eine Niederlage ihrer mehr als Don Quixotischen, und deshalb wahrhaft spanischen Ideen ansehen.

Nun aber sollten unsere großen Theologen des „Tiroler Volksblattes“ und der „Tiroler Stimmen“ als Theologen doch wissen, daß es nach der katholischen Moral und nach allen Grundsätzen des Rechtes vollkommen unerlaubt sey, das Unrecht, in welcher Art immer es sich darbiete, zu vertheidigen, zu loben, zu beschönigen, zu bemänteln, zu demselben zu rathen und zu helfen; während die Sache des Rechtes überall aufrechtzuerhalten ist, und jeder Christ, ja jeder ehrliche Mann die Erringung des Rechtes gar bei seinem Feinde wünschen muß; da jeder seinem Nebenmenschen wie sich selber wünschen muß, gerecht behandelt, nicht ungerecht beeinträchtigt zu werden. Wie werden also diese Blätter ihre ungerechtesten Sympathien für Frankreich zu vertheidigen wissen, angenommen auch, daß Preußen Oesterreich Schaden zugefügt und noch zufügen wolle?

Ferner ist es keine Sklaverei, wie die genannten zwei Blätter ihre Leser belehren möchten, wenn die Südstaaten mit dem Nordbund sich einigen wollen. Denn keine Sklaverei ist es, ein großes geeinigtes Deutschland mit gerechten Mitteln bilden zu wollen; keine Sklaverei ist es, unter der Hegemonie des edelsten deutschen Stammes zu seyn, der durch seine Großthaten beide Hemisphären in Staunen setzt.

Ja „Volksblatt“ und ihr undeutschen und deshalb untirolischen „Tiroler Stimmen!“ kein Hochverrath ist es, wie ihr uns beinahe auf jedem eurer Blätter verleumdet, wenn wir Deutsch-Oesterreicher zu den Siegen unserer Stammesgenossen jubeln, da wir sogar allen Völkern Gutes wünschen müssen, mehr aber dem eigenen Volke, mehr aber noch dem Heere der gerechtesten Sache; nicht Hochverrath an Oesterreich ist es, da auch das deutsche Haus der Habsburger wünschen muß, daß Recht und Deutschland siege; nicht Hochverrath an der katholischen Sache ist es, da gerade die reine katholische Moral jedes Unrecht verbietet.

Ihr aber seyd die Hochverräther der Wahrheit, des Rechtes

und der deutschen Sache, da ihr doch mehr als alle andern die Wahrheit vertheidigen solltet; ihr seyd die Hochverräther eures Stammes, und wahrlich nicht von euch hängt es ab, wenn bis jetzt die „treu gehorsamste staatsrechtliche Opposition“, mit an der Spitze die Czechen und alle Deutschenfeinde, noch nicht gesiegt hat; ihr seyd die Hochverräther an der katholischen Sache, die ihr doch vertheidigen wollt; ihr bringt unsere allein wahre Religion, die niemals etwas Unrechtes wünschen und wollen kann, vor den Augen der deutschen Protestanten in die schiefste Stellung und setzt sie auch noch Verfolgungen aus.

Ihr werft allen gegenwärtig deutsch Gesinnten vor, daß sie alle zur „deutsch-liberalen Sippe und Klique“ gehören; mädchenhafte Preußenschwärmer seyen es, alle sammt und sonders vom Golde Bismarcks bestochen. Die Ansicht des „Verrückten“ aber ist es, daß die Hauptstadt eures Vaterlandes mehr Paris, Prag und Pesth, als Wien, Berlin und Rom zu seyn scheint; und daß ihr zwar keine preußischen Thaler, doch jedenfalls das Großkreuz der französischen „Ehrenlegion“ verdient hättet, wenn Napoleon von seinem zerschellten Dreifuß dasselbe euch noch darreichen könnte.

Und nun zum Schlusse „Volksblatt“ und ihr „Tiroler Stimmen“ ärgert euch doch nicht über die Worte eines „Geistesverwirrten“. Doch sage ich euch, ich habe dennoch noch Gefühl für Recht und Gerechtigkeit; und sobald ihr mir authentisch es beweist, daß der heil. Vater Pius der neunte, der oberste und unfehlbare Richter in Rechts- und Gewissenssachen, eurer politischen Meinung in diesem Punkte huldigt, unterwerfe ich meinen Verstand und lege noch 4000 Frank in Gold als Peterspfennig für ihn in eure Hände nieder. Der Priester Josef Welponer.

Sogar von Feldkirch in Vorarlberg, wo bekanntlich ein großes Jesuitenhaus Einfluß übt, schrieb die dortige Zeitung: „Die zehn Millionen Deutsche in Oesterreich wird man nicht zu Schmerzenskindern machen wollen. Diese zehn Millionen Deutsche darf eine

österreichische Regierung nicht zu stark vor den Kopf stoßen, denn fangen erst die Deutschen an, in das separatistische Horn zu blasen, wo bleibt dann Oesterreich? Im deutschen Lager ist Oesterreich. Wir sollten uns nicht freuen über die deutschen Siege, welche in so glänzender Weise die Tugenden unseres Stammes dargethan? Wir sollten uns Dessen nicht freuen in Oesterreich, wo jedes lumpige Nationchen auf den Deutschen herabzusehen sich berechtigt glaubt, wo eine förmliche Verschwörung aller interessirten Nationalitäten gegen den Schwaben ihr Unwesen treibt? So weit die deutsche Zunge klingt, erschallt der Jubel, den keine Polizeimaßregel wegzudecretiren vermag. Als man seinerzeit in Lemberg wegen des Rückzugs v. d. Tanns von Orleans illuminirte, als man in Prag deswegen Feste feierte und unter dem Gesange der Marseillaise durch die Straßen zog, da hörte man nichts von Einstellungsverfügungen der Behörde; die Polen, die von Frankreich das Polenreich erwarteten, die Czechen, deren Führer Rieger Oesterreich dem Bonaparte ausliefern wollte, durften ihrer Sympathie mit Frankreich demonstrativen Ausdruck geben, während uns Deutschen in Oesterreich, deren Loyalität sich in allen ernsten Fällen glänzend bewährte, verwehrt werden soll, daß wir uns freuen über die Siege der Deutschen und über den Frieden? Man reize den Löwen nicht!"

In Innsbruck wurde der Bürgermeister Doktor Tschurtschenthaler, der erst kürzlich, während der letzten Tirolerreise des Kaisers, von dem Monarchen eine persönliche Anerkennung seines patriotischen und gemeinnützigen Wirkens, seines untadelig loyalen Strebens erhalten hatte, von den Ultramontanen wüthend angeklagt, weil er sich bei der deutschen Siegesfeier betheiligt hatte. Er wandte sich nun unmittelbar an den Kaiser und erklärte, seine Stelle als Bürgermeister der Landeshauptstadt und den vor dritthalb Monaten ihm verliehenen hohen Orden zu den Füßen Sr. Majestät niederlegen zu wollen, wenn sein Souverän und Landesherr in der werkthätigen Betheiligung an der Veranstaltung der Festfeier eine Handlung sehe,

durch welche die Unterthanentreue verletzt worden. Der Kaiser ließ ihm antworten, er sehe darin keine Verletzung.

Am 2. Februar 1871 zu Lichtmeß stiegen bei Nacht zwei brave Männer aus Berchtesgaden, Illsacker und Hölzl, bei grimmiger Winterkälte im tiefen Schnee den 8435 Fuß hohen Watzmann hinauf, den schönen Berg, der weithin über Bayern sichtbar ist, zündeten hier ein großes Feuer an und pflanzten die deutsche Fahne auf.

Vierzehntes Buch.

Verhalten der übrigen neutralen Staaten.

Frankreich kämpfte während des ganzen Krieges allein, von seinen alten Bundesgenossen verlassen. Wenn Oesterreich im Anfang des Krieges auch einen Anlauf nahm zu Rüstungen und zur Trippelallianz, so hielt es doch bald wieder inne. Wenn England erst etwas später Frankreich mit Waffen versah und auch Miene machte, bei den Friedensverhandlungen zu Gunsten Frankreichs interveniren zu wollen, so hielt es sich doch wieder in Schranken, weil Deutschland eine Intervention nicht zuließ.

Man hat England mit Recht vorgeworfen, es hätte den französischen Kaiser vom Kriege abhalten können, wenn es ihm Ernst damit gewesen wäre. Es hätte sich überhaupt etwas mehr auf die deutsche Seite stellen sollen; erstens, weil das Recht auf Deutschlands Seite war, das von Frankreich ohne Grund auf's übermüthigste angegriffen wurde; zweitens, weil England besorgen mußte, Frankreich würde, wenn es siege, außer dem linken Rheinufer auch Belgien annektiren und zur Eroberungspolitik des ersten Napoleon, d. h. schließlich zum Continentalsystem zurückkehren; drittens, weil es einen blutigen und erschöpfenden Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ungern sehen mußte, sofern die Schwächung dieser beiden Reiche nur Rußland zur Stärkung dienen konnte, wie das

auch bald genug die russische Note bewiesen hat. Aber es fehlte England an großen Staatsmännern, die eine geniale und consequente Politik unter neuen Verhältnissen durchzuführen verstanden hätten. Man merkte den Ministern Englands an, daß sie sich in die neue Machtentfaltung Deutschlands nicht zu schicken wußten und an die alte Diplomatie gewöhnt, mit greisenhaftem Eigensinn gern das bisherige Bevormundungssystem gegenüber von Deutschland fortgesetzt hätten, was sie doch nicht mehr vermochten. Daher die Halbheit ihrer Politik, das Zulassen und rasche Entschuldigen der Waffensendungen an Frankreich, die unberufenen und zugleich feigen Einmischungsversuche.

Die englische Bevölkerung, der deutschen so nahe verwandt, bezeigte auf widernatürliche Weise den Franzosen mehr Sympathie, als den Deutschen. Das hatte zweierlei Gründe, einmal die Verdorbenheit der englischen Aristokratie, die sich in der Nachahmung französischer Lüderlichkeit gefiel, und sodann die unter den englischen Arbeitern aufgekommene Agitation für die sociale Universalrepublik. Zumal seitdem in Paris eine neue Republik ausgerufen worden war, interessirten sich für diese die englischen Arbeitervereine auf das lebhafteste.

Die wenigen Stimmen, welche sich in England für das gute Recht der Deutschen erhoben, vermochten dem Unfug nicht zu steuern. Stuart Mill behauptete, daß die englische Regierung eigentlich mitschuldig an dem Kriege sey, „daß sie durch ein einziges entschiedenes Wort, durch eine einzige männliche Erklärung dem Ausbruch des Kriegs hätte vorbeugen können; und wir werden beifügen dürfen, daß auch die gegenwärtige französische Regierung ihren aussichtslosen Widerstand gegen einen von Deutschland annehmbaren Frieden schwerlich so lang fortgesetzt hätte, wenn sie nicht durch die thörichten Sympathieen, welche nach Sedan dem französischen Volke von England aus entgegengebracht wurden, eine moralische, durch den ungehemmten Waffen- und Munitionsverkauf eine materielle Unter-

stützung gefunden hätte, durch welche sie in ihren Täuschungen befestigt wurde.“ Samuel Smith in Liverpool bemerkte in einer Flugschrift, wie sehr England Unrecht habe, den Franzosen Waffen zu liefern und mit ihnen zu sympathisiren. Wenn in diesem Kriege Frankreich gesiegt hätte, so würde es unfehlbar Belgien haben annektiren wollen und England würde die schwersten Opfer haben bringen müssen, um Belgien wie bisher zu schützen. Diese Opfer würden ihm nur durch die Siege der Deutschen und durch die Loyalität, mit welcher dieselben Belgiens Unabhängigkeit achten, erspart.

Derselbe Smith kann nicht umhin, sehr zu bedauern, daß die Engländer, welche doch vorzugsweise Germanen sind, so viel von den schlechten Sitten Frankreichs nachahmen und sich nicht vielmehr die deutschen zum Muster nehmen. „In England treiben die höhern Stände einen großen, selbstsüchtigen Luxus auf französische Art, die unteren Klassen sind eine widrige Masse von Dummheit und Vernachlässigung. In Deutschland ist weniger Reichthum, aber auch weniger Armuth vorhanden. Die Heeresverfassung bewirkt dort keine Entartung, im Gegentheil, sie ist eine Schule physischer Kraft und guter Ordnung, zugleich aber auch eine Verschmelzung der Stände, welche die niederen emporhebt, indem sie den Stolz der höheren mindert. Diese Vortheile von großem Werthe könnte England auch erwerben, wenn es mit einigen Modificationen das preußische Wehrsystem annähme.“

Eine Correspondenz aus London vom 19. Oktober in der Augsb. Allg. Ztg. beklagte, daß die zahlreichen Pariser und Pariserinnen, die nach der englischen Hauptstadt geflüchtet seyen, sich dort der glänzendsten Aufnahme erfreuen dürften und einen äußerst üblen Einfluß auf die Sitten übten. Stutzer und Koketten in der neuesten Pariser Mode stolziren auf den Straßen Londons. In zwei Theatern spielen französische Gesellschaften. Halbweltliche Damen, berüchtigte Courtisanen, mit denen sich bisher nur die Pariser Aristokratie encanaillirte, wurden jetzt auch in den aristokratischen Theilen

des Westendes von London gern gesehen. In den Musikhallen und öffentlichen Vergnügungsorten herrschte die Pariser Mode. Die sog. Alhambra in Leicester-Square machte seit der neufranzösischen Emigration fabelhafte Geschäfte. Aber dieses Rendez-vous der vornehmen und gemeinen Prostitution gab den guten Bürgern von London doch so viel Anstoß, daß sich die Polizei veranlaßt sah, einzuschreiten der Alhambra wenigstens die Tanzlicenz zu entziehen und den schändlichen Tänzen der Französinnen hier ein Ende zu machen.

Der englische Geschichtschreiber Carlyle schrieb, „es gebe kein Naturgesetz, keine ‚himmlische Parlamentsakte', wodurch Frankreich ein Privilegium erhalten hätte, gestohlenes Gut dem Eigenthümer nicht zurückgeben zu müssen. Wie Elsaß und Straßburg sey schon früher Lothringen auf ganz niederträchtige Weise erworben worden. König Heinrich II. besetzte es im Jahre 1552, er rückte mit fliegenden Fahnen, unter Trommelschall in die Städte und rief Gott zum Zeugen an, daß er nur ‚zum Schutze der deutschen Freiheit' komme, that aber weder für den Protestantismus, noch für die deutsche Freiheit das Mindeste, sondern behielt einfach das besetzte Gebiet. Es sey vollkommen gerecht, klug und vernünftig, wenn die Deutschen nun zurückholten, was ihnen auf so freche und hinterlistige Weise geraubt worden. Die Franzosen klagen schrecklich über den angedrohten ‚Verlust der Ehre' und weinerliche Beistände verfechten ernsthaft den Grundsatz: ‚Entehrt Frankreich nicht, laßt des armen Frankreichs Ehre unversehrt'. Rettet es die Ehre Frankreichs, wenn es sich weigert, die in des Nachbars Fenstern muthwillig eingeschlagenen Scheiben zu bezahlen? Der Angriff auf die Fenster war seine Schande. . . . Die Ehre Frankreichs kann nur durch die tiefe Reue Frankreichs gerettet werden und durch den ernsten Entschluß, nie wieder so zu handeln, sondern von jetzt an das Gegentheil zu thun. . . Für den Augenblick, das muß ich gestehen, wird Frankreich mehr und mehr verrückt, erbärmlich, tadelns-, mitleids-, ja selbst verachtungswürdig. Es weigert sich, die Thatsachen zu sehen, die hand-

greiflich vor seinen Augen liegen, die Strafen, die es selbst verschuldet. Ein Frankreich, das von anarchischer Zerstörung verwüstet wird, ohne sichtbares Haupt; ein Haupt oder Häuptling, das man nicht von den Füßen, dem Pöbel, unterscheiden kann; Minister, die in Ballons auffliegen ohne anderen Ballast, als empörende Lügen und Proklamationen über Siege, die Erzeugnisse der Phantasie sind; eine Regierung, die sammt und sonders auf der Verlogenheit fußt und das schreckliche Blutvergießen lieber fortsetzen und vermehren will, als daß sie, die schönen republikanischen Geschöpfe, die Führung der Angelegenheiten verlieren: ich weiß nicht, wann oder wo man ein Volk sah, das sich selbst so mit Unehre bedeckte. Das traurigste Symptom in Frankreich ist für mich die Figur, welche seine Männer von Genie, seine ersten literarischen Sprecher machen. Sie glauben offenbar, daß von Frankreich himmlische Weisheit über alle Völker ausstrahlt, die im Dunkel liegen, daß Frankreich das Zion des Weltalls ist, daß all dieses traurige, schmutzige, halb verrückte und zum guten Theil halb höllische Zeug, das uns die französische Literatur in den letzten fünfzig Jahren brachte, ein neues Evangelium des Himmels ist, segenbringend für alle Menschensöhne."

Treffend ist folgende Vergleichung, welche Carlyle macht. „Die Franzosen glauben sich den Christus der Völker, ein schuldloses, gottähnliches Volk, das da leidet für die Sünden der Völker, das alle zu erlösen gedenkt. Sind sie nicht vielmehr ein Cartouche der Völker? Cartouche hatte manche brave Eigenschaft, war viel bewundert und viel bemitleidet und manche schöne Dame bettelte um eine Locke von ihm, während der unerbittliche, unvermeidliche Galgen aufgerichtet wurde. Aber schließlich war keine Rettung für Cartouche. Besser, er fügte sich dem schwerfaustigen deutschen Polizeimann, der ihn so schauerlich fest an der Kehle hat, er gäbe einen Theil seines gestohlenen Gutes heraus, er hörte auf ein Cartouche zu seyn und versuchte wieder ein Ritter Bayard zu werden."

Unbekümmert um die Vorwürfe des Grafen Bernstorff, dauerten

die Waffen- und Munitionssendungen aus England für Frankreich fort. Schwärmerische Republikaner und Franzosenfreunde hielten öffentliche Versammlungen. Ein Herr Olliver, der die internationale demokratische Association vertrat, berichtete, seine Genossen von dieser Gesellschaft hätten beschlossen, falls das angedrohte Bombardement von Paris wirklich zur Ausführung käme, in einem Massenmeeting bei Fackelschein dem Abscheu des englischen Volkes Ausdruck zu geben. Es fand dieser Vorschlag allgemeinen Anklang und begeisterte Annahme. Herr Merriman, ein kleiner Agitator aus dem niederen Advocatenstande, der sich bei irischen Demonstrationen hervorgethan hat und ein scharfes Auge auf einen Sitz im Parlament richtet, trat darauf mit der folgenden Resolution hervor: „Im Falle eines Bombardements von Paris verlangt das englische Volk, daß allen bisher deutschen Fürsten, die unmittelbar oder mittelbar bei dem Bombardement betheiligt sind, ausgeworfene Pensionen oder die Pensionen für ihre Frauen und Kinder in Zukunft nicht mehr ausgezahlt werden sollen.“

Das Uebelwollen der englischen Regierung selbst bewies folgender Vorfall. Das Rostocker Handelsschiff „Frey“, wurde innerhalb dreier Meilen von der englischen Küste, also innerhalb eines englischen Gewässers, von den Franzosen gekapert. Graf v. Bernstorff forderte die englische Regierung auf, das Schiff zurückzuverlangen, aber diese suchte sich dadurch aus der Affaire zu ziehen, daß sie behauptete, es stehe nicht fest, ob das Schiff wirklich innerhalb dreier Meilen von der englischen Küste von den Franzosen genommen worden. Sie behauptete das, obgleich der englische Lootse das Gegentheil mit der vollsten Bestimmtheit bezeugt hat. Es fällt damit ein grelles Streiflicht auf die klägliche Zwitterstellung, die England mit der „wohlwollenden“ Neutralität während des deutsch-französischen Krieges einnahm. Dagegen erfrechten sich die Engländer, die in Frankreich wohnten und hier deutsche Einquartierung erhalten hatten, dafür Entschädigung von Deutschland

zu verlangen. — England handelte auch rücksichtslos gegen Oesterreich. Eine Rede Gladstones konnte so verstanden werden, als habe sich England das Verdienst erworben, im Anfang des Krieges Oesterreich von einem Offensivbündniß mit Frankreich abzuhalten, eine Unterstellung, die sogleich von Oesterreich dementirt wurde.

Von der fortdauernden Unfreundlichkeit Englands gegen die Deutschen meldeten die Blätter: „Der König von Belgien hat dem Central-Comité zur Pflege im Felde erkrankter oder verwundeter deutscher Krieger 12,000 Thaler und das internationale Comité Belgiens 4000 Thaler übersendet. Es fällt dem gegenüber nicht wenig auf, daß das internationale Comité in London, dem für gleiche Zwecke aus den von ihm veranstalteten Sammlungen 242,000 Pfund Sterling zugegangen sind, dem erwähnten deutschen Centralcomité bis jetzt nicht die kleinste Summe überwiesen hat, während demselben selbst aus der transatlantischen Welt fortwährend reiche Gaben zufließen."

Spanien, welches wenigstens formell den Anlaß zur Kriegserklärung des französischen Kaisers an Deutschland gegeben hatte, nahm auffallender Weise von diesem Kriege gar keine Notiz. Das hatte seinen natürlichen Grund in der durch Jahrhundert lange Mißregierung verschuldeten Ohnmacht des Reichs nach Außen und in seinen Parteiungen im Innern. Dem elenden Regiment der Bourbons war durch die Revolution von 1868 ein Ende gemacht. Nun stritten sich aber die Monarchisten mit den Republikanern, welche Verfassung Spanien künftig haben solle. Die erstern hatten die Mehrheit in den Cortes, konnten aber über die Wahl eines neuen Königs nicht schlüssig werden. Der Prinz von Hohenzollern würde sich am besten zum König geeignet haben. Nach seiner Ablehnung war man wieder unschlüssig, bis Castelar, das Haupt der spanischen Republikaner, nach Tours ging und hier mit Gambetta und Garibaldi die Republikanisirung aller drei romanischen Reiche im Südwesten Europas verabredete. Da Frankreich bereits eine

Republik war, lag die Gefahr nahe, wenn dieselbe irgend einen Erfolg erringe oder auch nur nach dem Frieden noch fortbestehe, so könnten auch die spanischen Republikaner von dort Unterstützung erhalten. Die spanischen Monarchisten, General Prim an der Spitze, entschloßen sich daher, den Republikanern zuvorzukommen und so rasch als möglich einen König zu wählen, sey es auch nur der erste beste. Diesen nun fanden sie in dem Prinzen Amadeo, Herzog von Aosta, Sohn des König Victor Emanuel von Italien. Am 3. November schlug ihn Prim den Cortes vor und am 16. wurde er zum König von Spanien gewählt. Zu schwach, in offene Rebellion auszubrechen, nahmen die Republikaner eine feige Rache durch den Meuchelmord Prims am 28. Dezember. Derselbe starb an seinen Wunden und konnte den neuen König nicht mehr sehen, der am 2. Januar 1871 trauernd in Madrid einzog.

Man frug sich mit Recht, warum das auf seine Ehre sonst immer so eifersüchtige Spanien so ganz unempfindlich die Beleidigung hinnahm, die ihm Napoleon III. durch seine Einmischung in die spanischen Angelegenheiten, ja durch ein förmliches Verbot, den zum König zu wählen, den die Spanier haben wollten, zugefügt hatte. Allein man konnte dem innerlich so sehr geschwächten und zerrütteten Spanien in seiner auswärtigen Politik wohl keinerlei Energie mehr zutrauen.

Belgien war, wie die Enthüllungen dargelegt haben, schon lange von Frankreich bedroht. Napoleon III. wollte um jeden Preis, wenn nicht das linke Rheinufer, doch Belgien annectiren. Unter den Correspondenzen, die er in Paris zurückließ, fand sich auch ein Brief, den er seinem Cabinetschef dictirt hatte. Darin spricht er Belgien das Recht auf Unabhängigkeit, ja sogar auf seine vlämische Nationalität ab und behandelt es, als gehöre es nothwendig zu Frankreich. „Wenn Frankreich, dictirt der Kaiser, sich auf das Gebiet der Nationalitäten stellt, so ist es von jetzt an nothwendig, festzustellen, daß es keine belgische Nationalität gibt, und

diesen wesentlichen Punkt mit Preußen abzumachen. Das zukünftige Loos Belgiens muß im Einverständniß mit Preußen geregelt werden, indem man in Berlin beweist, der Kaiser suche anderswo als am Rhein die Frankreich nothwendig gewordene Ausdehnung*)." Belgien wußte also, was ihm bevorstand, wenn Preußen auf die Anträge Frankreichs eingegangen wäre. Belgiens Unabhängigkeit wurde lediglich durch die Großmuth Preußens geschützt und gewahrt. Und dennoch herrschten in Brüssel immer noch warme Sympathien für Frankreich, welche durch die von Frankreich bestochene Presse und durch die große Menge von Franzosen, die nach Brüssel geflüchtet waren, nicht so stark hätten genährt werden können, wenn nicht die gebildeten Klassen in Belgien schon längst an französische Sprache und Bildung gewöhnt gewesen wären. Das gemeine Volk war zwar gut deutsch, kannte aber nur seine vlämische Mundart und nächste Umgebung und wußte vom großen Deutschland so wenig wie von Japan.

Noch vor kurzem hatte die französische Regierung gehofft, sich der belgischen Eisenbahnen bemeistern, ein französisches Heer nach Holland werfen und mit den Holländern und den Landungstruppen, welche die französische Flotte an die Nordsee bringen sollte, vereinigt, Hannover befreien zu können. Man kann sich denken, mit welchem verbissenen Ingrimm sie jetzt auf diesen Raubzug verzichtete. Ihre ohnmächtige Bosheit konnte sich nur Luft machen, indem sie den Durchzug von Sanitätswagen mit Verwundeten durch belgisches Gebiet für einen Neutralitätsbruch erklärte. Diese elende Regierung, die dem bewaffneten Feind nicht widerstehen konnte, rächte sich an wehrlosen Verwundeten.

In jenen verhängnißvollen Tagen des August erfuhr man, die Kaiserin Charlotte, die Wittwe des unglücklichen Maximilian, dessen Mord in Mexiko durch die Treulosigkeit Napoleons III. ver-

*) A. A. Zeitung 1870, Nr. 277.

schuldet worden war, sey bei der Nachricht von den Niederlagen Napoleons und vom nahen Ende seiner Herrschaft aus ihrem traurigen Seelenschlafe plötzlich erwacht, habe ihre Besinnung wieder gefunden und spreche von der alles richtenden Nemesis.

Nach der Schlacht bei Sedan ließ die belgische Regierung nicht nur den Kaiser Napoleon als Gefangenen, wie sie von ihm selbst und dem König von Preußen gemeinschaftlich ersucht worden war, durch Belgien nach Köln reisen, sondern erlaubte auch einer gleichen Anzahl verwundeter Preußen und Franzosen den Durchzug durch Belgien. Dieser Durchzug führte durch das wallonische oder wälsche Gebiet, wo das Volk den Franzosen mehr als den Deutschen zugeneigt ist. Die Deutschen hatten daher sehr über ungleiche Beobachtung der Neutralität zu klagen. Verwundete preußische Offiziere bekamen von dem verstockten Volke unterwegs weder eine Lagerstätte, noch etwas zu essen oder zu trinken. Man rief ihnen nur höhnisch zu: Rien pour les Prussiens! während die französischen Offiziere willkommen geheißen und reichlich gepflegt und bewirthet wurden. Nach der am 6. September zu Köln amtlich erhobenen Klage zweier preußischer Offiziere, Thieme und Winterberger, womit eine zweite Klage des Lieutenant Schubert übereinstimmt.

Auch den aus Frankreich ausgewiesenen deutschen Familien erging es in Belgien nicht besser. Nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung wurden sie unterwegs beschimpft und mit Steinen geworfen. „Die Waggons wurden streng verschlossen gehalten und nicht einmal den Kindern erlaubte man, auf den Aborten ihre Nothdurft zu verrichten. Es war nicht gestattet, für die armen Kleinen nur einen Trunk Wasser sich geben zu lassen. So handelte Belgien, das es Deutschland verdankt, daß Napoleon es nicht verschlungen hat, gegen unglückliche Gäste, denen es nach dem Völkerrecht sogar den freien ungehinderten Aufenthalt nicht verwehren durfte. Geflüchtete französische Soldatenmassen werden aufgenommen und unentgeltlich verpflegt; arme vertriebene Deutsche werden wie

Feinde, wie Aussätzige behandelt. Daß die rohen Wallonen so gegen Deutsche verfahren, dafür mag der Regierung wohl keine Verantwortung auferlegt werden können, allein die mitleidlose Behandlung von Seiten der Staatseisenbahnverwaltung kann nur auf höheren Befehlen beruhen, und diese werden gewiß Veranlassung zu einer unangenehmen Abrechnung mit dem jetzt so frommen belgischen Ministerium geben."

Professor Edel, der bayerische Abgeordnete, bezeugte in einem Schreiben aus Würzburg, daß am 11. September zu Bouillon in Belgien Wagen mit deutschen Verwundeten von den Einwohnern insultirt, daß zwei schwerverwundete bayrische Soldaten unter lautem Beifall der Umstehenden aus dem Wagen gerissen und mit Füßen getreten und daß auch an andern belgischen Orten unterwegs die Verwundeten vom Volk verlacht und verhöhnt worden seyen. Ein belgischer Professor schrieb dagegen, solche Rohheit theile das belgische Volk im Ganzen nicht, die deutschen Verwundeten hätten an andern belgischen Orten liebevolle Aufmerksamkeit und Pflege gefunden, was auch von deutschen Sanitätsbeamten bestätigt wurde. Die Rohheiten beschränkten sich also auf den wallonischen Theil des Landes und erklären sich zum Theil vielleicht auch aus dem klerikalen Fanatismus. Besonders wurde die Stadt Lüttich wegen ihrer Theilnahme für die Deutschen gerühmt. Auch in den Lazarethen hatten belgische Aerzte und Krankenwärter für die deutschen Verwundeten dieselbe Sorgfalt, wie für die französischen. Dagegen ergoß sich ein großer Theil der belgischen Presse in Wuthausbrüchen gegen die Deutschen, was nicht Wunder nehmen darf, da nicht weniger als 30,000 Franzosen und hauptsächlich Pariser nach Brüssel geflüchtet waren und auch dort ihre Parteiblätter organisirten wie in Paris. Am meisten Gift streute die Independance belge aus. Begreiflicherweise wurde auch vielen nach der Schlacht bei Sedan über die belgische Grenze geflüchteten französischen Soldaten die Desertion nach Frankreich erleichtert. In-

zwischen wurde das neutrale Verhalten der belgischen Regierung in dem Maaße korrekter, in welchem die deutschen Heere Sieg auf Sieg erfochten.

Wir können nicht von Belgien reden, ohne auch des nordwestlichen Endes von Frankreich an der belgischen Grenze zu gedenken, welches man das vlämische Frankreich nennt. Es wurde in den Zeiten des französischen Uebermuths vom deutschen Reiche abgerissen und Frankreich einverleibt, obgleich es von einem kerndeutschen Volke bewohnt ist, welches noch die vlämische Mundart redet. Es ist ein seetüchtiges Ufervolk, der Hauptort Dünkerken ein berühmter Hafen. Hier war auch der berühmteste Seeheld zu Hause, den Frankreich gehabt hat, der eben so tapfere als treuherzige und ein wenig bäurische Hans Barth. Nun zeigte sich in neuester Zeit, daß die deutsche Gesinnung bei diesem Ufervolk wieder hervortritt. „Selbst die Independance mußte constatiren, daß Testelin, der Obercommissär der französischen Republik in den beiden Norddepartements, sich gezwungen sah, an die mobilisirten Nationalgarden einen strengen Tagesbefehl zu erlassen, in welchem gedroht wird, daß ‚fernere Desertions- und Fluchtversuche unnachsichtlich mit Ueberführung der Schuldigen nach Cherbourg geahndet werden sollen.‘ Der Drohung folgte die That bald auf dem Fuße, denn die Nationalgarden von Hazenbroek, dem Hauptherde der vlamischen Bewegung, wurden wegen vollständiger Meuterei entwaffnet und zur Strafabtheilung nach Cherbourg versetzt. Eine noch viel wichtigere Erscheinung trat aber vor einigen Wochen in Dünkirchen zu Tage. Dort äußerten nämlich die Mobilgarden eine so ausgelassene Freude über die Schläge, welche Frankreich betroffen, daß ihr Befehlshaber sie mit Gefängnißstrafe bedrohen mußte. Haß gegen Alles, was französisch heißt, das eigenartige Merkmal des vlamischen Charakters, lodert bei jeder Gelegenheit in hellen Flammen empor. ‚Het volksbelang‘ in Gent, ein Blatt, das in erster Linie die vlämischen Interessen vertritt, sagt, daß ihm tagtäglich derartige Berichte aus dem nörd-

lichen Frankreich zugehen. Alle Männer von 19 bis 40 Jahren sind zwar auch dort unter die Waffen gerufen und werden gezwungen, ihr Blut für eine ihnen fremde Sache zu vergießen; die Furcht vor durchgreifenden Schreckensmaßregeln hält sie allein ab, ihren Antipathieen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Dagegen ist eine Thatsache, daß viele junge Leute das Heer verlassen und sich nach Hause begeben, von wo sie dann allerdings mit Gewalt wieder der französischen Armee einverleibt werden; wer kann, flüchtet über die belgischen Grenzen. Diejenige Partei, welche eine vollständige Trennung dieses sog. Vlaamischen Westhoek von Frankreich und Vereinigung desselben mit Belgien wünscht, gewinnt zusehends an Boden."

Was das Königreich der Niederlande betrifft, so war man hier den Deutschen noch abgeneigter als in Belgien, mußte sich aber den Umständen bequemen. Holland war dem Kriegsschauplatz nicht unmittelbar nahe, wohl aber das durch Personalunion mit ihm verbundene Großherzogthum Luxemburg. Hier war die echt deutsche Bevölkerung von den gebildeten Klassen, Beamten und Liberalen, die sich zu Affen der Franzosen hergaben, daher nur französisch redeten und dachten, den sog. Franquillons, tyrannisirt und durch eine ganz französisch gesinnte Presse bevormundet. Der Klerus war früher mehr deutsch, d. h. österreichisch gesinnt, seit den großen Erfolgen des protestantischen Preußen in Deutschland spie er aber Gift und Galle gegen alles Deutsche und begünstigte nur noch das Franzosenthum. Zudem übten die französische Ostbahngesellschaft und der französische Viceconsul in Luxemburg großen Einfluß und sandten, unbekümmert um die Neutralität, ganze Transporte nach der französischen Festung Diedenhofen und verzögerten dadurch deren Uebergabe an die Deutschen. In gleicher Weise wollten sie auch die französische Festung Longwy verproviantiren, als Graf Bismarck energisch einschritt und mit der Besetzung Luxemburgs drohte, wenn von dieser Seite her die Neutralität ferner ver-

letzt würde. Da bekamen die Schurken den gehörigen Respekt und vermieden von nun an alles, was Deutschland beleidigen konnte. Die Franquillons sammt dem Klerus erschöpften sich aber in Ergebenheitsadressen an den König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg und affectirten, die vorher immer nur Frankreich gedient hatten, eine lächerliche Begeisterung für holländischen Particularismus.

Die Schweiz zog ihre Truppen, welche sie in unnöthig großer Zahl an die Grenzen geschickt hatte, wieder zurück, sobald der Kriegsschauplatz sich immer weiter von ihren Grenzen entfernte, und besetzte nur noch einmal die Westgrenze, als deutsche Truppen durch das obere Elsaß gegen Lyon zogen. Gegen die aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen, welche die Schweiz passirten, war man wohlwollend, auch unterdrückten die Behörden die Agitation in Neuenburg, als von hier aus der internationale Arbeiterverein am 5. September, also unmittelbar nach Ausrufung der Republik in Paris, an alle internationale Arbeitervereine in Deutschland einen Aufruf drucken ließ, welcher verlangte, sie sollten die Waffen gegen Preußen ergreifen und Frankreich beistehen.

Im Uebrigen aber waltete in der Schweiz, wie in Belgien und Holland mehr Sympathie für die Franzosen als für die Deutschen*) vor und zwar aus derselben particularistischen Gewissensangst, welche bekennen mußte, man gehörte zwar der deutschen Nation an, aber man wolle ihr nicht angehören. Es kam aber noch ein sehr greifbares Geldinteresse hinzu. Wie die Holländer 800 Millionen Gulden in österreichischen Papieren stecken hatten, daher beständig für Oesterreich zitterten und aus diesem Grunde Preußen bitterlich haßten, so waren viele Schweizer mit ihrem Gelde für das Prestige Frank-

*) Sie hätten doch an ihren Waldmann denken sollen, einen ihrer größten Helden, der im Jahr 1477 zu den Eidgenossen sagte: „Lieber lönd uns Tütsche blieben, die welsch Zung ist untrüw."

reichs interessirt. Die St. Galler Zeitung erfrechte sich im Anfang des Oktober einen Artikel abdrucken zu lassen, dessen Verfasser die Schweiz dringend auffordert, zu Gunsten der „Schwesterrepublik" ihre Neutralität aufzugeben und Frankreich zu helfen. Sie spricht von den deutschen Führern als dem Gottesgnadengesindel. Der Umstand, daß die Franzosen in aller Geschwindigkeit eine Republik improvisirt hatten, wurde nur zum Vorwand genommen, um die Parteinahme für Frankreich als natürliche Sympathie unter Republikanern zu entschuldigen.

Die Kreuzzeitung berichtete aus dem Privatbrief eines Schweizers am 20. Oktober. „Wer nicht unbedingt mit der französischen Schwindel-Republik sympathisirt, gilt nachgerade als Vaterlandsverräther! Die Leidenschaft ist so weit gestiegen, daß vorgestern nicht weit von hier ein Deutscher im politischen Meinungskampfe von einem bernerischen Juristen in einem Wirthshause ermordet wurde. Auch das niedere Volk wird fanatisirt; dafür sorgen unsere zahlreichen Localblätter, die eine Sprache führen, welche nicht ärger seyn könnte, wenn sie in französischem Solde ständen." So weit der Brief, welcher beweist, daß viele Schweizer gegen Frankreich für die Vernichtung der sie sichernden Neutralisirung des Chablais eben so rührende Dankbarkeit bewahren, als die Belgier für die beharrlichen Annexionsgelüste.

Man erinnerte an das Unrecht, welches Napoleon III. der Schweiz zugefügt habe, indem er die Verträge von 1815 verletzte und Nordsavoyen Frankreich annectirte, ohne der Schweiz das ausschließliche Besatzungsrecht in diesem gebirgigen Nachbarlande zu wahren. Aus Hochsavoyen selbst kamen von Behörden und Einwohnern dringende Bitten, die Schweizer möchten von ihrem Recht, die neutralen Provinzen Chablais und Faucigny militärisch zu besetzen, wieder Gebrauch machen. Der Bundesrath aber erklärte sich: „Die französische Regierung habe allerdings die im Cessionsvertrage vom 24. März 1860, Art. 2 übernommene Verpflichtung, sich mit

der Schweiz über Garantien zum Schutze ihrer Rechte zu verständigen, nicht erfüllt. Es sey daher erklärlich, daß einzelne schweizerische Preßorgane dieses Verhältniß besprochen. Da die Presse in der Schweiz ganz frei sey, so erwachse dem Lande aus solchen individuellen Aeußerungen keine Verantwortlichkeit. Was die Bundesbehörden anbelange, so haben sie sich damit begnügt, in ihrer Neutralitätserklärung die bezüglichen Rechte der Schweiz zu wahren und auf eine bezügliche Rückäußerung der frühern kaiserlichen Regierung die Geneigtheit zu erkennen zu geben, bei einem gegebenen Anlaß dieses Verhältniß in freundschaftlicher Weise neu zu ordnen. Dagegen habe der Bundesrath seither weder bei Frankreich noch bei einer andern Macht irgend welche bez. Reklamationen erhoben. So wünschenswerth auch eine Regulirung dieses Verhältnisses sey, wozu sich schon noch Gelegenheit finden werde, so beabsichtige der Bundesrath doch keineswegs aus der gegenwärtigen Nothlage Frankreichs für die Schweiz irgend welchen Nutzen zu ziehen." Eine achtungswürdige Noblesse, die nur überall besser angewendet wäre als gegenüber dem stets rücksichts- und treulosen Frankreich.

Die Stimmung in Savoyen war antifranzösisch, trotz des gefälschten Plebiscits. Auch gegen Italien war man in Savoyen erbittert, weil es von Italien preisgegeben worden war. „Die Savoyer möchten nun die jetzige günstige Gelegenheit benützen, um vollständig unabhängig zu werden, sich loszureißen von Frankreich und einen neutralen Staat in ähnlicher Weise wie die Schweiz zu bilden." Ein Comité in Bonneville stellte an die Eidgenossenschaft die dringende Bitte, ihrem Rechte gemäß die nordsavoyischen Bezirke zu besetzen, aber der Bundesrath weigerte sich. Wie nahe lag es da, einen Anschluß an die Schweiz zu beantragen, wenn diese selbst Muth genug gehabt hätte, darauf einzugehen. Aber sie fürchtete Italien ebensosehr wie Frankreich und bewährte wenig Energie gegenüber den italienischen Umtrieben in Tessin.

Im italienischen Schweizerkanton Tessin war schon lange ein

Gelüsten vorherrschend, sich von der Eidgenossenschaft freizumachen und an Italien anzuschließen. Man meinte damit freilich nicht das Königreich Italien, sondern eine italienische Republik, für welche Mazzini schon lange und zwar zumeist von der Stadt Lugano im Kanton Tessin aus agitirte. Nachdem Rom von italienischen Truppen besetzt worden war, aber gerade in Rom die republikanische Partei überwog, machten die südlichen Ortschaften des Kanton Tessin jenseit des Monte Cenere den Versuch, sich als besonderer Kanton zu constituiren, was nur der Anfang eines unmittelbaren Anschlusses an Italien gewesen wäre, und alle ihre Vertreter traten aus dem großen Rathe des Kantons aus. Die Bundesregierung sah sich genöthigt, einen eidgenössischen Commissär in den Kanton zu schicken, dem aber fortwährend italienische Agenten entgegenarbeiteten. Der Bund beschloß, die Trennung nicht zu gestatten.

Aber die Schweiz war im Ganzen zaghaft und viel zu rücksichtsvoll gegen die Franzosen und Italiener. Sie versäumte überdies, sich in gehörige wehrhafte Verfassung zu setzen. Was ihr schon vor vier Jahren Stämpfli vergebens zugerufen hatte, ihr Milizsystem tauge nichts, wurde ihr immer wiederholt. Man las im Oktober in den Zeitungen: „Den 17. September d. J. hat einer der tüchtigsten eidgenössischen Offiziere, Herr Oberst Trümppi, welcher vor drei Wochen auf dem Kriegsschauplatz die Kriegsmanöver der deutschen Truppen beobachtete, Bataillon 9 von der 5. Division ungefähr mit folgenden Worten verabschiedet: Soldaten! Offiziere und Unteroffiziere! Mit eurem Muthe und eurer Willigkeit bin ich zufrieden, jedoch fehlt es euch gänzlich an der rechten Führung, am Geiste streng militärischer Ordnung und Disciplin. Nehmet es mir nicht übel, wenn ich euch erkläre, daß ihr hinter der deutschen Armee, deren Kriegsmanöver ich in der letzten Zeit beigewohnt habe, weit zurücksteht. Bei euch geht es nicht so am Schnürchen, wie bei jenen. Dort war es nicht so, wie bei euch, wo das halbe Bataillon oft 10 Schritte voraus, das andere

10 Schritte hinterdrein marschirt. Auch sollte vom Obersten bis zum Untersten das Militärwesen besser organisirt seyn, sonst sind wir verloren, wenn wir mit Feinden zu kämpfen haben. Gott schütze unser Vaterland!"

Als Paris cernirt war, verlangte der schweizerische Bundesrath für seinen Gesandten, der in Paris zurückblieb, freien Verkehr nach außen. Die deutsche Presse tadelte dieses Ansinnen, weil es dem Kriegsrecht widerspreche, aus einer belagerten Stadt einen uncontrolirten Verkehr stattfinden zu lassen. Eine Antwort wurde nicht bekannt. Mittlerweile aber hatte Preußen die Erfahrung von unerlaubten Communicationen von Diplomaten gemacht. — Vormals Schweizer Offiziere in päpstlichen Diensten sind zahlreich nach Frankreich gegangen, um dort gegen die Deutschen zu kämpfen. „Die schweizerische Freimaurer-Großloge ‚Alpina‘ erließ ein verkehrtes Manifest, mit den schiefsten, gegen Deutschland gerichteten Anschauungen und ein Theil der schweizerischen Presse log und schmähte über Deutschland in empörendster Weise. Einer solchen Gemeinheit machte sich der durch seine Dresdener Schwindelbestrebungen bekannte Dr. Eduard Löwenthal schuldig. Er hat seiner derangirten Verhältnisse wegen Dresden verlassen und ist in die Schweiz gegangen, um sich dort durch die Gründung eines preußen-feindlichen Blattes bei den Preußenfeinden beliebt zu machen. Nachdem er in Basel vergeblich nach einem Verleger für ein solches Blatt gesucht hatte, hat er ihn endlich in Zürich gefunden. Das neue Blatt führt den pomphaften Titel: ‚Die Freiheitswacht‘ und beginnt mit der erwähnten Insinuation: Preußen habe den Krieg angefacht."

Im November zogen Elsäßer, die sich hatten bereden lassen, dem Aufruf Gambettas nachzukommen, truppweise durch die Schweiz, um über Genf zu einer republikanischen Armee zu stoßen. Der eidgenössische Bundesrath verbot es endlich, um aber die Herrn Franzosen nicht zu kränken, verbot er auch den badischen Reservisten durch die Schweiz zu passiren. Bei Ruffach wurden 30 junge

Elsäßer, die nach Frankreich wollten, von den Preußen abgefangen und gestanden ehrlich, ihr Maire und ihr Pfarrer hätten sie fortgeschickt. In Basel wurde die Neutralität so schlecht gehandhabt, daß französische Offiziere in Civil hier Rekruten für Frankreich warben, sie ganz offen sammelten und zum Appell riefen. Von hier wurden sie dann in Compagniestärke sogar durch die Bundesstadt Bern nach Genf geschafft, wo umgekehrt das Personal deutscher Ambulanzen kaum vor Insulten sicher war.

Schweizer gaben sich auch dazu her, aus Oesterreich über Graubündten Waffensendungen nach Frankreich zu vermitteln. „Vom 29. Oktober ab langten, von Aarau, Luzern und Chur kommend, im Bahnhof von Lausanne Eisenbahnwagen in beträchtlicher Zahl an, deren Inhalt außen an den Waggons als ‚Eisenbarren, Maschinenstücke, alte Eisenwaaren, Theer rc.' deklarirt war. Sämmtliche Waaren waren an zwei Personen in Lausanne adressirt. Die Wagen enthielten in Wirklichkeit 4200 Gewehre, 112,500 Patronen und 630,000 Zündkapseln und wurden auf Befehl der Kantonspolizei bei der Ankunft im Bahnhofe mit Beschlag belegt und in's Arsenal nach Morges dirigirt. Nationalrath Eytel, Namens Herrn Jules Mathey, verlangte im Rechtswege vom Bahnhofvorsteher die sofortige Herausgabe des Inhalts der Wagen. Als dies verweigert wurde, auch von Seiten des Vertreters des Staates, theilte Herr Eytel dem eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement mit, daß er eine Civilklage zur Wiedererlangung der Waaren anzustrengen beabsichtige. Der Bundesrath ertheilte sofort dem Staatsrath von Waadt die Weisung, einer solchen Klage keine Folge geben zu lassen, da der fragliche Sequester aus allgemein politischen Gründen und im Interesse der Eidgenossenschaft gelegt worden sey, die Maßregel daher einen rein administrativen Charakter trage, und der Bundesrath bei ihr keine andere Autorität anerkennen könne, als die seinige. Daraufhin erklärte der Gerichtspräsident von Lausanne sich für incompetent, die Aufhebung der Beschlagnahme zu verfügen.

Der Bundesrath hat seine Pflicht gethan, aber ein Mitglied der obersten souveränen Behörde der Schweiz (Herr Eytel ist Advokat, politisch enragirt deutschfeindlich) sehen wir bemüht, dem Waffenschmuggel für Frankreich seinen advokatischen Vorschub zu leisten." — Das internationale Comité zu Genf bestellte in Basel ein besonderes Comité zur Fürsorge für die französischen Gefangenen in Deutschland, ohne daß es ihm einfiel, auch für die deutschen Gefangenen in Frankreich zu sorgen. „Ist nicht neuerdings in Orleans von französischer Seite im grellen Widerspruch mit allen Vorschriften der Genfer Convention eine bayrische Ambulanz geplündert worden, während man deutsche Verwundete aus dortigen Lazarethen nach fernen Orten in Gefangenschaft schleppte? Bei solcher Handlungsweise eines der kämpfenden Theile dürfte es sich in der That lohnen, internationale Abhülfs-Delegirte lieber nach Frankreich zu entsenden."

Man schrieb am 8. Dezember aus Romanshorn am Bodensee: „Gestern Mittag glaubten sich die Bewohner von Romanshorn in einen französischen Ort versetzt, wo Aufkauf von Remontepferden stattfindet. In aller Stille wurden vom Bataillonscommandanten Heinrich Guhl (Besitzer des Hotel Romanshorn), sowie Kantonsrath Pferdehändler Schöneberger von Rorschach die Pferdebesitzer in weiter Umgegend eingeladen, ihre Pferde hieher zu bringen. Standquartier in Romanshorn, in dem Wirthsschaftszimmer waren die französischen Händler, Guhl und Schöneberger besichtigten die vorgeführten Pferde, kauften sie nach vorheriger Rücksprache mit den Franzosen und wurden in kurzer Zeit circa 150 Pferde gekauft, die heute früh 8 Uhr nach St. Gallen gebracht, dort ausbezahlt werden. In St. Gallen wurden gestern circa 200 Pferde gekauft, die sofort nach Frankreich eingeführt werden."

Am 5. Dezember trat der Bundesrath zusammen und Präsident Anderwerth betonte in der üblichen Anrede die Mangelhaftigkeit der eidgenössischen Wehrverfassung, ganz so wie das schon

Präsident Stämpfli vergeblich gethan hatte. Nach den letzten Erfahrungen des französischen Kriegs sey die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und eine tüchtigere Pflege des Heerwesens noch dringender geworden, als sie es schon nach dem böhmischen Kriege waren. Der Bundesrath wählte Weltli zu seinem Präsidenten. Gonzenbach von Bern tadelte, daß die Schweiz so voreilig die neue französische Republik anerkannt habe.

Am 23. Dezember sah sich die preußische Verwaltung im Elsaß genöthigt, die Eisenbahnverbindung zwischen Mühlhausen und Basel gänzlich aufzuheben, denn unter dem Aushängeschild der schweizerischen Centralbahn hantirten die bisherigen Angestellten der französischen Ostbahn. Zugführer, Heizer und das Bureaux-Personal waren sämmtlich französische Angestellte, die mit verbissenem Ingrimm auf ihren Plätzen ausharrten, einzig in der Hoffnung, den Deutschen schaden zu können. Nur der Postconduckteur war ein Schweizer. Man gab sich nicht einmal die Mühe, die französischen Angestellten in Centralbahnuniform zu stecken.

Unter den Schweizer Blättern brachte unter anderm die neue Züricher Zeitung eine Correspondenz aus St. Gallen vom 26. Januar, worin es hieß: „Seit dem Tage von Sedan, seit der Proklamation der französischen Republik, noch mehr aber seit der großartigen und ruhmhaften Aufraffung des unglücklichen französischen Volkes und vor Allem seitdem die deutsche Kriegführung den ausgeprägten Charakter der Eroberung und der Schlächterei angenommen hat, finden Sie in unserer St. Gallischen Hauptstadt und in der Bevölkerung des ganzen Kantons von nahezu zweimalhunderttausend Seelen wohl kaum hundert Menschen, die nicht mit ihren innersten Sympathien auf der Seite Frankreichs und seines schwer geprüften Volkes stehen. Hindert das unser St. Gallisches Volk gleichwohl nicht, auch die großen Leiden des deutschen Volkes mit zu empfinden und schwer zu beklagen, so kann es doch die schwersten Vorwürfe über die Fortführung des mörderischen Krieges, die

nach seiner redlichsten Auffassung Deutschland zur Last fällt, und über den Vandalismus desselben nicht unterdrücken. Es wird wohl für Jedermann selbstverständlich seyn, daß die Freundlichkeit des St. Gallisch-süddeutschen Grenzverkehrs am Bodensee bei solcher Stimmung hierseits, der jenseits am schwäbischen Ufer der deutsche Machtschwindel und der germanische Größenwahnsinn begegnet, sehr gelitten hat."

Wo die Presse in deutscher Sprache den deutschen Namen so frech lästerte, deutsches Recht so blind mißkannte, war es begreiflich, daß der Pöbel für erlaubt hielt, auf alles Deutsche zu schimpfen und sich gleich dem feigen französischen Pöbel an wehrlosen Deutschen zu vergreifen. Dazu wurden von Agenten Gambettas, Liebknechts und der internationalen Arbeitervereine auch die Fabrikarbeiter aufgereizt. Ueberdies war die jüngst gewählte Regierung im Kanton Zürich eine ultra-radikale, die der Pöbel nicht fürchten zu dürfen glaubte, und um so weniger, als gerade damals eine Menge Franzosen von der über die Schweizer Grenze geflüchteten Armee Bourbakis in Zürich internirt waren, auf deren Beistand der Pöbel rechnete. Als daher am 9. März etwa 900 Deutsche und deutschgesinnte Schweizer in der Tonhalle zu Zürich das deutsche Sieges- und Friedensfest feierten, wurde das Gebäude vom Pöbel umringt und vier Stunden lang mit Steinen bombardirt, ohne daß die herbeigerufene Miliz etwas anderes that, als zusehen. Zweimal commandirte ein Hauptmann die Mannschaft zum Laden, zweimal commandirte dagegen der Feldwebel: „Ladet nüt!" und das Laden unterblieb. Ein anderer Offizier bemerkte, nach bestimmten Zeugnissen, seinen Leuten: „Den Frauen lasset Ihr nüt geschehen; mit den Andern könnt Ihr machen, was Ihr wollt!" Alle Fenster wurden zertrümmert, Personen in der Halle verwundet. Plötzlich drangen 30 französische Offiziere mit gezogenem Säbel an der Spitze des Pöbels durch eine erbrochene Thür ein, wurden aber von den Gästen, unter denen sich viele Studenten und Turner be-

fanden, mit Stuhlbeinen und Notenpulten zurückgeschlagen, die Degen ihnen entwunden, sie selbst furchtbar durchgeprügelt und 20 gefangen genommen. 12 Deutsche wurden dabei verwundet, noch mehr Franzosen, und ein Franzose getödtet. Am folgenden Tage stürmte der Pöbel die Tonhalle noch einmal und zerstörte alles darin, bis Truppen erschienen und 30 Aufrührer, darunter 16 französische Mobiloffiziere verhafteten. In der Nacht des 11. wollte der Pöbel die Gefangenen befreien, bestürmte das Gefängniß und auch das Rathhaus. Die Truppen mußten feuern und es gab 2 Todte und 25 Verwundete. Endlich erschien ein eidgenössischer Bundescommissär, Dr. Heer von Glarus, und wurden noch mehr Truppen aufgeboten.

Der unfähige Polizeidirektor Jorrer entließ die Gefangenen aus Angst, der Bundesrath verlangte von der Züricher Regierung, sie solle strenge untersuchen, schritt aber selbst nicht weiter ein und zog die bereits aufgebotenen eidgenössischen Truppen wieder zurück. Eine Anzahl französischer Offiziere in Zürich verwahrten sich, sie hätten an dem Scandal keinen Theil, sondern ihn sehr mißbilligt. Eine Adresse an den Regierungsrath, von zahlreichen Unterschriften edler Züricher bedeckt, drückte ihre Entrüstung über den Vorfall aus. — Auch zu Kreuzlingen im Thurgau brachte der Pöbel denen, die das Friedensfest begingen, tumultuarisch eine Katzenmusik.

Der Schwäb. Merkur bemerkte sehr richtig: „Einige Erwägungen können wir, uns der freundlichsten Gesinnungen gegen die Nachbarn von jeher bewußt, nicht zurückhalten. Einmal hat hier die Schweiz selbst sehen können, wessen sie sich von den Franzosen zu versehen hat, wenn schon internirte, gastfreundlich gepflegte, mit Freundlichkeiten überschüttete französische Offiziere einen solchen geradezu nie dagewesenen Bruch des Gastrechts, eine solche furchtbare Rohheit im Hause des Gastfreundes sich herausnehmen. Vielleicht gewinnen unsere Nachbarn nunmehr richtigere Begriffe über französische Anmaßung und eine wahre Würdigung der Menschlichkeit,

mit welcher das deutsche Heer eben solchen Gegnern gegenüber handelte. Zum Andern wird man hoffentlich jetzt fühlen, welches Unrecht ein Theil der schweizerischen Presse, besonders der kleinen, verübte mit den ewigen Hetzereien gegen die Deutschen und der Liebäugelei mit den Franzosen. Zum Dritten sehen wir, wohin es führt, wenn unter dem angemaßten Namen der Freiheit die jedes staatsmännischen Elements entbehrende Zügellosigkeit Herrscherin wird. Ohne die gerade in Zürich großgezogene Straßendemagogie und die bereite Beihülfe der vaterlandslosen ‚Internationalen‘ hätten die französischen Abenteurer keine Bande gefunden, welche sich von ihnen zu solchen Schandthaten anführen ließ."

Man versprach sich übrigens von dem ärgerlichen Vorfall doch einen Nutzen, nämlich er werde nicht nur der Züricher Regierung, die durch Beschmeichelung des Pöbels emporgekommen war, sondern auch manchem der mißhandelten Deutschen selbst, die als Schwärmer für den vorgeblich republikanischen Musterstaat und für das Milizsystem nach der Schweiz gekommen waren, zu einer guten Lehre dienen.

Die A. A. Z. bemerkte: Das Schlimmste an den neuzürcherischen Zuständen ist nicht die Unfähigkeit der Regierung, deren baldigen Sturz man jetzt schon von allen Dächern predigt, sondern die betrübende Thatsache, daß das wirkliche Staatsbewußtseyn, der staatsrechtliche Gedanke an die Gewalt des Ganzen über die Einzelnen und die Achtung vor den Gesetzen in den beiden letzten Jahren immer mehr aus den Gemüthern des Volkes geschwunden sind und daß das Beispiel von Zürich auch viele andere Kantone angesteckt hat. Popularitätshascherei und Volksschmeichelei haben der Menge so viel von der erhabenen Volkssouverainetät vorgeschwindelt, daß Jeder sich zum Herrschen berufen glaubt und seinen eigenen Willen an Stelle des Gesammtwillens zum Gesetz erheben möchte. Man denkt nicht mehr an Lasten und Pflichten für das Ganze, sondern nur an Rechte und Freiheiten. Neid und

Mißgunst gegen den größeren Besitz, gegen die höhere Bildung, gegen überlegene Arbeitskraft und geschäftliche Tüchtigkeit werden zu bewegenden politischen Triebfedern, und der Ordnung liebende fleißige Bürger, der nicht in dieses Geschrei einstimmt, sieht sich von tausend Tyrannen umgeben, die jeden Augenblick seine persönliche Freiheit und Sicherheit bedrohen können, während sie über die Monarchie schimpfen, wo man solcher Massentyrannei noch keinen Geschmack abzugewinnen vermag.

Ungemein naiv war folgende Aeußerung des Präsidenten Sulzer, des eigentlichen Gründers der neuzüricher Verfassung, im Kantonsrath vom 14. März: „Wäre die Stellung der Deutschen noch dieselbe wie vor zehn Jahren gewesen, so wäre eine solche Spannung nicht eingetreten; seither aber sind die Forderungen und Ansichten der deutschen Nation ganz andere geworden. Sie war von der Ueberzeugung erfüllt, daß ihr nicht die Achtung gezollt werde, auf die sie Anspruch machen könne. Dies hat sie nun in glänzendem Siegeslauf erreicht. Was heißt aber das: eine Machtstellung ersten Ranges in Europa erringen? Das heißt, jedem Anderen, so bald es beliebt, Furcht einflößen. Wer diese Stellung einnimmt, muß sich nicht wundern, daß man ihm nicht mit Liebe entgegen kommt. Von der Furcht zum Haß ist aber nur ein kleiner Schritt. Wenn daher in unserer Bevölkerung Befürchtungen aufgetaucht sind, so ist dies nichts Unerklärliches. Es kommt zu diesem noch eine andere psychologische, nicht zur Unehre gereichende Regung — das Mitleid mit der zu Boden getretenen Nation. Es ist in einem großen Theil unserer Geschichte niedergelegt, daß das schweizerische Volk mit stärkeren Banden der Freundschaft mit jener Nation verbunden ist, die nicht unsere Sprache spricht und zu einem anderen Stamme gehört."

Inzwischen wurden die vielen französischen Gefangenen aus der Schweiz heimtransportirt, sobald die Wege auf französischem Gebiet wieder fahrbar geworden waren. Nur vier Offiziere blieben

als Theilnehmer an den Excessen gefangen in Zürich zurück. Mitte April erfuhr man, das Bundeskriegsgericht habe die Angeklagten Didier, Rainmond, Poirel und Peyvre zu drei Monaten Gefängniß, Tragung der Kosten, sowie zur Entschädigung des verwundeten Riedel mit 3000, der Tonhalle mit 700 und des Wirthschaftseigenthümers zu 100 Franken verurtheilt. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.

In gewohnter Großmuth erwiderte damals das deutsche Reich die Züricher Unverschämtheit damit, daß sie im Ausland den Schutz der Schweizer überall da übernahm, wo es keine Schweizer Consuln gab.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika war die Stimmung zu Anfang des Krieges der gerechten Sache der Deutschen günstig. Erst als Frankreich sich zur Republik erklärte, traten auch bei den Yankees die republikanischen Sympathien mächtiger hervor. Im Allgemeinen war die demokratische Partei am meisten für Frankreich eingenommen und nur in der republikanischen behielt Deutschland noch seine Freunde.

Präsident Grant hielt in seiner gewohnten Rechtlichkeit die Neutralität aufrecht. Den bewaffneten Auszug den Franzosen zu Hülfe verbot er in einer Proklamation vom 13. Oktober: „Da gewisse übelwollende Unionsstaaten Truppenkörper organisiren unter dem Vorwande, sie besäßen die Vollmacht der Regierung hierzu, und militärische Expeditionen gegen Gebiete von Mächten, mit denen die Union in Frieden lebt, in's Leben gerufen, sowie zu dem angegebenen Zwecke Gelder gesammelt, Leute angeworben und Schiffe ausgerüstet haben, so wird verkündet, daß alle Betheiligten Seitens der Regierung keine Schonung hinsichtlich der Folgen ihrer Schuld zu erwarten haben. Die Regierungsbeamten sollen jede Anstrengung machen, um die Uebertreter des Gesetzes festzunehmen und vor Gericht zu bringen."

Auch wurde gerühmt, daß der amerikanische Kriegsdampfer

„Mohican" sich des deutschen Handels in Mexiko angenommen habe. Gegen Ende Mai wurde in San Blas, wo ein früherer Straßenräuber als „General" nach Belieben schaltete, eine Piraten-Expedition per Dampfer nach Guaymas unternommen, welcher Hafen überrumpelt und 2½ Tag geplündert wurde, bis endlich die Bürgerschaft die Räuber verjagte. Mit der Beute, die zum großen Theil einem deutschen Handlungshause geraubt war, kehrten die Helden wohlbehalten zurück. Die Reklamationen des norddeutschen Bundesconsuls in Tepic an die mexikanischen Behörden, denen der „General" nur, so weit ihm gut dünkte, Folge leistete, bewirkten endlich, daß ein Theil des deutschen Gutes, theilweise durchnäßt und beschädigt, den Räubern wieder abgenommen wurde. Den wirksamsten Dienst aber leistete der besagte Kriegsdampfer, welcher das Piratenschiff in den Grund schoß und so unsere, in dortiger Gegend so zahlreichen Landsleute von ferneren Besuchen desselben bewahrte.

Allein, wie wir schon bei Besprechung der englischen Neutralität bemerkt haben, war nach den Gesetzen der Union unbeschränkte Ausfuhr von Waffen an jede der kriegführenden Parteien erlaubt, und die speculativen Yankees, zu denen sich leider auch ein deutsches Haus gesellt haben soll, verfehlten nicht, von der Noth der besiegten und doch noch kampflustigen Franzosen Nutzen zu ziehen, und schickten eine ungeheure Menge Waffen und Munition in die französischen Häfen, wobei auch, seit Frankreich zu einer Republik erklärt war, republikanische Sympathien mitwirkten. Die Hamburger Börsenhalle schrieb im Dezember, bis dahin seyen aus Nordamerika nach Frankreich ausgeführt 378,500 Gewehre und Carabiner, 45,000,000 Stück und 11,000 Dosen Patronen, 55 Kanonen, 5 Gatlingbatterien und 2000 Pistolen. Wahrscheinlich haben noch andere Verladungen stattgefunden, welche nicht gemeldet worden sind. Seitdem sind noch viel mehr Waffen aus Nordamerika für Frankreich eingeschifft und namentlich in Bordeaux gelandet worden, wodurch allein es möglich wurde, Gambetta's Massenaufgebote mit Gewehren zu

versehen. Aus Baltimore wurde am 15. Januar 1871 geschrieben: Sogar entbehrliche Regierungswaffen seyen von der Administration in Washington an die Franzosen verkauft worden.

Präsident Grant konnte diesen Handel freilich nicht verhindern, erklärte aber am 7. Februar 1871 seine warmen Sympathien für Deutschland in einer Botschaft an den Senat und das Repräsentantenhaus. Darin hieß es: „Die Einigung der deutschen Staaten unter einer Regierungsform, die in vielen Punkten derjenigen der nordamerikanischen Union gleicht, ist ein Ereigniß, welches nicht verfehlen kann, die Sympathien des Volkes der Vereinigten Staaten zu erwecken. Diese Einigung hat sich in Folge der stetigen und ausharrenden Anstrengungen der Bevölkerung von 24 deutschen Staaten im Verein mit ihren rechtmäßigen Regierungen vollzogen. Das amerikanische Volk muß dieses Resultat als einen in Europa unternommenen Versuch der Nachahmung einiger der besten Bestimmungen seiner eigenen Verfassung betrachten, abgesehen von den Modificationen, welche die Geschichte und der sociale Zustand Deutschlands zu erfordern scheinen. Eine jede der Localregierungen der verschiedenen Glieder des Bundes ist durch die Macht selbst geschützt, welche dem Oberhaupte übertragen ist. Dieses erhält im Falle eines Defensivkrieges die nothwendige Gewalt, aber nicht die Autorität, welche ihm einen Eroberungskrieg zu beginnen gestatten würde. Die Wünsche nach nationaler Einheit, welche stets die vielen Millionen gleichsprachiger und benachbarter, aber durch dynastische Eifersüchteleien und den Ehrgeiz kurzsichtiger Führer getrennter und getheilter Menschen erfüllt haben, sie sind endlich befriedigt. Deutschland umfaßt heute eine Bevölkerung von ungefähr 34 Millionen (nach der Zählung vom 3. Dezember 1867 hatten die Staaten des jetzigen Deutschen Reiches 38,581,522 Einwohner), welche, wie die unserige, für ihre Beziehungen nach auswärts unter Einer Regierung geeinigt ist, während ein jeder der Staaten das Recht und die Macht der Controle über seine Localinteressen, seine

Eigenthümlichkeiten und besonderen Einrichtungen behält. Die Vereinigung großer Mengen freier und gebildeter Menschen unter einer einzigen Regierung muß aus den Regierungen das machen, was sie in Wirklichkeit seyn sollten: der Ausdruck des Volkswillens und die Organisation der Macht des Volkes. Die Annahme des amerikanischen Systems durch ein freies Volk in Europa, welches gewohnt ist, sich selbst zu leiten, wird schließlich zur Folge haben, demokratische Einrichtungen zu verbreiten und den friedlichen Einfluß amerikanischer Ideen zu erhöhen.

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland sind freundschaftlich und herzlich. Die Handelsverbindungen der beiden Länder nehmen von Jahr zu Jahr zu. Die große Zahl der Bewohner und Bürger deutschen Ursprungs, der fortwährende Zug der Auswanderung, welcher Bewohner dieses Landes in das unserige führt, haben in den socialen und politischen Beziehungen der beiden Völker eine Intimität herbeigeführt, welche derjenigen ähnelt, falls sie ihr nicht gleichkommt, die einst die Nationen verband, von denen unsere Gründer abstammten. Die Ausdehnung unserer Beziehungen, ebenso wie die Größe der deutschen Union, scheint es zu erfordern, daß die Stellung unserer Vertreter bei dieser Regierung nicht länger der Wichtigkeit ihrer Mission nachsteht und daß die Gleichheit zwischen unseren Gesandten in Deutschland und denen, die wir in Großbritannien und Frankreich haben, hergestellt werde. Es wird ihnen gerecht erscheinen, unseren Gesandten in Berlin auf denselben Fuß zu setzen, wie die zu London und Paris. Die Vereinigung der verschiedenen deutschen Staaten unter Einer Regierung und die Zunahme der Handelsbeziehungen werden auch die Verantwortlichkeit des Gesandten vermehren. Aus diesem Grunde wünsche ich, daß die Besoldungen des Gesandten und des Gesandtschaftssecretärs zu Berlin auf die respective Höhe der gleichen Posten zu London und Paris gebracht werden." Die französische Presse war über diese Kundgebung ganz wüthend.

Die Deutschen in Amerika aber jubelten um so mehr. Ueberall feierten sie die Siege ihrer Landsleute in der alten Welt. Am glänzendsten in Newyork, wo überhaupt bei dieser Gelegenheit die Zahl und das Ansehen der Deutschen sehr bemerklich wurde. Auch im fernen S. Franzisko wurden unsere Siege durch einen großen Umzug gefeiert. Der Zug erstreckte sich über 2½ Meilen und entwickelte eine nie gesehene Pracht in Dekorationen und Flaggen. Reiter vertraten die deutschen Soldatentrachten aus allen Zeiten der deutschen Geschichte. Viele Beamten schloßen sich dem Zuge an und einige Kompagnien amerikanischen Militärs bildeten Spaliere oder nahmen die Ordnung wahr. Kein Geschäft der Stadt war an diesem Tage offen, die Stadt war festlich geschmückt und die ganze Bevölkerung zollte dem Feste ihr volles Interesse. — Besonders charakteristisch war die Feier der deutschen Siege in Cincinnati: Ein imposanter Festzug mit Tausenden von Fackeln, glänzenden Transparentbildern und reich an Ausstattungen aller Art setzte sich am Abend des 4. Februar in Bewegung. In drei Abtheilungen waren die ungeheuren Massen geordnet, und zwar in folgender Reihenfolge. Voran marschirte eine Polizeiabtheilung, an welche sich der Groß-Marschall, Kap. A. G. Adae, begleitet von zwei Fackelträgern und gefolgt von seinem Stabe, anschloß. Alsdann folgte der Verein Orpheus mit einem Musikchor an der Spitze. Auch die patriotisch gesinnten Damen des Vereins hatten es sich nicht nehmen lassen, in dem Zuge zu erscheinen. In einem sechsspännigen, offenen Wagen kamen sie wie ein wandelnder Blumengarten daher gefahren, nach beiden Seiten zum Jubelgruße mit den Taschentüchern wehend. Der nächstfolgende Verein war der Cincinnati Liederkranz, der ein schönes sinnreiches Transparent, das eiserne Kreuz darstellend, dessen Mitte das Bild Moltke's zierte, mit sich trug. Dieser Schaar schlossen sich dann der Harugari Männerchor, St. Cäcilien Männerchor und der Mendelssohn Klub an. Jetzt folgte der Cincinnati Männerchor mit fliegender Fahne und einem

herrlichen Musikcorps an der Spitze. Die Anzahl seiner Fackelträger mochte wohl etwa 300 seyn. An den Männerchor schloß sich der „Junge Männerchor“ an, der den Bundespräsidenten Steinkamp als Moltke verkleidet in seiner Mitte führte. Dann kamen die Bierbrauer, welche in reich decorirten Wagen folgten und wahrscheinlich zur Stärkung „etwas Gutes aus ihren Kellern“ mitgenommen hatten. Damit der herrliche Zug, welcher einen ächt friedlichen Charakter trug, auch eine kleine Abwechslung habe, erschienen jetzt einige Schwadronen „Ulanen“, mit „Lanzen und Schwertern“, von denen Viele recht martialisch aussahen. Diese tapferen Reiter wurden überall mit lautem Jubel begrüßt, wozu namentlich auch ihre humoristischen Transparente viel beitrugen. In größter Anzahl waren sodann die Turner ausgerückt, deren Reihen gar kein Ende nehmen wollten. Ihnen folgten die Veteranen des 9. Ohio Regiments, das Mac Cook Encampment und das Schimmelpfennig Encampment. Hierauf kam der Jahn Turnverein. Imposant, wie auch an Zahl sehr bedeutend, war der Zug der Buchdrucker, die eine sehr bedeutende Auswahl von Transparenten hatten. Ihnen folgten jetzt viele katholische Vereine, wie auch noch Hunderte von Bürgern zu Pferde und diesen reihte sich eine unabsehbare Wagenreihe an. Unter den Transparenten las man:

Ob Katholik, ob Protestant, —
Es gilt dem deutschen Vaterland!
Was kraucht in Frankreich jetzt herum?
Eine neue Konstitutium.
Ein einig Volk von Brüdern laßt uns sein,
Und halten am Ohio fest „die Wacht am Rhein“.

Jenseits des Kanals gab es fast kein Haus, das nicht reichlich mit Flaggen verziert und vom Dunkelwerden an illuminirt war. Die Orpheushalle, Sängerhalle, Turnhalle und andere große Vereinslokale strotzten von Lichtern. Dem Programme gemäß hatte sich der Festzug nach der Sängerfesthalle begeben, wo eine in musi-

kalischen Vorträgen und Reden bestehende Feier gehalten wurde. Das Riesenlokal war Kopf an Kopf gedrängt voll und es mochten wohl 8000 Menschen in demselben anwesend gewesen seyn.

Auch in Mexiko wollten die Deutschen ein Sieges- und Friedensfest feiern, wurden von den dort anwesenden Franzosen überfallen, schlugen sie aber tapfer zurück. Die mexikanische Regierung zeigte keinen rechten Ernst gegen die Ruhestörer und ließ sogar die neue deutsche Reichsfahne vom deutschen Klub entfernen.

Dagegen haben die Deutschen in Australien durch ihren Consul v. Treuer in Adelaide schon im Oktober 1870 dem König von Preußen in folgenden schönen Worten Glück gewünscht: „Genehmigen Sie, hoher Herr und König, unseren wärmsten Dank für Ihre Wahrung der heiligen deutschen Ehre, die sich ja auch auf uns, auf alle Deutschen erstreckt, wie weit sie auch von dem theuren Vaterlande getrennt seyn mögen. Freudig thun wir, was uns allein zu thun vergönnt ist: Gaben auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen für diejenigen, welche durch diesen entsetzlichen Krieg gelitten haben, und mit diesem übersenden wir dem Herrn Bundeskanzler unseren ersten Beitrag für diesen Zweck. Wir flehen zu dem Allmächtigen, daß er Ew. Majestät noch lange zum Ruhm und Segen Deutschlands erhalten möge."




LIBRAR
APR
18
1984
OF TORONTO
VIVERSITY

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

